Einführung

in die

deutsche Litteratur,

vermittelt durch

Erläuterungen von Musterstücken

aus den

Werken der vorzüglichsten Schriftsteller.

Für den Schul- und Selbstunterricht.

Von

August Lüben und **Carl Nacke.**

Zugleich als

Kommentar zu dem Lesebuche für Bürgerschulen

von denselben Herausgebern

und zu der

Auswahl charakteristischer Dichtungen und Prosastücke

von **A. Lüben.**

Neunte, vermehrte und verbesserte Auflage

von

H. Huth,

Rektor der Bürgerschulen in Langensalza.

Zweiter Teil.

Leipzig.

Friedrich Brandstetter.

1882.

Inhalts-Verzeichnis.

Siebenter Zeitraum.

Von 1770 bis zu Goethes Tode (1832).

Siebenter Zeitraum.

Von 1770 bis zu Goethes Tode (1832).

XXXIV. Johann Jakob Engel.

Tobias Witt.

Engel, Der Philosoph für die Welt. Lpzg., 1787. I. 71. Berlin, 1851. I. 44. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 39. Lüben, Auswahl. II. 1.

1. Fragen zum Verständnis.

Einleitung (der erste Abschnitt).

1. Was wird im ersten Abschnitt von Witt gesagt?
   a. Er war aus einer mäßigen Stadt gebürtig,
   b. war nie weit über die nächsten Dörfer hinausgekommen,
   c. hatte mehr in der Welt gesehen als mancher, der sein Erbteil in Paris und Neapel verzehrt hat,
   d. erzählte gern allerhand Geschichten.
2. Was heißt es: „Die Welt sehen?“ Die Menschen nach ihren Gesinnungen und Handlungen beständig beobachten.
3. Was heißt es hiernach: „Weltkenntnis“ haben?
4. Warum erwirbt mancher auf weiten Reisen nicht so viel Weltkenntnis, als ein anderer im engen Kreise? Weil er sich nur dem Vergnügen hingiebt und ohne Verstand und Nachdenken sieht, also nicht beobachtet.
5. Woraus geht hervor, daß Witt Weltkenntnis besitzt? Aus den im Stücke mitgeteilten Beobachtungen über andere.
6. Was wird von Witts Geschichtchen gesagt?
   a. Sie haben wenig dichterisches Verdienst, aber
   b. desto mehr praktisches;
   c. es gehörten je zwei und zwei zusammen.
7. Warum haben Witts Geschichtchen wenig dichterischen oder poetischen Wert? Soll eine Geschichte oder Erzählung poetischen Wert haben, so muß sie, wie jede andere Poesie, die

Darstellung des Schönen durch Worte oder durch die Rede bezwecken, sich also notwendigerweise in Stoff und Form vom Realen zum Idealen erheben. Dies ist in Witts Geschichtchen nicht der Fall. Sie sind im Grunde nichts weiter als kunstlose Mittheilungen über Personen des alltäglichen Lebens.

8. Worin besteht der praktische Wert von Witts Geschichtchen? Darin, daß aus ihnen unmittelbar Nutzen für das gewöhnliche Leben gezogen werden kann. Davon kann bei wahren Poesieen niemals die Rede sein. Wer bei ihnen noch fragt: „Was kann ich daraus lernen?" „Was nützt mir das Lesen derselben?" dem ist das Verständnis für diese göttliche Kunst noch nicht aufgegangen.

I. Teil (vom 2. Abschn. bis: „Das ist das ganze Geheimnis").

9. Weswegen lobt Till den Witt?

10. Was läßt sich daraus abnehmen, daß Witt die Worte: „Ei! wäre ich denn wirklich so klug?" schmunzelnd spricht? Daß er das Lob mit einem wohlgefälligen, aber unschuldigen Selbstgefühl vernimmt, wie es sich so häufig bei wackern Selbstdenkern findet.

11. Welche Wirkung muß Tills Antwort: „Die ganze Welt sagt's", auf ihn haben? Sie muß ihn in seinem Selbstgefühl stärken.

12. In welcher Absicht kommt Till zu Witt?

13. Welchen Rat giebt Witt dem Till? Die Narren fleißig zu beobachten, und es dann anders zu machen als sie.

14. Was ersehen wir aus Tills Frage: „Als zum Exempel?" Daß er die Anwendbarkeit dieses Rates oder dieser allgemeinen Belehrung gern aus einem besonderen Falle oder Beispiele erkennen möchte.

15. Wodurch erfüllt Witt den Wunsch Tills? Durch Mitteilung einer seiner Geschichtchen.

16. Welcher?

17. Was bezweckt Witt mit der Frage: „Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?" Er will prüfen, ob Till sein Geschichtchen auch richtig versteht, und ob er die „Leute" (die Welt) kennt.

18. Was zeigt sich dabei? Daß keins von beiden der Fall ist.

19. In welcher Weise fährt nun Witt in seiner Belehrung fort? Er bezeichnet und verwirft zunächst das Tadelnswerte seines Veit, und sagt dann, wie er sich im Gegenteil habe verhalten wollen.

20. Von welchem bereits angewandten Verfahren macht Witt hierauf abermals Gebrauch? Er fordert Till zur Beurteilung auf, stellt ihm gewissermaßen eine Falle.

21. Wie ist Tills Antwort hierauf? Voreilig.

22. Wodurch berichtigt Witt dies voreilige Urteil? Durch eine zweite Geschichte.
23. In was für einem Verhältnis steht diese Geschichte zur ersten? Sie bildet ein Gegenstück dazu.
24. Mit welchen Worten leitet Witt dieselbe ein? „Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht."
25. Welchen Charakterzug Witts erkennt man, wenn man diese beiden Äußerungen gegen die voreilige Antwort Tills hält? Die Milde.
26. In welchem Verhältnis steht Flink zu den Lebensregeln, welche Witt aus Veits Verhalten sich gezogen? Er ist das Beispiel zu diesen Lebensregeln.
27. Was thut Witt zum Schluß der kleinen Geschichte von Flink wieder?
28. In welchem Verhältnis steht der Abschnitt, welcher mit dem Worte „Beinah!" anfängt, zu dem ersten Geschichtspaare?
29. Was wird Till gelernt haben in Betreff der Bildung von Lebensregeln aus Beobachtungen von Menschen? Daß einseitige Beobachtungen leicht irre führen.

II. Teil („Ein andermal — hat's so leicht nichts zu sagen").

30. Wozu fordert Witt den Flau auf?
31. Was entgegnet Flau hierauf?
32. Worauf bezieht sich die Entgegnung: „Ach, nicht doch!"?
33. Was soll Flau immer thun?
34. Wodurch antwortet Witt auf die Frage: „Wie ich's Gesicht trage?" Durch die Geschichte vom Bürgermeister Trick.
35. Welchen Zweck hat die Frage am Schluß dieser Geschichte? Flau soll die in der Erzählung liegende Lehre aussprechen.
36. Was für Fragen stellt Witt zum Schluß der beiden ersten Erzählungen? Verfängliche.
37. Was ersehen wir aus der Antwort: „Aber auch nicht allzuniedrig?" Daß die von Flau aus der Geschichte gezogene Lehre einseitig ist.
38. Wozu soll nun die Geschichte von Schall dienen? Zur Berichtigung dieser einseitigen Lehre.
39. In was für einem Verhältnis steht der mit „Ja freilich!" beginnende Abschnitt der beiden Geschichten von Trick und Schall? Er bildet den Schluß.

III. Teil („Noch ein andermal" bis zum Schluß).

40. Warum konnte dem Witt der Ton Wills nicht anstehen? Weil sich darin Geringschätzung kleiner Geldsummen und Gewinste ausspricht.
41. Was bedeutet der Ausdruck: „aber es rennt mir so von selbst in die Hände?" Es kommt ungesucht, ohne Mühe.

42. Nach Witts Denkungsart sind 100 Thaler keine Kleinigkeit; und doch sagt er: „Wenn's nicht mehr ist.“ Wie ist das in Einklang zu bringen? Es verhält sich mit dieser Äußerung ungefähr so, wie mit den schon beim ersten Geschichtspaare vorgekommenen: Wills soll das Richtige, die Wahrheit, selbst finden. Auch läßt seine Milde es nicht zu, jemandem schroff mit seiner Meinung entgegenzutreten.
43. Was bedeutet die Redensart: „unter Brüdern?“
44. Wie wirkt Witts unbestimmte Rede vom Reichwerden auf Wills? Er gerät in große Spannung, wie man aus seiner Art zu fragen erkennt.
45. Was erwartet er nach dieser Rede wohl schwerlich? Ein Histörchen.
46. Was bedeutet der Ausdruck: „die brachte ihn zum Thore hinaus?“ Brachte ihn an den Bettelstab, nötigte ihn, betteln zu gehen.
47. Warum fügt Till in der Geschichte von Grell dem Ausdrucke: „eine Kleinigkeit“, noch die Worte: „ein fünfzig Thälerchen“ und „ein Hunderter fünf“ hinzu? Damit Wills seine Ähnlichkeit mit Grell recht bald erkennen möge.
48. Was bedeutet der Ausdruck: „hob ihn glatt aus dem Sattel?“ Brachte ihn aus seinen angenehmen Verhältnissen.
49. Zu welchem Zwecke fragt Witt den Wills am Schluß dieser Geschichte? Sollte er wirklich vergessen haben, wie viel Geld Wills von ihm borgen wolle? Das ist nicht gut anzunehmen; er will vielmehr nur hören, ob seine Geschichte gewirkt hat.
50. Woraus ersehen wir, daß dies der Fall ist? Aus der veränderten Antwort: ich bat um hundert Reichsthaler.
51. Wozu dienten also die Redensarten: „Ja recht! Mein Gedächtnis verläßt mich?“ Um seine Absicht etwas zu verdecken.
52. In welchen Worten der Geschichte von Tomm tritt der Gegensatz, den sie zur vorigen bildet, am schärfsten hervor? „Viel Geld.“ „Ganzer hundert Reichsthaler!“ „Ganzer fünfzig Reichsthaler!“
53. Welchen Zweck hat die zweite Geschichte von Tomm? Wills vor Überschätzung des Geldes, vor Geiz zu warnen.
54. Was kann man aus der Äußerung Wills: „Ich halt's mit Herrn Tomm“, schließen?
    a. Daß er von seiner früheren Geringschätzung kleiner Geldsummen vollständig kuriert ist, und daß sich b. bei ihm sogar Neigung zur Überschätzung des Geldes zeigt.
55. Was beabsichtigt Witt mit dem Satze: „und wenn man einem Freunde aus der Not hilft“ u. s. w.? Er will dem

Herrn Wills nochmals einschärfen, daß er sich nicht Tomm allein zum Muster nehmen solle.

56. Bei welcher Gelegenheit thut er das schon einmal? Als er ihm sagt, daß man stets bereit sein solle, den Armen und der Obrigkeit zu geben.

2. Inhaltsangabe.

Nachdem die Schüler das Stück noch einige Male in der Schule oder zu Hause aufmerksam durchgelesen haben, werden sie aufgefordert, den Inhalt in einfacher Erzählung mündlich und schriftlich wiederzugeben.

„Als einst den Herrn Witt ein junger Bekannter, Herr Till, fragte, wie er es anzufangen habe, um auch so klug zu werden, wie er, der Herr Witt, sei, so gab ihm dieser den Rat, die Narren zu beobachten, und es dann anders zu machen als diese, und erzählte ihm, um seinen Rat anschaulicher zu machen, zwei lehrreiche Fälle aus seiner Jugend. Herr Veit, ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, sei immer ganz in sich gekehrt, ohne mit einem Menschen zu sprechen oder einem ins Gesicht zu sehen, herumgegangen und dafür von den Leuten nicht etwa für einen tiefsinnigen Kopf, sondern für einen Narren gehalten worden. Ein anderer, der Tanzmeister Herr Flink, habe es gerade umgekehrt gemacht, habe aller Welt ins Gesicht geguckt, mit jedermann geplaudert, sei aber dafür nicht etwa ein lustiger Kopf, sondern auch ein Narr genannt worden. Aus beiden Wahrnehmungen habe denn nun der Erzähler sich frühzeitig die gute Lehre gezogen, daß man die Mitte zu halten, mit den Menschen, aber auch mit seinem Innern zu verkehren habe. — (Hiecke, Der deutsche Unterricht, 292).

In ähnlicher Weise werden die beiden andern Abschnitte bearbeitet.

3. Gliederung.

Das ganze Stück zerfällt in eine Einleitung und 3 Hauptteile. Die Hauptteile sind ziemlich gleichartig gegliedert, da jeder aus einer Einleitung, aus zwei zusammengehörigen Erzählungen mit einigen kurzen Zwischenreden und einem kurzen Schlusse besteht. Nur die letzte Erzählung im 3. Teile weicht insofern von den übrigen ab, als sie selbst wieder aus zwei Erzählungen besteht.

Einleitung. Kurze Mitteilung über Witt u. dessen Erzählungen.
I. Teil. 1. Einleitung.
a. Till über Witts Klugheit.
b. Witts Rat für Till.

2. Geschichte von Veit.
3. Unterredung darüber.
4. Geschichte von Flink.
5. Unterredung darüber.
6. Folgerungen aus beiden Geschichten.

II. Teil. 1. Einleitung.
a. Flaus Klagen über Unglück.
b. Witts Aufforderung, das Glück zu suchen.
2. Geschichte von Trick.
3. Unterredung darüber.
4. Geschichte von Schall.
5. Unterredung darüber.
6. Folgerungen aus beiden Geschichten.

III. Teil. 1. Einleitung.
a. Wills' Anliegen.
b. Witts Erbieten.
2. Geschichte von Grell.
3. Zwischengespräch.
4. Geschichten von Tomm.
a. Tomms Wertschätzung des Geldes.
b. Zwischengespräch.
c. Tomms zu große Geldliebe.
5. Folgerungen aus diesen Geschichten.
6. Witts nochmalige Warnung vor Überschätzung des Geldes.

4. Zweck des Stückes.

Die Weisheit, welche jeder gebraucht, um in bester, würdigster Weise zu leben, kann auf zweierlei Art erworben werden: erstens durch eigene Erfahrung, und zweitens durch Benutzung der Erfahrungen anderer. Letzteres setzt ein gewisses Maß von Beobachtungsgabe und Urteilsschärfe voraus, erspart aber viele Unannehmlichkeiten. Leichtsinnige und Unverständige pflegen nur durch eigene Erfahrung klug zu werden, was in den meisten Fällen so viel heißt, als durch Schaden. Unser Verfasser wünscht mit jedem gebildeten Manne, daß die Menschen möglichst die Erfahrungen anderer sich zu nutze machen möchten, und teilt zu diesem Zwecke einige von ihm selbst gemachte mit.

5. Form der Darstellung.

Die Mitteilung dieser Lebensweisheit hätte Engel noch in anderer Weise bewerkstelligen können, als er es gethan hat; er konnte z. B. das, was er aus seinen Geschichten folgert, also die eigentliche Lebensweisheit, ohne Anführung aller Beispiele vortragen, also etwa sagen:

1. Mit den Leuten sprich laut, mit dir selbst aber nur im geheimen.
2. Umsichtiges Beobachten dessen, was um uns her geschieht, bewahrt vor vielen Unglücksfällen und fördert unser Glück.
3. Geld muß man weder zu gering, noch zu hoch schätzen.

Diese Darstellung ist aber so abstrakt, daß sie nur geübte Denker dürfte angesprochen haben, nicht aber das Volk, für das der Verfasser schrieb.

Eine andere Art der Darstellung hätte auch die sein können, zu welcher wir den Schüler bei Angabe des Inhalts (2.) veranlaßt haben. Aber die einfache Erzählung hat unserm Verfasser auch nicht genügt; er hat noch anziehender schreiben, das Interesse des Lesers noch in höherem Grade als hierdurch, erregen wollen. Und das ist ihm vortrefflich gelungen:

1. durch die dramatische Form, welche er dem Ganzen gegeben hat;
2. durch rätselhafte und darum spannende Äußerungen („Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig achtgeben, Herr Till, wie es die Narren machen.“ — „Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß danach aus sein.“ — „Gehn muß Er immer danach, aber sich nur hübsch inachtnehmen, wie Er's Gesicht trägt.“ — „Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler wert ist. Er kann reich damit werden.“ — „Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die brachte ihn zum Thore hinaus.“ — „Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäuden und Warenlagern“);
3. durch kurze Erzählungen, von denen jede zwar eine leitende Regel enthält, aber leicht irre führen kann, mit einer zweiten verbunden jedoch bei einigem Nachdenken das Richtige erkennen läßt.
4. durch eingestreute Fragen, welche teils die Teilnahme des Lesers rege erhalten, teils ihn witzigen, d. h. behutsamer in seinen Urteilen machen sollen.

Leben und Charakteristik Engels.

I.

Johann Jakob Engel wurde am 11. Sept. 1741 zu Parchim in Mecklenburg geboren. Sein Vater, Prediger daselbst, stand in dem Rufe eines gelehrten und denkenden Mannes, und seine Mutter wurde als geistvolle, edeldenkende, überaus wohl=

thätige Frau geschätzt. Schon als Kind zeigte er vortreffliche Geistesgaben. Bis ins 9. Jahr besuchte er die damals sehr herabgekommene Schule seines Wohnortes, kam aber dann nach Rostock zu einem Bruder seines Vaters, der Professor der Philosophie war. Von hier aus korrespondierte er sehr fleißig mit seinen Eltern, und erwarb sich dadurch eine für sein Alter bedeutende Fertigkeit im schriftlichen Darstellen seiner Gedanken. Als dieser Onkel im J. 1758 starb, verfertigte Engel auf den Tod desselben ein zwei Bogen starkes Trauergedicht, das bereits seine künftige Größe als Schriftsteller ahnen ließ.

Bald darauf (1758) bezog er die Akademie zu Rostock, und widmete sich zwei Jahre lang den theologischen Wissenschaften, ging dann aber nach Bützow, wo er sich vorzüglich mit Philosophie, Naturkunde und Mathematik beschäftigte. Von seinem 19. Jahre an versuchte er sich in seinem Geburtsorte im Predigen und erwarb sich dadurch den ausgezeichnetsten Beifall. Da er aber wegen seiner freien und aufgeklärten Ansichten in religiösen Dingen bei der pietistischen Richtung der Kirchenbehörden auf keine Anstellung als Geistlicher zählen durfte, so ging er 1765 nach Leipzig. Hier nahm er das Studium der Philosophie, der griechischen und der neueren Sprachen mit erneutem Eifer auf, schwächte jedoch durch zu angestrengtes Arbeiten seinen Körper und legte den Grund zur Hypochondrie. Seinen Unterhalt sicherte er sich durch schriftstellerische Arbeiten und durch Privatunterricht, später durch einige öffentliche Vorlesungen. Durch seine Schriften wurde er bald rühmlich bekannt und erwarb sich die Freundschaft gelehrter und verdienter Männer. 1776 erhielt er fast gleichzeitig einen Ruf als Professor nach Göttingen, als Bibliothekar nach Gotha, als Erzieher eines Grafen nach Paris und als Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin. Dem letzteren gab er den Vorzug, weil seine Mutter dies wünschte.

In Berlin lehrte er mit großem Beifall, ward bald Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften und schrieb mehrere seiner bekannten Werke. Später wurde er Lehrer der Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses und unterrichtete namentlich den Kronprinzen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm III., in der Moral, in der Ästhetik und andern Wissenschaften. 1787 wurde er Oberdirektor des großen Berliner Theaters, legte jedoch dies beschwerliche, mit vielem Verdruß verknüpfte Amt 1794 nieder und begab sich nach Schwerin, fest entschlossen, nie wieder nach Berlin zurückzukehren. Er schrieb hier den „Fürstenspiegel“ und einige andere, später gedruckte Schriften.

In dieser Zeit starb der König von Preußen, und Friedrich Wilhelm III. bestieg den Thron. Ungern sah derselbe seinen auf-

richtig geliebten und verehrten ehemaligen Lehrer fern von seiner Residenz. Engel erhielt ein sehr gnädiges Einladungsschreiben, nach Berlin zurückzukehren. Es wurde ihm außer dem Gehalte von der Akademie der Wissenschaften noch eine ansehnliche Pension zugesichert und keine andere Forderung weiter an ihn gestellt, als in Berlin den Musen zu leben, sich um die Akademie noch verdienter zu machen und als Schriftsteller zu nützen. Engel folgte 1798 diesem königlichen Rufe, und kam in Berlin den Forderungen seines erhabenen Gönners so gewissenhaft nach, daß seine Gesundheit darunter litt.

Im Sommer 1802 äußerte seine bejahrte Mutter den Wunsch, den geliebten Sohn noch einmal vor ihrem Tode zu sehen. Ungeachtet er sehr kränkelte, trat er doch die Reise nach Parchim an, kam jedoch so erschöpft an, daß er nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte am 28. Juni starb, betrauert von allen, die ihn genauer kannten.

II.

Engel hat eine vielseitige Schriftstellerthätigkeit entwickelt, und ist von seinen Zeitgenossen auf allen Gebieten bewundert worden, die er betrat. Am meisten hat er sich um die Prosa verdient gemacht die er im Sinne Lessings geschmackvoll behandelte, ohne ihn in seiner Schärfe und Vielseitigkeit zu erreichen. Seine Romane, Erzählungen, belehrenden Aufsätze und Reden geben hiervon das beste Zeugnis, da alle sich durch musterhafte Klarheit, Schönheit und Mannigfaltigkeit des Satzbaues und Wohllaut der Sprache auszeichnen. Als Dichter erhebt sich Engel nicht über die Mittelmäßigkeit. Das meiste dramatische Talent hat er in seinem bürgerlichen Roman „Herr Lorenz Stark" (1795 teilweise in den „Horen" von Schiller, 1801 selbständig erschienen) bekundet, der seiner Zeit vielfach gelesen und bewundert worden ist. Einigen galt er geradezu für ein Muster des Romans. Schiller urteilte ungünstiger und etwas zu hart über das Werk. In einem Briefe an Goethe schreibt er darüber: „Ein ziemlich leichter Ton empfiehlt es, aber es ist mehr die Leichtigkeit des Leeren, als die Leichtigkeit des Schönen." (Briefwechsel I. 280.) Engel wollte darin seinem Großvater Brasch, der ein reicher Kaufmann und Ratsherr in Parchim war, ein ehrendes Denkmal setzen, und stellte deshalb ein Gemälde bürgerlicher Verhältnisse dar. Das Werk zeugt von schärfster Beobachtung des Lebens in diesen Kreisen des deutschen Volkes; die Charaktere darin sind einfach gezeichnet, die Begebenheiten schlicht erzählt, ohne Verwickelung, so daß sich alles sehr ruhig entfaltet, ganz wie das Spießbürgertum es fordert. Den Schauspielen und Trauerspielen Engels gebricht es, bei aller Vortrefflichkeit des Dialogs, an poetischer Kraft und

Leidenschaft. Sein „Philosoph für die Welt“ bietet eine Reihe von Abhandlungen über vermischte Stoffe, von denen einige von J. A. Eberhard, Garve, Moses Mendelssohn und Friedländer herrühren. Höchst gelungen darin sind: „Tobias Witt“, „Der Traum des Galilei“, „Die Entzückung des Las Casas“, „Die Höhle des Antiparos“ u. m. a.

Litteratur.

A. Engels Schriften.

Engels Schriften. Berlin, 1801, 1844, 1851. 14 Bde. 14 M. Neue Ausg. Frankf., 1857. 12 Bde. 6 M.
Klassiker des In- u. Auslandes. Bd. XII. u. XIII. Berlin 1853. 80 ₰. Enthält „Lorenz Stark“ (30 ₰) u. den „Philosoph für die Welt“ (50 ₰).

B. Schriften über Engel.

Fr. Nicolai, Gedächtnisschrift auf J. J. Engel, Berlin, 1806. 65 ₰.
H. Döring, Gallerie deutscher Dichter u. Prosaisten. Bd. I. Gotha u. Erfurt, 1831. 4,50 M.

XXXV. Christian Garve.

Das Weihnachtsgeschenk.

Engel, Philosoph für die Welt. Lpzg., 1787. II. 18. Berlin, 1851. I. 128. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 40. — Lüben, Auswahl. II. 5.

1. Erläuterungen.

1. Das Weihnachtsgeschenk besteht aus „einigen leeren Blättern“, ist also wohl ein Tagebuch gewesen.
2. „Ein wenig Atem“, ein wenig Mühe oder Zeit.
3. „So lange der Mensch nicht reden konnte, so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß“, begehrte er bloß, was seinen Sinnen Befriedigung gewährte.
4. „Die Zunge und der Griffel“, Reden und Schreiben. Statt der Thätigkeit sind die Werkzeuge der Thätigkeit genannt worden.
5. Seine Begriffe wurden hell, — —; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Der noch unvollkommene Begriff wird oder wirkt methodisch in der schriftlichen Darstellung, insofern diese nämlich uns so oft zum weitern Nachdenken darüber und zur Vervollkommnung anregt, als wir sie zu Gesicht bekommen. Der Ausdruck ist nicht sehr glücklich gewählt.
6. „Die Ideeen entzünden einander, wie die elektrischen Funken.“ Elektrische Funken entzünden einander nicht, sondern

der elektrische Funke entsteht durch Vereinigung der beiden Arten von Elektrizität, der positiven und negativen.

2. Inhaltsangabe.

Garve fordert in diesem Stücke direkt zu Übungen auf, wie wir sie bisher überall angestellt haben, nämlich zur Angabe der Hauptgedanken eines größeren Ganzen oder zum Exzerpieren. Man benutze daher diese Veranlassung von neuem, die Schüler auf die große Bedeutung solcher Übungen aufmerksam zu machen und ihnen zu zeigen, wie man einem Gedanken „seinen Putz" nimmt, und mit ein paar Worten ausdrückt, was Seiten einnimmt.

Verfährt der Schüler mit dem „Weihnachtsgeschenk" in dieser Weise, so wird er ungefähr folgende Gedanken erhalten.

Das Führen eines Tagebuches ist überaus nützlich. Zeit und Mühe, welche wir darauf verwenden, werden reichlich eingebracht durch die Gedankenklarheit, welche wir hierdurch erlangen. Reden und Schreiben sind die wahren Bildungsmittel der Menschheit; also auch des einzelnen Menschen. Gute Bücher reden zu uns wie Weise; wer sie aus Lernbegierde liest, ist auf dem Wege zur Weisheit. Wie der Maler sich durch Kopieren guter Originale bildet, so gelangen wir zum Selbstdenken, wenn wir erst einem anderen nachdenken. Am nützlichsten erweist sich das Lesen, wenn wir die Hauptgedanken mit wenigen eigenen Worten aufschreiben. Aus diesen Nachbildungen entstehen unvermerkt eigene Gedanken. Das Selbstdenken gewährt das reinste Vergnügen.

3. Gliederung.

Der 1. Abschnitt teilt dem Leser mit, wo das Nachfolgende herrührt, steht daher in keinem direkten innern Zusammenhange mit dem Aufsatze selbst. Dieser zerfällt in eine Einleitung (der 2. Abschnitt) und in die eigentliche Abhandlung, der man die Überschrift geben könnte: Über das Reden, Lesen und Schreiben als Bildungsmittel des Menschengeschlechts. Die Abhandlung hat 4 Teile und einen kurzen Schluß. Der 1. Teil wird durch den 3. Abschnitt gebildet; er verbreitet sich über den bildenden Einfluß des Redens und Schreibens auf den Menschen. Der 2. Teil, gebildet durch den 4. Abschnitt, handelt vom Zweck des Lesens und den verschiedenen Beweggründen dazu, nämlich der Lernbegierde und der Eitelkeit. Im 3. Teile wird von der Benutzung und Aneignung der Gedanken anderer gesprochen; im 4., der den letzten Abschnitt umfaßt, ist endlich von der Entstehung der eigenen Gedanken die Rede, und den Schluß bildet eine Aufforderung zum Aufschreiben eigener Gedanken.

Nachdem die Schüler das Vorstehende aufgefunden und zusammenhängend ausgesprochen haben, mögen sie veranlaßt werden, die Gliederung etwa in folgender Weise fürs Auge darzustellen.

Disposition.

I. Einleitung. Wichtigkeit der Tagebuchführung. (2. Abschnitt.)
II. Abhandlung.
  1. Teil. Der bildende Einfluß des Redens und Schreibens. (3. Abschn.)
  2. Teil. Vom Lesen. (4. Abschn.)
    a. Zweck des Lesens.
    b. Beweggründe dazu.
      aa. Lernbegierde.
      bb. Eitelkeit.
  3. Teil. Aneignung fremder Gedanken. (5. u. 6. Abschn.)
    a. Ähnlichkeit derselben mit Gemälden.
    b. Notwendigkeit, zuerst andern nachzudenken.
    c. Exzerpieren fremder Gedanken.
  4. Teil. Entstehung eigener Gedanken aus dem Aneignen fremder. (7. Abschn., bis zum Gedankenstrich.)
III. Schluß. Aufforderung zum Selbstdenken u. Schreiben. („Versuch' es“ ꝛc.)

4. Schriftliche Aufgaben.

1. Bücher eine gute Gesellschaft. 2. Was? und wie sollst du lesen? 3. Über die zweckmäßige Führung eines Tagebuchs.

Leben und Charakteristik Garves.

I.

Christian Garve wurde den 7. Jan. 1742 zu Breslau geboren. Sein Vater, ein vermögender Färber, starb früh, hinterließ jedoch dem talentvollen Sohne in der braven Mutter eine treffliche Erzieherin.

Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Geburtsstadt. Er sollte Theologie studieren; aber sein schwächlicher Körper ward Veranlassung, diesen Plan wieder aufzugeben. Im J. 1763 bezog er die Universität zu Frankfurt a. d. O. und ein Jahr darauf die zu Halle, wo er sich hauptsächlich dem Studium der Mathematik und Philosophie widmete. Hierauf wandte er sich nach Leipzig, studierte fleißig fort und trat mit Gellert, bei dem er wohnte, Weiße, Engel u. a. in Verbindung. 1767 kehrte er auf den Wunsch seiner Mutter

nach Breslau zurück und lebte ganz seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Sein Fleiß wurde die Ursache zu Kränklichkeiten, von denen er sich nie wieder ganz befreien konnte.

Durch Gellerts Einfluß erhielt Garve 1768 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig. Er las mehrere Jahre über Mathematik, Logik u. s. w. mit Beifall; allein seine immer mehr verfallende Gesundheit bewog ihn 1770, sein Amt niederzulegen und nach Breslau zurückzukehren. Hier übersetzte er auf Veranlassung Friedrichs II. Ciceros Buch „von den Pflichten" und begleitete es mit Anmerkungen. Die Arbeit fiel zur vollsten Zufriedenheit des Königs aus und trug dem Verfasser eine Pension von 200 Thlrn. ein. Zu seiner alten Kränklichkeit gesellte sich ein krebsartiger Schaden unter dem Auge, was ihn bewog, sich ganz in die Einsamkeit zurückzuziehen. Nach längeren, größtenteils sehr schmerzhaften Leiden starb er am 1. Dez. 1798.

II.

Garves Charakter war äußerst liebenswürdig. Seine Leiden ertrug er mit einer Geduld, die nichts erschüttern konnte. Manson, der Garve aus persönlichem Umgange kannte, sagt in einem Programme (Breslau, 1799) Folgendes über ihn: „Es ist eine bekannte Erfahrung, daß der Mensch und der Schriftsteller nicht selten zwei ganz verschiedene Personen sind. Wer seine Ideeen am Schreibpult leicht und geschickt entwickelt, verliert oft diese glückliche Gabe im Umgange; wen innerhalb seines Studierzimmers ein höherer Genius zu umschweben und eine stete Begeisterung anzuwehen scheint, verwandelt sich oft unter den Menschen in einen kalten, bedeutungslosen Gesellschafter; wer dort von Laune und Witz überströmt, sitzt hier oft stumm und seines Talentes beraubt. Diese Erfahrung war auf Garve nicht anwendbar. Wer ihn als Mensch kannte, kannte ihn auch als Schriftsteller, und fand umgekehrt diesen und jenen wieder. Die Neigung, eigene und fremde Gedanken zu zergliedern und auf ihren praktischen Wert zurückzuführen, verrät sich in seinen Aufsätzen, wie sie sich in dem mündlichen Verkehre mit ihm zeigte. Das Gleichgewicht seiner Geisteskräfte und die Gleichförmigkeit, die sich in den Äußerungen derselben offenbart, erkannte man in seinen Werken, wie sich beide in seinen Unterredungen darlegten, und der bestimmte, leichte und natürliche Vortrag, durch den er sich als Sprecher in der Gesellschaft auszeichnete, zeichnete ihn auch als Schriftsteller aus. Ich habe ihn im Umgange nie gespannt, in Lob und Tadel nie ausschweifend, in seinen Forderungen an die Menschen nie unbillig, ich habe ihn im Leben nie exaltiert, sondern stets wahr gefunden; und so erscheint er auch in seinen Schriften. Er hat in der Unterredung nie von den Künsten

der Beredsamkeit Gebrauch gemacht und durch sie zu glänzen oder zu bestechen gesucht, und er hat sie auch als Schriftsteller verschmäht. Wenn überhaupt irgend ein Sterblicher in Thaten und Worten die höhere Nemesis, die Göttin des Maßes und Einhaltes, ehrte, so war er es. Dafür hatte sie ihm aber auch viel Liebe unter den Menschen verliehen, und ihn den Pfad des Ruhmes ruhiger und unbeneideter als viele andere, wandeln lassen." Als Schriftsteller wirkte er in ähnlicher Weise, wie Engel, d. h. er schrieb philosophische Abhandlungen von allgemeiner Verständlichkeit. Er war, wie die Überschrift eines Sinngedichts auf ihn sagt, ein „fruchtbarer, wohlwollender, praktischer Lebensphilosoph". Sein Stil ist lichtvoll und korrekt. Die meiste Verbreitung erhielten seine „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben" und seine Übersetzung der Cicero'schen „Bücher über die Pflichten".

Litteratur.

A. Garves Schriften.

Garve, Chr., Sämtl. Wke. 16 Tle. Breslau, 1801, 1802.

B. Schriften über Garve.

Manson, Chr. Garve nach s. schriftstellerisch. Charakter. Bresl. 1799. Auch in den schlesischen Provinzialblättern von 1799, 3. u. 4. Stück, abgedruckt.

H. Döring, Chr. Garve. In d. Encyklopädie v. Ersch u. Gruber. 1. Sekt., 54. Tl.

XXXVI. Matthias Claudius.

I. Poesie.

1. Frau Rebecca mit den Kindern,
an einem Mai-Morgen (1798).

M. Claudius' Wke. Gotha, 1871, VI. 34. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 46. — Lüben, Auswahl II. 7.

1. Erläuterndes Abfragen.

Dies Gedicht ist so einfach und leicht verständlich, daß es einer Erläuterung nicht bedarf. Wenn wir im Nachstehenden dennoch näher auf seinen Inhalt eingehen, so geschieht es in der Absicht, angehenden Lehrern zu zeigen, in welcher Weise Gedichte mit Kindern im 2. Schuljahre, für welche der II. Teil unseres Lesebuches bestimmt ist, zu besprechen sind.

Diese Lesestücke, welche wir unter Nummer 39—62 in dem Lesebuche zusammengestellt haben, beziehen sich sämtlich auf die drei Tageszeiten Morgen, Mittag und Abend. Ehe Nummer 39 (der

Morgen, von Curtman) gelesen wird, unterhält sich der Lehrer in der Art mit den Kindern über den Morgen, daß er sie veranlaßt, alle Erscheinungen, welche während dieser Tageszeit wahrnehmbar sind, zu nennen, und in vollständigen Sätzen etwas davon auszusagen. Ist der Gegenstand einigermaßen erschöpft, so werden die aufgefundenen Sätze gemeinsam logisch geordnet, in dieser Folge wiederholt gesprochen, und dann teilweise oder auch alle aufgeschrieben. Schwierig darzustellende Wörter schreibt der Lehrer vorher an die Tafel. Sind die Kinder auf diese Weise mit dem Gegenstande bekannt geworden, so wird zum Lesen der hierzu gehörigen Stücke geschritten. Nach Überwindung der äußern Schwierigkeiten (des mechanischen Lesens) erfolgt ein erläuterndes Abfragen des Inhalts etwa in der Weise, wie wir es an dem Claudius'schen „Sonnenaufgang" jetzt zeigen wollen.

Zum bessern Verständnis bemerken wir, daß das Gedicht bei Claudius die Überschrift hat: Frau Rebecca mit den Kindern, an einem Mai-Morgen.

Str. 1. Wer spricht die Worte: „Kommt, Kinder! wischt die Augen aus!"? Die Mutter. — Wie könnte man statt: „wischt die Augen aus", auch sagen? Macht die Augen hell oder klar. — Wie macht man das? Man macht die Augen klar, wenn man sie wäscht. — Wann waschen sich ordentliche Kinder? Gleich nach dem Aufstehen. — Warum fordert denn die Mutter die Kinder auf, sich die Augen hell zu waschen? Sie will ihnen etwas zeigen. — Woraus seht ihr denn, daß die Mutter den Kindern etwas zeigen will? Aus den Worten: „Es giebt hier 'was zu sehen." — Wer soll außer den Kindern noch die Sonne aufgehen sehen? Der Vater. — Woher wißt ihr das? Es steht in der 3. Zeile: „Ruft den Vater auch heraus." — Wer fordert die Kinder auf, den Vater zu rufen? Die Mutter.

2. Von wem redet die Mutter in der 2. Str.? Von der Sonne. — Was sagt sie im 1. Satze von ihr aus? Sie ist in ihrem Laufe unverzagt und munter. — Wie geht also die Sonne in ihrem Lauf? Sie geht „unverzagt und munter". — Wie könnte man statt „unverzagt" noch sagen? Ohne zu verzagen; ohne bange zu werden; ohne den Mut zu verlieren. — Welche Wörter könnte man für „munter" gebrauchen? Heiter, vergnügt. — Was wird im 2. Satze von der Sonne gesagt? — Was heißt das: Sie geht alle Morgen richtig auf? Sie geht alle Morgen zur rechten oder zur bestimmten Zeit auf. — Wie würde die letzte Zeile heißen, wenn man die Wörter „geht" und „richtig" noch dazu nähme? Die Sonne geht alle Abend richtig unter.

3. (bei Claudius die 4.) Was sollen die Kinder sich wohl denken können, ohne daß man's ihnen sagt? Daß das nicht von ungefähr sein könne. — Was kann nicht von ungefähr sein? Das

richtige Auf- und Untergehen der Sonne an jedem Tage. — Wie könnte man statt „ungefähr" sagen? Von selbst. — Wovon redet die Mutter in der 3. u. 4. Zeile? Vom Wagen. — Was sagt die Mutter vom Wagen? Er geht nicht allein. — Was müßt ihr thun, wenn er gehen soll? — Wir müssen ihn ziehen und lenken. — Was will die Mutter mit diesem Beispiel sagen oder beweisen? Sie will sagen: So wenig der Wagen von selbst geht, eben so wenig ist dies mit der Sonne der Fall; auch sie bedarf eines Lenkers.

4. (5.) Was wird in der 4. Str. von der Sonne gesagt? Sie hat keinen Verstand. — Was weiß sie darum nicht? „Was sich gebühret." — Welches Wort kann man in diesem Satze statt „gebühret" gebrauchen? Was sich schickt; was nötig ist; was sie thun soll. — Unter welcher Voraussetzung würde sie wissen, was sie thun soll? Wenn sie Verstand hätte. — Mit welchen Worten dieser Str. kannst du die Frage beantworten? Was muß nun geschehen, da sie nicht von selbst weiß, wie sie gehen soll? Es muß sie jemand führen. — Womit wird sie noch zuletzt verglichen? Mit einem Lamme. — Warum denn wohl gerade mit einem Lamme? Weil sie eben so wenig, wie ein Lamm, imstande ist, den Weg selbst zu finden. — Wer leitet denn nun die Sonne? Gott leitet die Sonne.

5. (6.) Von wem ist in der 5. Str. die Rede? Von Gott. — Was wird von ihm zuerst gesagt? Er „hat Gutes nur im Sinne." — Wie könnte man sagen statt: „Hat Gutes nur im Sinn?" Er will oder beabsichtigt nur Gutes, denkt nur auf Gutes. — Wie kann man sagen statt: „Das kann man bald verstehen?" Das kann man bald begreifen, bald einsehen oder erkennen. — Was wird ferner von ihm gesagt? — Drückt diesen Gedanken einmal kürzer aus! Er giebt ungesehen Wohlthaten. Er thut im Verborgenen Gutes.

6. (7.) Leset noch einmal die drei letzten Strophen! Von wem ist darin die Rede? Von Gott. — Wie Vielerlei wird in der 6. Str. von Gott ausgesagt? Viererlei. — Was denn? — Wie könnte man statt: „für und für" sagen? Immer; stets; jederzeit.

7. (8.) Wie Vielerlei wird in der 7. Str. von Gott gesagt? Dreierlei. — Was wird gesagt? — Was heißt das: „Er läßt euch Blumen pflücken?" Er macht, daß wir Blumen pflücken können. — Was will die Mutter aber mit den beiden letzten Zeilen sagen? Gott achtet überall auf uns und schützt uns vor Gefahren.

8. (9.) Wie Vielerlei wird endlich in der 8. Str. von Gott ausgesagt? Viererlei (Sechserlei, wenn man die zusammengezogenen Sätze auflöst). — Gebt einzeln an, was von Gott ausgesagt wird! — Was heißt es: Gott liebt euch alle Wege? Überall und zu aller Zeit.

2. Inhaltsangabe.

Zum Schluß veranlasse man die Kinder, den Inhalt im allgemeinen etwa in folgender Weise anzugeben.

Die 1. Str. enthält eine Aufforderung der Mutter an die Kinder, die Augen hell zu machen, den Vater zu rufen, und mit ihm und ihr die Sonne aufgehen zu sehen.

In den drei folgenden Strophen ist von der Sonne die Rede. Es wird von ihr gesagt, daß sie ihren Lauf ganz regelmäßig mache, dies jedoch nicht von sich selbst könne, sondern von Gott geführt werde.

Die vier letzten Strophen reden von Gott. Er wird darin als der Geber aller guten Gaben dargestellt.

3. Grundgedanke.

Wovon giebt also der Sonnenaufgang der Mutter Veranlassung, zu reden? Der Sonnenaufgang giebt der Mutter Veranlassung, von Gott als dem Geber alles Guten zu reden.

Das ist schön. Wenn man eine Naturerscheinung oder ein Geschöpf Gottes betrachtet und sich darüber freut, muß man auch an Gott denken, der sie so schön gemacht hat, und selbst noch viel herrlicher ist, als alle Geschöpfe und Naturerscheinungen zusammengenommen.

Für die Oberklasse.

In welcher Weise der Anblick der Natur auf unsern Dichter wirkte, sagt er im I. Tle. seiner Werke, S. 9, mit folgenden Worten: „Ob und was Gott sei, lehr' (nach dem Urteil des Magisters) allein die Philosophie, und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben u. s. w. Dies nun sagt der Magister wohl nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich 'n Philosoph sei, aber ich gehe niemals durch'n Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und denn ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich denn an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei."

Als Ergänzung hierzu kann angesehen werden, was der Verfasser im VI. Tle., S. 80 sagt: „Offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was sichtbar, die Augen wegwenden, wenn man das Unsichtbare finden will. Nicht, daß Himmel und Erde nicht schön und des Ansehens wert wären. Sie sind wohl schön und sind da, um angesehen zu werden. Sie sollen unsere Kräfte in Bewegung setzen, durch ihre Schöne an einen, der noch schöner ist, erinnern, und uns das Herz nach ihm verwenden. Aber wenn sie das gethan haben, dann haben sie das Ihrige gethan, und weiter können sie uns nicht helfen. Der Mensch ist reicher als sie und hat, was sie nicht geben können. Alles, was

er um sich her Leben haben sieht, stirbt; und er weiß von Unsterblichkeit. Er sieht in der sichtbaren Natur nichts als Zeitliches und Örtliches; und er weiß von einem Ewigen und Unendlichen."

Der Grundgedanke des Gedichts ist in den beiden letzten (im Lesebuche nicht enthaltenen) Strophen besonders hervorgehoben; er läßt sich in die Worte fassen: Sucht und erkennet Gott in der Natur!

Wie hier, so sehen wir auch aus manchen andern Gedichten, daß Claudius die Natur sinnig betrachtete und verstand, und durch sie beseelt und zum Dichten getrieben wurde.

2. Abendlied.

M. Claudius' Wke. Gotha, 1871. IV. 41. Zuerst in Voß' Musenalmanach v. 1779, 184. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 135. — Lüben, Auswahl. II. 9.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Der Wald steht schwarz", erscheint schwarz, da der Mondschein sein Inneres nicht zu erhellen vermag. Das Wort steht ist hier in ungewöhnlicher Weise gebraucht. Vielleicht soll man den Satz durch das Wörtchen da ergänzen, also sagen: Der Wald steht schwarz da. — Der Wald „schweigt", seine Bewohner, namentlich die Vögel, schweigen während der Nacht.

Der Nebel bildet sich, wenn aufsteigende Wasserdämpfe in kälterer feuchter Luft sich abkühlen, steigt also nicht aus den Wiesen empor. „Wunderbar" können wir die Erscheinung des Nebels eigentlich nur so lange nennen, als wir nicht im Stande sind, sie uns zu erklären; indes kann doch zugegeben werden, daß die Nebelbildung unter gewissen Umständen auch für Kenner etwas Überraschendes hat, z. B. wenn eine feuchte Wiese an höherliegendes, trockneres Land grenzt, die dichte Nebelmasse daher mit dem Wiesenrande abschneidet wie eine weiße Mauer, was ich öfter zu beobachten Gelegenheit hatte.

2. Die 4. Zeile wird erst dann verständlich, wenn man das Wort „Welt" hinzunimmt, also sagt: „die Welt ist so still als (richtiger: wie) eine stille Kammer". — „Wo", in der.

„Des Tages Jammer", die Not, die Beschwerde, welche wir im Laufe des Tages gehabt. Der Ausdruck bezeichnet im ganzen dasselbe, was der Dichter im vorigen Liede mit „Schmerz der Welt" sagt.

3. „Er ist nur halb zu sehen, und ist doch rund und schön!" Ungeachtet der Vollmond uns rund und schön, vollkommen erscheint, so ist er dennoch bloß die Hälfte, indem wir die dunkele Seite der Mondkugel nie zu sehen bekommen. In ähnlicher Weise erscheint manches uns anders, als es ist. Ein treffendes Beispiel hierzu aus der sinnlichen Welt ist der Lauf der Erde um die Sonne. Mit dem Ausdruck: „manche Sachen"

scheint der Dichter übrigens weniger auf sinnliche Erscheinungen hinzuweisen, als vielmehr auf Ereignisse auf dem Gebiete der Religion, vielleicht auf die biblischen Wunder, die bekanntlich von manchen geleugnet werden. Diesen würde Claudius dann also sagen: So wie es in der sinnlichen Welt manches giebt, was uns anders erscheint, als es wirklich ist, so auch in der Religion. Man hat daher kein Recht, „getrost (in fester Überzeugung) zu belachen“, was nicht sofort begreiflich erscheint, wie z. B. die Wunder der Bibel, die Auferstehung des Fleisches, manche Erscheinungen im Leben Jesu u. s. w.

4. Solche Dinge (3. Str.) ohne weiteres leugnen, zeugt von Stolz, der uns bei unserm beschränkten Wissen und unserer Sündhaftigkeit übel ansteht. Statt uns an das Gegebene zu halten, ersinnen wir selbst etwas, und kommen dadurch nur um so weiter von der Wahrheit ab.

5. „Gott, laß uns dein Heil schauen“, laß uns auf das achten, was du zu unserm Heil bestimmt hast, also nicht auf Dinge, die wir selbst in unserer Eitelkeit als dazu geeignet ansehen.

„Laß uns einfältig werden“, kindlich werden, ohne viel zu klügeln, das Gegebene auf Treu und Glauben nehmen.

6. „Sonder Grämen“, ohne viel Gram oder Not.

2. Gliederung.

In der 1. Str. wird ein Mondscheinabend geschildert, in der 2. die Wirkung desselben auf das menschliche Gemüt. Beide Strophen gehören daher ihrem Inhalte nach zusammen. Die 3. u. 4. Str. enthalten Betrachtungen, zu denen die Anschauung des Vollmondes Veranlassung giebt. Die 3 letzten Strophen bilden ein Abendgebet, das in der 7. durch eine Aufforderung zum Zubettlegen unterbrochen wird. Die 5. Str. hängt mit der vorhergehenden noch einigermaßen logisch zusammen, die beiden letzten dagegen gar nicht.

Sonach besteht das Lied aus drei Teilen:

1) aus der Schilderung eines Mondscheinabends und der Wirkung desselben auf das menschliche Gemüt (1. u. 2. Str.);
2) aus Betrachtungen, zu denen das Anschauen des Vollmondes Veranlassung giebt (3. u. 4. Str.), und
3) aus einem Abendgebete (5.—7. Str.).

3. Form der Darstellung.

Dies Gedicht gehört zu den Liedern, wie auch schon die Überschrift zu erkennen giebt. Es ist in sechszeiligen Strophen geschrieben. Die Verse sind dreifüßige Jamben mit einer überzähligen, tonlosen Silbe in den weiblichen Reimen; der Schlußvers ist jedoch überall vierfüßig.

2*

Die Darstellung ist durchweg einfach, selbst in der Schilderung der Mondscheinnacht, welche die 1. Str. enthält. Die Fürbitte in der letzten Strophe ist durch ihre Kürze und Natürlichkeit von vorzüglicher Wirkung; denn der Ton ist ebenso herzlich, als erhaben, einfach, still und groß. Der Zauber des Liedes liegt darin, daß es keine Abschrift der Natur ist und ebenso wenig eine bloße Empfindung in der Natur. Gleichsam mit geschlossenem Auge läßt der Dichter die geschaute Schönheit an dem innern Blicke vorübergehen und wirkt durch solches Nachdenken der großen Schöpfungsgedanken, daß man nicht bloß glaubt an die Wahrheit dieser Naturbildnerei, daß man das Bild schaut mit seiner im Innern webenden Seele, und verwandte Stimmungen wach werden. Der Friede des Abends, der leuchtende Vollmond reden und mahnen in das Menschentreiben hinein, und aus dieser seligen Ruhe der müden Natur klingt das ernste Bekenntnis: Wir stolzen Menschenkinder | Sind eitel arme Sünder u. s. w. Und dieser Sinn für das Ethisch-menschliche kennzeichnet alle Claudius'schen Lieder. Es ist eine Eigentümlichkeit seiner Lyrik, die ihn von allen poetischen Zeitgenossen unterscheidet, daß er im Göttlichen und in der gläubigen Erhebung des Menschenherzens zu ihm die Wurzel für alles Ethische und Gute findet. Gelzer sagt: „Was allen Blumen Claudius'scher Sinnigkeit die Krone reicht, ist sein Lied: „Der Mond ist aufgegangen" — vielleicht das Schönste, was in deutscher Zunge gedichtet worden, wo Glaube und Hoffnung, Sehnsucht und Friede, Erde und Himmel zu Einem Wohllaut im Menschenherzen zusammenfließen." Herder hat das Lied (1778) in seine Sammlung von Volksliedern (Stimmen der Völker in Liedern") aufgenommen, und fügt hinzu, er habe damit einen Wink geben wollen, „welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben wollen".

J. A. P. Schulz hat das Lied mit einer Melodie versehen, die von jung und alt gern gesungen wird, da sie eben so einfach und ansprechend ist, wie das Gedicht selbst. Es läßt sich auch nach der Melodie „Nun ruhen alle Wälder" singen.

4. Schriftliche Aufgaben.

Vergleichung zwischen Claudius' Abendlied: Der Mond ist aufgegangen 2c. und Gerhardts Abendlied: Nun ruhen alle Wälder 2c.

3. Die Sternseherin Lise (1803).

M. Claudius' Wke. Gotha, 1871. VII. 112. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 179. — Lüben, Auswahl II. 10.

Fragen zum Verständnis.

Str. 1. Was thut Lise (oder der Dichter) oft? Sie sieht die Sterne am Himmel an. — Wann thut sie das? Um Mitter-

nacht. — Was ist der Betrachtung der Sterne schon vorangegangen? Das Vollbringen ihres Tagewerks oder die Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten. — Was gewährt, wie wir aus den folgenden Strophen sehen, ihr das Anschauen der Sterne? Vergnügen. — Was versäumt sie aber dieses Vergnügens halber nicht? Ihre Pflichten. — Auf welche Weise verschafft sie sich Zeit zum Genuß dieses Vergnügens? Sie verkürzt die Zeit des Schlafes. — Mit welchen Worten ist das gesagt? Mit den Worten „und niemand mehr im Hause wacht".

2. Von wem ist in der 2. Str. die Rede? Von den Sternen. — Was wird von ihnen gesagt? — Was giebt dem Dichter Veranlassung, sie mit Lämmern auf der Flur zu vergleichen? Ihr zerstreutes Hin- und Hergehen am Himmel. — Zu welchen Vergleichungen giebt ihm die Stellung der Sterne ferner Veranlassung? Sie gehen in „Rudeln und auch aufgereiht, wie Perlen an der Schnur".

3. Was wird in der ersten Hälfte der 3. Str. noch von den Sternen gesagt? — Was drückt die zweite Hälfte aus? Die Freude des Dichters über die Sterne. — Als was erscheint ihm die Sternenwelt nach seinem Ausdrucke? Als eine große Herrlichkeit, an der er sich nicht sattsehen kann. — Was heißt das: „Und kann mich satt nicht sehen?" Der Anblick der Sterne macht mir so viel Vergnügen, daß mein Verlangen, sie zu sehen, nicht befriedigt wird, wenn ich auch unaufhörlich hin sehe.

4. Welche Überzeugung gewinnt der Dichter durch die Betrachtung des Sternenhimmels? Die Überzeugung, daß es in der Welt noch etwas Besseres giebt, als all' ihr Schmerz und ihre Lust. — Was versteht der Dichter unter dem „Schmerz und der Lust der Welt?" Unter der L u s t der Welt versteht er die Annehmlichkeiten und Vergnügungen, welche uns aus dem Genuß irdischer Güter erwachsen, unter S c h m e r z der Welt das Gegenteil hiervon. — Nennt irdische Güter, die Lust und Schmerz bereiten! — Was ist nun wohl das „Bessere in der Welt", was der Dichter im Sinne hat? Die Genüsse, welche das sinnige Betrachten der göttlichen Werke gewährt.

5. Was meint der Dichter mit den beiden letzten Zeilen der 5. Str.? Damit meint er eben dies Bessere in der Welt. — Wo sucht der Dichter es? In seinem Sinn. — Was heißt das: „In seinem Sinn?" In seinem Gemüt. Er empfindet das Schöne und Erhabene, was der Sternenhimmel bietet. — Wozu wird sein Sehnen danach ihn antreiben? Zum fleißigen, denkenden Betrachten der Natur.

Für die Oberklasse.

Anlage und Darstellung des Gedichts sind außerordentlich einfach. Dennoch, oder vielleicht eben deshalb, ist es dem Dichter

gelungen, uns durch dasselbe in die tiefsten Tiefen eines von Sehnsucht nach dem Höhern ergriffenen menschlichen Gemüts blicken zu lassen. Die „Sternseherin“ gehört darum zu den besten Liedern unseres Dichters. Wer für das Erhabne des Sternenhimmels empfänglich ist, wird das Lied stets mit großer Befriedigung lesen.

4. Der Frühling.

Am ersten Maimorgen.

M. Claudius' Wke. Gotha, 1871. I/II. 81. Zuerst im Wandsbecker Boten v. 1774 Nr. 84. — Lüben, Auswahl. II. 11.

„Thyrsus“, in Str. 3, bezeichnet einen mit Weinreben umwundenen Stab, den die Begleiter des Bacchus schwangen.

Dieses, der Gräfin Auguste Stolberg (nachmals Gräfin Bernstorff) gewidmete Lied ist, wie ein Brief der Gräfin an den nachmaligen Etatsrat Hegewisch bezeuget, also entstanden: Die Gräfin war am 1. Mai 1774 mit ihren beiden Brüdern bei Klopstock, als Claudius auch herein trat und seine Freude an dem schönen Frühlingswetter aussprach. Auf die Bemerkung der Gräfin, „lieber Claudius, Sie müssen uns heute noch den 1. Mai besingen“, antwortete Claudius „Ja, wer das könnte!“ ging darauf hinaus und kam bald mit dem so wohl gelungenen Gedichte wieder zurück.

5. Lied der Landleute zur Saatzeit.

M. Claudius' Wke. Gotha, 1871. IV. 30. — Lüben, Auswahl. II. 11.

(Die Fassung, welche das Gedicht in der „Auswahl“ und vielen Lesebüchern hat, ist die überall in Jugendschriften verbreitete, rührt jedoch nicht von Claudius her. Einige Änderungen abgerechnet, sind aber die meisten Claudius'schen Verse darin beibehalten.)

Was der Mensch zum Hervorbringen der Ernte vermag (pflügen, säen), ist sehr wenig; das beste muß Gott, von dem alle gute Gabe herkommt, dabei thun. Und weil das der Fall ist, weil also der Mensch die Ernten nicht durch eigne Kraft und Weisheit erzeugen kann, so soll er den Dank nicht vergessen, und soll der Hoffnung leben, daß Gott ihm auch ferner Gutes erweisen werde.

Das ist der Grundgedanke des einfachen, leicht verständlichen Liedes.

Um dem Lesenden diesen Gedanken recht zum Bewußtsein zu bringen, weist der Dichter in der 1. Str. auf das hin, was Gott giebt, damit die Saat gedeiht, nämlich: Tau und Regen, Sonnen- und Mondenschein. Ob der Mondenschein zum Gedeihen der Pflanzen beiträgt, möge dahin gestellt bleiben; nach neueren Beobachtungen strahlt der Mond allerdings ein wenig Wärme aus.

Die beiden folgenden Strophen haben denselben Zweck; das Aufgeführte steht jedoch in keiner direkten Beziehung mehr zur Saat.

Sehr bemerkenswert ist es, daß der Dichter auf die gewöhnlichen, oft übersehenen Naturkörper und Erscheinungen hinweist, und von guter Wirkung, daß er in der 2. Str. mehrmals das Kleine und Große gegenüberstellt. Die Aneinanderreihung von „Busch und Blättern“ ist matt; denn der Busch schließt ja die Blätter schon ein.

6. Die Geschichte von Goliath und David, in Reime gebracht. (1778.)

M. Claudius' Wke. Gotha, 1871. III. 73. — Lüben u. N. Leseb. III. Nr. 82. — Lüben, Auswahl. II. 12.

Sollten die Kinder noch nicht mit der dem Gedichte zu Grunde liegenden biblischen Geschichte bekannt sein, so würde dieselbe vorher zu erzählen oder aus der Bibel vorzulesen sein. Siehe 1. Sam. 17.

Nachdem der Inhalt dieses einfachen Gedichtes abgefragt und dabei zugleich auf den Unterschied beider Persönlichkeiten aufmerksam gemacht worden ist, veranlasse man die Kinder, die einzelnen Teile desselben aufzusuchen und genau von einander zu unterscheiden. Als Leitfaden dazu möge folgende Übersicht dienen.

I. Goliath. (Str. 1—4.)
 A. Beschreibung seines Äußern. (Str. 1, 2 u. 3, Zeile 1—3.)
  1. Allgemeines Urteil über ihn. (Str. 1, Z. 1 u. 2.)
  2. Sein Anzug.
   a. Sein Hut.
   b. Sein Rock.
  3. Sein Aussehen. (Str. 2, Z. 1—4.)
  4. Sein Sarras (Schwert).
  5. Sein Körperbau. (Str. 3, Z. 1.)
  6. Sein Gesicht. (Str. 3, Z. 2 u. 3.)
 B. Geistige Fähigkeit. (Str. 3, Z. 4.)
 C. Sein Benehmen.
  1. Überhaupt. (Str. 3, Z. 4 u. 5.)
  2. Gegen Israel. (Str. 4.)
II. David. (Str. 5.)
 A. Sein Äußeres.
  1. Seine Kleidung.
  2. Seine Gestalt.
  3. Seine Waffen.
 B. Seine Gesinnung. (Letzte Zeile.)
III. Kampf und Sieg. (Str. 6.)
IV. Anwendung.

Im Lesebuch ist der Text an einigen Stellen etwas abgeändert.

7. Hinz und Kunz.

M. Claudius' Wke. Gotha, 1871. I/II. 22. Zuerst im Wandsbecker Boten v. 1771 Nr. 111. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 47. — Lüben, Auswahl II. 13.

Dem Lesen dieses Gesprächs muß eine kurze, aber recht anschauliche Belehrung über die Größe der Sonne vorangehen. Man kann dabei etwa in folgender Weise verfahren.

Unsere Erde ist fast kugelrund. Diese bemalte Kugel (Globus) soll eine Nachbildung derselben sein. Eine Linie (oder ein dünner Stift), welche wir uns von diesem Punkte aus (Nordpol) durch den Mittelpunkt bis zu diesem Punkte (Südpol) hier gezogen denken, heißt Durchmesser (Achse). Der Durchmesser dieser künstlichen Erdkugel beträgt etwa 30 cm. Könnte man auch größere Kugeln machen? Der Turmkopf ist viel größer; sein Durchmesser beträgt wohl 50—75 cm. Wie geht es zu, daß er uns so klein erscheint? Nun denket euch einmal eine Kugel, die 30 m im Durchmesser hat! Würde die wohl in der Stube Platz haben? Ach nein, die ist ja größer als unser Schulhaus. Nun stellt euch aber einmal eine Kugel von 300 m Durchmesser vor! Das hält schwer. Von hier bis N. N. ist eine Meile (7500 m). Was müßte das für eine mächtige Kugel sein, die eine Meile im Durchmesser hätte! Ob unsere Erde wohl so groß ist? Ei, die muß noch viel größer sein; denn von hier bis Berlin sind 24 Meilen, und hinter Berlin geht die Erde immer noch fort. Allerdings ist die Erde viel größer; sie hat einen Durchmesser von 1720 Meilen. Das ist so ungeheuer groß, daß ihr es euch gar nicht vorstellen könnt. Aber die Sonne ist noch viel, viel größer als die Erde. Ihr Durchmesser hat die Länge von 112 Erddurchmessern. Könnte man aus der Sonne Erdkugeln machen, so würde man weit über eine Million, nämlich 1 406 000 Stück erhalten. Von solchen Größen hat kein Mensch eine richtige Vorstellung.

Läßt man hierauf das Gespräch lesen, so werden die Kinder leicht begreifen, daß Hinz, der sich gelehrt dünkt und Kunz auf die Probe stellt, eben so wenig weiß, als dieser, obgleich er von ihm wegen des dreisten Tones als ein Orakel angestaunt wird. Der Einfall des Dichters ist übrigens so drollig, daß er den Kindern überaus gut gefällt. Es ist Claudius'scher Humor mit satirischer Spitze, der mit klarem Blick die Eitelkeit und Ruhmsucht in allen Gestalten und in allen Ständen zu entdecken versteht, um sie in Poesie oder Prosa nach Gebühr an den Pranger zu stellen.

Das Abfragen des Stücks erfolgt in der Weise, wie es bei Nr. 1. „Frau Rebecca mit den Kindern" gezeigt worden ist.

8. Rheinweinlied.

M. Claudius' Wke. Gotha, 1871. III. 79. Zuerst in Voß' Musenalmanach für 1776 147—48, ohne Claudius Namen 1775 im „Altonaer Merkur".

1. Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr.

2. Er kommt nicht her aus Hungarn, noch aus Polen,
Noch wo man franzmänn'sch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

3. Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille,
Und doch voll Kraft und Mut!

4. Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Creter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle wert.

5. Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

6. Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen
Und etwas Lausegold.

7. Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kuckuck und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

8. Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

9. So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freu'n und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

Erläuterungen.

Dies Rheinweinlied hat man, gestützt auf eine Notiz in der 3. Nummer der Zeitschrift „Der Spiegel", Stuttgart, 1837 und eine von Kölle mitgeteilte Äußerung Hebels (s. Hebels Wke. I, Ehrengedächtnis von Kölle) längere Zeit dem damaligen Diakonus, nachmaligem Kirchen- und Ministerialrat Sander in Pforzheim zugeschrieben. Prof. Wilhelm Herbst hat aber in „Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote", Gotha 1863 von S. 613—28

urkundlich nachgewiesen, daß es Claudius Eigentum ist. Seit 1776 ist dasselbe nach der meisterhaften, zum Volksliede gewordenen Melodie von Joh. André in Offenbach, die man fälschlicher Weise dem Kapellmeister J. A. P. Schulz zugeschrieben hat, viel in geselligen Kreisen von gebildeten Deutschen gesungen worden. Darum durfte es hier nicht unbeachtet bleiben. Sind die Knaben der Oberklasse so weit gefördert, daß sie ein litterarisches Interesse zeigen, so braucht man keinen Anstoß an der Besprechung dieses Weinliedes zu nehmen.

Str. 1. „Europia“ statt Europa ist sprachwidrig und nur possierlich, nicht launig; eher könnte die Form „franzmänn'sch“ (2. Str.) statt französisch dafür gelten, weil wir im komischen Stil Franzmann statt Franzose sagen.

2. „Hungarn“, Ungarn. Polen erzeugt, wie allbekannt, keinen Wein, und ist hier wohl nur des Reimes wegen mit herangezogen worden.

3. „Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle“, er gehört zu den natürlichen Reichtümern unseres, an allen Bedürfnissen des Lebens gesegneten Vaterlandes.

In den 3 folgenden Versen wird der kraftvolle, nicht brausende („stille“, V. 3) Rheinwein mit dem Charakter der Deutschen verglichen. Der Gedanke scheint von Klopstock herzurühren; denn in der Ode: „Der Rheinwein“, heißt es in der 6. Str.:

„Rheinwein, von ihnen hast du die edelste,
Und bist es würdig, daß du des Deutschen Geist
Nachahmst; bist glühend, nicht aufflammend;
Taumellos, stark und von leichtem Schaum leer.“

4. „—, wie die weiland Creter“, eine Anspielung auf die Stelle: Titus 1, 12. „Es hat einer aus ihnen gesagt, ihr eigener Prophet: Die Creter sind immer Lügner, böse Tiere und faule Bäuche.“ Der Prophet ist der Dichter Epimenides.

6. Kobaltkuchen. Kobalt ist ein Metall, was vorzugsweise mit Schwefel (Kobaltkies) und Arsen (Speiskobalt) verbunden vorkommt, und zur Darstellung einer blauen Farbe, der Smalte, dient. Kuchen heißen in den Hütten die tellerförmigen geschmolzenen Erzmassen.

„Lausegold“, verächtliches, nichtswürdiges Gold, eben weil es so wenig ist. Ausdrücke der Art sind der edlen Sprache ganz fremd.

7. „Blocksberg“, Brocken, der höchste Berg des Harzes. Auf seiner Kuppe ist es kälter und windiger, als in der Ebene, da er 1141 m hoch und nicht bewaldet ist. — „Der lange Herr Philister“, scherzhafter Ausdruck für Goliath, 1. Sam. 17, 4.

„Drum tanzen auch der Kuckuck (der Teufel) und sein Küster (der gleichsam den Götzendienst anordnet) auf ihm.“ Scherzhafte Anspielung auf die Sage vom Tanz des Teufels und

der Hexen auf dem Brocken in der Walpurgisnacht (1. Mai). Im Volksmunde heißt es: Der Teufel und seine Großmutter. Sonst gilt der Wiedehopf als des Kuckucks Küster.

9. Es ist ein schöner Zug des menschlichen Herzens, daß es nicht fröhlich sein kann, ohne wohlwollend zu werden.

II. Prosa.

9. Am Charfreitagsmorgen.

M. Claudius' Wke. Gotha, 1871. I/II. 4. Zuerst im Wandsbecker Boten v. 1771 Nr. 51. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 192. — Lüben, Auswahl. II. 13.

Auch dies kurze Prosastück beweist, was wir bereits oben sagten, daß nämlich Claudius die Naturerscheinungen nicht bloß sah, wie mancher andere, sondern tief empfand, und zum weiteren Nachdenken durch sie angeregt wurde. Er hält es für unmöglich, daß man im Anblick einer großartigen Naturerscheinung etwas Böses thun könne. Dies würde allerdings auch der Fall sein, wenn das Volk befreundeter wäre mit der Natur, und ihre Erhabenheit hätte kennen und empfinden lernen.

Wie überall, so sucht auch hier der Verfasser sich dem Volkstone anzuschließen, volkstümlich zu schreiben. Statt „unterwegen" sagt man jetzt unterwegs.

10. Polykarpus. (1783.)

Ebendaselbst 1871. IV. 59. — Lüben, Auswahl. II. 14.

Der Inhalt ist durch zergliederndes Abfragen mit Leichtigkeit zum Bewußtsein zu bringen.

Der Antrag des Richters wird „unverschämt" genannt, weil er das sittliche Gefühl beleidigt. Den allergewöhnlichsten Menschen lästern, d. h. seine Ehre absichtlich dadurch schmälern, gleichsam vernichten, daß man ihm grobe Vergehungen schuld giebt, schändet; wie viel mehr muß das nun der Fall sein, wenn die Lästerung Personen trifft, die, wie Christus, die höchste Ehre verdienen. Wer so etwas fordern, von einem würdigen, frommen Bischofe der christlichen Kirche fordern kann, ist unverschämt, d. h. er wird durch das sittliche Gefühl und die darauf gegründete Scheu vor dem Urteil der Menschen nicht in Scham versetzt, schämt sich nicht.

11. Brief an Andres.

Ebendaselbst 1871. I/II. 20. Zuerst im Wandsbecker Boten v. 1773 Nr. 100. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 41. — Lüben, Auswahl. II. 14.

„Errata", Druckfehler-Verbesserungen.

„Secum portans" ist ein Stück aus dem Titel von Claudius'

Werken; vollständig heißt derselbe: „Asmus omnia sua secum portans, oder sämtliche Werke des Wandsbecker Boten.“ Die lateinischen Worte heißen zu deutsch: Asmus, sein alles mit sich tragend. Asmus war sein angenommener Schriftstellername.

Das Ganze ist eine treffliche Epistel für Leute, die ohne Beruf an die Abfassung eines Buches gehen, die von Eitelkeit und Ruhmsucht dazu getrieben werden.

12. Über das Gebet,

an meinen Freund Andres. (1778.)

M. Claudius' Wke. Gotha, 1871. III. 69. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 42.

1. **Abschn.** „Du kannst so in dir sein“, bist so nachdenklich, hast ein tiefes Gemüt. — „— —, daß der Priester Eli, wenn er dein Pastor loci wäre, dich leicht in bösen Ruf (nämlich der Trunkenheit) bringen könnte.“ Dies ist eine Anspielung auf 1. Sam. 1, 14. „Eli sprach zu ihr (Hanna): Wie lange willst du trunken sein? Laß den Wein von dir kommen, den du bei dir hast.“ Pastor loci, Ortspfarrer.

„Denn, wenn das Wasser sich in Staubregen zersplittert, kann es keine Mühle treiben.“ Diese sprichwörtliche Redensart bildet den Gegensatz zu: „Du kannst so in dir sein“, bezeichnet also einen Menschen, der leicht, aber nicht nachhaltig erregt wird, an dem also alles schnell und wirkungslos vorübergeht. Mit dem Satze: „Wo Klang und Rumor an Thür und Fenster ist, passiert im Hause nicht viel“, sind dagegen diejenigen treffend charakterisiert, die viel und prahlerisches Gerede über das Gebet machen, die Religion auf der Zunge tragen, sich mit ihrem Gebete gern sehen und hören lassen, wie die deshalb von Jesu getadelten Pharisäer.

2. „Indes muß man einen darum nicht lästern“, tadeln.

„Denn weiß einer sich selbst zu raten, so ist ja das kürzeste, daß er sich selbst hilft“; da braucht er also nicht erst Gott darum zu bitten.

„Aber das innerliche sinnliche Wellenschlagen“, Bewegtsein.

„deliberierte“, beratschlagte, überlegte; „ob er's zu der Extremität wolle kommen lassen“, ob er's bis zu diesem äußersten, nämlich zur Bitte, wolle kommen lassen oder nicht.

„und warmer Komplexion ist“, recht lebhaft ist, dich recht erfaßt; „so wird er nicht lange anfragen“, so wird der Wunsch dich zum Beten treiben; „mit einigen Lumpen von Worten behängen“, wenig Worte machen, die Worte nicht sehr künstlich stellen; „am Himmel anklopfen“, im Geiste vor Gott treten, ohne weiteres zu Gott beten.

3. „gewiesene Wege“, gute oder richtige Wege, „nicht auf seinem Stück bestehen“, seinem Willen, seinem Kopf bestehen. „blöde und diskret“, zurückhaltend und bescheiden.

4. „ob der Nexus Rerum dergleichen nicht gestattet“, ob der Zusammenhang der Dinge, der gesetzliche Verlauf der Dinge oder die Naturgesetze durch das Gebet abgeändert werden. Nexus, Verbindung, Zusammenhang.

Das Ganze ist eine treffliche, von aufrichtiger Frömmigkeit und innigem Gottvertrauen zeugende, recht praktische Auslegung des Vaterunsers.

Um sich zu überzeugen, ob die Schüler die zahlreichen eigentümlichen Ausdrücke und Wendungen richtig verstehen, lasse man beim Abfragen die einzelnen Sätze mit andern Worten wiedergeben.

13. Parentation über Anselmo,

gehalten am ersten Weihnachtstage. (1778.)

M. Claudius' Wke. Gotha, 1871. III. 84. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 43.

Erläuterungen.

„Parentation“, Trauerrede, Leichenrede, Standrede.

1. **Abschn.** „Wie ist dir zu Mut“; richtiger: Mute.

„Er pflegte die Welt ein Krankenhospital zu nennen“, offenbar wegen der mancherlei Not, die wir hier zu erleiden haben.

„Hospitalkittel“, Körper. Der Ausdruck klingt etwas gewöhnlich.

4. „in Abrahams Schoß“, Anspielung auf das Gleichnis vom armen Lazarus, Luc. 16, 22.

6. „Hast Du wohl eher“, sonst schon.

7. „Er wohnt zwar jenseit des Wassers“ rc. Dies schöne Bild ist nicht genau genug mit dem davor stehenden Satze verbunden, weshalb beim ersten Lesen nicht gleich klar wird, was der Verfasser sagen will. Es ist aber sofort verständlich, wenn man dasselbe so beginnt: „Es ist, als wohnte er jenseit des Wassers“ rc.

8. „Lehne dich an die Wand oder in eine Ecke“ u. s. w., klingt etwas gewöhnlich.

9. „Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod!“ Mit diesen Worten will der Verfasser die von der Geburt bis zum Tode fortlaufende Not des Lebens bezeichnen. Der Gedanke erinnert an Ps. 90, 10: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

„Laß uns thun, lieber Junge, was wir denn (dann) gerne (gern) möchten gethan haben“, ist ein kürzerer Ausdruck der Gellert'schen Liederstrophe: „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben.“ U. s. w.

Den Schluß dieser originellen Leichenrede möge die Mitteilung des kurzen Gedichts machen, welches im 1. Teile von Claudius' Werken, pag. 10, sich findet.

Bei dem Grabe Anselmos.

Daß ich dich verloren habe,
Daß du nicht mehr bist,
Ach! daß hier in diesem Grabe
Mein Anselmo ist,
Das ist mein Schmerz! das ist mein Schmerz!!!
Seht, wir liebten uns, wir beide,
Und so lang' ich bin, kommt Freude
Niemals wieder in mein Herz.

14. Von der Freundschaft. (1783.)

M. Claudius' Wke. Gotha, 1871. IV. 5. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 44. — Lüben, Auswahl. II. 15.

1. Erläuterungen.

2. **Abschn.** „am ärgsten gelogen hat", klingt sehr gewöhnlich, und erscheint außerdem als herbeigezogen, da bei Behauptungen der Art gar nicht von Lügen die Rede sein kann.

3. „Wenn du Paul — — —; und das heißen sie Freunde." Das einzige Merkmal erschöpft aber natürlich nicht den Begriff Freund, ist nicht ausreichendes Kennzeichen wahrer Freundschaft.

„Als daß einer den andern kratzt", durch Gefälligkeit einander geneigt machen, einander schmeicheln. Der Ausdruck ist unedel; auch ist der hier damit verbundene Nebenbegriff nicht gewöhnlich.

„sein eigener Freund", schließt die Freundschaft bloß seines eigenen Vorteils wegen, also aus Selbstsucht.

„solch Ding", solches Ding. „Holunder-Freundschaft". Der Holunderstab ist das Bild eines unzuverlässigen Menschen, das Symbol einer Freundschaft, welche im Unglück den gehofften Beistand versagt. Der Ausdruck erinnert an eine Parabel Krummachers: Der Holunderstab, in der der Holunderstab in derselben Bedeutung gebraucht ist.

„wohl gegründet", gut gebaut.

„trocken schwammig Wesen", trockenes, schwammiges.

4. „So ganz rein — — einzumischen". Ganz ohne alle Nebenabsichten wird selten eine Freundschaft geschlossen.

„daß einer des andern Freund sei", bereit sei, dem andern zu dienen, und nicht bloß auf seinen eigenen Vorteil zu sehen.

5. „Gutes und Böses mit ihm teilest", also nicht bloß in frohen Tagen sein Freund seist.

„daß er mit untertrete" ꝛc., Not und Gefahren mit tragen helfe.

6. „nicht zweimal bitten", sei sogleich bereitwillig, zu helfen; aber erwarte dies auch von ihm, und teile dich deshalb offen mit.

„sein könne", statt könnte.

7. „Hat dein Freund (etwas) an sich". Hier fehlt: etwas.

„das nicht taugt", Fehler und Schwächen.

„verhalten" statt verbergen, verschweigen.

„aber gegen den dritten Mann" ꝛc. Ein Dritter braucht die Fehler, die wir an dem Freunde entdecken, nicht zu erfahren.

„Mache nicht schnell", prüfe vorher, wähle mit Vorsicht. — Diese Ermahnung erinnert an das bekannte Sprichwort, welches sagt, man solle erst mit seinem Freunde einen Scheffel Salz gegessen haben.

„Ist er's aber einmal" ꝛc. Haben wir einmal Freundschaft geschlossen, so dürfen wir den Freund, auch wenn er Fehler an sich hätte, gegen den dritten Mann nicht verleugnen.

„Etwas Sinnlichkeit" ꝛc. Wir fühlen uns durch äußere Vorzüge, durch persönliche gute Eigenschaften, die sich im Umgange zeigen, angezogen, und werden deshalb auch gegen kleinere Fehler nachsichtig.

Granum salis heißt wörtlich so viel als Salzkorn. Es ist eine den alten Römern (Plinius) entlehnte sprichwörtliche Redensart, welche so viel bedeuten soll als: ein wenig Verstand oder Urteilskraft. Das edle granum salis soll kein unedles werden, d. h. wir sollen nicht aus tadelnswerten, vielleicht egoistischen Rücksichten das Böse gut heißen, und dadurch unsern Freund moralisch töten.

8. „Es giebt eine körperliche Freundschaft." Ein sinnliches Verhältnis, woraus bei langer Bekanntschaft endlich Freundschaft wird.

„Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung". Übereinstimmung in Gesinnungen und Charakter (Einigung) ist die Hauptbedingung wahrer Freundschaft.

„So sind Leute" ꝛc. Gleiches Schicksal kann oft der Grund gegenseitiger Annäherung werden und zur Teilnahme und Unterstützung führen; aber die wahre Freundschaft beruht auf der soeben angegebenen höhern Bedingung.

„desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird." Freundschaften dieser Art, die auf gemeinschaftliche Not gebaut sind, haben nur ein vorübergehendes Bedürfnis zum Grunde.

9. „Aber denkst du, auf diese Weise" ꝛc. Der Verfasser war vorher etwas aus seinem launigen Tone gefallen und mehr

ernsthaft und gefühlvoll geworden. Hier am Schlusse kehrt er in seine vorige Stimmung zurück.

10. „Postskript" oder Postskriptum, Nachschrift in Briefen.

2. Gliederung.

I. Einleitung. Vorhaben, von der Freundschaft zu reden. (1. Abschn.)
II. Verschiedene Ansichten über das Vorhandensein der Freundschaft. (2. Abschn.)
III. Über eigennützige Freundschaft — Holunder-Freundschaft. (3. Abschn.)
IV. Das Wesen wahrer Freundschaft. (4.—7. Abschn.)
   1. Sie ist uneigennützig. (Einer sei des andern Freund.)
   2. Sie beweist Interesse für Glück und Unglück des Freundes.
   3. Sie hilft in der Not.
   4. Sie macht den Freund auf seine Fehler aufmerksam, redet aber nicht gegen andere davon.
V. Bedingungen zur Freundschaft. (8. und 9. Abschn.)
   1. Zur körperlichen Freundschaft ist nur Beisammensein erforderlich.
   2. Die wahre Freundschaft setzt Übereinstimmung (Einigung) voraus in:
      a. Gefühlen,
      b. Wünschen und
      c. Hoffnungen.
   3. Die Bedingungen zur wahren Freundschaft fänden sich bei allen Menschen, wenn ihre Gefühle, Wünsche und Hoffnungen edel wären.

Leben und Charakteristik Claudius'.

I.

1. Matthias Claudius wurde am 15. Aug. 1740 in dem Marktflecken Reinfeld, zwei Meilen von Lübeck, im damaligen Gebiete des Herzogs Holstein-Plön, geboren. Der Vater und dessen Vorfahren bis zur Zeit der Reformation hinauf waren Prediger im Holsteinschen; die Mutter, Marie Lorck, stammte aus Flensburg und war die Tochter des dortigen Ratsherrn Lorck. Aus der Geschichte der Kindheit unseres Dichters ist wenig bekannt. Den ersten Unterricht erhielt er wohl im Elternhause; dann besuchte er die lateinische Schule in der sechs Meilen von seiner Heimat liegenden Stadt Plön, damals Haupt- und Residenzstadt seines Vaterländchens. Der Unterricht drehte sich dort um alte Sprachen und Mathematik. Ob ihm außer Gellert die hervorragendsten Dichter seiner Zeit zugänglich waren, ist unbe-

kannt, bei den einfachen Verhältnissen im elterlichen Hause aber nicht sehr wahrscheinlich. Dagegen trieb er früh Musik und schätzte und übte sie während seines ganzen Lebens.

Der Mutter gedenkt Claudius nur selten; dem Vater hat er schon frühzeitig Gedichte gewidmet. Wie wert ihm derselbe war, ersehen wir unter anderem aus dem Gedichte: „Bei dem Grabe meines Vaters“, das den Schluß des 2. Teiles seiner Werke bildet. Darin heißt es:

„— Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.“

2. Wie es unserm Claudius nicht an Talent gebrach, so ließ er auch den erforderlichen Fleiß nicht fehlen, wofür besonders der Umstand spricht, daß er nach vollendetem 19. Lebensjahre, also 1759, mit seinem älteren Brüder Josias gleichzeitig die Universität Jena besuchen konnte, um mit ihm Theologie zu studieren. Ein Brustleiden nötigte ihn aber bald, das Studium der Theologie mit dem der Kameralwissenschaften zu vertauschen. Über sein Universitätsleben wissen wir nichts. Er hatte das Unglück, seinen Bruder dort den Blattern erliegen zu sehen. Statt am Grabe desselben seinem Schmerze Worte zu leihen, behandelte er nach damaligem Brauche die Frage: „Ob und wie weit Gott den Tod der Menschen bestimme“. Die noch gedruckt vorhandene Rede ist ohne alle Bedeutung, der ihr zu Grunde liegende, am Krankenbette entstandene Gedanke aber von Claudius weiter entwickelt und später wiederholt in würdiger Weise dargestellt worden. Neben dem Studium widmete Claudius auch der Poesie ein Stündchen. Eine Sammlung der Produkte aus jener Zeit erschien 1763 in Jena unter dem Titel „Tändeleien und Erzählungen“, die indes kein Glück machten, auch der Beachtung wirklich nicht wert waren. Claudius selbst mochte in späteren Jahren nicht gern davon hören und hat nur ein einziges Stück daraus in seine sämtlichen Werke aufgenommen: „Du kleine grünumwachsene Quelle“.

3. Nach der 1763 beendeten Universitätszeit brachte Claudius einige Zeit im Elternhause zu Reinfeld zu, und wurde hier mit Schönborn, damals Hauslehrer auf dem Gute Treuthorst, eine Stunde von Reinfeld, bekannt und innig befreundet. Das war ein kenntnisreicher Mann und philosophischer Kopf, ein begeisterter Patriot und auch mit der Poesie etwas vertraut. Claudius sagt in einem Briefe an Herder über ihn: „Schönborn hat ein Gesicht wie Eichenrinde und ein Herz wie Blumenduft, und dabei ein

Gemüt wie Newton und Cartesius." Ohne Zweifel hat dieser Mann einen bedeutenden Einfluß auf Claudius ausgeübt und wesentlich zu dessen Entwickelung beigetragen.

4. Am 17. März 1764 verließ Claudius das Elternhaus, um in Kopenhagen bei einem Grafen Holstein eine Sekretärstelle anzunehmen. Dort herrschte damals ein sehr reges Geistesleben, hervorgerufen durch deutsche Männer wie Graf Bernstorff, Klopstock, Gerstenberg (der Dichter des „Ugolino"), den würdigen geistlichen Liederdichter, Hofprediger Joh. Andreas Cramer u. a. In ihren Kreis wurde auch bald Claudius gezogen. Wie es scheint und auch ganz natürlich war, lehnte sich derselbe vorzugsweise an den Dichter des Messias an, und empfing durch ihn und das Leben im stillen Pfarrhause zu Reinfeld den Anstoß zu der nach und nach und in den späteren Jahren sehr stark hervortretenden religiösen Richtung. Ganz entschieden vorteilhaft war auch die Wirkung, welche Klopstock auf Claudius' poetische Thätigkeit ausübte. Ton und Sprache der Jenaer „Tändeleien" lösten sich wie Schuppen ab und machten nach und nach dem Geiste Raum, der uns im „Boten" so anmutet. Wie hoch ihm Klopstock als Dichter gestanden, und wie viel er ihm geworden, zeigt am besten seine schöne Anzeige der ersten Odenausgabe. Es heißt darin unter anderem: „Wenn man 'n Stück zum ersten Mal liest, kömmt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereien; anfangs kann man wenig oder nichts sehen, wenn man aber d'rin weilt, fangen die Schildereien nach und nach an, sichtbar zu werden, und affizieren einen recht, und dann macht man die Kammer zu und beschließt sich darin, und geht auf und ab, und erquickt sich an den Schildereien und Rosenwolken und schönen Regenbogen und leichten Grazien mit sanfter Rührung im Gesicht u. s. w. Hie und da bin ich auf Stellen gestoßen, bei denen 's mir ganz schwindlig worden ist, und 's ist mir gewesen, als wenn 'n Adler nach 'm Himmel fliegen will, und nun so hoch aufsteigt, daß man nur noch Bewegung sieht, nicht aber, ob der Adler sie mach', oder ob 's nur 'n Spiel der Luft sei. Da pfleg' ich denn 's Buch hinzulegen und mit Onkel Toby 'n Pfiff zu thun."

Doch war seines Bleibens in Kopenhagen nicht lange. Er fühlte sich in seiner beengenden Stellung nicht wohl, das hochfahrende Wesen im Hause verletzte ihn; daher gab er rasch und ohne andere Aussicht den Posten auf. Schon im August 1765 finden wir ihn wieder in Reinfeld, wo er über 3 Jahre verweilte.

5. Im Spätherbst 1768 ging Claudius als Mitarbeiter an den „Adreßcomptoirnachrichten" nach Hamburg. Seine Übersiedelung erfolgte in einer bedeutungsvollen Zeit. Hamburg war damals nicht bloß die reichste und belebteste, sondern in littera-

rischer Beziehung die erste Stadt Deutschlands. Kurz vor Claudius' Ankunft war der Beschluß zur Errichtung eines Nationaltheaters zur Ausführung gekommen, und Lessing zur Mitwirkung an demselben berufen worden. Der thätige, für den Fortschritt begeisterte Buchhändler Bode machte beide Männer mit einander bekannt. Reimarus, der Verfasser der von Lessing herausgegebenen „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten", war kurz vor Claudius' Niederlassung gestorben (1. März 1768), aber sein Sohn, der berühmte Arzt und thätige Teilnehmer gemeinnütziger Unternehmungen, und dessen geistreiche Schwester Elise ersetzten ihn, und machten ihr Haus zum Sammelplatz für alle hervorragenden Kräfte. Unter den Lehrern der gelehrten Schule ragte besonders Büsch, der Gründer der Handelsakademie, in der auch Alex. von Humboldt eine Zeitlang Unterricht empfing, hervor. Basedow, der Schöpfer des Philantropins in Dessau, war damals Professor in Altona, und stand ebenfalls mit Claudius in Verbindung. Unter den Predigern machten der Senior Goeze, später berüchtigt durch die Niederlage, welche er durch Lessing erlitt, und sein freisinniger Amtsbruder Alberti sich bemerklich. In dem religiösen Streite zwischen beiden stand Claudius auf der Seite des freisinnigen Alberti. Herder hielt sich zwar nur besuchsweise einige Zeit in Hamburg auf (im Febr. 1770), trat aber natürlich sofort in den Lessing'schen Kreis ein. Zwischen ihm und Claudius bildete sich bald ein inniges Verhältnis, das für letzteren äußerlich wie innerlich folgenreich wurde. Herder liebte in Claudius dessen Seelenadel und seine hohe Reinheit und Unschuld. Er nennt ihn in Briefen an Gleim eine „englische Seele unter den Menschen", einen „herrlichen Jungen wie jede Zeile seiner Schrift, von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen". Nach einem mehrtägigen Zusammensein mit Claudius in Bückeburg schreibt er 1776 an Lavater: „Freudentage hab' ich mit Claudius gehabt, dem reinsten Menschen, den ich fast gekannt habe." Zugleich erkannte er Claudius' litterarische Verdienste in seiner Art und Sphäre gern und wiederholt an; ja er erwies ihm die Ehre, sein Abendlied als einziges zeitgenössisches deutsches Lied in seine „Stimmen der Völker in Liedern" (1778) aufzunehmen. Claudius erkannte Herders Überlegenheit gern und freudig an und ließ sie auf sich wirken, bewahrte jedoch dabei auch seine Selbständigkeit. Nicht lange danach, als Lessing Hamburg verlassen hatte (Mai 1770), nahm Klopstock seinen Aufenthalt dort bleibend, und Claudius trat sofort wieder in das alte innige Verhältnis zu ihm.

Der Umgang mit all' diesen Männern wirkte natürlich ungemein anregend und fördernd auf Claudius ein, wovon seine Aufsätze aus jener Zeit das beste Zeugnis geben.

6. Ende 1769 oder Anfang 1770 zog sich Claudius von der Redaktion der „Adreß-Comptoir-Nachrichten" zurück. Er hatte um diese Zeit seinen jüngsten Bruder auf einer Reise ins Holsteinsche begleitet und war durch einen ungewöhnlich starken Schneefall verhindert worden, zur rechten Zeit wieder auf seinem Posten in Hamburg zu sein. Als ihn hierüber der Besitzer des Blattes in einem Briefe hart anließ, fühlte sich Claudius verletzt und legte sein Amt nieder. Dadurch geriet er in Not und Schulden. Ein Antrag Bodes, Mitarbeiter an dem in den „Wandsbecker Boten" umgetauften „Wandsbecker Merkur" zu werden, riß ihn jedoch gegen Ende des Jahres aus seiner traurigen Lage. Diese Zeitung sollte, wie es damals gebräuchlich war, einen politischen und einen gelehrten Teil haben. Sie erschien seit dem 1. Jan. 1771 viermal wöchentlich auf je zwei Quartblättern; die letzte Seite jedes Bogens war den „gelehrten Artikeln" gewidmet, deren Redaktion Claudius übernahm. Zu diesem Zwecke übersiedelte er gegen Weihnachten nach Wandsbeck, das durch ihn, wie Matthisson sagt, der „berühmteste Marktflecken von Deutschland" geworden ist. Den größten Teil der „gelehrten Artikel" hat Claudius selbst geschrieben. Es sind kleine Aufsätze und Gedichte des verschiedenartigsten Inhalts, in volkstümlicher Darstellung und aphoristischer Kürze, zu der schon der begrenzte Raum nötigte. Claudius fühlte sich in dieser Thätigkeit und in der ländlichen Stille wohl, er fand, was er gesucht. Bei der Nähe Hamburgs konnte er auch mit seinen dortigen Freunden fleißig verkehren.

Am 15. März 1772 verheiratete sich Claudius mit seiner vielgeliebten und vielgenannten, allen Lesern des Wandsbecker Boten wohlbekannten Rebecca, der zweiten Tochter des Zimmermeisters Behn, in dem nahen Dorfe Barmbeck. Mit dieser Ehe begründete er sein Lebensglück. Rebecca war eine ungewöhnlich schöne Frau von vortrefflichen Geistes- und Herzensanlagen, lebensmutig, fröhlich, liebenswürdig. Ihr natürlicher scharfer Verstand, ihr lebendiges Interesse an allem, was um sie vorging, ihr seltenes Gedächtnis machten es ihr möglich, durch den täglichen Umgang mit Claudius und seinem Kreise sich soweit auszubilden, daß der Mangel an positiven Kenntnissen in fremden Sprachen, Geschichte, Geographie und Belletristik nicht hervortrat, und sie sich ohne alle Verlegenheit in jenem Kreise bewegte. Sie konnte allen Gesprächen, auch wissenschaftlichen Inhalts, folgen und wußte durch die Klarheit ihres Blicks, durch die Einfalt und Reinheit ihres Gefühls manche Fragen und Verhältnisse besser zu beurteilen, als mancher andere, der viel gelernt hatte.

Durch die Festigkeit ihres Wesens, durch die große Klugheit, ja Weisheit in der Erziehung der Kinder, durch die Liebe vor allem, aus deren Born groß und klein schöpfte, war Frau Re-

becca die Seele, und Claudius selbst mit seinem heiteren Gemüte, seiner zweifellos gläubigen Gesinnung und seinem tiefen Ernste das Haupt der Familie. Mit der Verheiratung vermehrten sich aber Claudius' Sorgen, aus denen er überhaupt sein lebelang nicht recht herausgekommen ist.

Im Frühjahr 1775 ließ sich Voß, der Dichter der „Luise", in Wandsbeck nieder, um von dort aus den Göttinger „Musenalmanach" herauszugeben, und von dem Ertrage desselben zu leben. Er verkehrte viel mit Claudius, und ist von dem glücklichen Ehepaar ebenso entzückt wie Herder.

Mit dem „Wandsbecker Boten" wollte es nicht mehr recht gehen, und Claudius wurde genötigt, ganz von demselben zurückzutreten. Das steigerte seine häusliche Not. Indes kam bald Hilfe. Herder, der sich schon vielfach um eine feste Anstellung für Claudius bemüht hatte, empfahl ihn dem Präsidenten von Moser in Darmstadt. Dieser wollte ihn zum geheimen Kanzleisekretär machen. Als Claudius das erfuhr, schrieb er an Herder: „Ihr seid sehr expedit, Freund Herder! und der Präsident von Moser muß sehr gütig sein, daß er auf das Wort eines bekannten Mannes einen Unbekannten so ehren will. Also geheimer Kanzleisekretär? Der Avisenschreiber, den halb Wandsbeck für unklug und ganz Wandsbeck für einen lausigen Avisenschreiber hält, geheimer Kanzleisekretär? Ich weiß nicht ganz genau, was ein geheimer Kanzleisekretär in Darmstadt zu thun hat, aber ich kann rechnen und schreiben, weiß von Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas, und arbeite schnell, habe ehedem wohl italienisch schreiben können, schreibe noch französisch, grammatikalisch, aber nicht delikat, verstehe Griechisch, Lateinisch, Englisch, Dänisch, Holländisch, Deutsch, etwas Schwedisch und Spanisch, habe die Institutions und Pandekten gehört und Historie, weiß aber von Institutions, Pandekten und Historie nicht mehr, als eben zur Leibesnahrung und Notdurft u. s. w. gehört, bin ehrlich und lasse mich nicht bestechen. Wenn ich nun mit diesem Wissen und Nichtwissen geheimer Kanzleisekretär werden kann, so erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präsident von Moser mich dazu machen will; aber nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende und mehr ruhige Stelle haben, und etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder anderer milden Stiftung, Verwalter eines Jagdschlosses, Garteninspektor, Voigt eines Dorfes &c. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen. — Später wurde daraus Titel und Stelle eines Oberlandkommissarius mit 800 Gulden Gehalt.

7. In den ersten Tagen des April 1776 übersiedelte sich Claudius nach Darmstadt, und wurde dort von dem Präsidenten von Moser „nicht gnädig, sondern freundschaftlich",

von Herders dortigen Freunden mit vieler Liebe empfangen. Claudius' Aufgabe war, an der von Moser eingesetzten Oberland-kommission zur Verbesserung des allgemeinen Wohlstandes teil zu nehmen. Als amtliches Organ dafür gründete man die „hessen-darmstädtische privilegierte Landzeitung", deren Redakteur Claudius wurde. Die Zeitung fand vielen Beifall, aber die Oberland-kommission konnte nicht leisten, was man von ihr erwartet hatte. Claudius fühlte sich daher nicht wohl in Darmstadt und wurde nicht heimisch; auch hatte er mancherlei Verdrießlichkeiten in dem Amte, zu welchem er nicht paßte. Nach überstandener schwerer Krankheit suchte er um Entlassung nach und kehrte bereits im Frühjahr 1777 wieder nach Wandsbeck zurück, wo er in glücklicher Zurückgezogenheit lebte.

8. Claudius sah sich nun wieder ausschließlich auf seine Schriftstellerei angewiesen. Die schon 1775 begonnene Heraus-gabe seiner sämtlichen Schriften wurde fortgesetzt. Das dritte Bändchen folgte 1778, das vierte 1783, das fünfte 1790, das sechste 1798, das siebente 1803, das achte 1812. Von seinen Übersetzungen sind die zwei wichtigsten „Irrtümer und Wahrheit" von St. Martin (1782) und „Fenelons Werke religiösen Inhalts" (3 Teile, 1800, 1809 u. 11. Hamburg, bei Fr. Perthes).

Endlich besserte sich auch Claudius' äußere Lage einigermaßen. Der Kronprinz Friedrich (nachher Friedrich VI.) von Dänemark, der Enkel jenes Friedrich V., den Klopstock besungen, hatte ihm bereits 1785 ein Jahrgehalt von 200 Thlrn. bewilligt, als Er-kenntlichkeit für das Vergnügen, das auch ihm „Asmus" gewährt habe, und verlieh ihm 1788 die Stelle des ersten Revisors an der schleswig-holsteinischen Bank zu Altona mit einer Besoldung von 960 Thlrn. preußisch. Um letztere Gunst hatte Claudius sich durch den nachstehenden originellen Brief beworben: „Durch-lauchtigster, gnädigster Prinz! Ich habe mich bisher mit meiner Hände Arbeit genährt, und mich nicht übel dabei befunden; aber acht Kinder, die doch halbweg erzogen sein wollen, fangen an, mir meine Zeit zu nehmen und mir meine jetzige Lebensart etwas beschwerlich zu machen .... Ich wünschte irgend eine Stelle in des Königs Lande, und wenn es sein könnte, im lieben Holstein. Ich bitte nicht um eine sehr einträgliche Stelle, sondern nur um eine, die mich nährt, und um so eine bitte ich mit aller Unbefan-genheit eines Mannes, der willens ist, das Brot, das ihm der König giebt, zu verdienen. Wenn es mir auch erlaubt sein würde, so wüßte ich nicht zu sagen, wozu ich eigentlich geschickt bin, und ich muß Ew. Königl. Hoheit bitten, daß Sie gnädigst geruhen, ein Machtwort zu sprechen, und zu befehlen, wozu ich geschickt sein soll."

Die Verwaltung dieser Revisorstelle nahm Claudius so wenig in Anspruch, daß er in seinem lieben Wandsbeck konnte wohnen

bleiben. Als aber Dänemark sich im Juni 1813 mit Napoleon verbündete, hielt Claudius es für geraten, sein liebes Wandsbeck zu verlassen. Er irrte, seiner Einnahmen beraubt, mit seiner Frau an verschiedenen Orten umher, bis er am 8. Juni 1814 wieder nach seinem Hause zurückkehrte. Bald nach seiner Heimkehr wurde er aber vielfach durch körperliche Beschwerden heimgesucht. Da sich sein Zustand Ende August verschlimmerte, gab er endlich den dringenden Bitten seiner Tochter Caroline nach, die mit dem Buchhändler Perthes, einem echt deutschen Manne von großem Geiste und unbeugsamer Charakterstärke, verheiratet war, und zog mit seiner Frau in den ersten Tagen des Dezember zu ihr nach Hamburg, um seinem Arzte näher zu sein. Am 21. Jan. 1815 ereilte ihn hier der Tod. Als der Todeskampf anfing, äußerte er: „Mein ganzes Leben habe ich auf diese Stunde studiert, und noch weiß ich nicht, wie es enden soll!" — „Gute Nacht! gute Nacht!" waren seine letzten Worte.

II.

9. Wie Claudius als Mensch sich höchst vorteilhaft auszeichnete, so nimmt er auch als Schriftsteller eine hervorragende Stellung ein. Er ist während seines ganzen Lebens in doppelter Weise thätig gewesen: einmal, indem er die Verdienste anderer würdigte, ein andermal aber im Selbstschaffen. Mit ungemein feinem Takte erkannte er jedes auftauchende Talent, und machte das Publikum mit großer Selbstverleugnung im „Poetischen Winkel" des „Wandsbecker Boten" darauf aufmerksam. Wie er Klopstocks „Oden" anzeigte, ist schon oben gesagt worden. Als Lavaters „physiognomische Fragmente" erschienen und unbarmherzig verurteilt wurden, schreibt Claudius: „Das ist 'n Buch, wie mir in meiner Praxis noch keins vorgekommen ist. Was da für Gesichter darin stehen. — Soviel ich verstanden habe, sieht Herr Lavater den Kopf eines Menschen und sonderlich das Gesicht als eine Tafel an, darauf die Natur in ihrer Sprache geschrieben hat: Allhier logiert in dubio ein hochtrabender Geselle, ein Pinsel, ein Poet u. s. w. Es wäre sehr naiv von der Natur, wenn sie jedwedem Menschen seine Kundschaft an die Nase gehängt hätte, und wenn irgend einer die Kundschaft lesen könnte, mit dem möchte der Henker in Gesellschaft gehen." — Von Swedenborg, dem Geisterseher, bemerkt Claudius naiv und edel: „Ob er wirklich Geister oder sonst Neues gesehen, oder ob er ein Narr gewesen, bleibt freilich die Frage. — — Aber nach der Meinung kluger Leute liegt viel Wahrheit im Verborgenen, vielleicht nahe bei uns; und so sollten uns alle Projekte eines guten Mannes, wenigstens als edles Ringen nach ihr heilig sein." Den Beschluß in den „Elysäischen Feldern!" — Goethes „Götz von Ber-

lichingen" führt er folgendermaßen ein: „Bei Stücken, wie dies, wo man nirgends das Winkelmaß anlegen kann, muß ein jeder den Wert aus dem Eindruck bestimmen, den das Stück, so wie es da ist, auf ihn macht, und da sind wir unsers Orts dem Verfasser für seine Komödie verbunden und erwarten größere Dinge von ihm. Hin und wieder ein hartes Wort, das sich die Knechte herausnehmen, und das selbst Götz sich ein- oder zweimal entfahren läßt, muß niemand beleidigen. Knechte sind Knechte, und Shakespeare läßt sie auch nicht wie Petits-Maitres sprechen, und die andern sprechen desto besser" (Nachlese zu M. Claudius' Werken, S. 28). — Von dessen „Werther" sagt er: „Weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf zu holen. Ja, die Lieb ist 'n eigen Ding, ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht. — — Aber wenn du ausgeweint hast, so hebe den Kopf fröhlich auf und stemme die Hand in die Seite; denn es giebt Tugend, die — wie die Liebe — auch durch Leib und Leben geht. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt sein." — Herders „älteste Urkunde" bezeichnet er schon treffend als einen orientalischen Laut, eine schöne Erscheinung hoch in der Wolke und ein Weben des Genies. — Auf Lessing blickt er mit großer Hochachtung. „Ich habe Lessing auch gekannt," sagt er; „ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei, aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein Credo*) nicht annehmen kann, so halte ich doch seinen Kopf hoch." Auf Lessings „Emilia Galotti" wendet er treffend an, was darin vom Maler Conti in Bezug auf Emiliens Bild gesagt wird: „Der Künstler scheint mit dem Auge gemalt zu haben, weil so wenig auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel verloren gegangen ist; alles wie aus dem Spiegel gestohlen; das Stück soll nicht aufgehangen werden, soll bei der Hand bleiben, nicht wahr?"

Solche Urteile beweisen hinreichend, daß Claudius ein scharfes Auge für geistiges Leben auf dem Gebiete des Wissens und der Kunst besaß, und Charakter genug, das Lob anderer laut zu verkünden. Beides würde ihm für immer unsere Hochachtung sichern.

10. Aber Claudius hat auch selbst Treffliches geliefert. Große, umfangreiche Dichtungen oder Prosawerke hat er allerdings nicht geschaffen. Aber der Inhalt aller ist ein so edler, keuscher, wie kaum noch bei einem andern Dichter. Überall giebt sich darin freudige Hingebung an die uralte, geoffenbarte Wahrheit, kindlicher Sinn, Liebe zur Natur und zum Vaterlande, Biederkeit, Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit, Abneigung gegen alles Luxuriöse und Formelle eines künstlichen Kulturlebens kund. Naturlust und Religion sind die Elemente, in denen er lebt, die ihn

*) Glaube, Glaubensbekenntnis.

zum Dichten treiben. Er ist als eine sittlich-religiöse Natur Bote und Diener christlicher Lebenserkenntnis. Natur und Gott gehen bei ihm in einander über wie Leib und Seele. In der Natur ist Gott ihm überall gegenwärtig, er „trifft ihn gleichsam auf der That", er „sieht's vor den Augen, wie er frisch die volle Hand ausstreckt, und wie er seinen großen Tisch für alle Wesen decket." Niemals geht er durch einen Wald, ohne daß ihm einfiele, „wer wohl die Bäume wachsen mache", und dann, „ahnet ihm so von ferne etwas von einem Unbekannten", er denkt an Gott, und „ehrerbietig schauert's ihm dabei". Die Natur nimmt Claudius nur als Folie für das Übernatürliche; durch sie findet er sich gehoben; alles in derselben ist bloße Erscheinung und deutet auf ein unbegreifliches Jenseits hin.

Seine Leser sucht Claudius vorzugsweise im Volke, dessen Veredlung er bezweckt, und deshalb strebt er, das Gute und Wahre, was seine Seele erleuchtete, in einer anmutigen, volkstümlichen, mehr oder weniger idyllischen Form den Menschen ans Herz zu legen. Das ist ihm denn auch öfter und mehr gelungen, als fast allen andern gleichstrebenden Dichtern jener Zeit, und wird ihm den Ruhm eines echten Volksschriftstellers sichern. Daß ihn hier und da sein Streben nach naiver Unbefangenheit auf Abwege führte, kleine Künsteleien für Natur halten und die Form oft über Gebühr vernachlässigen ließ, soll dabei nicht übersehen werden. Aber neben solchen Gedichten, die auf diese Weise ästhetisch verdorben worden sind, bleibt immer noch Gediegenes genug übrig, das nach Form und Inhalt das Gepräge der Vollendung an sich trägt.

Schriftliche Aufgaben.

Über das Volkstümliche in Claudius' Poesie und Prosa.

Litteratur.

A. Claudius' Schriften.

Asmus omnia sua Secum portans, oder sämtl. Wke. des Wandsbecker Boten. 4 Bde. in 8 Tln. Wandsbeck, beim Verfasser. 1774—1812. Spätere Aufl.: Gotha, 1819, 1829, 1838, 1844. 7 M. 9. Original-Ausg. Revidiert u. mit einer Nachlese vermehrt von C. Redlich. Gotha, 1871, 2 Bde. 4,80 M. Nachlese apart 1,60 M.
(Die lateinischen Titelworte heißen: Asmus, sein Alles mit sich tragend.)

B. Schriften über Claudius.

L. Kunze, Professor in Weimar, Uber Matthias Claudius. Rede, gehalten am 24. Juni 1854. Weimar. 30 ₰.
W. Herbst, Matthias Claudius der Wandsbecker Bote. Mit dem Bildnis von Matthias und Rebecca Claudius. Gotha, 1863. 5,20 M.
Paldamus, Deutsche Dichter u. Prosaisten. II. Abt. 1. Bd. Lpzg., 1858.
F. H. Kahle, Claudius u. Hebel. Berlin, 1864. 3,50 M.
J. H. Deinhardt, Leben u. Charakter des Wandsbecker Boten M. Claudius. Gotha, 1864. 90 ₰.
A. Meyer, M. Claudius. Ein christl. Lebensbild. Eisleben, 1876. 1,20 M.

XXXVII. Herder.

I. Poesie.

A. Fabeln.

1. Wind und Sonne.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Stuttg., 1817. XV. 187. — Ausg. in 60 Bdn. Stuttg., 1827—30. II. Abt. Bd. III. 144. Ausg. in 40 Bdn. Stuttg., 1852—54. I. 149. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 85. — Lüben, Auswahl. II. 17.

Erläuterungen.

Die Fabel ist so leicht verständlich, daß sie einer Erläuterung nicht bedarf.

Die Lehre, welche der Dichter veranschaulichen wollte, giebt er in folgenden Versen:

Übermacht, Vernunftgewalt
Macht und läßt uns kalt;
Warme Christusliebe —
Wer, der kalt ihr bliebe?

Wer die Fabel ohne die angehängte Lehre liest, deutet sie sich vielleicht so:

Die Thätigkeit des Polterers ist wirkungslos, die des Sanften erfolgreich; oder: Stille und Wärme siegen stets über Zorn und Kälte; oder: Matth. 5, 5.

Zum eigenen Studium empfehlen wir dem Lehrer Herders Abhandlungen über die Fabel. Vgl. XXI, 304, XXV, 223 (Ausg. in 40 Bdn.). Manches daraus eignet sich auch zur unmittelbaren Mitteilung in der Oberklasse.

B. Parabeln und Paramythieen.

2. Die Krone des Alters.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Tübingen, 1807. IX. 86. Ausg. in 60 Bdn. II. Abt. IX. 65. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. IX. 59. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 156. — Lüben, Auswahl. II. 17.

1. Erläuterungen.

Der 1. Abschnitt drückt den Gedanken aus, daß Gott den Verständigen und Tugendhaften durch ein hohes Alter („graues Haar") ehrt, oder daß das hohe Alter eine Folge des verständigen und tugendhaften Lebens ist.

Unter dem „Jubelfeste" ist wohl das Berufsjubiläum zu verstehen.

„die Länge des Weges", die Mühe und Anstrengungen.

„nie schritt ich anmaßend über die Häupter der

Jugend hinweg", nie hielt ich mich für zu erhaben (zu gut), Lehrer der Jugend zu sein.

„hob die Hände nie zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte", heuchelte nie Frömmigkeit, oder: verrichtete nie das Segnen und Beten, wozu mein Beruf mich täglich mehrmals veranlaßte, gedankenlos.

„nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen", nie traf mich sein Fluch, ich habe ihn nie übervorteilt, daß er mir Böses hätte wünschen müssen.

Es ist nicht zu übersehen, daß jeder der Jubelgreise das aus seinem Berufsleben hervorhebt, was zu erfüllen ihm am schwersten geworden, und wogegen von andern seines Standes so oft gefehlt wird.

Den Vorwurf der Ruhmredigkeit kann man den Jubelgreisen nicht machen; wer mit Ehren alt geworden ist, darf an einem Tage, an welchem man auf sein Leben zurückblickt, auch wohl sagen, daß man sich allezeit vor den gewöhnlichen Vergehungen in seinem Stande gehütet habe. Ohnehin hat das Hervorheben dieser Tugenden zugleich den Zweck, die Söhne und Enkel zur Nachahmung zu ermuntern.

2. Die Lehre der Parabel

ist im ersten und letzten Abschnitte ausgesprochen.

3. Schriftliche Aufgaben.

1. Wie schafft man sich einen heitern Lebensabend? 2. Ein Rückblick am Sylvesterabend — am Konfirmationstage — an einem Geburtstage.

3. Die ewige Bürde.

Herder u. Liebeskind, Palmblätter. Erlesene morgenländ. Erzählungen f. d. Jugend. Durchges. u. verb. v. F. A. Krummacher. Berlin, 1857. 35. — Der Vorrede nach rührt die Parabel wohl von Liebeskind her. — Lüben u. N., Leseb., IV. Nr. 157. — Lüben, Auswahl. II. 18.

1. Erläuterungen.

Khalif oder Chalif, Titel der Nachfolger Mohammeds. Ihre Herrschaft war eine geistliche und weltliche.

Hakkam I. regierte zu Córdova in Spanien von 796—822.

Kadhi, türkischer Richter. Was ist ein Richter? Eine obrigkeitliche Person, deren Amt im Richten oder Rechtsprechen besteht.

„seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten", der Meinung sein, daß alles gerecht sei, was er thue.

„veraltetes Gesetz", ein Gesetz, wonach es dem Fürsten nicht erlaubt war, das Eigentum eines andern wider dessen Willen an sich zu bringen.

„Unverzüglich“. Sirach 18, 22 heißt es: „Verziehe nicht, fromm zu werden“. Verziehe nicht, heißt hier: verschiebe es nicht, säume nicht. Aus verziehen ist das Wort Verzug entstanden. Wer ohne Verzug fromm wird, der zögert und wartet nicht damit. Ohne Verzug und unverzüglich sind gleichbedeutend.

„Bürde“ stammt von dem alten Worte bären, was so viel bedeutet als heben oder tragen. Im nördlichen Deutschland (z. B. im Oderbruche) sagt man noch jetzt statt: „Ich kann das nicht heben“, „ich kann das nicht bären“. Mit Bürde verwandt ist Last, da beide Wörter etwas bezeichnen, was schwer zu tragen ist. Last hat den Nebenbegriff des Unfreiwilligen, Bürde dagegen den des Freiwilligen. Abgaben, die der Staat den Staatsangehörigen auflegt, sind für diese Lasten. Wenn dagegen eine Mutter ihr noch schwaches Kind auf ihren Armen trägt, so ist dasselbe für sie eine Bürde, keine Last. Das Leben ist für alle Menschen, für Hohe wie für Niedrige, eine Bürde; denn alle haben daran zu tragen. Für denjenigen hingegen, dem es nur Leiden und Schmerzen und nicht, zum Ersatz dafür, auch Freuden bietet, ist es eine Last. Weiter unterscheidet sich Last noch dadurch von Bürde, daß sie auf jeden Körper gelegt werden kann; Bürde dagegen bezeichnet nur etwas Schweres, das lebende Wesen zu tragen haben. Die Ladung eines Wagens oder Schiffes ist demnach eine Last, die Sorge des Vaters um den Unterhalt für seine Familie eine Bürde, wenn sie auf ihm lastet, ihm schwer wird. Eben so wird die Sünde, die den innern Menschen beschwert, eine Bürde genannt. Der Verrat, den Judas an Jesu begangen, ward für ihn zu einer Bürde, die er nicht tragen konnte. Wer in seinen Sünden stirbt, der nimmt die Last derselben mit in jene Welt hinüber, und sie sind dann für ihn eine Bürde, mit der er vor seinem Richter erscheint, und die darum eine ewige Bürde genannt werden kann. — „Mag die Lasten des Schulmanns anklagen, wer sie als Lasten fühlt; mir waren sie eine süße, willkommene Bürde.“ K. A. Böttiger, Abschiedsrede.

2. Die Wahrheit der Parabel.

Die Parabel enthält zwei Wahrheiten:

1. Bringe das Eigentum anderer nicht wider ihren Willen an dich, auch wenn du die Macht dazu hast. (Gilt nicht bloß für Fürsten, sondern auch für manchen andern.)

2. Klugheit und edle Dreistigkeit (Freimütigkeit) bahnen oft den Weg zum Herzen der Gewaltigen.

Übrigens erinnert die Parabel, die Rückert metrisch bearbeitet hat in dem Gedichte: Der Sack des Kadhi*), durch ihren Inhalt

*) Fr. Rückert, 7 Bücher morgenländ. Geschichten u. Sagen. Stuttg., 1837. 5.—7. Buch. 151.

lebhaft an Naboths Weinberg, 1. Könige 21. Verwandt damit ist auch die bekannte Geschichte vom „König Friedrich und seinem Nachbar". Vergl. Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 87.

3. Schriftliche Aufgaben.

1. Freie Reproduktion. 2. Vergleiche die ewige Bürde (Tl. IV. Nr. 157) und König Friedrich und sein Nachbar.

4. Der Weinstock.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Tübingen, 1807. IX. 19. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. IX. 15. — Lüben u. N. Leseb. V. Nr. 117. — Lüben, Auswahl II. 19.

1. Erläuterungen.

Die Ceder, zu den Nadelhölzern gehörig, wächst auf dem Libanon, Taurus und den Gebirgen Mittelasiens, und ist durch die Bibel berühmt geworden. Ihr Alter schätzt man auf mehrere tausend Jahre. Das wohlriechende Holz derselben ist äußerst dauerhaft. Salomo bauete den Tempel damit. Vergleiche das Gedicht: „Die Ceder" von Heidler im V. Tle. des Leseb. Nr. 5.

Die Palmen gehören zu den edelsten Pflanzenformen. Auf ihrem hohen, schlanken Stamm strebt ein mächtiger Büschel von riesenmäßigen Blättern empor. Viele Arten, wie z. B. die Dattel- und Kokospalme, sind äußerst nützlich. Der Ausspruch des Palmbaumes: „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet", ist daher vollkommen wahr.

Der Apfelbaum findet sich noch hier und da wild in den Wäldern.

„selbst die Fichte und Tanne rühmten". Das klingt, als wenn diese Bäume eigentlich gar nichts zu rühmen hätten. Allerdings stehen sie der Ceder und dem Palmbaum in manchen Stücken nach; indes bleiben sie deshalb doch nützliche und schöne Bäume. Ganz treffend sagt Masius in seinen „Naturstudien" von der Tanne: „Der edelste unter unsern Nadelbäumen ist unstreitig die Tanne. In den Nacken des Gebirges schlägt sie ihre Wurzeln und steigt in schwindelnder Steillinie empor, indes sich ihre Zweige schwer hinabsenken: eine erhabene Pyramide, auf der der verhüllte Geist des Nordens thront, wie in ewiger Sehnsucht nach dem Süden verlangend. Majestät und Schwermut mischen sich mit einem Zuge kühnen Trotzes in diesem Baume. Seine düstere Pracht faßt uns ernstgebietend. Aber der wolkenanklimmende Wuchs selbst, das Sonnenlicht, das durch die Wipfel glimmt, der Sammetteppich zu seinen Füßen, ewig frisch erhalten von den überall rieselnden Quellen, die Waldbäume umher, die zarte Traube der Circäa, die weiße Blüte des Wintergrüns, die rosige des

Vacciniums, gemischt mit dem Purpur reifender Beeren, all' dieses warme, farbige Leben löst das in sich zurückgescheuchte Gemüt, so daß es befreit sich neu erhebt."

„und seine Zweige weinten". Beschneidet man im Frühjahr den Wein, so tropft die Schnittfläche von dem aufsteigenden Safte. Diese Tropfen nennt man „Thränen". Hieraus erklärt sich der Ausdruck: „seine Zweige weinten".

„harten, grünenden Körner", die unreifen Weinbeeren.

„harre duldend". Auf gleichgiltige Dinge wartet man und sieht ihrer Ankunft ruhig entgegen. Harren bezeichnet ein unangenehmes, mit Sehnsucht verbundenes Warten. Man harrt mit Sehnsucht auf ein Gut, auf die Befreiung von einem Übel. Harren hat, wie schon die adverbiale Bestimmung „duldend" ausdrückt, auch noch den Begriff der durch Geduld unterstützten Ausdauer.

„im unansehnlichen Rohre", im Zuckerrohre.

2. Inhaltsangabe.

Am Schöpfungstage rühmten sich die Bäume gegen einander. Jeder hob seine Schönheit und seinen Nutzen hervor und hielt sich für besser, als die andern. Nur der Weinstock schwieg, sank zu Boden und weinte, weil ihm alles versagt zu sein schien. Nicht lange danach trat der Mensch zu ihm, bemerkte seine Hilflosigkeit, richtete ihn auf und zog ihn an seiner Laube hinauf. Luft und Sonne reiften nun seine Beeren, und dankend bot er den süßen, erquickenden Saft seinem Wohlthäter dar, unbekümmert darum, daß die stolzen, bereits entfruchteten Bäume ihn beneideten.

Darum erfreut und erquickt noch jetzt sein Saft die Betrübten. Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus!

3. Die Wahrheit der Parabel

ist in den eben angeführten Worten: „Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus", enthalten. — Wir sehen es recht oft, daß der Geringe und Verlassene aufgerichtet wird, um Herrliches zu leisten. Aus der Armut gehen oft die ausgezeichnetsten Wohlthäter der Menschheit hervor.

4. Schriftliche Aufgaben.

Der Rangstreit. Eine Nachbildung. (Eiche, Buche, Pfirsichbaum, Apfelbaum, Christbaum rc.) — (Kuh, Pferd, Schaf, Gans, Hund.)

5. Nacht und Tag.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Tübingen, 1806. VI. 164. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. III. 229. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 155. — Lüben, Auswahl II. 20.

1. Erläuterungen.

Die alten Griechen stellten sich die Nacht und den Tag als Göttinnen vor, die in der Nähe des Tartarus wechselweise ein

und denselben Palast bewohnten. Die Nacht nannten sie Nyx, den Tag, die Tochter der Nacht, Hemĕra. Hesiŏdos singt von ihnen:

— — — Wann die eine hinabsteigt, geht die andre
Schon aus der Pfort', und nie sind im Innern beide beherbergt,
Sondern die ein' ist immer beschäftigt außer der Wohnung,
Und umwandelt die Erd', und die andre, drinnen im Hause,
Wartet indes, bis ihr des Hervorgehns Stunde herannaht.
Jene bringt die Helle des Lichts den Erdenbewohnern,
Diese den Schlaf in den Armen, den Zwillingsbruder des Todes,
Sie, die schreckliche Nacht, umhüllt mit finstrer Wolke.

In ähnlichem Sinne sind in diesem Stücke Nacht und Tag als Personen dargestellt, der Tag jedoch als Sohn, da das Wort in unserer Sprache männlichen Geschlechts ist. Der Tag ist passend als „feuriger, glänzender Knabe“ bezeichnet, die Nacht als verschleierte Göttin. Die Griechen bildeten die Nyx auf zweierlei Weise ab: entweder auf einem zweispännigen Wagen fahrend, mit schwarzen Flügeln, mit denen sie die Erde beschattet, in einem langen, schwarzen Gewande, welches bis zu den Füßen herabfällt, das Haupt mit einem schwarzen Schleier bedeckt, hinter ihr die Sterne, oder mit einem schwarzen, fliegenden, sternenbesäeten Schleier, den sie in der Rechten faßt, während sie mit der Linken eine brennende Fackel umkehrt und auslöscht. Immer erscheint sie als eine junge, schöne, aber ernste Frau.

Die „Fluren“ eignet sich der Tag zu, weil sie nur während seines Regiments gut wahrnehmbar sind. „Getötet“ darf nicht buchstäblich genommen werden, sondern nur im Sinne von Schlaf.

Die von Schmerzen Gepeinigten, von Sorgen Gequälten, von Angst und banger Erwartung Gefolterten danken dem Tage nicht für seine Aufregung; denn indem sie erwachen, beginnt auch ihre Not von neuem.

Aber auch die, welche sich des beginnenden Tages erfreuen, werden in dem Maße von ihm aufgeregt, daß sie ermatten, und der Erquickung durch die Nacht bedürfen, Tiere und Pflanzen nicht ausgenommen. Die Nacht muß den Tag mit seinen gepriesenen Wohlthaten vergessen machen („durch Vergessenheit deiner“). Mit den Gaben der Nacht sind alle zufrieden („Ich nehme alles mit seiner Zufriedenheit in meinen Schoß“).

Wie der irdische Tau die Pflanzen erquickt und nährt, so erhebt und nährt der „himmlische Tau“, nämlich die Gedanken und Ideeen des Traumlebens, die Seele.

In der Oberklasse könnte bei Erklärung dieser Stelle „Der Traum“ von Herder vorgelesen werden. (Ausg. in 60 Bdn. II. Abt. XVII. 112. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. IX. 343.)

„Unzählige Bilder“, Sternbilder (durch Zeichnungen zu verdeutlichen, z. B. das Sternbild des großen Bären).

„Neue Hoffnungen“ werden durch den Anblick des Sternenhimmels in uns erregt, nämlich die Hoffnung, nach dem Leben auf der Erde noch größerer Vervollkommnung entgegen zu gehen, vielleicht auf einem andern Weltkörper.

2. Die allgemeine Wahrheit der Paramythie.

Die Jugend liebt augenfällige, glänzende Thaten, und erhebt sich gern mit denselben über das in Weisheit und Bescheidenheit wirkende Alter. Geschieht dies, so muß die Weisheit sie zur richtigen Erkenntnis ihres Thuns bringen.

In einem kleineren Gedichte mit derselben Überschrift zeigt Herder, in welcher Weise der Mensch den Tag wie die Nacht nötig habe. Der Vergleichung halber teilen wir es hier mit. Siehe Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Stuttg. 1817. XVI. 31.

Nacht und Tag.

Goldenes, süßes Licht der allerfreuenden Sonne,
Und du, friedlicher Mond, und ihr, Gestirne der Nacht,
Leitet mich sanft mein Leben hindurch, ihr heiligen Lichter,
Gebt zu Geschäften mir Mut, gebt von Geschäften mir Ruh',
Daß ich unter dem Glanze des Tags mich munter vergesse,
Aber mich wieder find' unter dem Schimmer der Nacht!
Nieden am Staube zerstreu'n sich unsre gaukelnden Wünsche;
Eins wird unser Gemüt droben, ihre Sterne, bei euch.

6. Der sterbende Schwan.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Tübingen, 1806. VI. 169. Ausg. in 60 Bdn. II. Abt. VI. 237. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. III. 232. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 47. — Lüben, Auswahl II. 20.

1. Erläuterungen.

Von den 5 bekannten europäischen Schwan-Arten führt eine den Namen Singschwan, Cygnus musicus, die bis zum Nasenloche einen schwarzen, sonst einen gelben Schnabel hat. Nach den Mitteilungen genauer Beobachter vermag sie einen hohen und gleich darauf einen tiefen Ton hervorzubringen, die den Tönen einer Klarinette ähnlich sind. Im Sterben lassen verwundete Schwäne wohl Klagetöne hören, die jedoch schwerlich mit einem Gesange verglichen werden können. Der Schwanengesang ist nur eine poetische Erfindung. Am seltensten läßt der auf Teichen gehegte Höckerschwan, C. olor, einen schreienden Ton hören, zischt nur, wenn er gereizt wird, und ist deshalb in den Lehrbüchern wohl auch als stummer Schwan aufgeführt worden.

Aus der Zusammenstellung der Ausdrücke „stumm und ge-

sanglos" ersieht man, daß Herder die angebliche Stimmlosigkeit des Höckerschwans für ausgemachte Wahrheit genommen hat.

„Philomēle", Nachtigall.

„Abglanz des Himmels", Abspiegelung des Himmels im Wasser.

„trunken verweile", in seligen Gefühlen verweile.

„Wie wollte ich dich singen", singend rühmen, preisen.

„Spiegel deines Rosenantlitzes", bezeichnet das Wasser, in dem das Abendrot sich malt.

„Ton der Unsterblichen", himmlische Musik.

„Holdes Wesen". Hold got. hulþs, ahd. hold, mhd. holt = freundlich zugeneigt, freundlich und lieb.

„Leier", althochdeutsch lîrâ, mhd. lîre, vom griechischen Worte Lyra, ein der Zither ähnliches Saiteninstrument der Alten und Attribut des Apollo, griech. Phöbus, bestimmt zur einfachen Begleitung des Gesanges. Daher bezeichnet man mit dem Ausdruck „lyrische Dichtungen" zunächst Gedichte, welche gesungen werden sollen (Lieder), dann überhaupt solche poetische Produktionen, welche Gefühle und Empfindungen vorherrschend ausdrücken.

„Vogel Apollos", s. I. Bd. Die Gans von Lessing.

„aufgelöst und ergossen sang er", überglücklich, überselig sang er zum Saitenspiel.

„entschlummernden Tönen", allmählich verhallenden Tönen.

„Elysium", nach griech. Fabellehre die Wohnung der Frommen.

„Schwanengesang", der Gesang, dessen Entstehung diese Sage mitteilt. Einer alten griechischen Schiffersage zufolge glaubte man, daß der Schwan nur kurz vor seinem Tode singe. Daher nennt man das letzte Wort eines Dichters wohl auch seinen Schwanengesang.

„der sanft seine Glieder auflösen mußte", den Tod herbeiführen mußte. Der Glaube, daß niemand den Anblick Gottes ertragen könne, ist sehr alt. Bei Verkündigung des Gesetzes sagte das Volk zu Moses: „Laß Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben", 2. Mos. 20, 19. Semĕle bat auf den arglistigen Rat der Juno den Jupiter, sich ihr als Donnergott zu zeigen. Er that es, aber Semele konnte als Sterbliche die Strahlen der Gottheit nicht ertragen und verbrannte, vom Feuer des Blitzes getroffen.

„Die Göttin der Unschuld", Venus, Aphrodite, die Göttin der Liebe. Als Tochter des Zeus und einer Meernymphe (Dione), oder nach andern aus einem Blutstropfen des Uranos, der ins Meer fiel, entstanden, war sie auch Meergöttin und Beschützerin der Häfen; ihren „Muschelwagen" lassen Dichter und Künstler von Tauben oder Schwänen ziehen.

2. Inhaltsangabe.

Im Glanze der schönsten Abendröte sich badend, sprach ein Schwan seufzend sein Bedauern darüber aus, daß er allein stumm und gesanglos sei, und wünschte sich die schöne Stimme der Nachtigall, um das Licht der Sonne und seine eigene Seligkeit besingen zu können. Phöbus erfüllte seinen Wunsch durch Berührung mit seiner Leier, und der Schwan besang dankbar die Sonne, den See und sein Leben, befand sich aber beim Verklingen seines Liedes im Elysium, in welches sein treues Weib, das sich im süßen Gesange zu Tode geklagt hatte, soeben auch eintrat. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an.

3. Die allgemeine Wahrheit,

welche Herder mit dieser Erzählung (Paramythie) versinnlichen wollte, ist vollkommen ausgesprochen in den Schlußworten:

„Gedulde dich, stilles hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick deines Todes."

Auf der Erde ist es uns versagt, mit voller Klarheit die Wahrheit zu erkennen. Wir leben aber der Hoffnung, daß unser Verlangen danach im jenseitigen Leben erfüllt werden wird. Darum erscheint uns auch der Tod in freundlicher Gestalt, nämlich als Übergang in ein lichtvolleres Dasein, als Befreier von Leiden und Entbehrungen. — Sehr treffend sagt in dieser Beziehung Engel in seinem „Traum des Galilei": „Die wahre Seligkeit faßt doch ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfing, sich zu erheben."

4. Vergleichung von Nummer 4 und 6.

1. Gemeinsames. Vergleichung mit andern macht den Schwan und den Weinstock unzufrieden.

2. Unterscheidendes. Der Schwan verhält sich bei der angestellten Vergleichung thätig, die Vergleichung geht von ihm selbst aus; der Weinstock schweigt, wird sich seiner Mangelhaftigkeit nur dadurch bewußt, daß die reicher begabten Gefährten sich ihrer Vorzüge rühmen.

Der Schwan bittet ausdrücklich um den Gesang; der Weinstock schweigt in stiller Entsagung.

Der Schwan wünscht ein geistiges Gut zu geistigen Zwecken, der Weinstock mehr Irdisches.

Dem Schwan wird der Gesang unmittelbar durch eine Gottheit als Geschenk verliehen; der Weinstock hatte die Kraft,

welche später so Edles hervorbrachte, in sich selbst, erhielt sie nicht vom Menschen, wurde vielmehr nur in seiner Wirksamkeit von ihm begünstigt.

Beim Schwan tritt mit der Erfüllung des Wunsches der Tod ein, beim Weinstock beginnt erst das rechte Leben.

Der Weinstock wird von seinen Gefährten beneidet, der Schwan wird durch den Tod dem Neide entrückt.

Die Lehre, welche aus der Dichtung vom „sterbenden Schwan" fließt, bezieht sich auf das Leben nach dem Tode, die aus der Parabel vom „Weinstock" sich ergebende dagegen auf das irdische Leben, indem sie die Erfüllung unserer Hoffnung schon hienieden in Aussicht stellt.

Parabel und Paramythie.

Die vorstehend besprochenen fünf Dichtungen:

1. Die Krone des Alters, — 2. Die ewige Bürde, — 3. Der Weinstock, — 4. Nacht und Tag und — 5. Der sterbende Schwan,

stimmen in ihrer Gesamtanlage mit einander überein: es sind Erzählungen, die eine allgemeine Wahrheit versinnlichen.

Die Erzählung ist ausschließlich hierzu erdichtet. Denselben Zweck hat, wie wir bereits wissen, auch die Fabel. Dennoch dürfen die genannten Dichtungen nicht zu den Fabeln gerechnet werden; denn

1) sind die darin auftretenden Personen nicht ausschließlich Tiere oder willenlose Gegenstände, wie in der Fabel, sondern Menschen oder Götter, und
2) soll nicht eine bloße Lebens- und Klugheitsregel darin ausgesprochen werden, sondern vielmehr eine höhere Weisheit aus dem geistigen oder Seelenleben des Menschen.

Dichtungen dieser Art nennt man Parabeln. Da die Parabel, wie eben gesagt worden, die Darstellung einer höheren Wahrheit beabsichtigt, ja selbst oft genug ins Gebiet der Religion hinüberstreift, so können Tiere oder leblose Gegenstände nicht füglich als Repräsentanten gebraucht werden, und darum wählt man für die Parabel vorzugsweise Menschen zu ihren Personen. Da ferner der Charakter des einzelnen Menschen nicht schon offen vorliegt, wie der des einzelnen Tieres, so muß der Parabeldichter auf die Zeichnung desselben die notwendige Rücksicht nehmen, was bei dem Fabeldichter nicht der Fall ist. Deshalb und weil die Verhältnisse, in welchen sich die Menschen bewegen, nicht so leicht überschaulich sind, als die Handlungen, welche den Tieren zugeschrieben werden, kann die Parabel an die Kürze und Gedrungenheit der Erzählung nicht gebunden sein, welche das Wesen der Fabel ausmacht. Auch verlangt die größere Würde der Parabel eine gehaltenere, edlere Sprache als jene.

Die beiden letzten Dichtungen („Nacht und Tag“ und „Der sterbende Schwan“) weichen von den vorhergehenden dadurch ab, daß die Begebenheit, welche die Wahrheit zur Anschauung bringen soll, der griechischen Sagenwelt entnommen, die Personen daher Götter sind. Diese Dichtungen bilden eine Nebenart der Parabel, welche Herder Paramythieen (5silbig) nannte. Wesentlich für dieselben sind die höheren Wesen; daher ist der Dichter nicht an Götter der Griechen gebunden, kann vielmehr auch andere Sagenkreise zu Grunde legen, selbst Engel einführen; doch wird die griechische Sagenwelt ohne allen Zweifel immer den reichsten Stoff darbieten, weil ihre Gestalten mehr als die anderer Mythen das Gepräge einer tief poetischen und kunstvollendeten Allegorie an sich tragen.

Herder spricht sich über die Paramythieen folgendermaßen aus:

Bruchstück aus einem Gespräch.

Ausg. in 60 Bdn. II. Abt. VI. 221. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. III. 219.

Theano. Paramythieen? Was bedeutet das Wort?

Demodor. Paramythion heißt eine Erholung; und wie Guys erzählt, nennen noch die heutigen Griechinnen die Erzählungen und Dichtungen, womit sie sich die Zeit kürzen, Paramythieen. Ich konnte den meinen noch aus einem dritten Grunde den Namen geben, weil sie auf die alte griechische Fabel, die Mythos heißt, gebaut sind, und in den Gang dieser nur einen neuen Sinn legen.

Theano. Ein schöner Name zu einer schönen Sache; denn Demodor, ich wünschte, daß ich alle abgetragene, zu oft gebrauchte Märchen der Mythologie wenigstens in einer neuen Absicht wieder kommen sähe. Ja, mir wäre es lieb, wenn ich jeden schönen Gegenstand um mich her mit einer Dichtung aus alten Zeiten gleichsam zu verwandeln und neu zu beleben wüßte.

Demodor. Versuchen Sie es, Theano, und Sie werden unvergleichbar schönere hervorbringen, als hier versucht sind. Wissen Sie, wie diese entstanden? Durch das Spiel eines Wettstreites auf einigen Spaziergängen. Zwei Einsiedler gaben sich auf einigen ihrer Spaziergänge Gegenstände auf, darüber eine Fabel, eine Dichtung oder was ihnen sonst einfiele, zu sagen. Ich war einer derselben, setzte auf, was gesagt wurde, und so sind diese Erzählungen worden. In einigen werden Sie noch Spuren des Wettstreites finden.

Theano. Ein Spiel, das nicht jedem glücken wird.

Demodor. Ihnen gewiß, und ich sehe schon schöneren Paramythieen über einige ihrer geliebten Gegenstände entgegen. Niemals dichtet die Seele angenehmer, als in solchen Spielen, und ich wollte, wie schon Lessing bei der Äsopischen Fabel gesagt hat, daß man

auch Kinder darin übte. Die alte Mythologie würde ihnen durch diese Verwandlung lieb werden, ihre Erfindungskraft wird geschärft, und ich habe Proben, wie naive Gedanken zuweilen aus der Seele eines Schoßkindes der Natur, das alle Gegenstände noch mit neuer, frischer Liebe ansieht, lieblichen Knöspchen gleich hervorkeimen. Da Sie diese kindliche Einfalt lieben, Theano, will ich Ihnen zu einer andern Zeit einige derselben mitteilen.

Theano. Und ich will versuchen, ob ich auch noch Kind sein kann, um mir einige Gegenstände jugendlich zu malen. Wenn nicht so blumenreich —

Demodor. Das Blumenreiche gehörte hier zu den Gegenständen; sonst wäre es ein Fehler. Je schöner Ihre Dichtung sein wird, desto weniger hat sie des Schmuckes nötig. Sie kennen das griechische Epigramm:

Schön, Aglaja, bist du, die ringsum alles verschönet,
Schön im Schmucke; doch nackt bist du die Schönheit selbst.

C. Allegorieen.

7. Das Kind der Sorge.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Stuttg., 1817. XV. 7. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. I. 9. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 46. — Lüben, Auswahl II. 21.

1. Erläuterungen.

Nach Düntzer hat Herder den Stoff dem zur Zeit des Augustus lebenden Julius Hyginus entnommen, der ohne Zweifel aus griechischer Quelle schöpfte.

Str. 1. Nach allen Sagen ist der Mensch nicht aus der Erde allein, sondern aus befeuchteter Erde geschaffen.

„im Traum der Gedanken", in Gedanken versunken, nachdenkend.

„leimernes Bild", eine Figur aus lehmiger oder thoniger Erde.

4. Jupiter = Zeus. Er wird hier genannt, weil die Griechen sich unter ihm den lebendigen Naturgeist, die Lebenskraft, dachten, die sich überall zeigt, wo Leben ist.

Tellus oder Gäa ist das Sinnbild der Erde als Erdfeste, Behälterin alles dessen, was aus ihr kömmt.

5. Saturn ist hier nur Symbol der Zeit.

6. „hohe Geschick" oder Schicksal, das über alle Götter und Menschen herrscht, jene Macht, welche alle Geschicke der Lebendigen fügt und ordnet, auch die Vorsehung genannt.

8. „sich mühen ins Grab", sich mühen bis zum Grabe.

2. Inhaltsangabe.

Die Göttin der Sorge bildete einst eine Figur aus Thon, und bat den sich ihr nahenden Zeus, sie zu beleben. Dieser er=

füllte die Bitte, wollte aber dafür auch das Geschöpf besitzen. Während sie noch darüber sprachen, kam Tellus und machte ebenfalls Ansprüche darauf. Auf den Rat des Zeus wurde Saturn ersucht, den Streit zu entscheiden. Nach dessen, im Auftrage des Schicksals erteilten Ausspruch erhielten alle drei Anteil daran: die Sorge, die ihm die Gestalt gegeben, sollte es im Leben besitzen, Zeus dagegen im Tode den Geist erhalten, und Tellus den Stoff, seine Gebeine.

Das Gebilde der Sorge ist der Mensch; der Spruch des Schicksals wird täglich an ihm erfüllt; er sorgt, bis der Staub wieder zur Erde kommt und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Pred. 12, 7.

3. Grundgedanke.

Es sorgt der Mensch, so lange er lebt.

Ganz denselben Gedanken drückt ein Gedicht aus mit der Überschrift: „Das menschliche Herz“. In beiden erblicken wir den Menschen, von verschiedenen Gewalten hin und her geworfen, bis endlich eine höhere, versöhnende Macht erscheint, jene neutralisiert, und dem Menschen festes Glück verheißt und verleiht. Hier ist es Gott, dort die Liebe, diese herrlichste Offenbarung der Gottheit.

Der bessern Vergleichung halber teilen wir das Gedicht mit.

Das menschliche Herz.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Stuttg., 1817. XV. 306. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. I. 235.

In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz;
Du armes Herz, gewebet
Aus Lust und Traurigkeit,
Weißt du, was dich belebet?
Ist's Freude, ist es Leid?

Die Göttin selbst der Liebe*)
Sah es bedauernd an;
O zweifelhafte Triebe,
Die dieses Herz gewann!
In Wünschen nur und Sehnen
Wohnt seine Seligkeit,
Und selbst der Freude Thränen
Verkündigen ihm Leid.

Schnell trat ihr holder Knabe**)
Hinzu mit seinem Pfeil;
Auf, meine beste Gabe
Sie werde ihm zu teil!

*) Aphrodite oder Venus. **) Amor.

Ein unbezwingbar Streben
Sei Liebe dir, o Herz,
Und Liebe sei dein Leben,
Und Freude sei dein Schmerz.

4. Schriftliche Aufgaben.

Der Mensch, ein Kind der Sorge. (Eine beweisende Abhandlung.)

In den „Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen" von **Cholevius** (Leipzig, 1860) wird Herders „Kind der Sorge" zu folgendem Thema benutzt:

„Weshalb ist es für die Menschen heilsam, daß sie Kinder der Sorge sind?"

Als Anhaltspunkt für die Bearbeitung wird hinzugefügt:

1) Die Sorge nötigt uns zur Thätigkeit, und ist daher eine Hauptquelle der geistigen und sittlichen Bildung.

2) Die Sorge ist ein starkes Band der menschlichen Gesellschaft; sie vereinigt einzelne und ganze Völker. Gegenseitiges Bedürfnis, Hilfe und Dankbarkeit führen zur Verträglichkeit, oft zu Freundschaft und Nächstenliebe.

3) — — — Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen. Goethe.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist zwar in Strophen geteilt, doch ohne Reim. Die Darstellung ist einfach, das Einzelne wie das Ganze klar und anschaulich.

Eigentümlich sind in diesem Gedichte die **Mittel**, welche der Dichter anwendet, um seine Ansichten über die Natur und Bestimmung des Menschen darzustellen. Statt nämlich geradezu von den mancherlei Sorgen zu reden, welche der Mensch während seines Lebens hat, führt er eine bekannte mythologische Person, die Sorge, vor, bietet dem Leser also statt der abstrakten Idee eine sinnliche Anschauung. Eben so treten statt der Wahrheiten: der Körper des Menschen bleibt der Erde, der Geist kommt zu Gott, Tellus und Zeus zur Veranschaulichung auf. Sonach redet Herder eigentlich von etwas anderem, als wovon er sprechen will. Indes merkt der aufmerksame Leser sofort, daß es sich um Darstellung der angeführten Ansichten, nicht aber um die mythologischen Personen handelt, daß das Abstrakte, Übersinnliche (die Ansichten) nur mit etwas Sinnlichem (die Götter) verglichen worden ist.

In einem andern Gedichte vergleicht Herder einen Regenbogen mit den Hoffnungen. Gleich in der 1. Str. sagt er:

„Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Über schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung!"

und führt dies Bild dann weiter aus.

Wenn der Dichter nicht diejenige Erscheinung darstellt, von welcher er sprechen will, sondern eine andere, welche mit jener mehr oder weniger Ähnlichkeiten darbietet, die Darstellung aber so durchführt, daß man leicht bemerkt, er meine nicht diese, sondern wohl jene Erscheinung, so entsteht eine Allegorie (= sinnbildliche Darstellung, Verblümung).

„Die Allegorie will eigentlich nicht belehren, sondern nur einen Begriff deutlich machen, der an sich abstrakt ist, oder allgemeine Zustände der menschlichen und der natürlichen Welt bezeichnet. Sie umgiebt ihn deshalb mit einem sinnlichen Gewande, dessen einzelne Teile aus der Wirklichkeit zusammengeholt sind, und personifiziert einerseits jenen Begriff, anderseits giebt sie den konkreten Erscheinungen eine Bedeutung, die an und für sich nicht in ihnen liegt. Die Allegorie ist vorzugsweise ein Erzeugnis des Verstandes, nicht des Gemüts und der Phantasie." *)

Herder nahm seine Bilder meistenteils aus der Natur und ihren Erscheinungen, was als höchst passend bezeichnet werden muß. Denn da ihm einerseits die höheren Ideeen, deren der Mensch fähig ist, die Funken des im Menschen schlummernden göttlichen Geistes waren, und ihm anderseits auch die Natur in ihrem Ganzen wie in ihren einzelnen Erscheinungen als Offenbarungen der Gottheit erschienen, so mußten diese Ideeen mit diesen Erscheinungen notwendig übereinstimmen, und es kam nur darauf an, die letztern zu verstehen, um die ersteren wieder darin zu finden.

Um die Schüler noch vertrauter mit den Herderschen Allegorieen zu machen, teilen wir noch eine mit.

8. Die Wassernymphe.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Stuttg., 1817. XV. 44. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. I. 39.

1. Flattre, flattr' um deine Quelle,
Kleine farbige Libelle.
Zarter Faden, leicht beschwingt,
Flieg' auf deinen hellen Flügeln,
Auf der Sonne blauen Spiegeln,
Bis dein Flug auch niedersinkt.

2. Deine längsten Lebenstage,
Fern der Freude, frei von Plage,
Hast du, Gute, schon verlebt;
Als dich Wellen noch umflossen,
Als dich Hüllen noch umschlossen,
War ein Traum um dich gewebt.

3. Jetzt, nach jenem Nymphenleben,
Darfst du als Sylphide schweben,
Wie weit dich der Zephyr trug.

*) Gäbel, Leitfaden der Poetik, S. 50.

Und du eilst mit muntern Kräften
Nur zu fröhlichen Geschäften:
Deine Liebe selbst ist Flug.

4. Flattre, flattr' um deine Quelle,
Kleine sterbliche Libelle,
Um dein Grab und Mutterland.
Eben in dem froh'sten Stande
Fliegst du an des Lebens Rande;
Ist das meine mehr als Rand?

5. Einst wie dir wird deinen Kleinen
Auch die Sommersonne scheinen;
Gieb der Quelle sie als Zoll
Und erstirb; die matten Glieder
Seh' ich welken dir danieder;
Schöne Nymphe, lebe wohl!

1. Erläuterungen.

Str. 1. Libelle, Wasserjungfer, zu den Netzflüglern gehörig.

„Zarter Faden" bezeichnet den langen, dünnen, fadenartigen Hinterleib.

„leicht beschwingt", mit zarten, zum schnellen Fluge tauglichen Flügeln begabt.

„Auf der Sonne blauen Spiegeln", die großen blauen Flecke auf den Flügeln, welche die Weibchen einer der verbreitetsten Arten (Calopteryx parthenis Charp.) auszeichnen.

2. Mit dem „längsten Lebenstage" meint der Dichter den Larvenzustand des Insekts. Sobald die Larve (Nymphe) sich verwandeln will, verläßt sie ihren Aufenthalt, das Wasser, setzt sich auf ein Blatt und wartet, bis die Haut auf dem Vorderrücken platzt, und dem vollkommnen Insekt den Ausgang möglich macht.

„War ein Traum um dich gewebt", lebtest du wie im Traume, ohne klares Bewußtsein.

3. „Sylphide", weiblicher Luftgeist. — „Zephyr", kühler, sanfter Abendwind, Abendhauch.

„fröhlichen Geschäften", zur Begattung, die im Fluge erfolgt („Deine Liebe selbst ist Flug").

4. „Eben in dem froh'sten Stande fliegst du an des Lebens Rande". Die Libellen leben, wie die meisten Insekten, im vollkommen ausgebildeten Zustande nur kurze Zeit, sterben namentlich bald nach der Begattung.

„Ist das meine mehr als Rand?" Ist mein bewußtes Leben vergleichsweise nicht eben so kurz?

5. „deinen Kleinen", deinen Kindern.

„Gieb der Quelle sie als Zoll", übergieb deine Eier dem Wasser.

2. Grundgedanke.

Die Freude am Leben, wenn es ein schönes, edles Leben ist, kann den Menschen glücklich machen, wie die farbige Libelle, die, des baldigen Todes unbewußt, ihres heitern Daseins sich freut.

D. Legenden.

9. Der Tapfere.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Tübingen, 1805. III. 289. Ausg. in 60 Bdn. II. Abt. VI. 33. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. III. 28. — Lüben u. N., Leseb., V. Nr. 92 mit d. Überschrift: Polykarpus, ohne die voranstehende Lehre. — Lüben, Auswahl. II. 22.

1. Erläuterungen.

Polykarp, Bischof zu Smyrna in Kleinasien, lebte in der Mitte des 2. Jahrh., und war ein weit berühmter Lehrer, der im Alter von fast 90 Jahren (169) den Märtyrertod erlitt.

Vergleiche Nr. 10 bei Claudius.

4. V. „Johannis Bild", dem Jünger Johannes in liebevoller Gesinnung ähnlich, sein Ebenbild.

10. „ich soll mit meinem Tode Gott lobpreisen". Die Werke der Schöpfung preisen Gott durch ihr bloßes Dasein; der Mensch thut es in erhöhtem Maße, wenn er seine Pflicht treu erfüllt und bereit ist, für die göttliche Wahrheit zu sterben, d. h. lieber den Tod zu erleiden, wie Christus und ein Teil seiner Jünger, als die Wahrheit (hier das Christentum) zu verleugnen.

17. „Konsul", Staatsoberhaupt, römischer Statthalter.

18. „Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm", die Stimme des Gewissens.

22. „entsagend deinem Gott", Gott verleugnen, abschwören.

26. u. 27. „Zermalmet muß das Weizenkorn doch einmal werden", getötet muß der Leib doch einmal werden, wenn er neu erstehen soll.

29. u. 30. „Er ist der Christen Vater", er hat die christliche Gemeinde gegründet, wird als Vater von den Christen verehrt; ist er tot, so werden die übrigen sich zerstreuen, ihren Glauben aufgeben.

33. „hier bedarf's der Bande nicht", mich braucht ihr nicht zu binden. — „Wer dieser Flamme mich würdigte", wer mich für wert hielt, den Feuertod zu erleiden.

36. „Die Sohlen seiner Füße", die Sandalen.

47. u. 49. Eine Beute der Geier und Raben werden, heißt: am Galgen sterben, also einen schmachvollen Tod erleiden. Dieselbe Bedeutung haben auch die Worte: „aus der Asche sich Molch oder Natter winden?"

2. Die Erzählung der Legende.

Nach stattgefundener Erläuterung veranlasse man die Schüler, die der Legende zu Grunde liegende Erzählung etwa in folgender Weise aufzuschreiben und danach frei vorzutragen.

Der Heidenpöbel suchte den frommen Bischof Polykarp zu Smyrna aus Haß gegen das Christentum zu töten. Um diese Schandthat zu verhüten, hielten Freunde den würdigen Greis auf dem Lande sorgfältig versteckt. Als er eines Morgens den um ihn Versammelten erzählte, daß er diese Nacht im Traume sein Kopfkissen voll Glut gesehen, und diese Erscheinung als Vorbedeutung des ihm bevorstehenden Feuertodes deutete, erscholl bereits das Haus vom Geschrei der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf, ließ ihnen Speisen vorsetzen, bereitete sich zur Reise, betete und folgte ihnen dann zum Konsul. Dieser wollte den würdigen Greis schonen, und forderte ihn deshalb auf, seinem Glauben zu entsagen, konnte jedoch nichts bewirken. „Wie sollte ich," erwiderte er ihm, „einem Herrn entsagen, dem ich zeitlebens gedient, und der mir zeitlebens Gutes that? Um zu neuem Leben einzugehen, muß ich ohnehin einmal sterben; ob dies nun auf diese oder eine andere Weise geschieht, bleibt sich gleich." Wütend forderte der Pöbel von neuem seinen Tod, trug Holz zusammen, ergriff ihn und nötigte ihn, den Scheiterhaufen zu besteigen. Als die Flamme ihn nicht verzehrte, durchstieß eine freche Faust ihm das Herz, daß er niedersank und starb. Aus dem erloschenen Feuer flog eine weiße Taube empor.

3. Grundgedanke.

Die leicht aufzufindende Lehre der Legende hat der Dichter in den letzten Zeilen mit den Worten ausgesprochen:

„Nur Einfalt, Unschuld giebt im Tode Mut."

Man veranlasse die Schüler, dasselbe mit andern Worten zu thun.

4. Historische Grundlage.

Dieser Legende liegt der Brief der Gemeinde von Smyrna an die Gemeinden von Pontus zu Grunde, den Eusebius in seiner Kirchengeschichte (VI. 14) mitteilt. Herder hat auch hier durch kurze Zusammenfassung und knappe, treffende Darstellung die Erzählung zu höherer Wirksamkeit gesteigert.

10. Der gerettete Jüngling.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Tübingen, 1805. III. 286. Ausg. in 60 Bdn. II. Abt. VI. 31. Ausg. in 40 Bdn. III. 26. — Lüben, Auswahl. II. 23.

1. Erläuterungen.

2. Abschn. „Sankt Johannes", der Evangelist und Apostel.

„Pathmos“ war eine kleine Insel im ägäischen Meere, das heutige Palmosa, auf welche Johannes verbannt gewesen. Luther nennt die Wartburg sein Pathmos.

„Seiner Herden Hirt“, seiner Gemeinden Vorsteher.

„Auf ihr Innerstes aufmerksam“, für ihr Seelenheil besorgt.

3. „Feuerseele“, eine Seele voll Eifer und Mut.

4. „Hierüber zeuge mir und dir vor Christo die Gemeine“, die Gemeinde sei Zeuge, daß ich dir diesen Jüngling auf die Seele anempfohlen habe.

6. „Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings“, die Freiheit wurde ihm zum Fall, war die Ursache, daß er den Tugendpfad verließ.

„Angelockt von süßen Schmeicheleien, ward er müßig“. Durch Fleiß hatte er sich gute Kenntnisse erworben. Als ihm das von Schmeichlern gesagt wurde, glaubte er der Anstrengung nicht mehr zu bedürfen und ergab sich dem Müßiggange, der immer der Anfang des Lasters ist.

„Dann den Reiz des fröhlichen Betruges“, des Betruges beim Spiel.

„Dann der Herrschaft Reiz“, empfand das Angenehme, über andere herrschen zu können.

7. „Er ist Gott abgestorben“, lebt gottlos.

10. „Ich habe dich gelobet meinem Herrn“, ich habe dich dem Herrn versprochen, habe heilig versichert, einen guten Christen aus dir zu machen. „Und muß für dich antworten“, muß deinetwegen Rechenschaft ablegen.

„Dich mit meiner Seele Gott verpfändet“, habe Gott gelobt, die Seligkeit meiner Seele einzubüßen, wenn ich dich ließe verloren gehen.

12. „Läuterte sein Herz mit süßer Flamme“, reinigte sein durch Sünde verunreinigtes Herz durch liebevolle Belehrungen und Ermahnungen.

13. „In den schönen Jüngling goß sich ganz Johannes’ schöne Seele“, er ward ganz erfüllt von der liebevollen, gottinnigen Gesinnung des Johannes, eignete sich ganz dessen Denkweise an.

2. Die Erzählung der Legende.

Wie bei der vorigen Legende, so werden auch hier die Schüler aufgefordert, die zu Grund liegende Erzählung aufzuschreiben, und dann frei vorzutragen.

3. Grundgedanke.

Fester Glaube und unerschütterliche Liebe zur Wahrheit (zu Jesu) können selbst das verdorbenste Gemüt zur Besserung zwingen. Die beiden letzten Zeilen des Gedichts sprechen diesen Gedanken aus.

Derselbe Gedanke liegt dem „Johannes Kant“ von G. Schwab zu Grunde. Vergl. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 117.

4. Historische Grundlage.

Der Kirchenvater Clemens von Alexandria († um 220) erzählt die Legende in seiner Rede: „Welcher Reiche wird selig?“ folgendermaßen: Als nach dem Tode des Tyrannen (Domitian) Johannes von der Insel Pathmos (wohin er verbannt war) nach Ephesus zurückkehrte, bat man ihn, auch die umliegenden Provinzen zu besuchen, um entweder Kirchen zu gründen, wo noch keine waren, oder, wo sich solche befanden, die Priester und Diener nach der ihm vom heiligen Geist gewordenen Eingebung zu belehren. Als er in eine nicht zu weit entfernte Stadt gekommen war, sah er dort, nachdem er alle seine geistlichen Obliegenheiten erfüllt, einen Jüngling, stark von Körper und von lieblichem Antlitz, aber von zu lebhaftem Gemüt. Und zum Bischof, der neuerlich geweiht worden war, sprach er: „Diesen empfehle ich dir auf das dringendste, indem ich Christus und die ganze Kirche zum Zeugen nehme.“ Jener unterzog sich dem Auftrag und versprach, alle Sorgfalt, welche Johannes verlangte, auf den Jüngling wenden zu wollen. Dieser aber wiederholt mehrfach dasselbe, und empfahl ihn noch eindringlicher, worauf er nach Ephesus zurückkehrte. Der Bischof nahm den ihm empfohlenen Jüngling in sein Haus, erzog ihn, liebte und hegte ihn, und ließ ihm zuletzt die Gnade der Taufe zu teil werden. Darauf aber, als ob er der erwiesenen Gunst vertraute, hielt er ihn weniger streng. Diesen, da er in seinem noch keineswegs reifen Alter sich frei fühlte, lehrten sofort seine Altersgenossen, denen Wohlleben und Müßiggang am Herzen lag, Liebe zum Laster und den Wandel auf dem Wege des Verderbens. Zunächst verlocken sie ihn mit dem Reize der Gelage; dann ziehen sie ihn in ihre nächtlichen Streiche; endlich auch verleiten sie ihn zu größern Verbrechen. Da der Jüngling so allmählich zu den Lastern gebildet und darin unterwiesen wird, überläßt er sich, weil er lebhaften Geistes war, wie ein ungezügeltes und starkes Pferd, das, den Reiter verachtend, den geraden Weg verläßt, und raschen Laufes in den Abgrund stürzt, immer mehr dem Bösen, so daß er zuletzt an seinem ewigen Heile verzweifelt. Schon schämt er sich, auf geringere Laster zu denken, die größten setzt er sich vor, und indem er sich ganz dem Verderben hingiebt, will er keinem in Schandthaten nachstehen. Endlich macht er jene, welche seine ersten Lehrer im Laster gewesen, zu seinen Schülern, und errichtet aus ihnen eine Räuberbande, welcher er selbst als wilder Führer und Hauptmann vorsteht, und so begeht er mit ihr jede Grausamkeit. Nach Verlauf einiger Zeit wird Johannes, da man es für geraten hielt, wieder nach jener Stadt eingeladen. Nachdem er dasjenige be-

sorgt hat, weshalb man ihn berufen, spricht er: „Wohlan, o Bischof, zeige mir das anvertraute Gut, das ich und Christus Dir so sehr empfohlen haben, indem wir die Kirche, welcher Du vorstehst, zum Zeugen genommen.“ Jener staunte zuerst, da er wähnte, es werde eine Geldsumme von ihm gefordert, die er nicht erhalten; aber wiederum bedachte er, Johannes könne nicht betrügen, noch das fordern, was er nicht gegeben habe. So stockte er vor Staunen. Als Johannes ihn stocken sah, sprach er: „Jenen Jüngling fordere ich zurück und die Seele des Bruders.“ Dieser seufzte darauf gewaltig und erwiderte, in Thränen aufgelöst: „Er ist gestorben.“ „Auf welche Weise und welchen Tod?“ fragte jener. „Er ist Gott gestorben, da er schlecht und nichtswürdig geworden, zuletzt sogar das Räuberhandwerk ergriffen hat. Jetzt hält er einen gewissen Berg mit einer großen Räuberschar besetzt.“ Als der Apostel solches vernahm, zerriß er sofort das Kleid, welches er trug, schlug sich mit schrecklichem Wehklagen das Haupt und sprach: „O, welchen Wächter habe ich über meines Bruders Seele zurückgelassen! Aber gebt mir ein Pferd und einen Führer.“ Und sofort bestieg er das Pferd an der Kirche und sprengte rasch davon. Und als er zur Stelle gekommen, wird er von den Räubern ergriffen, welche die Wache halten. Da er weder entfliehen, noch irgendwie ausweichen wollte, rief er bloß mit gewaltiger Stimme: „Da ich gerade dazu gekommen bin, so bringt mir euern Hauptmann.“ Als dieser herankam und den Apostel in ihm erkannte, da ward er von Scham erfüllt und ergriff die Flucht. Johannes aber treibt sein Pferd an und verfolgt, seines Alters nicht gedenkend, den Fliehenden, indem er zugleich ruft: „Was fliehst du, o Sohn, vor deinem Vater? Was fliehst du vor dem waffenlosen Greise! Halt' ein, Armer, fürchte dich nicht! noch hast du Hoffnung des Lebens. Ich werde Christus Rechenschaft von dir ablegen. Gewiß werde ich auch den Tod gern deinetwegen erdulden, wie ihn auch der Herr unsertwegen erduldet, und für deine Seele werde ich die meinige geben. Bleibe nur stehen und glaube mir, da Christus mich gesandt hat!“ Als dieser solches vernommen, stand er stille und senkte den Blick zur Erde; darauf warf er die Waffen von sich, und zitternd weinte er bitterlich. Der Greis trat zu ihm; er stürzte sich zu seinen Füßen, mit ärgstem Seufzen und Wehklagen bereute er seine Schuld, und wurde mit dem reichen Strome seiner Thränen zum zweitenmal getauft, nur seine rechte Hand verbarg er. Der Apostel that einen Schwur, daß er ihm von Gott Verzeihung erflehen werde; er warf sich zu seinen Knieen nieder und küßte seine rechte Hand, deren Schuld des Jünglings Gewissen quälte, als ob diese schon durch seine Reue entsühnt wäre. Dann rief er ihn zur Kirche, und indem er unaufhörlich für ihn betete und mit ihm häufig fastete, erlangte er von Gott die ihm ver-

sprochene Verzeihung. Aber auch durch manche tröstliche Zureden wie durch Zaubersprüche milderte er seinen verwilderten, leidenschaftlich aufgeregten Sinn, und ließ nicht eher nach, bis er ihn ganz gebessert einer Kirche vorsetzte, indem er darin ein großes Beispiel der wahren Reue, einen starken Beweis der Wiedergeburt und ein leuchtendes Siegeszeichen der in ihm offenbarten Auferstehung lieferte."

Man erkennt leicht, daß Herder die Erzählung kurz zusammengefaßt und durch knappen, bezeichnenden, oft mit einem einfachen Bilde bedeutsam wirkenden Ausdruck gehoben hat. Er läßt den Jüngling nicht wirklich fliehen, sondern bloß beschämt sich abwenden: die Scham erregt keine Furcht, sondern läßt ihn tief in sein Inneres schauen; die innige Liebe und das gläubige Vertrauen, daß er ihm nicht verloren gehen könne, bewältigen ihn ganz. Johannes sinkt zur Erde aus dankbarer Freude über die in der Umarmung, in dem starren Schmerz und endlich in dem Thränenstrom sich verkündende Bekehrung des Jünglings; sein Dank gilt dem Himmel, seine Freude dem Jüngling, den er als wiedergefundenen Sohn küßt. Der Ausdruck ist hier fast kurz, da er die Handlung nicht sinnlich genug darstellt. Vortrefflich ist der Schluß der Erzählung, daß Johannes sich in ihm den Liebling seiner letzten Lebensjahre gerettet. Wenn Clemens die ganze Geschichte als ein Beispiel betrachtet, wie auch der größte Sünder Gnade vor Gott finden könne, so stellt Herder die Rettung als eine That der höchsten Glaubens- und Liebeskraft dar. Die Einleitungsverse sollen bloß auf die zu erzählende Seelenrettung als eine der Nacheiferung werte geistige Großthat hinweisen. Der Schluß deutet auf die Kraft hin, welche die schöne Seele, die Johannes im Jüngling erkannt, auch aus dem Abgrund der Sünde zu retten vermocht hatte.

11. Die Ameise.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Tübingen, 1805. III. 311. Ausg. in 60 Bdn. II. Abt. VI. 50. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. III. 47. — Lüben, Auswahl. II. 25.

1. Erläuterungen.

1. **Abschn.** „Bin ich denn nicht mehr als sie?" Biblischer Ausdruck. Matth. 6, 26.

2. „einsam-frommen Wüstenei". Diese Verbindung ist nicht empfehlenswert, da sie unbestimmt läßt, ob das erste Wort Adjektiv oder Adverb ist.

Die Legende kennt einen heiligen Simplicius; ob aber das hier erwähnte Gesicht bei ihm vorkommt oder nur von Herder auf ihn übertragen ist, bleibt dahin gestellt. Herder hat einige seiner Legenden wirklich erfunden.

Der 3. Abschn. enthält eine vortreffliche Schilderung des Lebens einer Ameisenkolonie. In Betreff des Sammelns von Wintervorräten vergl. Bd. I. Der Hamster und die Ameise von Lessing.

4. „ingemein" oder insgemein bedeutet so viel als insgesamt, hier jedoch: als Glied der Gemeine, für das Gemeinwesen, zum allgemeinen Besten. „In diesem Sinne ist es weder gebräuchlich, noch sonst hier zu loben, da es als Adverb zu schwach und matt eine der wichtigsten Vorstellungen wiedergiebt." Götzinger.

„Und ohne Eigentum hat jede genug." Keine Ameise besitzt etwas für sich, sie haben Gütergemeinschaft; jede sorgt für alle und also auch für sich.

2. Die Erzählung der Legende.

Vergleiche die beiden vorigen Legenden.

3. Grundgedanke.

Der Mensch soll, wie die Ameise, rüstig und thätig sein Leben dem allgemeinen Wohl widmen, nötigenfalls auch aufopfernd, nicht aber ein thaten- und wirkungsloses Mönchsleben in Müßiggang führen.

Der 4. Abschnitt weist auf die Kreise hin, in denen jeder thätig sein und sich nützlich machen kann.

Die drei erläuterten Dichtungen:

1. Der Tapfere (Polykarpus), — 2. Der gerettete Jüngling und — 3. Die Ameise

stimmen in Folgendem überein.

1. Es sind Erzählungen.
2. Die Erzählungen sind der christlichen Religionsgeschichte entlehnt.
3. Den Erzählungen ist etwas Wunderbares beigesellt.
4. Jede Erzählung ist die Trägerin einer schönen, erhabenen Idee.
5. Die Darstellung ist schlicht; aber erhebend.

Dichtungen, welche diese Eigentümlichkeiten an sich tragen, werden Legenden genannt. Sie sind ihrem Wesen nach nichts weiter als poetische Erzählungen, mit einem besonderen Zwecke und einer besonderen Richtung. Ursprünglich verstand man unter Legende das Buch, welches „die Summe dessen umfaßte, was nicht nur durchs ganze Jahr hin dem Volk öffentlich vorgelesen, sondern auch zu seiner häuslichen Erbauung fast einzig in die Hand gegeben ward (daher der Name Legende von legenda, was gelesen werden soll). Und da dies insonderheit Lebensbeschreibungen der Heiligen waren, auch allem, was man damals schrieb, der Ton der Andacht und des Wunderbaren anhing, so ist der Name Legende vorzüglich der wunderbar-frommen Erzählung, d. i. Lebensbeschreibungen und Geschichten, die durch das,

was Andacht vermöge, zur Nachfolge reizen sollten, geblieben." *) Nach und nach schlichen sich in diese Legenden mancherlei Erzählungen ein, die gegen Wahrheit, Geschmack, gesunden Menschenverstand stark verstießen und dabei auch nicht im mindesten auf poetische Auffassung Anspruch machen konnten, wodurch besonders seit der Reformation ihr Ansehen so tief herabsank, daß man sie „in einem frostigen Wortspiel (Lügende) der Lüge für gleichlautend hielt".**) Aber nicht alle Legenden waren so; viele von ihnen hatten hohen poetischen Wert, und waren dadurch von großer sittlicher und religiöser Bedeutung, daß sie das Volk in schlichter Weise mit edlen Männern bekannt machten, die durch ihre Begeisterung für den Glauben mit geringen Mitteln Großes leisteten. Für das christliche Mittelalter sind die Heiligen der Legende das, was den Griechen ihre Heroen waren.

Herder hat das Verdienst, die seit Jahrhunderten vergessene Legende wieder ans Licht gebracht zu haben. Was er selbst auf diesem Gebiete geleistet, verdient meistens Anerkennung.

Alle seine Legenden zeigen edle, von inniger Frömmigkeit durchdrungene Menschen, erzählen Handlungen, die mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen und zur Nacheiferung anspornen. Auch ist das den Begebenheiten beigesellte Element des Wunderbaren weder störend, noch thut es dem wahren Werte der handelnden Personen Eintrag; denn sie würden auch ohne dieses Wunderbare als großherzige, gottbegeisterte thatkräftige Menschen erscheinen.

E. Volkslieder.

12. Erlkönigs Tochter.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Tübgn., 1807, VIII. 155. Ausg. in 60 Bdn. II. Abt. VIII. 155. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. IV. 354. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 45. — Lüben, Auswahl. II. 26.

1. Erläuterungen.

2. V. „Zu bieten auf seine Hochzeitleut'", einladen.

„Elfen" oder Elben (von dem angelsächs. älf, dänisch elv, schwed. elf, altnord. âlfr. Fluß) bezeichnet in der alten nordischen und deutschen Mythologie Luftgeister, denen ein König vorsteht, fälschlich Erlkönig***) genannt. Sie sind bald sichtbar, bald unsichtbar, winzig klein, licht oder schwarz. Jene strahlen von zierlicher Schönheit und tragen leuchtendes Gewand; diese haben einen übelgebauten Körper, zu dem Höcker und grobe Tracht hinzutritt. Alle haben unwiderstehlichen Hang zu Musik und Tanz.

---

*) Herders Wke. in 60 Bdn. II. Abt. VI. 11. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. III. 9. **) Ebendaselbst. ***) Über die Bildung des Wortes: „Erlkönig" s. die Erläuterung der Goetheschen Ballade: Erlkönig.

Man sieht sie des Nachts im Mondenschein auf den Wiesen ihre Reigen führen und erkennt morgens die Spur im Tau. Die Menschen werden von ihren Gesängen angelockt, nicht selten aber von ihnen getötet.

Nach einer Sage verbirgt jede Blume einen Elf, der ihr angeschaffen ist, aber so lange schlummert, bis sie sich entfaltet. In dem Augenblicke, wo dies geschieht, erwacht der Elf zum Leben; aber obschon ihm seine Schmetterlingsflügel völlige Freiheit zu geben scheinen, ist er dennoch an die Blume gebunden und welkt und stirbt mit ihr.*)

Matthisson hat den Charakter der Elfen und ihre Lebensweise sehr schön in folgendem Gedichte geschildert:

Die Elfenkönigin.

Was unter'm Monde gleicht
Uns Elfen flink und leicht?
Wir spiegeln uns im Tau
Der sternenhellen Au',
Wir tanzen auf des Baches Moos,
Wir wiegen uns am Frühlingssproß,
Und ruh'n in weicher Blumen Schoß.

Ihr Elfen auf den Höh'n,
Ihr Elfen an den See'n,
Zum taubeperlten Grün
Folgt eurer Königin.
Im silbergrauen Spinnwebkranz,
Umflimmert von des Glühwurms Glanz,
Herbei, herbei, zum Mondscheintanz!

Uns wölbt der Nessel Dach
Ein sich'res Tanzgemach;
Ein weißer Nebelflor
Umschleiert unsern Chor,
Wir kreisen schnell, wir schweben leicht!
Ein finst'res Gnomenheer entsteigt
Dem Erdenschoß und harft und geigt.

Herbei, herbei, zum Tanz
Im grauen Spinnwebkranz!
Schnell rollt der Elfen Kreis
Im zirkelrunden Gleis.
Wo ist ein Fuß, der nimmer glitt?
Wir Elfen flieh'n mit Zephyrschritt,
Kein Gräschen beuget unser Tritt.

In einem andern Gedichte (Feenreigen) rühmen sie sich:

Wir lachen der grämlichen
Runzeln der Zeit,
Und bleiben die nämlichen,
Morgen wie heut'!

---

*) Vergleiche das Gedicht von Freiligrath: „Der Blumen Rache."

6. „Der Reihen“, ein Tanz, abgeleitet von Reihe. Statt Reihen sagt man eben so oft auch Reigen. Der Tanz bei den alten Deutschen war meistens ein Umgang; die umgehenden Tänze hießen vorzugsweise Tänze, wogegen die Springtänze den Namen Reihen führten. Der Tanz ward getreten, der Reihen gesprungen.
26. Statt „dafür“ stände richtiger davor.
30. „Ich traf in Erlenkönigs Reich“, ich kam in u. s. w.
31. „so lieb und traut“, treu.
37. „Met“ ist ein weinartiges Getränk, welches aus Honig und Wasser durch Kochen und Gährung bereitet wird, und jetzt hauptsächlich in Polen und Rußland beliebt ist. (Vgl. I. 27.)
41. „Scharlach“, eine brennend rote Farbe, hier eine rote Decke.

2. Inhaltsangabe.

Um Hochzeitgäste einzuladen, reitet Herr Oluf noch spät in der Nacht. Auf einer grünenden Wiese sieht er tanzende Elfen, und wird von der Tochter des Erlkönigs zu einem Reihen aufgefordert. Oluf erwidert ihr, daß er nicht tanzen dürfe und möge, da morgen sein Hochzeittag sei. Die Elfe wiederholt ihre Aufforderung mit dem Hinzufügen, daß sie ihm zwei goldene Sporen und ein weißes, feines Hemd von Seide schenken wolle, wenn er mit ihr tanze. Als er sich auch dadurch nicht bestimmen läßt, bietet sie ihm einen Haufen Gold für den Tanz; und als auch dies seinen Entschluß nicht ändert, droht sie mit Seuche und Krankheit, giebt ihm einen schmerzhaften Schlag auf sein Herz, hebt ihn auf sein Pferd und heißt ihn zu seiner Braut reiten. Als er zu Hause ankommt, steht seine Mutter vor der Thür und fragt zitternd nach der Ursache seines bleichen Aussehens. „Wie sollte ich nicht blaß und bleich sein; ich war in Erlenkönigs Reich“, giebt er zur Antwort. Wenn die Braut nach ihm frage, solle die Mutter sagen, er sei im Walde, Pferd und Hund zu proben. Als die Braut am andern Morgen mit den Hochzeitgästen kommt, findet sie den Bräutigam tot unter dem Scharlach liegen.

3. Gedankengang.

Nachdem der Dichter uns mit der Ursache von Olufs nächtlichem Ritte bekannt gemacht, führt er eine Gesellschaft tanzender Elfen vor. Die Elfenprinzessin begehrt, mit Oluf zu tanzen. Dieser verweigert die Erfüllung dieses Wunsches mit Hinweisung auf seinen nahe bevorstehenden Hochzeittag, also auf die Treue, welche er seiner Braut schuldig ist, und läßt sich auch durch die angebotenen reichen Geschenke nicht wankend machen. In der verschmähten Elfe erwacht nun das Gefühl der Rache; statt der Kostbarkeiten giebt sie Seuche, Krankheit und Tod, und spricht verächtlich von der ihr vorgezogenen Braut („Reit' heim nun zu

dein'm Fräulein wert"). Hieran reiht sich nun die Zurückkunft Olufs, sein Gespräch mit der ängstlich harrenden, Unglück ahnenden Mutter und ihre Verabredung in Bezug auf die Braut, der man den bis zum Hochzeittage unfehlbar eintretenden Tod des Geliebten nicht sofort offenbaren will. Den Schluß endlich bildet die Ankunft der Braut und der Hochzeitgäste. Kein Unglück ahnend, trinkt man Met und Wein, bis man endlich nach dem abwesenden Bräutigam fragt. Die Braut erkennt die Antwort der Mutter als eine ausweichende, sucht den Bräutigam und findet ihn tot unter dem Scharlach.

4. Gliederung.

Übersichtlich lassen sich die Hauptteile etwa so darstellen:

I. Olufs Zusammentreffen mit den tanzenden Elfen (V. 1—4.)
II. Aufforderungen der Elfenprinzessin (5—18).
 A. Erste Aufforderung (V. 5—8).
 B. Zweite Aufforderung (V. 9—14).
 C. Dritte Aufforderung (V. 15—18).
III. Ihre Rache (V. 19—24).
IV. Olufs Ankunft zu Hause (V. 25—34).
 A. Fragen der Mutter nach der Ursache seines krankhaften Aussehens (V. 27 u. 28).
 B. Seine Antwort darauf (V. 29 u. 30).
 C. Verabredung wegen der Braut (V. 31—34).
V. Braut und Gäste im Hochzeithause (V. 35—42).

5. Grundgedanke.

Das Gedicht versinnlicht zweierlei: Die unwandelbare Treue Olufs gegen seine Verlobte und die Rache der verschmähten Verführerin.

Olufs Grundsatz ist: Lieber tot als treulos.

6. Geschichtliches über das Lied.

„Erlkönigs Tochter" ist eine Übersetzung aus dem Dänischen. Das Original findet sich in „Kiämpe-Viiser", Kopenhagen, 1739. Herder bot es in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" dar.

Beide Gedichte ruhen auf der Naturauffassung der nordisch-deutschen Völker.

Ihre mythischen Vorstellungen von dem Kreislauf des Naturlebens, ihre tiefsinnige, gottdurchwirkte Naturauffassung, die im Naturleben angeschaute Gottesoffenbarung hat sich in ihrer kindlich naiven anthropomorphischen und kulturgeschichtlichen Gestaltung in etlichen nordisch-deutschen Volksliedern erhalten. Es ist Hochsommerzeit. Gott und Göttin haben die höchste Höhe ihres Glückes, ihrer Macht, ihrer Herrlichkeit im Sonnenglanz, in

der Erdfruchtbarkeit erreicht. Mit der Sommersonnenwende wendet sich alles in das Gegenteil: das Leben zum Tode, das Licht zur Finsternis; die reiche, goldene Fruchtbarkeit verschwindet mit Licht und Leben in der Erde Tiefe, der Naturgott des Sommers findet im Walde mit der Göttin den Tod. Sie werden dann nach Menschenart in der Erdtiefe begraben gedacht, weilen den Winter über, nachdem das Laub von den Bäumen gefallen, alle Fruchtbarkeit geschwunden, alles von Frost und Kälte erstarrt ist, tief unten mit aller wohlverwahrten sommerlichen Herrlichkeit in des Berges Grund.

Der Jüngling reitet spät am Abend bei fallendem Tau in den Wald hinaus. Er kommt zum blauen, winterlichen Berge. Die Elfentochter reicht ihm die schneeweiße Hand und fordert ihn zum Tanze auf, oder drei Bergfrauen fallen dem Pferde in die Zügel, schlagen ihn auf die Wange mit Krankheit und fangen ein Lied an. Er reitet zur Mutter zurück zum Tode krank, weil er in der Elfen Spiel gewesen; wenn die Braut kommt, soll sie ihr sagen, er sei in den Wald gegangen, das Wild zu schießen. Die Braut trauert ob solcher Worte, daß er jetzt mehr vom Wilde hält als von ihr, steigt auf des Hochgemachs Saal und zieht ihre seidenen Gewänder nach sich. Da findet sie ihren Geliebten tot, legt ihr Haupt an seine Brust und stirbt mit ihm samt der Mutter,*) wo er in den Berg selbst hinein kommt zur Vermählung mit der unterweltlichen Gigur oder Gyge, und aus dem Blauberg nicht gerettet wäre, wenn nicht der Hahn**) durch Gottes Gnade seine Schwingen geregt hätte.

Über das Verhältnis dieses Liedes zum Goetheschen „Erlkönig“ vergleiche man den Abschnitt über Goethe.

Herder hat sich um die rechte Würdigung und Verbreitung des Volksliedes ein großes Verdienst erworben. In seinen „Stimmen der Völker in Liedern“ giebt er uns ein schönes, unübertroffenes Bild davon. In 6 Büchern bietet er 173 derselben dar aus fast allen Ländern der Erde, selbst aus den von Wilden bewohnten. Ein überaus feines poetisches Gefühl, unterstützt durch eine seltene Gelehrsamkeit, ließ es ihm gelingen, die zerstreuten Goldkörner aufzufinden, die reinen Volkstöne heraus zu hören und zu einer wohlklingenden vaterländischen Melodie zu

*) Diese Anschauung bestätigen auch die beiden Schlußverse des Originals: Am Morgen früh, da es tagt, da kamen drei Leichen aus Herrn Olufs Hof.

Herr Oluf und seine Braut, seine Mutter war auch vor Kummer gestorben.

**) Der rote Hahn errettet aus dem Tode am Jultage, wo er den neuen Jahrestag ankündigt.

vereinen. Obwohl der größte Teil der Lieder von ihm nur in das Deutsche übertragen worden ist, so kann man dieselben doch weit eher als eigene Schöpfungen, denn als Übersetzungen ansehen, da es ihm gelungen ist, den Geist des Fremden ganz zu erfassen, und mit Wärme und Lebendigkeit frei wieder zu geben. Hierin beruht überhaupt Herders Stärke als Dichter. Seine eigenen Dichtungen stehen den übertragenen nach, da er nicht reich genug mit schöpferischer Phantasie und dichterischer Gestaltungsgabe ausgestattet war. Selbst in betreff der Form genügen seine eigenen Gedichte nicht, da er hierauf nicht Wert genug legte.

Zu den bekanntesten deutschen Volksliedern, die wir Herder verdanken, gehören: „Der Mensch hat nichts so eigen", von Simon Dach (s. Bd. I. 287), „Annchen von Tharau", von demselben, „Es sah ein Knab' ein Röslein stehn", „Wenn ich ein Vöglein wär'".

F. Epische Dichtungen.

13. Der Cid.

Herders Wke., Zur schönen Litteratur u. Kunst. Tübgn., 1805. III. Ausg. in 60 Bdn. V. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. II. 197. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 48. — Lüben, Auswahl. II. 27.

1. Leben des Cid.

Unter der Regierung Ferdinands I. von Spanien (1034—65) trat ein Mann auf, der sich durch seine Waffenthaten einen so glorreichen Namen in kurzer Zeit erwarb, daß man ihn weit und breit als die Blüte und das Vorbild der spanischen Ritterschaft ehrte und pries. Es war Rodrīgo Dīaz, Graf von Bivar (Vivar, Bibar), geb. zwischen 1040—45, gest. 1099. Schon sein Vater Diēgo hatte sich unter den Rittern des Landes einen berühmten Namen erworben. Neidisch darauf, hatte ihn ein Graf Gōrmaz zum Zweikampfe gefordert und nach der Besiegung verhöhnt. Da beschloß der jüngste seiner Söhne, Rodrīgo, ihn zu rächen, forderte Gormaz zum Zweikampfe und erschlug ihn. Durch diese That machte der junge Held seinen Namen bekannt; aber zugleich zog er sich dadurch auch eine Verbannung vom Hofe zu, die König Ferdinand über ihn verhängte, da Doña (sprich Donja, denn ñ lautet stets nj) Ximēne (das X ist auszusprechen wie das deutsche „ch" in „lachen", „machen"), die Tochter des Gormaz, ihn als Mörder verklagte. Diese Verbannung hinderte jedoch den kühnen Jüngling nicht, das Interesse des Königs gegen die Mauren zu verfechten. Denn als dieselben in Castilien einfielen, zog Rodrigo auf seinem berühmten Schlachtrosse Babiēça, umgürtet mit seinem gefürchteten Schwerte Tizōna und begleitet von seinen Vasallen, gegen sie aus, schlug sie und vernichtete ihre

Macht. Die Folge dieser Waffenthat, durch die sich der junge Rodrigo den Mauren furchtbar machte, war seine Zurückberufung an den Hof, seine vom Könige betriebene Aussöhnung mit Ximene und seine Verheiratung mit ihr. Von nun ab widmete er sein Schwert ganz dem Dienste des Königs, indem er sich durch die kühnsten Thaten zum Sterne der spanischen Ritterschaft und zum Schrecken der Mauren machte.

Seine Heldenthaten verschafften ihm zwei ehrenvolle Beinamen; die Mauren, die seine Tapferkeit fürchteten und ehrten, nannten ihn Cid (Herr, Fürst) el Battal, das ist Herr der Schlacht, seine Landsleute Campeādor (abgeleitet vom altspanischen campear = ins Feld ziehen), das heißt unvergleichlicher Kampfheld. Der Name Cid wurde seitdem für ihn die gewöhnliche Benennung.

Ferdinand teilte sein Reich unter seine drei Söhne Sancho II. (sprich ßä'ntscho), Alfons VI. und Gārcias, und gab der ältesten Tochter, Uraca, die Stadt Zamora, der jüngern, Elvira, Toro zum Erbteil. Die Folge hiervon war Zwietracht und Befehdung. Das vor kurzem noch so mächtige Reich fiel den Schrecken des Bürgerkrieges anheim. Sancho besiegte mit Hilfe des Cid (1071) seine Brüder, vertrieb sie und machte sich zum Alleinherrscher. Nur Zamora widerstand ihm und wurde zugleich die Ursache seines Todes. Während der Belagerung wurde nämlich ein Ausfall gemacht, und der König, der in der Nähe des Stadtthors hielt und einen Angriff nicht vermutete, von einem Ritter, Bellido Dolfos, plötzlich überfallen und mit der Lanze durchbohrt.

Nun traten Alfons und Garcias aus ihren Exilen hervor; allein da der erstere nicht weniger herrschsüchtig war als sein gefallner Bruder, so bemächtigte er sich der Person des Garcias, und hielt denselben zeitlebens in strenger Gefangenschaft, während er selbst als Alfons VI. Castilien beherrschte (1072—1109).

Man hatte Alfons in Verdacht, den Tod seines Bruders Sancho veranlaßt zu haben; der Reichsrat forderte deshalb vor der Thronbesteigung einen Reinigungseid von ihm. Alfons leistete den Eid, verbannte aber unmittelbar darauf den Cid, als er vernahm, daß dieser hauptsächlich die Veranlassung zu diesem demütigenden Akte gewesen wäre. Trotzdem setzte der unermüdliche Held den Kampf gegen die Mauren fort, und zwar einzig und allein im Interesse seines ungnädigen Herrn, dem er den königlichen Anteil jeder von ihm gemachten Beute redlich übersandte. Als Alfons, wie um die Treue des Helden zu höhnen, alle castilischen Ritter von ihm abberief, warb der Cid mit dem Reste seines Vermögens, eine Schar Reisige, um an ihrer Spitze gegen die Mauren auszuziehen. Und als seine letzten Mittel nun geschmolzen waren, da verübte er selbst einen Betrug, um seinem

Könige Länderreichtum erkämpfen zu können: er verpfändete mehrere verschlossene Kisten voll Sand an Juden unter dem Vorgeben, daß ungemünztes Gold darin sei. Man traute dem Cid unbedingt, und als der Einlösungstermin da war, zahlte er das Empfangene mit reichlichen Zinsen zurück.

Die Einnahme der Festung Valencia (1093), eine der wichtigsten Erwerbungen für den König Alfons, brachte dem Cid endlich den Lohn, nach welchem er sich so lange gesehnt, und für welchen er so viele Opfer gebracht hatte: er wurde von seinem Könige begnadigt und aus Dankbarkeit zum Statthalter dieser neuen Besitzung ernannt. Sechs Jahre darauf, nämlich 1099, starb der Cid, und zwar gerade in der Zeit, wo die Mauren einen Angriff auf das noch nicht verschmerzte Valencia machten. Noch nach seinem Tode mußte der Cid Kriegsdienste gegen die Mauren thun. Man setzte nämlich seinen Leichnam in seiner wohlbekannten Rüstung auf sein Schlachtroß Babieça, gab ihm sein Schwert Tizona in die Hand, und die Folge davon war, daß die Mauren bei dem gefürchteten Anblick erschreckt flohen.

Verflochten mit mancherlei Sagen ist das Leben des Cid in einer Reihe von Romanzen besungen und so im Andenken des spanischen Volkes erhalten worden. Einen Teil (70) dieser dem Gebiete der Naturgesänge angehörigen Romanzen hat Herder bearbeitet und uns unter dem Titel „Der Cid" hinterlassen.

2. Erklärung sämtlicher Romanzen.

I. Romanze.

1. Erläuterungen.

V. 1. „Don" oder Dom (aus dominus) heißt in Spanien und Portugal soviel als Herr, ist also eine Ehrenbenennung für Männer von Stande; Doña heißt Frau, Herrin, Gebieterin, Geliebte.

4. „seines Hauses Schmach", seiner Familie Beleidigung. Diego Lainez soll nämlich von Gormaz, Grafen von Lozano, bei einer gewissen Gelegenheit eine Ohrfeige bekommen haben. Nach andern bezöge sich die „Schmach" auf einen Streit zwischen den Hirten beider Häuser.

6. „Es ist ein Versehen, wenn Herder das Geschlecht Diegos als das „der von Lainez" bezeichnet. Diego heißt Lainez als Sohn des Laïn; er sollte statt dessen heißen „der von Bivar", wie der Cid „Rodrigo Graf von Bivar" (auch Vivar, Vivare) heißt." (Düntzer.)

7 u. 8. Die „Iñigos" und „Abarcos" sind nicht die Namen von zwei verschiedenen Adelsfamilien, sondern des Hauses Iñigo y Abarca oder Iñigo Abarca.

11. Diegos Feind heißt Gormaz (Gomez), ist aber Graf von Lozano.

12. „Ohne Gegner triumphiert“, ohne daß sich ihm jemand wegen der Verhöhnung des alten Diego entgegenstellt, von neuem mit ihm kämpft.

24. Diego verhehlte jetzt noch den Söhnen die ihm widerfahrene Schmach.

37. 38. Rodrigo war durch seinen Vater aus dem Edelknaben zum Knappen erhoben worden.

44. Rodrigo wird durch dies Wort des Vaters den entarteten Söhnen entgegengesetzt, welche die Schmach der Fesselung dulden.

2. Inhaltsangabe.

Graf Diego dachte im tiefsten Grame Tag und Nacht nur an die von Gormaz ihm, seinem Hause und seinem tapfern Ahnherrn angethane Schmach, schlief und aß nicht, ließ sich nirgends sehen, von keinem Freunde sprechen und trösten. Endlich macht er aber diesem Zustande ein Ende, läßt seine Söhne kommen und bindet einem nach dem andern die Hände mit starken Banden fest, ohne auf ihr Flehen um Barmherzigkeit zu achten. Als dies dem jüngsten Sohne, Rodrigo, geschehen soll, tritt dieser entrüstet zurück und entgegnet, daß er, hätte er seine Waffen nicht aus des Vaters Händen empfangen, die ihm gebotene Schmach mit dem Dolche ahnden würde. Dieser Beweis von Ehrgefühl und Mut belebt die Hoffnung des alten Diego auf Vergeltung der Schmach. — Freudenthränen vergießend, umarmt er den Sohn und fordert ihn auf, seinen Arm gegen den Feind des Hauses, gegen den Grafen Gormaz, zu erheben.

3. Die Personen des Gedichts.

1. Graf Diego ist ein Greis. Einer seiner Neider, der Graf Gormaz, hat ihn zum Zweikampfe gefordert, in demselben besiegt und darauf verhöhnt. Die doppelte Schmach empfindet er als Mann von Ehre um so tiefer, je weniger er bei seinem vorgerückten Alter Hoffnung hat, den Schimpf zu tilgen. Ganz dem Grame hingegeben, entsagt er dem Schlafe, der Nahrung und dem Umgange mit andern, hält sich nicht einmal des tröstenden Zuspruchs seiner Freunde für würdig. In diesem Zustande erinnert er sich seiner Söhne und beschließt zu prüfen, ob einer derselben Mut genug habe, ihn zu rächen. Sein Prüfungsmittel ist seltsam, erweist sich aber als zweckmäßig. Der Widerstand, den sein jüngster Sohn ihm bietet, belebt seine Hoffnung, verscheucht allen Gram und erfüllt ihn mit der höchsten Freude; er erkennt in seinem Rodrigo sein geistiges Ebenbild und seinen Rächer.

Diego ist demnach ein Mann nach dem Ausspruche Goethes: „Ehre verloren — viel verloren."

2. Rodrigo, der jüngste der Söhne Diegos ist noch ein Jüngling. Wie seinen Brüdern, hat es auch ihm bisher an Gelegenheit gefehlt, zu zeigen, was für ein Geist in ihm wohnt. Aus der Prüfung geht er aber glorreich hervor. „Mit entflammten Tigeraugen" tritt er vom Vater zurück, als dieser im Begriff ist, ihm Schmach zu bieten. — Kaum erkennt er aber des Vaters Absicht und hört vom Feinde des Hauses, so steht sein Entschluß, den Schimpf sofort zu tilgen, auch schon fest. Auch ihm steht die Ehre höher als das Leben. — „Siegen, oder sterben!" ist daher sein Wahlspruch.

3. Die älteren Söhne Diegos sind Feiglinge, die sich geduldig das Schmachvollste, Sklavenketten, bieten lassen, zur Abwehr derselben nur Thränen haben.

In ähnlicher Weise werden die folgenden Romanzen im Unterricht behandelt. Da aber eine solche Ausführung zu viel Raum wegnehmen würde, so beschränken wir uns hier auf einfache Wort- und Sacherklärungen.

2. Romanze.

V. 5 u. 6. Asturien war das Heimatsland dieses Grafengeschlechts.

14. „schadet der die Jugend?" schadet der Bravheit die Jugend? Bringt es der Bravheit Nachteil, wenn die Jugend sie sich aneignet?

15. „Für sie", für die Ehre.

18. „Mudarda"; im Original steht Mudarra. Er war der uneheliche Sohn (Bastard) des Gonzalo Bustos de Lara und der Schwester des Königs von Cordova, bei dem Gonzalo durch Verrat des Ruy (Abkürzung für Rodriguez) Velasquez gefangen war. Mudarra erschlug den Verräter im Zweikampfe.

33 u. 34. „Wert wird dessen, dem du dienest, der sein, dem fortan du dienest." Rodrigo wird des Mudarda wert sein, ihm an Tapferkeit nicht nachstehen.

37 u. 38. „Tief in seine Eingeweide birgt er dich", er bringt sich selbst damit um, wenn er sich deiner jemals unwert zeigte.

3. Romanze.

V. 1. Es ist der Platz vor dem Palaste des Königs in Burgos gemeint.

7. u. 8. Ihm eine Ohrfeige gabet.

9 u. f. steht für die allgemeine Bemerkung: kein Edler duldet Unehre.

10. „Laïn Calvo“ ist ein berühmter Vorfahr Diegos.

13. „weil“, so lange.

17. u. 18. Don Gormaz, dessen Stolz mehrfach hervorgehoben wird, schwebt der Gedanke vor, daß Leiden die Hälfte des Lebens sei.

32. „gutes Kind“ ist unverhohlene Äußerung herabsetzenden Hochmuts. In den darauf folgenden Versen behandelt Gormaz den Jüngling, als wäre er ein noch nicht wehrhaft gemachter Edelknabe, der sich körperliche Züchtigung müsse gefallen lassen.

4. Romanze.

V. 9—12 sind allgemein zu fassen.

15 u. 16. Zeichen der Ehrerbietung.

22 u. f. Nach Rodrigos Mahnung zum Essen kann der Vater nicht länger zweifeln, daß seine Ehre gerettet sei (daher seine Freudenthränen); doch kommt es ihm so ganz unglaublich vor, daß er seinen Ohren kaum traut.

30. Das Speisen mit dem Vater war eine Ehre für den Sohn. Unterlag der Sohn dagegen im Kampfe, so schnitt wohl der Vater nach der Sitte des Mittelalters das Tafeltuch zwischen beiden durch. Vergl. Uhlands „Graf Eberhard der Rauschebart“.

5. Romanze.

V. 4. „Burgos“ war die Hauptstadt Altcastiliens.

7. „Großen“, in Spanien Granden genannt, der hohe Adel.

14. „Mit dreihundert edlen Männern“, Knappen, Dienstmannen des mächtigen Grafen Diego.

19. „Bisamhandschuh“, duftende, parfümierte Handschuh.

20. „Reiterhandschuh“, mit eisernen Schuppen versehene Abzeichen des Ritters.

6. Romanze.

V. 14. „Er erstach ihn, eine Schlange“. Ximene denkt an einen heimtückischen Überfall, wie Schlangen ihn ausführen, deren giftigen Bissen auch der Stärkste erliegen müsse.

19. „Pelagius“, oder Pelayo, Anführer der Westgothen, rettete sich nach der unglücklichen Schlacht bei Xeres de la Frontera (711) (spr. Chche'rēds de la Frontē'ra) mit wenigen Tapfern in die asturischen Gebirge, wo er zum Anführer und König von Oviedo (Asturien) gewählt und damit Gründer des ersten christlichen Staates wurde.

23. „Almanzor“ (Al-Mandsur, d. i. dem Gott hilft, der Geweihte), Beiname mehrerer in Spanien herrschenden arabischen Fürsten.

7. Romanze.

V. 31 u. 32. „der auf so harte Art vom Schicksal und vom Falkner angemeldet ward“, nämlich durch Tötung des Vaters und der Tauben.

8. Romanze.

V. 6. „Montes d'Oca“, Sierra d'Oca, die nördlichste Kette des iberischen Gebirges in Spanien.

„Belsorado“ scheint Druckfehler zu sein; denn im Originale steht Belforado.

7. „Naxara“ (im Original steht Najera) ist eine Stadt bei Logroño in Altcastilien.

9. Romanze.

V. 19 u. 20. „Viermal kniet' ich Euch zu Füßen.“ Im Gedicht wird Ximene nur zweimal in dieser Stellung vorgeführt. Des Versprechens, ihr Gerechtigkeit zu verschaffen, ist früher nicht gedacht worden.

24—26. Rodrigo war wegen Tötung des Grafen der gesetzlichen Verfolgung nicht anheimgefallen.

10. Romanze.

V. 4. „Moreria“, die von Mauren bewohnten Ländereien, hier wohl zunächst die afrikanischen, im Gegensatz zu den spanischen Königreichen der Mauren. Sonst hießen auch die Stadtviertel, in denen sich die Mauren aufhielten, Morerias.

6—9. Nach der 8. Romanze machte Rodrigo die fünf gefangenen Mauren-Könige seinem Könige zum Geschenk.

13. Coimbra in Portugal.

22. „Zelter“, Pferd.

25 u. f. weist auf Uracas erwachende Leidenschaft hin.

11. Romanze.

V. 42. „Narcissus“, ein aus Ovids Metamorphosen bekannter schöner Jüngling, der sich beim ersten Anblick seines Bildes im Wasser in sich selbst so verliebte, daß er vor Leidenschaft verging, und von den Göttern in die nach ihm benannte Blume Narcisse verwandelt wurde; daher auch Bezeichnung eines in sich selbst verliebten jungen Menschen, selbstgefälligen Gecks.

51 u. 52. „Tücher menschlicher Vergessenheit“, das Grab.

12. Romanze.

V. 3. „Die weiß behaarte Mutter“, die winterliche, mit Schnee bedeckte Erde.

38—41. Der Philosoph Empedokles stürzte sich der Sage

nach in den Ätna, was der König hier launig dahin auslegt, er habe aus Verzweiflung, den Grund dieser wunderbaren Naturerscheinung zu entdecken, sich hinabgestürzt.

13. Romanze.

Der König ging (in der 12. Romanze) von dem Gesichtspunkt der Weisheit aus, während der Ritter hier den Gegenstand unter dem Gesichtspunkt der Ehre faßt. Geflissentlich hebt der Dichter den Unterschied zwischen Regel und Gesetz hervor: die Weisheit (Klugheit) ist bloß eine Regel, die Ehre ist ein Gesetz; die Regel rät, das Gesetz gebietet; die Weisheit beruht auf einem Erfahrungssatze, welcher auch Ausnahmen zuläßt, die Ehre hält uns eine Pflicht vor.

14. Romanze.

V. 2. „Wo nur Schmerz und Liebe wacht" hat zunächst nur allgemeine Geltung, wird dann aber in Beziehung zu Ximenens Schmerz und Rodrigos Liebe gestellt.

15. Romanze.

V. 13. „Cordoña"; im Original steht Cardeña.

19. „Echt Walloner Pantalone", Beinkleider von niederländischem Tuche.

39. „Jazerine", Panzerhemd.

43. Tizonada heißt das höllische Feuer, das Schwert des Cid aber Tizona.

70. „Sanct Michael" kämpft in der Offenbarung siegreich mit dem Drachen (Satan) und wird daher als Schutzherr der christlichen Kirche betrachtet.

16. Romanze.

V. 18. „Cymbeln", hohle metallene Halbkugeln.

20. „Alvar Fañez", ein berühmter Feldherr und Freund des Cid.

25 u. 27. „Antolin und Pelaëz" sind zwei vertraute Freunde und Begleiter des Cid.

34. „Maravedis", kleine spanische Kupfermünzen; früher gab es auch silberne und goldene Maravedis.

17. Romanze.

V. 1 u. 2. Sitz Pedros, der päpstliche Stuhl.

Victor II. war 1055—57 Papst.

4. Heinrich III. (1039—56) wollte als weltliches Oberhaupt der Christenheit und als Oberlehnsherr aller christlichen Könige anerkannt sein.

18. „er war abwesend“, nämlich auf seinem Stammschlosse Bivar.

18. Romanze.

V. 1. „Zamora“, feste Stadt am Duero.
18. „Hyacinthen“, kostbare Edelsteine.

20. Romanze.

V. 4 u. 5. „Mit vier Punkten und dem Zuge paraphiert er Kreuz und Namen.“ Das von vier Punkten eingefaßte Kreuz steht zu feierlicher Bestätigung nach gangbarer Sitte über dem Namenszuge, dem Monogramm. Die Regenten des Mittelalters wählten sich ein solches Monogramm willkürlich und versteckten darin ihren Namen. „Paraphieren“ heißt, etwas mit einem Handzeichen versehen, damit es nicht verkannt oder verfälscht werden kann.

21. Romanze.

V. 17. „Doña Uraca“ muß viersilbig gelesen werden, „Doña“ nämlich als „Don“ (—◡—◡ = Donjuraka).
33. „Señor“, Herr, Gebieter.

22. Romanze.

V. 61—64. Fernando will die Äußerungen seiner Tochter sich lieber aus Geistesabwesenheit erklären, als aus moralischer Verdorbenheit, da ihn der Gedanke schmerzt, daß das Herz des von seinem Blute abstammenden Mädchens entartet sein sollte.

23. Romanze.

V. 45 u. 46. „Eifersüchtig könnte sie als Kind nur sterben“, aus Eifersucht könnte sie nur, wenn sie noch ein Kind wäre, sterben.

24. Romanze.

V. 24. „Die harten Asturier.“ Die Ritter des Garzia werden Asturier genannt, während doch Asturien zu Alfonsos Reich gehörte; „hart“ bezieht sich auf die rauhe Stärke des Gebirgsvolks.
55 u. 56. „tief-unwissend, Was geschehen war.“ Garzia wußte nämlich nicht, daß Sancho bereits wieder durch Alvar Fañez aus der Gefangenschaft befreit war, wie man aus seiner Heiterkeit schließen kann.
58. „Zinken“, Blasinstrument.

25. Romanze.

V. 58. „Fangen oder hangen“, wohl sprichwörtliche Redensart in dem Sinne ich oder du.

65. Alfonso hat vom Cid, „dem Beschützer eines niederträcht'gen Räubers", wohl schwerlich ehrenvoll gesprochen: „Wo ihm bald zum Dank der Ehre" ist daher ironisch gemeint.

68 u. 69. „Ali-Maimon", Emir von Toledo, war ein Vasall Alfonsos.

26. Romanze.

V. 5 u. 6. ist eine Frage, die der Dichter an den Cid richtet, um seine Verwunderung über seine Beteiligung an dem Zuge auszudrücken.

17. „Der sie einschließt wie ein Mädchen." Diese Stelle ist dem französischen Nachbildner entlehnt, der die uneinnehmbar scheinende Stadt einer Jungfrau vergleicht. Im spanischen Romancero heißt es nur: „Duero la cercaba al pié" — der Duero umgab sie zu Füßen.

45 u. 46. Das Streitroß des Cid wird hier zum ersten Male genannt. Wie an andern Stellen, läßt der Dichter es die Lage seines Herrn mitempfinden.

27. Romanze.

V. 7. „Instrument der Liebe", Guitarre und ähnliche Instrumente.

9. „Infantin", Titel einer Königstochter in Spanien und Portugal.

28. Romanze.

V. 93. „von manchem Pfeil verwundet", von gerechten Vorwürfen getroffen.

29. Romanze.

V. 15. „Eure Weisheitsregeln", die Mahnungen des Cid an das vom Könige verletzte Recht.

32. Romanze.

V. 81. „und sie gingen", wohl nicht buchstäblich zu nehmen, da Bellido zu Pferde kam.

36. Romanze.

V. 5. „Mit der Stärke des Alciden", Herkules.

7. Drommeten verkündeten immer den Anfang eines Zweikampfes.

89. Die Kampfrichter entschieden nicht, wer der Besiegte sei.

37. Romanze.

V. 6. „der Feind", Sancho.

31. „die Reichsversammlung", die Cortes.

36—39. Der Verdacht, daß Bellido den König Sancho auf

Alfonsos Veranlassung ermordet habe, war sehr verbreitet. Da sollte Alfonso vor seinem Regierungsantritte einen Reinigungseid schwören.

46. „Gadea" ist eine spanische Form des Namens der heiligen Agathe.

38. Romanze.

V. 7. Die „Leimrute" ist wohl als Zeichen der Verlockung und des Truges gewählt, von welchem Alfonso sich reinigen soll.

41. Romanze.

V. 6—8. „Anspielung auf eine von den Arabern verbreitete Fabel, nach welcher der in der festen Stadt Ceuta (spr. Dsē'=uta) befehligende gotische Graf Julian den arabischen Feldherrn Musa nach Spanien herübergerufen, um Rache an dem König Roderich wegen Schändung seiner Tochter zu üben." (Niemeyer.)

42. Romanze.

V. 1—6. Wenn der als Vasall vor dem Könige knieende Cid das Zeichen zum Aufstehen erhielt, so reichte ihm derselbe dazu seinen Arm. Jetzt aber, wo der König ihm zürnt, reicht er ihm die Hand nicht zum Kuß, und giebt ihm dadurch das Zeichen zum Aufstehen. — V. 2 ist das Pronomen Euch weggelassen.

12. „Samt der hassenswerten Ursach", der Trotz oder, wie Düntzer meint, die Habsucht.

28—31. Bei Duttenhofer lautet diese Stelle:

Doch bei Alcala vergaßt ihr
Dem Vertrag gemäß zu hausen,
Und nicht achtend meines Willens
Nur auf euren dort ihr bautet.

Es handelte sich wohl um ein Friedensbündnis mit Ali-Maimon, dem der Cid entgegengehandelt hatte, vielleicht, indem er dessen Vasallenschaft durchsetzte, während der König ihn bloß zum Bundesgenossen und Freunde haben wollte. Alcala liegt in der Provinz Toledo.

43. Romanze.

V. 53. „Indem er den Fehl gestehet", daß er so unvorsichtig war, nicht erst die Sporen anzuschnallen.

46. Romanze.

V. 3. Das „heilige Geheimnis" ist die in der Messe erfolgende Wandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Jesu.

49. Romanze.

V. 9. „Legt ihnen Zins und Pflicht auf", Vasallenpflicht.

10. „Alcocer", richtiger Alkassar, starke Festung der Mauren.

50. Romanze.

V. 7. „Villalon", jetzt Flecken in der Nähe von Valladolid.
15 u. ff. enthält einen indirekten Tadel der Gegner des Cid.

52. Romanze.

V. 31. Der heilige Pedro ist Beschützer der spanischen Kirche; in der Nähe von Burgos befindet sich ein ihm geweihtes Kloster San Pedro de Cardeña.

54. Romanze.

V. 10. Miramamolin, Verstümmelung des arabischen Emir (oder Mir)=ol=mummanin, Fürst der Gläubigen, ein Titel, den der Chalif Omar und seine Nachkommen führten; hier der Beherrscher von Tunis.

55. Romanze.

V. 22. „San Jago" (viersilbig —◡—◡), der heilige Jakobus, Schutzpatron Spaniens. Dios aynda y Santiago! der spanische Schlachtruf.

56. Romanze.

V. 8. „Erz=Apostel", Jakobus.
26. „Requeña", westlich von Valencia.

62. Romanze.

V. 21. „Ruy", vertraulicher Ausdruck für Rodrigo.

64. Romanze.

V. 17. „Dessen Haus", das dem Pedro geweihte Kloster zu Cardeña.

65. Romanze.

V. 27. „Jeronymo", Hieronymus.

66. Romanze.

V. 26. „Seewolf", gefräßiger, bissiger Fisch. Weshalb Herder die Mauren Seewölfe nennt, ist unbekannt.

67. Romanze.

V. 10. „Teruel und Albarazin", Berge in der Nähe von Valencia. Genauer: Ihr schönen Berge um Teruel und Albarazin, zwei Städte am Guadalaviar: Teruel in einer angenehmen Ebene, Albarazin auf einer Höhe.

68. Romanze.

V. 25. „Devise“, ein auf den Schild gemaltes Denk- oder Sinnbild.

69. Romanze.

V. 36. „Etamin“, leichtes gewebtes Zeug.

61. „Tabernakel“, zeltartiger Bau in Kirchen, in der katholischen Kirche das Sakramenthäuschen, worin die Hostie aufbewahrt wird.

3. Inhalt der ganzen Dichtung.

I. Der Cid unter Ferdinand dem Großen.

1. Don Diego war in tiefste Trauer über die ihm vom Grafen Gormaz angethane Schmach versunken. Um diesem Zustande endlich ein Ende zu machen, prüfte er das Ehrgefühl seiner Söhne, indem er ihnen mit starken Fesseln die Hände bindet. Alle lassen sich diese Erniedrigung gefallen, nur der jüngste, Rodrigo, nicht. Auf ihn setzt er daher seine Hoffnung. — 2. Nachdem Rodrigo Kenntnis von der Schmach erhalten hat, gürtet er sich mit dem Schwerte Mudardas, gelobt, es mutig zu führen und entfernt sich heimlich aus dem Hause. — 3. Bald darauf trifft er Gormaz auf dem Palastplatze in Burgos und kündigte ihm Zweikampf an. Der Graf verhöhnt den Jüngling, erliegt aber dem Mute desselben. — 4. Als Diego dies erfährt, ist er hocherfreut, ehrt den Sohn, indem er mit ihm speist, und erklärt ihn für den ersten seines Stammes. — 5. In Burgos gerät alles über den Fall Gormaz' in Aufruhr. Der König begiebt sich mit den Angesehensten seines Hofes nach dem Thore des Palastes, wo Ximene mit aufgelöstem Haar in Thränen schwimmend steht und zu den Knieen des Herrschers niedersinkt. Diego seinerseits reitet mit 300 edlen Männern, unter ihnen Rodrigo, zum Könige, um seine Ergebenheit auszudrücken. Zum Beweis ihrer friedlichen Absicht reiten alle auf Maultieren und erscheinen reich geschmückt. Nur Rodrigo reitet ein Roß und ist bewaffnet. Er lenkt alle Blicke auf sich. Seine ganze Haltung ist herausfordernd; aber es trägt niemand Verlangen zum Kampfe mit ihm. Der in seinen Augen unwürdigen Sitte, dem Könige die Hand zu küssen, kommt er nur auf Befehl seines Vaters nach. — 6. Ximene fordert Gerechtigkeit vom Könige und unterstützt ihre Forderung dadurch, daß sie hinweist auf ihres Vaters Verdienst um den König, um die Christenheit und um das Reich. Nachdem Rodrigo von ihr mit Vorwürfen überschüttet worden, fordert sie alle zur Rache auf und bietet sich zuletzt selbst als Preis an, als sie sieht, daß niemand zum Kampfe bereit ist. —

7. Der König ließ Rodrigo nicht bestrafen. Nach dem Tode ihrer Mutter flehte daher Ximene von neuem um Gerechtigkeit, hinzufügend, das der „großsinnig-stolze Lainez“ täglich bei ihr vorbeireite, ihr durch seinen Jagdfalken ihre Tauben rauben lasse, und daß sie auf ihre Klagen darüber einen höhnenden Brief erhalten habe, den sie dem Könige zu lesen giebt. Da der Brief aber nichts weniger als Hohn enthält, vielmehr deutlich Rodrigos Neigung zu Ximenen erkennen läßt, so ladet der König Diego und dessen Sohn zu sich ein. — 8. In dieser Zeit waren 5 Mauren-Könige in Castilien eingefallen, hatten alles verwüstet und Herden und Menschen weggetrieben, ohne daß sich ihnen jemand entgegengestellt hätte. — Als Rodrigo Kenntnis hiervon erhielt, rief er die Vasallen seines Vaters auf, griff mit ihnen den Feind an, besiegte ihn vollständig und sandte Ferdinand die gefangenen Könige zum Geschenk. Als Rodrigo diese Heldenthat verrichtete, war er noch nicht 20 Jahre alt. — 9. Sechs Monate nach dem Tode ihres Vaters wiederholte Ximene am Throne des Königs ihre Klage, und machte es demselben zum Vorwurfe, daß er Rodrigo schütze, statt ihn zu bestrafen. Der König verzeiht ihr diesen Vorwurf und deutet dabei an, daß die Zeit noch kommen werde, wo sie ebenso um das Leben und die Wohlfahrt Rodrigos flehen werde, wie jetzt um seinen Tod. — 10. Nach der Einnahme von Coimbra erhielt Rodrigo in dem dortigen prachtvollen Tempel in feierlicher Weise unter Beisein und unter Mithilfe der königlichen Familie den Ritterschlag. Die Schönheit des Ritters erregte Uracas Bewunderung und rief leidenschaftliche Liebe in ihr hervor. — 11. Uraca hat Rodrigos Liebe zu Ximenen bemerkt. Sie läßt ihn einst zu sich kommen und macht ihm Vorwürfe darüber, daß er durch seine Schönheit ihr Herz bekämpft und in Kühnheit seinen Blick zu ihr, der Königstochter, erhoben habe. Seine bisherigen Thaten sucht sie als gewöhnliche zu bezeichnen und dadurch herabzusetzen. Dann vergleicht sie sich mit Ximenen und hebt dabei hervor, daß hoher Stand doch mehr wert sei als Reichtum, den die Vasallentochter ihm bringe. Der Cid hörte die eifersüchtigen Reden Uracas schweigend an, und diese fährt fort, die schönste, von ihm aber nicht begehrte Schärpe zu nähen. — 12. Rodrigos Neigung zu Ximenen war Fernando bekannt; da der Held aber noch immer Bedenken trägt, ihm seinen Herzenswunsch zu entdecken, so sucht der König ihm sein Geheimnis auf einem Spaziergange in dem schönen Thale von Burgos zu entlocken. Es gelingt ihm das dadurch, daß er ihm die Frauen als Wesen hinstellt, durch welche und für welche alles geschehe, ohne daß es nur den Anschein habe, die also jeden Mann regierten; daher rate er, der erfahrene Mann, ihm, sich nie zu vermählen. — 13. Dieser Ansicht widerspricht Rodrigo und erklärt, daß die Pflicht gegen Staat und

Kirche jedem Ehrenmanne Vermählung gebiete; daß „den entlaufenen Verächter" alle Edlen mit Verachtung strafen, und daß die Frauen nur wie die Diener über „fehlerhafte Herren" regierten und nur dann nichts taugten, wenn der Mann nichts tauge. Nach dieser Darlegung richtet er die Bitte an den König, in seine Vermählung mit Ximenen zu willigen. — 14. Rodrigo versucht es, Ximenen seine Liebe zu gestehen. In stiller Mitternacht, wo ihr Schmerz am lebhaftesten ist, sucht er sie auf, um sie zu trösten, wird aber nicht von ihr eingelassen, indes doch mit freundlichem Wunsche („gute Nacht") entlassen. — 15. Nachdem dann weitere Verständigungen erfolgt waren, und beide dem Könige gelobt hatten, allen Haß zu vergessen, fand die Vermählung statt. Fernando schenkte, um den Vermögensunterschied der Brautleute möglichst auszugleichen, dem Cid vier Städte. — 16. Der König als Vormund richtete die Hochzeit aus. Auf dem Zuge von der Kirche nach dem Palaste erwies auch das Volk seine Teilnahme durch allerlei Scherze. Ximene war ganz glücklich, gab das aber mehr durch „gerührtes Schweigen" als durch laute Fröhlichkeit zu erkennen. — 17. Während der Cid frohe Tage auf seinem Stammschlosse Bivar verlebte, sandte Kaiser Heinrich III. in Übereinstimmung mit Papst Victor II. eine Botschaft an König Ferdinand mit der Androhung eines Kreuzzuges, falls er nicht dem deutschen Kaiser und dem Papste Ehre erweise und Tribut zahle. Solche Forderung erregte Besorgnis, und man riet dem Könige zur Nachgiebigkeit. Kaum erhielt aber der Cid hiervon Kunde, so eilte er sogleich an den Hof, warnte vor so gefährlicher Schmälerung der königlichen Macht und Ehre und bot seine treuen Dienste an. Mit 10,000 Mann schlug er zwei feindliche Heere und hauste derartig in Italien, daß Kaiser und Papst auf den Tribut verzichteten und Ferdinand um Zurückberufung des Cid bitten ließen. Ferdinand reichte dem zurückgekehrten Sieger dankend seine Rechte, wodurch dieser hoch erfreut ward. — 18. Als Ferdinand einst in Zamora Hof hielt, kamen Gesandte von den 5 maurischen Königen, welche der Cid einst besiegt hatte, und brachten reichen Tribut: 100 schöne Araberpferde, kostbare Kleiderstoffe und Edelsteine. Sie nahten sich dem Cid ehrerbietig als ihrem Lehnsherrn, wurden aber von diesem an Ferdinand gewiesen. Die hohen Verdienste des Cid um sein Reich anerkennend, sagte dieser zu den Gesandten, Cid sei zwar kein Monarch, lebe aber mit Monarchen. Die Gesandten aber blieben ungewiß, wer eigentlich König und wer Vasall sei. — 19. Der Cid war der mannigfachen Kriege halber seit seiner Verheiratung selten und immer nur auf kurze Zeit zu Hause gewesen, was Ximene schmerzlich empfand. Jetzt nahete die Zeit ihrer Entbindung, und der Gedanke, daß ihr Gemahl auch in dieser bedeutungsvollen Stunde abwesend sein könne, preßte ihr

Thränen aus. In dieser Herzensnot schreibt sie an den ihr väterlich zugeneigten König und macht ihm in launiger Weise Vorwürfe darüber, daß er ihr den Mann entziehe. In einer Nachschrift bittet sie den König, ihren Brief zu verbrennen, damit nicht einer der Höflinge ihn in die Hände bekomme und ihn belache. — 20. In freundlicher Weise erwidert Fernando den Brief und sagt darin, daß nicht er, sondern ihr Gemahl Schuld an dessen langer Abwesenheit sei, da er die Heidenkriege noch nicht beendet habe. Ihren Brief könne er aber nicht verbrennen, er wolle damit vielmehr die Lacher seines Hofes beschämen. Damit sie auch seinen Brief nicht verbrenne, wolle er ihn zum Kontrakte erheben und versprechen, dem erwarteten Söhnlein Zelter und Degen und 2000 Maravedis zum Geschenk zu machen, einem Töchterchen aber von deren Geburtstage an 40 Mark an gutem Silber aussetzen. Nachdem der König mit einem Glückwunsch geschlossen, zeigt er noch in einer Nachschrift an, daß er eben den Cid kommen höre, und daß dieser ihm gewiß die Lektion über sein Wegbleiben aus dem Kampfe lesen werde. — Die 21. Romanze führt Uraca vor. Ihr Vater, Fernando, liegt auf dem Sterbebette und hat bereits alle Reiche und Güter unter seine Söhne verteilt, die Töchter aber dabei unberücksichtigt gelassen oder vielmehr sie auf die Brüder angewiesen. Darüber macht Uraca dem sterbenden Vater bittere Vorwürfe und droht, ihm durch leichtfertigen Lebenswandel noch nach seinem Tode Schande zu machen. — 22. Fernando ist erstaunt und entrüstet über die „stolze Kühnheit" seiner Tochter, und hält ihr das eben begangene Unrecht in ernsten Worten vor, bestimmt jedoch, daß sie die feste Stadt Zamora als Erbteil erhalten solle, ihre Schwester dagegen das Gebiet von Toro, beifügend, daß den sein schwerster Fluch treffen sollte, der den Töchtern dies Vermächtnis raube. Alle Umstehenden sprechen ihr „Amen" dazu, insbesondere auch Garzia und Alfonso, während Sancho schweigt.

II. Der Cid unter Don Sancho dem Starken.

23. Kaum war Fernando der Gruft übergeben worden, so rief Sancho seine Vasallen zum Kriege gegen seine Geschwister auf, um sich ihres Erbes zu bemächtigen. Auch der Cid muß seinem Ruf folgen. Darüber bricht Ximene in schmerzliche Klagen aus. Um sie zu beruhigen, schwört Rodrigo ihr auf den Griff des Degens „treu zurück zu kommen, sei's lebendig oder tot". — 24. Als der Cid auf dem Kampfplatze anlangte, hatte eben ein Treffen stattgefunden, indem Sancho gefangen genommen, durch Alvar Fañez aber wieder befreit worden war. Sancho war über die Ankunft des Cid hoch erfreut und nahm deshalb die Vorwürfe desselben über diesen ungerechten Krieg auch schweigend hin. Kurz darauf wurde Garzia durch den Cid gefangen genommen. — 25. Nachdem

Sancho den Bruder in den festen Turm von Luna eingesperrt hatte, nahm er der jüngeren Schwester das ihr verliehene Toro. Darauf waffnete sich Alfonso, angeblich nicht gegen Sancho, sondern gegen den Cid. Im ersten Treffen wurden beide Brüder gefangen genommen, Sancho aber vom Cid wieder befreit, Alfonso dagegen in ein Kloster geschickt, aus dem Uraca ihn befreite und zur Flucht nach Toledo behilflich war. — 26. Darauf wandte sich Sancho gegen Uraca. Er rühmt Zamora als einen überaus festen Ort und sucht den Cid durch Lobeserhebungen dafür zu stimmen, diese Festung für ihn von der Schwester zu fordern. Cid antwortet in bedenklichem Tone, was Sancho ihm absichtlich für Mutlosigkeit auslegt. — 27. In Zamora herrschte nun tiefe Trauer. Uraca weinte bitter um den Tod des großen Vaters, um den Gram, den sie ihm noch in seiner letzten Stunde zugefügt, um seine Güte, um das Unglück ihrer beraubten und vertriebenen Geschwister, ja endlich um den heiß von ihr geliebten, durch Ximene ihr entrissenen Cid. Da erscheint der Cid vor den Thoren von Zamora. — 28. Die Thorwache verhindert, daß er sofort einreitet. Darüber entstehet Lärm, der bis zur Infantin dringt. In Trauerkleider gehüllt, eilt sie auf die Mauer und fragt, mit Thränen in den Augen, nach seinem Begehr und macht ihm bittere Vorwürfe darüber, daß er Jammer über sie gebracht, dem Unrecht diene, erwiesene Auszeichnungen mit Undank lohne, den Schwur, sie zu schirmen, gebrochen, und durch das alles seine Ehre verloren habe, daher umkehren möge. Dennoch könne sie ihm nichts Böses wünschen, liebe ihn vielmehr noch immer. Betroffen und verworren von dieser Rede, lenkt der Cid sein Roß um und reitet, schwer im Herzen verwundet, schweigend nach dem Lager zurück. — 29. Auf den Bericht, daß Uraca den Cid zurückgewiesen habe, verbannt Sancho ihn aus seinen Reichen, hinzufügend, daß er ihn würde köpfen lassen, hätte er nicht mit seinen Brüdern dem Vater geschworen, den Cid zu ehren. Sancho wähnte sich nämlich vom Cid verraten. Der treue Vasall erwidert darauf nichts, erinnert aber durch die bittere Frage: „Auch aus denen, die ich Euch erobert habe? Oder nur aus den Reichen, die ich, König, Euch erhielt?“ Sancho an das, was er ihm verdanke. Des Königs anerkennende Antwort entlockt ihm ein Lächeln, und er scheidet im Gefühl seiner Unschuld und seines Wertes. — 30. Bald darauf sprengten zwei wohlgewaffnete Ritter aus Zamora, der alte weitbekannte Arias Gonsalo und sein Sohn, auf das Lager der Castilianer zu, erklärten, daß König Sancho kein Edelmann sei, indem er seiner Schwester das zu rauben komme, was ihr der Vater gab, und fordern zum Zweikampf auf; fürchte man sich, so möchten statt zweier Ritter drei, vier, ja zwanzig, selbst auch mit dem Teufel kommen, nur nicht mit dem — Cid. Auf diese kühne

Forderung stellen sich zwei Castilianergrafen, werden aber beide besiegt. — 31. Darüber ward Sancho sehr verlegen. Da niemand der Stadt etwas anhaben konnte, so baten die Edlen den König, den Cid wieder zurückrufen zu lassen. Das geschah. Cid gehorchte und wurde zu Sanchos Verdruß mit Jubel vom Heere empfangen. Er mahnte nochmals von der Eroberung Zamoras ab. — 32. Eines Tages eilte Bellido Dolfos aus Zamora zum Könige ins Lager und gab vor, er habe zur Übergabe der Stadt geraten, sei aber dafür von Gonsalo mit dem Tode bedroht worden; er komme nun, ihn sicheren Wegs in die Stadt einzuführen. Als der edle Arias Gonsalo dies sah, rief er dem Könige vom nächsten Bollwerk zu, sich vor dem Verräter Bellido zu hüten. Sancho verachtete den Zuruf, forderte seine Krieger auf, niemand bei der Einnahme der Stadt zu schonen, und ließ sich dann von Bellido zu der geheimen Pforte führen. Aber noch ehe sie dort anlangten, wurde er rücklings von dem Verräter ermordet. Als Cid das sah, sprengt er unbewaffnet, wie er war, nach, kam aber erst an, als sich die Pforte eben hinter dem Verräter schloß. — 33. Sterbend richtete Sancho noch die letzten Blicke auf Zamora. Alles war stumm um ihn. Der Cid nur sprach noch einmal offen das Unrecht aus, was der König begangen hatte. Dennoch aber solle er im Tode geehrt und der Verrat im Zweikampf gerächt werden. Da der Cid selbst geschworen hatte, sich nie gegen Zamora zu rüsten, die übrigen Ritter aber wenig Neigung zum Kampfe zeigten, so wies er auf Don Diego von Ordoño hin, der die Herausforderung auch sofort unter großer Schmähung der Zamoraner ergehen ließ. — 34. Auf diese Forderung, mehr noch vom Tode ihres Bruders betroffen, läßt Uraca ihren Rat zusammenrufen. Da Arias noch fehlt, so sprechen niedrige Verleumder halblaut die Vermutung aus, daß er wohl mitschuldig an Bellidos Verrat sei. Auf einmal tritt er mit seinen 4 Söhnen, alle eingehüllt in schwarze Trauerkreppe, als beweinten sie die begrabene Ehre, ein und erklärt, daß er und seine Söhne bereit seien, die Schmach von den Zamoranern abzuwälzen, die Ordoño auf sie gebracht. In diesem Augenblicke zerrissen sie ihren Trauerschmuck und zeigten sich in blanken Waffen. Da schlagen die Verleumder die Augen nieder, und die Infantin weint. Auf den Wunsch des alten Vaters reicht sie seinen Söhnen die Hand und weihet sie dadurch zum Kampfe. — 35. Auf die dringenden Bitten der Infantin, aller Damen und Krieger, ja der eigenen Söhne, steht Arias, wenn auch wider Willen, davon ab, zuerst in den Kampf zu gehen. — 36. Der älteste der Söhne eröffnet den Kampf und fällt in demselben; ebenso der zweite und dritte. Der jüngste Sohn widersteht dem furchtbaren Gegner am längsten, erliegt aber endlich auch, nachdem er durch einen heftigen Schlag mit dem Morgenstern wenigstens bewirkt hat, daß Ordoño durch

das eigene Roß aus den Schranken geworfen wird. Die Zamoraner riefen bei diesem Anblick Sieg! während die Kampfrichter schwiegen. Gonsalo eilte zum Kampfplatz, wo eben sein jüngster Sohn erblich.

III. Der Cid unter Alfonso dem Sechsten, dem Tapfern.

37. Nun sandte Uraca sofort Boten an ihren Bruder Alfonso zu Toledo und ließ ihn zur schleunigen Rückkehr auffordern. Da er nicht wußte, wie sein bisheriger Beschützer Ali-Maimon seine Erhebung auf den Thron aufnehmen werde, so entfloh er heimlich in der Nacht. Nachdem er die Schwester in Zamora besucht, begab er sich sogleich nach Burgos in die Reichsversammlung. Diese forderte vor der Thronbesteigung von ihm den Eid, daß er an dem Tode Don Sanchos weder mittel-, noch unmittelbar teilgenommen habe. Alfonso war dazu bereit und fragte nur, wer den Schwur ihm abzunehmen gedenke. Freimütig erklärte sich der Cid dazu bereit, was Alfonso verdroß. — 38. Vor dem Altare zu Gadea leistet Alfonso den furchtbaren Eid mit entblößtem Haupte, zornentflammt den Cid anblickend. — 39. Dann aber wendet er sich sofort an diesen, hält ihm seine Unbescheidenheit vor und verweist ihn ein Jahr des Landes. Der Cid erbietet sich zu vierjähriger Verbannung und entfernt sich sogleich mit seinen Reisigen, ohne Alfonso den Handkuß zu geben. — 40. Uraca hat den Wunsch ausgesprochen, die beiden kleinen Töchter des Cid einmal zu sehen; Ximene schickt diese ihr daher zu, nachdem sie dieselben geschmackvoll angekleidet hatte. Uraca weint, als die Kinder ihr freundlich und unbefangen zulächeln, hat aber so wechselnde Gefühle, daß sie die Kinder bald leidenschaftlich küßt, bald von sich stößt, oder anders putzt, als wenn sie durch ihre Hände schöner würden. Als Alfonso dazu kommt und fragt, wem die Kinder gehören, beschränkt sie sich nicht auf Nennung des Cid, sondern bricht in sein Lob aus. Alfonso fordert die auch ihm gefallenden Kinder auf, sich etwas von ihm zu erbitten, ihm zu sagen, was sie wünschten, und erhält von ihnen zur Antwort: „Euer Wohlsein, großer König, wünschen wir“, welchen Wunsch Uraca als Bitte um Zurückberufung ihres Vaters deutet. Alfonso erkennt aus seiner Schwester Reden und Verhalten, daß sie den Cid noch immer liebt, und warnt sie davor. — 41. Der Cid war wieder zurückberufen worden. Alfonso hegt Eroberungsgelüste und legt seine Pläne dem Feldherrn vor. Cid rät davon ab, da es vorteilhafter für den König sei, sich erst in den jetzigen Ländern zu befestigen, als auf neue Eroberungen zu denken. Statt des Königs nimmt der mit anwesende Abt Bermudo das Wort und fragt den Cid, ob er schon des Feldziehens müde sei, oder den Bitten seiner Gemahlin, bei ihr zu bleiben, nachgebe? Der Cid begnügt sich zunächst mit der treffenden Entgegnung: „Bruder, Eure Kutte steht Euch schief“, gerät aber

gewaltig in Harnisch, als auch der König sagt, daß es ihm scheine, als mache die Liebe ihn so friedlich. Der Abt muß noch manch herbes Wort hinnehmen, das besser ungesprochen geblieben wäre. — 42. Aufgehetzt durch schlechte Menschen, sucht Alfonso allerlei leere Beschuldigungen hervor, um dem Helden etwas anzuhaben; er tadelt seinen Stolz, sein Fernbleiben vom Hofe, seine unhöfische Tracht, sein Durchkreuzen der königlichen Pläne, macht ihm auch wiederholt Vorwürfe wegen des abgeforderten Eides vor der Thronbesteigung. Zum zweiten Male wird der Cid verbannt und verliert dabei seine Güter. — 43. Obwohl Alfonso dem Cid die Antwort verboten, so verteidigt er sich doch freimütig, weist alle Beschuldigungen zurück und bemerkt namentlich in Bezug auf den Eid, daß er ihn nur gefordert habe, um den König fleckenlos auf dem Throne zu sehen. Die Güterkonfiskation betreffend, erwidert er, daß man da nichts nehmen könne, wo nichts zu finden sei; er habe bisher alles, was er erworben, dem Könige verehrt, wolle aber von jetzt an auch an sich denken; entfernen würde er sich freiwillig, da der König ihn beleidigt habe, und er thut es mit dem Wunsche, daß Alfonso seinen Degen nie vermissen möge. — 44. Wie der Cid, so spricht auch Ximene ihren Unwillen über die unwürdige Behandlung ihres Gemahls aus, als sie Kunde davon erhält. Am schärfsten trifft ihr Tadel die „Hofeskrieger", die dem König schmeicheln und die Edlen verleumden. — 45. Als der Cid die Verbannungsreise antreten will, fehlt ihm das nötige Geld dazu; die Kriege für den König haben alles aufgezehrt. Ximene bietet ihre von den Maurenkönigen erhaltenen Juwelen zum Versatz und Verkauf an; da aber die Kinder darüber Thränen vergießen, so steht der Cid davon ab, läßt dagegen zwei Juden kommen und ersucht sie, ihm gegen Verpfändung zweier Kisten, die angeblich Silberwerk, in Wahrheit aber nur Sand enthielten, 1000 Goldstücke auf ein Jahr zu leihen. Der Ehrenhaftigkeit des Cid trauend, bringen sie das Geld und geben gern das abverlangte Versprechen, die Kisten vor Jahresfrist nicht zu öffnen. Ohne sich über diese Täuschung die geringsten Vorwürfe zu machen, geht der Cid jetzt mit Ximenen zur Kirche, um seine Waffen und sein Panier weihen zu lassen. — 46. Von den Priestern und Kriegern wird die Messe Cids gesungen, laute Musik macht die heiligen Gewölbe erbeben und erfüllt die Krieger mit Mut. Der Cid entrollt die Fahne, prophezeiht ihr Ruhm und hält eine begeisterte Ansprache an seine unverzagten Dreihundert. Der in Unmut aufgestiegene Gedanke, fortan nur für sich zu sorgen, tritt ganz zurück; Cid will nur für Gott, Vaterland und Ehre streiten; das den Muhamedanern abzugewinnende Land soll Neu-Castilien heißen. — 47. Nach dem ruhmreichen Abzuge des Cid spricht Alfonso sich in Mitte seines Hofes sehr anerkennend über den

Helden aus, erklärt ihn für den ersten Krieger, nennt ihn edel, treu, verständig, mannhaft, klug; der Hof verliere durch seinen Abgang, nicht der Cid, dem sein Name überall einen neuen Hof verschaffe. — 48. Es reuet den König, daß er Cid beleidigt habe; aber es läßt sich nicht mehr ungeschehen machen, der Cid steht bereits in Waffen und bricht auf nach Valencia. Vor seinem Abschiede giebt er seiner Gemahlin noch beherzigenswerte Ratschläge für ihr ganzes Verhalten und schwingt sich dann auf sein Roß.

IV. Der Cid zu Valencia und im Tode.

49. Der Cid brach sogleich in die Länder der Mauren ein, überwand sie in Schlachten und eroberte ihre Schlösser. In Alcocer ward er von einem so großen Heere belagert, daß er keinen Ausfall wagte. Endlich ermuntert Alvar Fañez ihn dazu, und der Ausfall glückte. Die Mauren beklagen sich über den Cid, da sie Alfonsos Schutz genössen, worauf dieser aber keinen Wert legt. — 50. Alfonso ließ vorwurfsvolle Briefe an den Cid schreiben, dessen Feinde am Hofe noch immer sehr rege waren. In ruhigem Tone beantwortete dieser sie und legte darin dar, daß er als echter Kriegsmann lebe, manche Entbehrungen zu ertragen habe, keinem Freunde übel thue, nicht mit Zung' und Feder haue, sondern nur mit seinem Degen, und weder über Tote, noch über Lebende zu Gericht sitze; in einsamen Stunden gedenke er seines Weibes, die er in Thränen zurückgelassen habe. — 51. Von den Kriegern Cids hatte Martin Pelaëz sich einst feig benommen. Um ihn das empfindlich fühlen zu lassen, durfte er am Mittage nicht mit den übrigen zusammen speisen, mußte sich vielmehr abgesondert von ihnen mit zum Cid auf einen Schemel setzen. Unbemerkt von den andern, malte dieser ihm nun die Schande der Feigheit aus und zeigte ihm, wie er diesen Makel wieder zu tilgen vermöge. Als man vom Tische aufstand, ergriff Cid den Jüngling bei der Hand und rief mit seiner Eisenstimme in die Versammlung: „Lieber unterm Fuß der Heidenrosse sich zertreten lassen, als bei Christen leben und entehrt sein." Dann brach man auf nach Valencia. Pelaëz that an diesem Tage Wunder der Tapferkeit. — 52. Valencia wurde glücklich erobert, und die Überwundenen erfuhren die mildeste Behandlung. Darauf sandte Cid Alvar Fañez zu Ximenen, um sie mit den Kindern nach Valencia zu führen. Dem heiligen Pedro ließ er 30 Mark Gold durch ihn opfern, den Juden ihr Darlehn zurückerstatten und dem Könige wertvolle Geschenke überreichen. Zur Unterstützung wurde ihm Antolinez beigegeben, namentlich wegen seiner Gewandtheit im Erzählen von Abenteuern. — 53. In aller Treue entledigt Alvar Fañez sich des Auftrags. Bei Überreichung der Geschenke an den König spricht er, wie wenn er der Cid selber wäre, rühmt dessen Treue und vergißt auch nicht, den König vor

den Schmeichlern zu warnen. Als ein Graf aus der Umgebung des Königs höhnisch äußert, daß aus der ganzen Rede deutlich hervorgehe, wie sehr Cid sich nach Burgos zurückwünsche, rückt Fañez den Helm rückwärts und ruft knirschend: „wer hier wagt zu mucken — wo der Cid nicht ist, bin ich.“ Das wirkt, und Antolinez gelang es, mit sanften Worten den König zu gewinnen, daß er zu Ximenens Abreise seine Zustimmung erteilte. — 54. Ximene war noch nicht lange beim Cid, als die Botschaft ankam, daß Miramamolin mit mächtigen Heeren sich nahe, Valencia ihm zu entreißen. Schnell läßt der Feldherr die nötigen Vorkehrungen treffen und die erschrockene Familie auf den höchsten Turm des Schlosses bringen, damit sie das feindliche Heer desto besser übersehen könne. Als die Mauren sich ungeordnet an die Thore drängen, muß Alvar Salvadores einen Ausfall machen, hauptsächlich, damit Ximene und die Töchter sich an dieser Jagd ergötzen. Es gelang alles trefflich, Salvadores wurde jedoch gefangen, da er sich zu weit vorwärts gewagt. — 55. Am folgenden Tage zog Cid dem an Macht überlegenen Feinde entgegen, schlug ihn, befreite Salvadores und machte unermeßliche Beute. — 56. Hochgefürchtet und geehrt lebte Cid nun in Valencia. Seine Thaten erregten das größte Aufsehen. Die beiden jungen Grafen Carrion nahmen daraus Veranlassung, beim Könige um Cids Töchter zu werben. Alfonso, der kein Bedenken darin fand, ließ den Cid nach Requeña zu sich einladen, war sehr freundlich gegen ihn und machte ihm schließlich den Heiratsantrag. Cid war damit zufrieden, und die Grafen küßten dem alten Vater die Hände. — 57. Cid zog mit ihnen nach Valencia. Mutter und Töchter sind hoch erfreut über die Verlobung. Es werden Feste, Ritterkämpfe und Prachtturniere angeordnet. Aber mitten in der Freude tritt ein böser Unfall, der alle Lust stört, ein. Ein ungeheurer Löwe, den der Cid schon lange an seinem Hofe hielt, entkam den Wächtern und lief, als wäre er angewiesen, auf die beiden Grafen zu, warf die Tafeln um und brüllte schrecklich. Cid, der eben ein wenig schlummerte, wird davon erweckt, springt auf den Stuhl und erhebt seine Donnerstimme, worauf der Löwe sich sogleich zurückwendet. Blaß vor Schrecken schleichen jetzt die Grafen seitwärts, wähnend, daß dieser Scherz zu ihrem Schimpf bereitet worden sei. Bestärkt in diesem Wahn durch ihren anwesenden Oheim, beschließen sie sofort abzureisen und an den Töchtern zu rächen, was sie am Vater nicht konnten. Der Cid ist darüber sehr betroffen, hält die Grafen aber nicht für niederträchtig, sondern nur für launig und unhöflich. Mutter und Töchter nehmen schmerzlich Abschied von einander, der Cid aber begleitet sie. — 58. Auf geradem Wege zogen anfangs die Grafen und wurden des Cids wegen überall freundlich empfangen. Endlich nahm dieser Abschied. Die Grafen stellten

sich sehr freundlich, die Töchter aber vergossen bittre Thränen, als ahnete ihnen nichts Gutes. Nun sandten die Grafen ihren Zug voraus und wandten sich seitwärts in die Wüste. Kaum waren sie tief im einsamen Gebirge, so stiegen sie von ihren Rossen, rissen ihren Vermählten den Kleiderschmuck ab, schleppten sie an den Haaren und schlugen sie mit Riemen, daß das Blut zur Erde floß, hinzufügend, das sei für den von ihrem Vater ihnen angethanen Schimpf. Angebunden an einen Baum, ließen sie endlich die Unschuldigen im Walde und ritten davon. Gott und der edle Vater hatten aber die Rettung der Verlassenen wunderbar vorher bestimmt. Als nämlich Cid die Rückreise nach Valencia antrat, forderte er seinen Neffen Ordoño auf, den Weg dahin durch die Wüste zu nehmen. — 59. Es dauerte nicht lange, so vernahm er das Angstgeschrei der Verlassenen und eilte demselben zu. Wütend flucht er bei ihrem Anblick den Verrätern und rauft sich das Haar, befreit dann die Halbtoten von ihren Banden, deckt sie mit seinen Kleidern und sucht ein sicheres Obdach für sie. Das fand er auch bald bei einem Landmann, der treu ergeben war. Dann eilte er nach Valencia und verkündete die Schändlichkeit. Cid schweigt und sagt nur sich, daß er Schlimmes, doch nicht so Niederträchtiges geahnet. Ximene ist untröstlich. Ungesäumt sandte Cid Boten zum Könige und ließ ihn um Erlaubnis bitten, zu ihm nach Toledo, wo er sich gerade aufhielt, kommen zu dürfen. — 60. Der König nahm den Cid gnädig auf und berief seine Dienstmannen zu einem hohen Landgericht nach Toledo, da der Gekränkte Rede forderte. Cid erhielt die den Schwiegersöhnen geschenkten Schwerter Tizona und Colado und alle Kostbarkeiten und Schätze seiner Töchter wieder zurück; außerdem aber wurden die Grafen und ihr Oheim zum Zweikampf mit Mannen verurteilt, die Cid nennen werde. Cid wählte darauf den Bermudes und zwei Vettern und zog dann heim nach Valencia. — 61. Da die Verräter sich dem Zweikampfe nicht entziehen konnten, so suchten sie hinterlistig ihn auf die Ebene ihres Städtchens Carrion zu verlegen. Dorthin hatten sie ihre zahlreichen Verwandten eingeladen, sie heimlich veranlaßt, Cids Mannen schon vor dem Zweikampfe unerwartet anzugreifen und niederzuhauen. Als diese das bemerkten, machten sie dem Könige davon Anzeige, und dieser nahm sie darauf öffentlich in Schutz. In dem nun beginnenden Kampfe erwiesen die Verräter sich alle drei feig und wurden in entehrender Weise überwunden. Der König erklärte ihre That für „niedrige Verräterei" und ließ ihre Güter einziehen. Kein Mann von Ehre nannte mehr ihre Namen ohne Scham. Der Cid dankte Gott, als er von seinen Siegern die frohe Botschaft hörte; doch blieb ihm bittere Erinnerung in seinem Herzen zurück. Er trug fortan schwarze Rüstung und war stiller als vorher. — 62. Durch Mauren und Araber war

Cids Ruhm bis nach Persien gedrungen. Der persische Sultan nahm daraus Veranlassung, zwei Gesandte mit kostbaren Geschenken an ihn abzuschicken. Sie fanden Cid bei seiner Familie und entledigten sich ehrfurchtsvoll des Auftrages ihres Gebieters. Bescheiden lehnte Cid ihre Lobeserhebungen ab und zeigte ihnen darauf seine Schätze: die Gemahlin und die Töchter, über deren Schönheit sie ebenso sehr erstaunten, wie sie die schlichten Sitten und das einfache Haus des Cid bewunderten. — Auch in Spanien brachte sein Ruhm bald die ärgsten Neider zum Schweigen. Die beiden Töchter wurden an zwei Infanten Arragoniens und Navarras glücklich vermählt. — 63. Cid war alt und matt geworden und sehnte sich nach Ruhe. Da griff ihn der Mohrenkönig Bucar noch einmal mit starker Heeresmacht an. Im Gefühle seiner Kraftlosigkeit fürchtete er seinen Tod in der Schlacht und gab für diesen Fall Ximenen mancherlei Ratschläge, ordnete auch an, daß sie ihm sein Schwert Tizona mit ins Grab geben und sein Roß Babieça freundlich empfangen und pflegen solle, wenn es ohne ihn aus der Schlacht heimkehre. Dann bestieg er mühsam vom Eckstein das treue Tier, das traurig und mit gesenktem Kopfe auf seinen Herrn sah. So begründet aber Cids Besorgnis war, so kehrte er doch wohlbehalten aus der Schlacht zurück — 64. Matt von Kriegen lag Cid einst auf seinem Ruhebette und gedachte der nahen Zukunft und der Gefahren, die Ximenen drohten. Da erschien ihm der heilige Apostel Petrus und verkündete ihm, daß Gott ihm nach 30 Tagen in die andere Welt rufen werde, wo seine Freunde und die Heiligen ihn erwarteten, hinzufügend, daß er um Ximenen nicht bange sein solle, da San-Jago ihr beistehen werde. Als Cid das hört, springt er auf von seinem Lager und will dem Apostel zu Füßen fallen. Doch die himmlische Erscheinung war bereits verschwunden. — 65. Tags darauf ließ Cid seine Freunde kommen und sprach ihnen in Ximenens Gegenwart seinen letzten Willen aus. Zu San Pedro de Cardeña wünsche er beigesetzt zu werden; jeder seiner edlen Männer sollte 500 Maravedis erhalten, und den Rest solle Ximene zu frommen Werken verwenden. — 66. Am Tage vor seinem Tode erschienen seine Freunde nochmals vor ihm. Er empfahl, den Sarazenen seinen Tod zu verheimlichen, statt des Klagegesangs Kriegsmusik anzustimmen, seinen Körper mit den kostbaren Spezereien vom persischen Sultan zu balsamieren, vollständig anzukleiden und zu bewaffnen, auf sein Roß zu setzen und so unbemerkt durch Castilien zu geleiten. — 67. In der Todesstunde wünschte Cid noch einmal sein treues Roß Babieça zu sehen. Als das edle Tier die wohlbekannten Fahnen und seinen Freund hingebeugt aufs Sterbelager sah, fühlte es seinen Lauf auch geendet; stumm blickte es mit großen Augen den Verscheidenden an. Das durchschnitt allen das Herz. Zum

letztenmal drückte darauf Cid der trauernden Ximene die Hand. Darauf entschlief er, und Kriegsmusik verkündete seinen Tod. — 68. Zwölf Tage nach dem Tode setzte man den wohlbalsamierten Cid bewaffnet auf sein Roß und trat mit ihm die Reise nach Castilien an. Der Bischof Jeronymo und Gil Diaz führten Babieça. 400 bewaffnete Ritter geleiteten sie, 600 schützten Ximene. Noch vor Tagesanbruch stürzte Alvar Fañez auf die Mauren, streckte die Mohrenweiber nieder, welche giftige Pfeile abschossen, und schlug das ganze große Heer in Flucht. So siegte Cid noch im Tode. Darauf setzte man ruhig die Reise fort. — 69. Auf Ximenens Einladung schlossen die Anverwandten, Töchter und Schwiegersöhne sich der Leichenfeier an, selbst der König von Castilien. Statt aber den Cid in einen finstern Sarg zu legen, setzte man ihn auf einen prächtigen Stuhl neben dem Altar, wo er in voller Rüstung, die Tizona in der Hand, 10 Jahre unter einem Tabernakel saß, als lebte er noch. — 70. Ein Urenkel des Cid, König Sancho von Navarra, führte siegreiche Kriege gegen Alfonso von Castilien, war bis Burgos vorgedrungen und hatte unermeßliche Beute gemacht. Auf seinem Rückzuge kam er in das Kloster von Cardeña, wo der Cid begraben lag. Als er zum Altar trat, fiel ihm die dort angebrachte Fahne ganz besonders auf. Diesen Umstand benutzte der Abt, riß die Fahne schnell herunter und erhob sie als die des Cid. Mit der Fahne in der Hand bat er den König, die erbeuteten Schätze nicht aus dem Lande führen zu wollen, und fand wirklich Gehör. Sancho widmete alles dem Kloster als fromme Stiftung. So wurde Cid noch in der Gruft ein Wohlthäter für die Armen, ein Beschützer der Verlassenen.

4. Die Personen der Dichtung.

a. Die Königsfamilie.

1. Don Fernando. (Ferdinand I.) schwang sich vom Grafen zu Burgos zum König von Castilien und Asturien empor und machte sich die Mauren nach und nach in so großer Ausdehnung zinsbar, daß er sich zuletzt Kaiser von Spanien nannte und nennen ließ. Er regierte von 1034—65 und war ohne Frage der mächtigste christlichste Fürst Spaniens. In den ersten Jahren seiner Regierung widmete er seine Kraft ausschließlich der Verwaltung seines Landes, später aber teilte er sein Leben in die Sorge für die Erhöhung der Kirche und für die Erweiterung des Staates.

Ferdinand gehört zu den tüchtigen, ehrenwerten Menschen, und Herder hat ihn aus diesem Grunde auch mit sichtlicher Vorliebe behandelt. In der Dichtung tritt er uns zuerst entgegen, als Ximene Rodrigo bei ihm verklagt und Gerechtigkeit für den Tod ihres Vaters von ihm fordert. Der König verspricht, ihr

gerecht zu werden, läßt sich aber innerhalb eines halben Jahres viermal daran erinnern, und thut schließlich dem Cid nicht nur nichts zuleide, sondern schützt und ehrt ihn sogar. Ximene macht ihm darüber Vorwürfe und nennt ihn geradezu ungerecht. Daran thut sie indes unrecht. Denn so schmerzlich der Tod des Gormaz auch Fernando selber sein mußte, und so sehr er auch deshalb Ximenen beklagte, so war Rodrigo durch die Tötung des Grafen doch der gesetzlichen Verfolgung nicht verfallen. Hierzu kommt aber noch, daß Rodrigo sich durch Besiegung der Mauren schon um das Reich verdient gemacht, der scharfsichtige Fernando überdies längst entdeckt hatte, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sei, wo Ximene um die Wohlfahrt dessen bitten würde, dessen Tod sie jetzt verlangte. Gegen die vorwurfsvollen Beschwerden der Klägerin ist er nicht empfindlich, sondern verzeiht der tiefgekränkten Jungfrau großmütig.

Gegen den Cid erweist Fernando sich dankbar. Eigenhändig gab er ihm den Ritterschlag, ließ ihn eine schöne Jugend an seinem Hofe verleben, schenkte ihm mehrere Besitzungen, um den Bräutigam der Braut an Vermögen gleich zu machen, richtete eine prächtige Hochzeitsfeier aus und reichte dem Besieger des Kreuzheeres dankend seine königliche Rechte. Eben so wenig hat Neid in seinem Herzen Raum. - Als die Gesandten der überwundenen Maurenkönige dem Cid huldigen und Tribut bringen, läßt Fernando es nicht nur ohne alle Empfindlichkeit geschehen, sondern sagt geradezu, daß er alles, was er besitze, seinem Feldherrn verdanke, und daß dieser zwar kein Monarch sei, aber mit Monarchen lebe. Seine aufrichtige Wertschätzung verdienter Männer giebt Fernando auch dadurch zu erkennen, daß er seinen Söhnen das eidliche Versprechen abnimmt, den Cid als das edelste Kleinod lebenslang zu ehren und seinem Rat zu folgen. Unter den geselligen und höchst gewinnenden Tugenden des Königs treten besonders hervor schalkhafter Humor, herzliche Höflichkeit, liebenswürdiges Wohlwollen, leutselige, fast patriarchalische Vertraulichkeit, ritterliche Galanterie und geistreicher Witz, was alles aus seinen Beziehungen zu Ximenen leicht erkannt werden kann.

An Mut steht Fernando dem Cid nach, nicht aber an Ausdauer. So wagt er weder dem eingefallenen Mohrenkönige sich entgegenzustellen, noch dem ihm vom Papste angedrohten Kreuzzug zurückzuweisen, obgleich sich sein Ehrgefühl gegen Abhängigkeit von auswärtiger Macht empört; dagegen belagert er die Feste Coimbra 7 Jahre lang, bis er endlich sein Ziel erreicht hat. Die Regierungsgrundsätze, welche ihn leiteten, seine Macht zu stärken, verleugnete er gegen das Ende seines Lebens, indem er sein Reich unter seine Söhne teilte, es dadurch schwächte und den Grund zu Zwietracht und Bruderkrieg legte. Offenbar erwartete er aber von dieser

Handlungsweise das Gegenteil und gedachte so am besten für das Seelenheil seiner Kinder zu sorgen. Den Töchtern wollte er, da er ihnen anfangs kein Erbteil aussetzte, sicher nicht wehe thun, sondern dadurch bewirken, daß sie ihre Tage still und tugendhaft in einem Kloster verlebten. Schwer verletzt wird er durch das freche Auftreten seiner ältesten Tochter in seiner Todesstunde; ihre Drohung mit einem sittenlosen Lebenswandel möchte er lieber aus Geistes-, als aus Herzensverirrung ableiten. Darum dankt er auch Gott, daß er ihm noch in der Todesstunde Kraft genug ließ, seiner Tochter die Seele zu reinigen. In der Sterbestunde zeigt er sich als gläubiger Christ und hofft, daß seine Seele geradesweges zum Himmel gehen werde.

Ohne Übertreibung darf man also von Fernando sagen: er war ein edler, liebenswürdiger Mensch, ein frommer, kirchlich gesinnter Christ und einsichtsvoller, gerechter Regent.

2. Sein ältester Sohn Sancho (Sancho II.) steht in grellem Kontrast zu ihm. Seine ganze Seele ist von Habsucht erfüllt. Schon am Sterbebette seines Vaters ahnen wir, was die nächste Zukunft bringen wird; denn als alle in den schweren Fluch einstimmen, der den „Räuber seiner Schwestern" treffen soll, ist er es allein, der dazu schweigt. Und kaum ist die Leiche der Gruft übergeben, so beginnt er auch sofort den ungerechtesten Bruderkrieg: zuerst wird Garzia von ihm angegriffen; und obwol er selbst sich in dem Kriege als der feigste erweist, so gelingt es ihm mit Hilfe seiner Kronvasallen, namentlich des Cid, doch, ihn gefangen zu nehmen und in einen festen Turm zu setzen. Cids Warnungen, von ungerechtem Kriege abzulassen, werden unbeachtet von ihm gelassen. Kaum ist er mit dem Bruder fertig, so vertreibt er die jüngste Schwester, Elvira, aus ihrem Gebiete und steckt sie in ein Kloster. Dieses Bubenstück empört den noch freien Bruder Alfonso und spornt ihn zu einem Schutz- und Rachekriege an. Da Sancho sich des Beistandes des tapfersten Feldherrn, des Cid, sicher weiß, so beginnt er großsprecherisch zu prahlen, indem er die Leonesen höhnisch verkleinert und ihnen in übermütiger Vermessenheit die Türme und festen Schlösser Castiliens als Gefängnisse in Aussicht stellt. Den Cid, der auch hier wieder warnt und Alfonso recht giebt, sucht er durch grobe Schmeicheleien für sich zu gewinnen. Er nennt ihn Perle seines Reiches, Blume Spaniens, Spiegel echter Ritterschaft, Kleinod und Säule seines Hauses. Der Krieg endigt unglücklich für Alfonso; er wird gefangen genommen und von Sancho in ein Kloster gesperrt, durch Uraca jedoch daraus befreit. Jetzt treibt ihn die Habgier gegen diese. Mit wahrer Wollust zählt er die Vorzüge der festen Stadt Zamora auf. Kein Mittel läßt er unversucht, den Cid zu einer Gesandtschaft an die Schwester zu gewinnen. Uraca soll durch den gleißnerischen Vor-

schlag eines annehmbaren Tausches überlistet, nötigenfalls aber durch Drohungen eingeschüchtert werden. Als die Gesandtschaft verunglückt, ist seine Wut grenzenlos; er würde den Cid sofort haben köpfen lassen, wenn er nicht geglaubt hätte, ihn noch ferner gebrauchen zu können. Denn der dem Vater geleistete Eid, ihn lebenslang zu ehren und auf seinen Rat zu hören, hielt ihn wohl schwerlich davon zurück. Er verbannt ihn aber aus allen seinen Reichen, da er argwöhnt, daß er die Zamoraner zum Widerstand aufgestachelt habe. Die Strafe für diese Ungerechtigkeit ließ aber nicht lange auf sich warten. Der Drang der Umstände nötigte Sancho, den Cid bald wieder zurückzurufen; er war sogar genötigt, ihm weithin entgegenzugehen, und mußte mit verbissenem Ärger und Neid den Jubel vernehmen, mit dem der zurückkehrende geächtete Held vom ganzen Kriegsheer empfangen wurde. In der Überzeugung, daß er durch Hilfe des Cid Zamora nun sicher erobern werde, beschließt er schon im voraus teuflische Rache; alle Führer müssen angesichts des ganzen Heeres schwören, die Einwohner Zamoras schonungslos niederzumetzeln. Damit hat der Frevel die Höhe erreicht, von der er gestürzt werden sollte. Die Leidenschaft der schnöden Habsucht verblendet ihn, daß er den heuchlerischen und schmeichlerischen Reden des tückischen Zamoraners Bellido Dolfos Glauben schenkt und die Warnung des redlichen Arias Gonsalo verachtet. In dem Augenblicke, wo er sein Ziel glaubt erreicht zu haben, fällt er von den Dolchstichen des Meuchelmörders. Tödlich verwundet, trug man ihn ins Lager zurück. Selbst in dieser hoffnungslosen Lage schmeicheln ihm noch die meisten seiner Edlen; nur ein einziger ermahnt ihn, an sein Seelenheil zu denken. Da seufzt er mit brechender Stimme: „Ach, der Kön'ge hartes Schicksal, daß, wenn man sie nicht mehr fürchtet, dann nur ihnen Wahrheit spricht." Das war eine Unwahrheit; der Cid hatte es bei keiner Gelegenheit an eindringlichen Warnungen fehlen lassen. Wie wenig er auch in der Todesstunde seine Schuld fühlte, zeigt der Umstand, daß er noch die sterbenden Blicke nach Zamora wandte, und kein Wort der Reue über seine erblassenden Lippen kam.

Sancho war bis zu seinem Tode von ungemessener Habsucht erfüllt und wurde von ihr zu den schreiendsten Ungerechtigkeiten getrieben. Wer ihm in wohlwollendster Absicht widersprach, ihn von Frevelthaten abzubringen suchte, erregte seinen Argwohn und setzte sich seinem Hasse aus. Erheischten es seine habgierigen Zwecke, so erniedrigte er sich zur elendesten Schmeichelei. Als Krieger erwies er sich feig, vom sichern Port aus prahlerisch und höhnend.

3. Don Alfonso (Alfons VI., 1072—1109) steht höher als sein Bruder Sancho. Denn wenn auch die eigene Klugheit ihm rät, dem ländersüchtigen Bruder entgegen zu treten, so hat

doch auch die gegen die Schwester Elvira von demselben verübte Ungerechtigkeit einen bedeutenden Anteil daran. Um den Schein zu vermeiden, als ob auch er einen Bruderkampf beginnen wolle, verkündet er, daß der Krieg nicht Sancho gelte, sondern dem „Beschützer eines niederträcht'gen Räubers", dem Cid, durch dessen Besiegung er auch den eidbrüchigen Bruder von seinem Sündenpfade abzubringen hoffte. Das Glück begünstigte ihn nicht; er verlor das Reich und die Freiheit. Dieselbe kluge Vorsicht legt er an den Tag, als Uraca ihn nach Sanchos Tode zurückrufen läßt. Statt seinem großmütigen Beschützer die frohe Botschaft mitzuteilen, verläßt er ihn heimlich zur Nachtzeit auf rückwärts beschlagenen Pferden; denn er bedachte, daß der Maure leicht die Gelegenheit hätte benutzen können, sich eines Glaubensfeindes zu entledigen, der plötzlich zu einer so bedrohlichen Herrschermacht gelangt war. Übrigens hat er seinem Beschützer stets ein dankbares Andenken gewidmet. Bei seiner Rückkehr eilte er zuerst zur Schwester Uraca, mit der er während seines ganzen Lebens ein echt geschwisterliches Verhältnis unterhalten hat. Vor der Thronbesteigung wird ein Reinigungseid von ihm verlangt. Er kann ihn mit gutem Gewissen leisten, da er sich frei von der Kainsschuld weiß; aber die Forderung verletzt ihn, da er eifersüchtig auf seinen hohen Rang ist. „Denket Ihr daran, daß morgen Ihr ein Unterthan mir seid?" erwidert er dem Cid, der ihm den Eid abnehmen will. Ohne die Verdienste des Cid zu verkennen, verlangt er doch von ihm, dem Vasallen, Mäßigkeit, Unterwürfigkeit auch im Recht und höfliche Bescheidenheit. Damit er diese Bescheidenheit lerne, auch wohl, damit andere ein Beispiel daran nehmen, verbannt er ihn auf ein Jahr aus seinen Reichen. Als Alfonso eines Tages die lieblichen Kinder des Verbannten bei seiner Schwester sieht, zeigt er sich sehr freundlich und herablassend gegen sie, und Uraca gelingt es bei dieser Gelegenheit leicht, die Zurückberufung Cids zu erlangen. Obwohl Alfonso das Abscheuliche der Ländersucht an sich selbst schmerzlich erfahren hat, so hält doch auch er sich nicht frei davon. Abgesehen davon, daß er seinen Bruder Garzia nicht zu seinem Recht kommen, sondern im Gefängnis verharren läßt, so geht er auch mit Eroberungsplänen um und legt sie dem zurückgekehrten Cid eines Sonntags nach der Messe vor. Als Cid davon abrät und Befestigung im noch neuen Besitz empfiehlt, fühlt er sich verletzt und duldet es, daß ein Priester dem tapferen Helden darüber unbegründete Vorwürfe macht und beschuldigt ihn dabei noch kleinlicher Zanksucht. Aus dem Umstande, daß Alfonso seine Pläne in Gegenwart eines Priesters darlegt, ersieht man zugleich, daß er mit der Geistlichkeit Hand in Hand ging. Ihrem Einfluß und den verleumderischen Ohrenbläsereien der Höflinge gelang es auch, daß Alfonso den Cid

zum zweitenmal verbannte. Der Geradsinn und Stolz des Vasallen, wohl auch kleinlicher Neid über dessen Kriegsruhm, verdroß ihn, und darum fand er auch leicht Gründe, durch die er sein tadelnswertes Verhalten beschönigen konnte. Zwar erwachte bald die bessere Natur wieder in ihm, so daß er dem Cid ein ehrendes Denkmal setzte, als er von dessen ruhmreichem Abzuge hörte, ja sogar die Beleidigung aufrichtig bereute; aber die Eitelkeit, nicht bloß in seinem Lande, sondern auch bei fremden Völkern als unerbittlich streng gegen alle zu erscheinen, die sich gegen ihn vergehen, erstickte diesen Keim der Besserung bald wieder. Auch später wird er wiederholt der Spielball seiner Kreaturen. Aber endlich siegt seine bessere Natur in ihm, woran die charaktervolle Haltung des Cid sicher einen großen Anteil hat. Bei Überreichung der Geschenke durch Alvar Fañez hört er die väterlichen und dringenden Ermahnungen des Cid an, ohne sich verletzt zu fühlen. Dem Antolinez gelingt es, die Erlaubnis von ihm zu erlangen, daß Ximene und ihre Kinder zum Cid nach Valencia ziehen dürfen. Wahrhaft freundschaftliche Gesinnungen legt er in der Bemühung an den Tag, Cids Töchter standesgemäß zu verheiraten, und durchaus ehrenhaft und gerecht zeigt er sich, als Cid durch die Schwiegersöhne geschmäht wird.

Sonach ist also Alfonso anfangs zwar nicht frei von Schwächen, namentlich von Eitelkeit und Ruhmsucht; aber er erhebt sich nach und nach zu einem achtungswerten Charakter.

4. Die Infantin Uraca liebte den Cid von Jugend auf, konnte jedoch von ihm nur die Achtung erlangen, welche er ihr als Königstochter schuldig war. Das verbitterte ihr vielfach ihr Leben und rief heftige Eifersucht in ihr hervor, als der Held sich mit Ximene vermählte. In dieser Stimmung läßt sie sich verleiten, den Cid zu verkleinern, geht aber nicht so weit, die Liebenden in hinterlistiger Weise zu verletzen oder gar den Bund der Verlobten gewaltsam zu stören. Sie tröstet sich über den Verlust durch ihre königliche Würde, auf die sie stolz ist. Ihre Gefühle bleiben indes lebenslang in Widerstreit; bald haßt, bald liebt sie den Cid; die Liebe behält jedoch immer die Oberhand. „Nehmt in acht Euch," sprach Alfonso, „daß Ihr nicht aus lauter Hasse ihn bis zur Anbetung liebt." In überaus treffender Weise ist dieser Widerstreit ihrer Gefühle geschildert, als Ximene ihr ihre Kinder zugeschickt hat.

„Thränen fließen der Infantin,
Wenn die Kleinen ihr zulächeln.
Man weiß nicht, ob sie sie hasse,
Oder liebe? Wie im Unmut
Stößt sie sie zurück und zieht sie
Liebender zu sich heran.

Fast verschlingt sie sie mit Küssen,
Und wenn sie sie still betrachtet,

Steigen Seufzer ihr empor;
Nennt sie bald die schönsten Kinder,
Die die Erde sah, und findet
Dann in ihren Zügen etwas,
Das das Bild des Vaters stört.

Dann verändert ihren Putz sie,
Als ob er durch ihre Hände
Schöner würde; o wie manches
Ging im Herzen der Infantin,
Ihr selbst unbemerket, vor."

Weniger als durch ihr Benehmen in diesem Verhältnis empfiehlt sich Uraca durch ihren weltlich-eiteln Sinn. Von dem guten Willen der Brüder abzuhängen und ein stilles Leben in einem Kloster zu führen, ist ihr unerträglich; sie will selbständig dastehen und herrschen, mit der Welt in innigem Verkehr bleiben; auch am Besitz der Güter hängt ihr Herz. Diese Neigungen sind alle so stark in ihr entwickelt, daß sie selbst in dem Augenblicke die Kindesgefühle gegen den verehrten Vater unterdrücken, wo dieser dem Tode entgegensieht. Selbst zu einer Drohung mit unsittlichem, den Vater noch nach dem Tode entehrendem Lebenswandel läßt sie sich in dieser leidenschaftlichen Erregung hinreißen. Später beweint sie aber nicht nur den Tod des Vaters, sondern bereut auch ihr unangemessenes Betragen gegen ihn bitter.

Eine erfreuliche Erscheinung an Uraca ist das trauliche Geschwisterleben, das sie mit ihrem Bruder Alfonso führt. Sie scheint namentlich später darin einen Ersatz für die fehlgeschlagenen Hoffnungen gefunden zu haben.

b. Cid und Ximene.

5. Der **Cid** ist im umfassendsten Sinne der Held, d. h. die Hauptperson der Dichtung. Der Dichter verweilt darum auch mit sichtlicher Liebe und innigem Anteil bei ihm, und entwirft ein treues Bild von seinem äußeren Erscheinen und seinen Geisteseigenschaften, ohne dabei seine Fehler zu verheimlichen.

Cid ist eine ritterliche Gestalt von gefälligem Ebenmaß, ausgezeichneter Schönheit und heroischer Kraft. Sein Gesicht schmückt ein langer Bart, den er jedoch so wenig zurecht stutzt, daß seine kleinen Töchter davor zurückschrecken und Alfonso ihn mit dem eines Wüsteneremiten vergleicht; seine Stimme ist so kräftig und gebieterisch, daß der Dichter zur Bezeichnung derselben das treffende Wort „Eisenstimme" gebraucht. Sein Mut, seine Tapferkeit, seine Gewandtheit und Kraft stehen unübertroffen da und machen ihn zu dem gefürchtetsten und geachtetsten Helden seiner Zeit. In einem Alter, wo andere sich noch im Gebrauch der Waffen üben, hat er schon den tapfersten Mann, den Grafen Gormaz, im Zweikampf überwunden und 5 Mohrenkönige gefangen genommen; und

ebenso treibt er noch in einem Alter, wo es ihm schon beschwerlich wird, sein Roß zu besteigen, die Feinde zu Paaren. Kein zweiter hat sich so hohe Ehren als Krieger erworben. Seinem Könige erweist er eine Vasallentreue, die wahrhaft in Erstaunen setzt. Den Grund dazu legte der treffliche Fernando durch seine väterliche Liebe gegen den Jüngling, durch das Vertrauen, das er ihm in den wichtigsten Angelegenheiten schenkte; zur rechten Bewährung in derselben geben ihm aber Sancho und Alfonso durch ihr oft unwürdiges Verhalten gegen ihn Gelegenheit. Keine Verbannung kann ihn bewegen, seinen Dienst dem Könige und dem Vaterlande zu entziehen. Als ihm einst bei sehr ungerechter Behandlung in trüber Stimmung der Gedanke kommt, künftig nur für sich erobern zu wollen, so reicht eine kurze Erwägung der Sachlage, ein Blick auf die verleumderischen, den König irreführenden Höflinge hin, um seine alte Treue von neuem lebendig in sich werden zu lassen. In dem Augenblicke, wo er in die Verbannung zieht, sagt er zu seinen Kriegern:

„Rache des Vasallen gegen
Seinen angebornen Herrn,
Auch gerecht, erscheint sie immer
Nur als Aufruhr und Verrat.
Die Beleidigung verschmerzen
Ist das Merkmal höh'rer Seelen,
Ob sie sie gleich tief gefühlt.
Gält' es Rache, mir entflöhen
Meine Feinde nicht; ich folgte
Ihnen nach zum Firmament.

„Hier, o Krieger, in des Friedens
Und der Liebe heil'ger Wohnung,
Hier blas' ich jetzt in die Lüfte
Das Gedächtnis meiner Schmach.
Jegliches Gefühl der Rache
Geb' ich atmend hin den Winden.
Einzig trag' ich meine Waffen,
Die ich für mich selbst anlegte,
Einzig trag' ich für Castilien
Sie und für die Christenheit.
Hab' ich Stärke g'nug, so pflanz' ich
Meine Fahne gen Toledo,
Und was dort ich dann erwerbe,
Heiße Neu-Castilien."

Daß diese Treue nicht bloß blinde Anhänglichkeit oder knechtische Unterthanentreue ist, beweist am besten der Freimut, den er sich überall bewahrt, und von dem Alfonso sagt, daß er zuweilen schrankenlos und an Kühnheit zu grenzen scheine. Es sind nicht bloß die Höflinge und Pfaffen, die sein ernster Tadel, sein bitterer Spott trifft, wenn sie sich etwas zu schulden kommen lassen, auch die Könige müssen sich derbe Wahrheiten sagen lassen und eindringliche Abmahnungen vernehmen, wenn sie falsche Wege betreten.

Bei solchen Gelegenheiten erkennt man auch gleichzeitig seinen immer regen Sinn für Recht und Gerechtigkeit. Wenn er trotz desselben in Sancho's ungerechten Kriegen thätig ist, so darf man nicht übersehen, daß der Vasall in jener Zeit zur unbedingten Beihilfe verpflichtet war. Als Garzia gefangen ward und dabei sagt: „Ach, was thut Ihr, edler Cid?" antwortete dieser: „König, was für Euch ich thäte, wenn Ihr mein Gebieter wäret." Als Gatte und Vater ist Cid wahrhaft liebenswürdig, ein wirkliches Muster. Was er Ximenen vor dem Altar versprochen und ihr später „auf den Griff des Degens" schwur, hat er bis zur Todesstunde gehalten. „Eine nur ist meine Gattin, eine meine echte Frau", läßt er den überwundenen Valencianern zu ihrer Beruhigung sagen. Seine Liebe zu seinen Töchtern ist wahrhaft rührend. Als die „liebenswürd'gen", „unschuld'gen Kleinen" bittere Thränen über die zu versetzenden „schönen Prachtjuwelen" der Mutter weinen, giebt er ihren Bitten sogleich nach und borgt dafür unter sehr erschwerenden Umständen bei Juden. Aber diese große Liebe behindert ihn nicht in der guten Erziehung der Kinder. Als Alfonso ihn verbannt, empfiehlt er Ximenen dringend an, Tag und Nacht über die Unschuld der Töchter zu wachen, und giebt ihr dafür die angemessensten Verhaltungsmaßregeln. Nach der Eroberung von Valencia erbittet er sich als besondere Gnade vom Könige aus, daß seine Familie zu ihm kommen darf. Die vielen guten Eigenschaften des Cid müssen zwar zunächst als Folge seiner trefflichen Erziehung angesehen werden, die er genossen hatte, scheinen aber doch auch nicht minder ein Ergebnis wahrhaft christlicher Frömmigkeit zu sein. Religion und Kirche sind ihm etwas Heiliges. Nichts von Bedeutung unternimmt er, ohne vorher den Segen Gottes zu erflehen; auch erweist er sich mehrfach dankbar durch milde Stiftungen, wenn er glücklich im Kriege gewesen ist.

„Summa: Cid, der erste Krieger,
Edel, auf der Ehre Gipfel,
Treu, verständig, mannhaft, klug —
Ohne Beugung vor dem Herren." (Alfonso, Rom. 47.)

6. Ximene ist ihres Gemahls würdig. Wie er selbst, so zeichnet auch sie sich durch körperliche Schönheit aus, worauf schon die 6. Romanze in den Versen hindeutet: „Wie war sie in Thränen schön! Schön, wie die betaute Rose, glänzte sie in ihren Thränen; schöner blühten ihre Wangen, glühend in gerechtem Schmerz. Ihre Worte singt der Sänger, doch nicht ihre Blick' und Seufzer." Die Körperschönheit wird aber überragt von der Trefflichkeit ihres Herzens und Geistes. Der unerwartet eintretende Tod ihres Vaters läßt uns den hohen Grad ihrer Liebe und Verehrung zu demselben erkennen. Lange dauert es darum auch, ehe ihr Haß gegen Cid sich mildert, und noch länger, ehe er in Liebe übergeht.

Diese ist dann aber auch innig und dauernd. Höchst bedeutungsvoll ist es, daß sie als Frau niemals aus der Sphäre des Weibes heraustritt, sondern sich durchaus darauf beschränkt, den ihr von der Natur angewiesenen Beruf ganz und in aller Bescheidenheit auszufüllen. Dem Gatten ist sie in Züchtigkeit und Treue ergeben; die Kinder erzieht sie in Sittsamkeit; im Hause regiert sie leutselig, überall die Ehre desselben wahrend. Der Grundsatz des Mannes: „Arbeit ist des Blutes Balsam, Arbeit ist der Tugend Quell" ist auch der ihrige. Daneben erhält sie aber auch den Sinn für Höheres in sich rege und widmet die Erholungsstunden edleren Freuden, namentlich der Musik.

Herder hat in Ximene ein Bild edelster Weiblichkeit geschaffen. Man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß seine eigene treffliche Gemahlin ihm hierzu gesessen hat.

5. Idee der Dichtung.

Die Idee der Dichtung ist durch die Zeichnung ihres Helden, des Cid, ausgesprochen. Als unbekannter Jüngling wird er vom Dichter eingeführt. Aber kaum ist sein Name genannt, so hören wir auch schon Worte von ihm, die uns ahnen lassen, welch' ein Geist ihn beseelt, nämlich der Geist der Ehre und des Muts, aber nicht bloß des Schlachtenmuts, sondern auch des Freimuts. In dieser Richtung entwickelt sich der Jüngling rasch zu ungewöhnlicher Größe, immer sich selbst treu, selbst unter den schwierigsten, ablenkendsten Umständen. Und darin ist die Idee der Dichtung zu suchen, nämlich in der Darlegung der allmählichen Entwickelung eines tüchtigen Charakters in der Richtung der Ehre und des Mutes mit Einschluß des Freimuts. Herder hat damit nicht nur seiner Zeit, sondern allen Zeiten einen großen Dienst erwiesen; denn die Menschheit wird immer solcher Charaktere zu ihrer Erhebung bedürfen.

Daneben ist auch das Bild als höchst beachtenswert zu bezeichnen, was Cid und Ximene als Gatten gewähren, ein Bild, das freilich auch die Ehre zur Grundlage hat.

6. Form der Darstellung.

1. Der Cid erscheint auf den ersten Anblick als ein schöner Kranz von Romanzen und ist es auch in Wahrheit; aber er ist zugleich mehr. Die Romanzen gestalten sich durch ihren inneren Zusammenhang zu einer epischen Dichtung, zu einem ethischen Epos. Man kann wohl einwenden, daß der Dichtung als Epos die erforderliche Einheit fehlt; aber die Größe des Inhalts und die treffliche Darstellung entschädigen dafür.

2. In den ersten Romanzen sind immer 4 Verse zu einer Gruppe zusammengestellt, was derselben ein strophisches Ansehen

giebt und zu der Vermutung geführt hat, als habe der Dichter diese Form beabsichtigt. Aber schon die 5. Romanze läßt erkennen, daß ihm diese Absicht fern lag und jene Regelmäßigkeit sich rein zufällig ergab. Die kleineren oder größeren Gruppen von Versen sind nichts weiter als poetische Abschnitte, wie der Sinn sie erfordert.

Die Verse bestehen im allgemeinen aus vier Trochäen, wofür dem Dichter die sogenannten Redondilien,*) welche mit Vorliebe von den Spaniern für die Romanzen verwandt wurden, Muster waren. Im letzten Verse eines Abschnittes ist der 4. Trochäus gewöhnlich verkürzt, der ganze Vers also nur siebensilbig, woraus wünschenswerte Ruhepunkte erwachsen. Erfordert der Sinn eine größere oder kleinere Pause, so läßt der Dichter selbst in der Mitte eines Abschnittes den kürzeren Vers eintreten. (Rom. 34, im 2. Abschnitt.) Zuweilen begegnet man auch sechssilbigen Versen („Weinende Ximene, trockene deine Thräne!"), vereinzelt sogar viersilbigen (23. Rom.), während der Dichter auch, wenn der pathetische Charakter es erfordert, den trochäischen Vierfüßler überschreitet und zehnsilbige Verse bildet. So in der 28., 51. u. 63. Romanze. Hier und da hat der Dichter das trochäische Versmaß ganz verlassen und mit dem jambischen vertauscht, namentlich in dem Liebesbrief des Cid an Ximene (Rom. 7) und in der 14. Romanze, in dem nächtlichen Gespräch zwischen dem jungen Helden und der Geliebten, schlägt die im Anfange trochäische Bewegung plötzlich und das dritte Mal dauernd in die jambische um.

Herder huldigte in der Metrik im allgemeinen sehr liberalen Grundsätzen und erlaubte sich daher zuweilen Ausnahmen, die andere sich nicht würden gestattet haben.

Da Herder statt der Strophe Versreihen wählte, so konnte er sich auch des Reimes enthalten, und hat auch das im ganzen gethan. Wo der Inhalt es aber erheischte, wie in Stellen mit lyrischem Charakter, da wendet er ihn an. Doch sind das nur einzelne Stellen in Romanze 7, 14, 23 u. 27.

In den spanischen Romanzen und Dramen ist die Assonanz das gewöhnlichste Bindemittel der Zeilen, und verleiht der Sprache bei ihrem Reichtum an Vokalen eine Klangfülle, in welcher sich keine andere mit ihr vergleichen läßt. Herder sah hiervon ab, da die deutsche Sprache die Anwendung dieser Form außerordentlich erschwert.

3. Die Darstellung ist im ganzen dem Epos angemessen, da neben den Partieen mit reinen Erzählungen der Gegenstand auch durch längere Reden voll und lebendig entfaltet wird. Neben

*) „Redondilien", eine span. und portug. Versform, bestehend in einer Strophe von vier-, sechs- oder achtsilbigen Reimzeilen; später überhaupt sechs- und achtsilbige Verse.

denselben kommen aber auch kurze vor, die zwar durch die Raschheit und Lebhaftigkeit des Gesprächs von schlagender Wirkung sind, aber die epische Ruhe beeinträchtigen und an den dramatischen Dialog erinnern. Das ist infolge des zur Knappheit zwingenden kurzen Versmaßes und leidenschaftlich fortreißenden Metrums selbst in längeren Reden der Fall. Auch darin weicht der Dichter von dem epischen Gebrauch ab, daß er das Sprechen und Antworten der redend eingeführten Personen nicht besonders berichtet, wie Homer das immer thut. Um Mißverständnisse zu verhüten, ist dieser Übelstand durch Anmerkungen beseitigt worden, wie: „Der König spricht“, „Cid antwortet“. Auch noch in einem andern Punkte vermißt man den reinen Charakter eines epischen Gedichtes. Während nämlich das Epos Ruhe und Parteilosigkeit der Darstellung fordert, mischt Herder wiederholt seine eigenen Empfindungen mit ein. Als die beiden Grafen Carrion z. B. Rache an den Töchtern Cids beschließen, drückt er seinen moralischen Abscheu vor einem solchen Entschluß mit den Worten aus: „O des schändlichen Beginnens! O des bübischen Verrats!“; und als die niedrige Rache wirklich ausgeführt wird, bricht er in den Ausruf aus: „O der niedrigen Verräter! O des schändlichen Verrats!“ (Rom. 58.) Solche Stellen kommen auch in anderen Romanzen (36, 67) vor. Der echte Epiker vermeidet das; er sucht durch die Sache selbst auf den Leser zu wirken.

4. Die Sprache im Cid ist schlicht, schmucklos, klar, bestimmt und kräftig, im Stile des Volksliedes gehalten, entspricht daher durchaus den Anforderungen, die Herder überhaupt an die Dichtersprache stellte. Anderen poetischen Darstellungen gegenüber, z. B. der Schillerschen, erscheint eine solche Sprache allerdings trocken, nüchtern, selbst dürftig und erinnert sehr an einfache Prosa. Aber die Kraft, Kürze und Bestimmtheit, durch welche die Sprache im Cid sich so sehr auszeichnet, paßt sicher besser wie jede andere zu der Dichtung, zu der ernsten spanischen Würde, die uns überall darin entgegentritt. Unter den Mitteln, durch welche der Dichter der Rede Kraft und Würde zu verleihen sucht, treten besonders hervor: die Wiederholung desselben Wortes oder kleiner Sätze („für die Ehre, und doch muß ichs für die Ehre“, Rom. 24; „Nie mich zu verlassen, nie!“ Rom. 35; „Sprechet Amen!“ rief der Cid, Rom. 38); die einen bedeutenden Begriff voranstellende Wortfolge („Weil er ihn nicht fassen konnte, stürzte er sich in den Schlund“, R. 12; „die ich über alles liebe, meine Töchter schick' ich Euch“, R. 56); der Gebrauch von Partizipialsätzen („Angehört den Schimpf des Hauses“, R. 2: „Aufgelöst das Haar in Trauer“, R. 5), und die Auslassung des es in Sätzen („Sprach der Cid“, R. 56; „traten zu ihm beide Grafen“, R. 56), wogegen sonst durch ein Fürwort häufig ein vorangegangenes Hauptwort wieder

aufgenommen wird („Mit dem Degen, mit ihm redet mein Gemahl“, R. 44; „Das Andenken an die Härte — längst ist es aus meiner Brust“, R. 53).

7. Verhältnis des Herderschen Cid zum Original.

Es ist vielfach angenommen worden, Herders Cid sei eine Übersetzung einer spanischen Dichtung. Eine Vergleichung desselben mit den alten spanischen Romanzen, welche Herder für sein Werk benutzte, läßt aber sofort erkennen, daß das nicht der Fall ist. Die Spanier haben wohl ein Poema del Cid, aber keinen Cid, wie unser deutscher. Herder benutzte diese Sammlung von Ciddichtungen und andere ihm zugängliche spanische Romanzen und schuf daraus eine selbständige Dichtung mit innerem Zusammenhang, der in jenem Werke fehlt, ein deutsches Werk, dessen Gesammteindruck ein so ergreifender und überwältigender ist, wie ihn eben nur ein deutscher Dichter hervorzubringen vermag. Vielfach bearbeitete Herder die spanischen Romanzen ganz frei, oder er verschmolz, mit Beseitigung von unpoetischen Zügen, mehrere zu einer einzigen; einige Romanzen gehören Herder sogar ganz an, wie z. B. die 27. u. 67. Am sichersten wird man das Verhältnis des Herderschen Cid zu dem zu dieser Dichtung benutzten Material erkennen, wenn man eine wirkliche Übersetzung der spanischen Romanzen, wie z. B. Duttenhofer sie geliefert hat (Berlin, 1858 in 3. Aufl.), damit vergleicht. Wer sich diese Vergleichung erleichtern will, dem empfehlen wir den V. Abschnitt in Düntzers Erläuterung des Cid.

Ähnlich wie Düntzer spricht sich auch Mönnich aus. Er sagt: „Herder hat Stellen oder auch ganze Romanzen weggelassen, welche in sich widersinnig erscheinen oder in unverkennbarem Widerspruch mit anderen standen, die von echterem Gepräge sind. Ebenso hat er manche einzelne Stellen, ja Ausdrücke nicht allein weggelassen, sondern auch geändert. Diese Weglassungen und Änderungen sind in den meisten Fällen als wahre Besserungen anzuerkennen, namentlich die Tilgung oder Milderung der den gegenwärtigen Leser notwendig verletzenden Roheiten, ohne daß man sagen darf, der wesentliche Geist der spanischen Cid-Romanzen, der Geist entschiedener, kräftiger Mannheit und Heldentüchtigkeit sei verwischt worden. Andere bedeutendere Änderungen bestehen in Versetzungen, Umgestaltungen, ja in Hinzufügungen. Auch bei diesem Geschäft ist Herder mit Umsicht und möglichster Schonung zu Werke gegangen. Zur höchsten Freiheit in der Benutzung des Überlieferten sah sich Herder genötigt, wo es galt, Klarheit und Sauberkeit in das Liebesverhältnis des Cid zur Ximene zu bringen. Die schönste Einheit des Ganzen aber hat er durch die dem Kerne des Originals nachzeichnende Gestaltung des Hauptcharakters, des

Cid, herbeigeführt. So hat sich Herder, dies ist das Gesamtergebnis, als einen Mann bewiesen, der die in Zeiten höherer Kultur so seltene Gabe bewahrt hat, wie ein echter epischer Dichter zu Werke zu gehen. Nichts hat er willkürlich ersonnen; aber gestaltet hat er, was er gefunden, mit Freiheit und doch wesentlich im Geiste dessen, was ihm überliefert war. Nicht vergriffen hat er sich an den spanischen Romanzen, sondern ein Verdienst hat er sich um dieselben erworben, dem vergleichbar, welches dem Homer den epischen Gesängen gegenüber zukommt, die derselbe als Überlieferung vorgefunden haben mag."

Diese anerkennenden Urteile über den Cid sind in neuester Zeit erheblich beeinträchtigt worden. R. Köhler sucht nämlich in seiner unten genannten Schrift nachzuweisen, daß Herder nicht die spanische Quelle benutzt habe, sondern (mit Ausnahme von 14 Romanzen [54—61, 64—66, 68—70]) eine französische Prosabearbeitung der spanischen Cid-Romanzen, welche ein ungenannter Mitarbeiter der Bibliothèque universelle des Romans im 2. Juli-Bande des Jahrganges 1783 dieser Zeitschrift veröffentlicht hat. Die freie Gestaltung des Ganzen, welche an dem Herderschen Cid gerühmt wird, soll schon von diesem ungenannten Bearbeiter herrühren. (Vergl. auch La Légende du Cid. Paris 1866.)

8. Wert der Dichtung.

Herders Cid fand gleich nach seinem Erscheinen eine entschieden günstige Aufnahme und wird noch heut geschätzt und gern gelesen. Ein Rezensent im „Freimütigen" (Jahrgang von 1806) sagt: „Dieses Werk steht einzig in seiner Gattung da und ist eine der schönsten Früchte, welche die Universalität der deutschen Kunstbildung hervorgebracht hat: es gehört den Deutschen, und doch würden die Spanier, könnte es treu und wahr übertragen werden, ihr Eigentum daran reklamieren, die Nationalität ihres schönsten Zeitalters darin verklärt zu erkennen glauben."

Sehr günstig urteilte auch Goethe über den Cid. Bei dem 1818 zu Ehren der Kaiserin Mutter zu Weimar veranstalteten Festzuge widmet er dem Dichter folgende Strophen:

Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschicht- und Dichtungfremde,
Der verehrend nicht erkennte
Solcher Namen Hochgewicht?

Hier ist Cid und hier Ximene,
Muster jedes Heldenpaares;
Donna Uraca, die Infantin,
Zarter Liebe Musterbild.

Wie der Jüngling, fast ein Knabe,
Ehre seines Hauses rettet;
Aber sie den Vatermörder
Auf den Tod verfolgend liebt.

Wie er Könige der Heiden
Überwindet zu Vasallen,
Seinem Könige getreuster,
Bald erhoben, bald verbannt.

Und Ximene, Hausesmutter,
Rein beschränkt auf ihre Töchter,
Wenn Uraca still im Herzen
Hegt ein frühgeliebtes Bild.

Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschicht- und Dichtungsfremde,
Der verehrend nicht gedächte
Solcher Namen Hochgewicht?

Aber ach! die Jahre weichen,
Und es weicht auch das Gedächtnis;
Kaum von allerhöchsten Thaten
Schwebt ein Schattenbild uns vor.

Und so eile nun ein jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
Frisch das Heldenlied zu hören,
Wie es unser Herder gab,

Den wir nur mit Eile nennen,
Den Verleiher vieles Guten,
Daß nicht tiefgefühlte Trauer
Diesen Tag verdüstere. —

Vilmar sagt in seiner Geschichte der deutschen National-Litteratur: „Daß aus diesen spanischen Romanzen zuweilen gerade das Beste weggeblieben, daß manches nicht in vollem Geiste des Originals umgedichtet ist, daß vielmehr sogar das Ganze einen bei weitem weicheren Charakter erhalten hat, als das Original besitzt und die alte Heldendichtung erfordert, kann nicht verkannt werden; eben so wenig aber auch, daß in diesen Umdichtungen, eben wie sie uns vorliegen, ein dichterischer Geist ersten Ranges sich kundgiebt. Immer wird Herders Cid unter den edelsten poetischen Schöpfungen unserer Nation genannt werden, und genauere Übertragungen werden uns allerdings das Original näher bringen oder haben es uns schon näher gebracht, aber keiner wird die deutsche Dichterkraft an diesem Stoff in solchem Grade bethätigen, wie es Herder gethan hat.“

Neben solchen anerkennenden Urteilen fehlt es auch nicht an solchen, die mancherlei Ausstellungen zu machen haben; selbst Gervinus urteilt (IV. 435) ziemlich kühl darüber, muß aber doch anerkennen, daß es „der Nation ein lieber Besitz geworden ist“; diese Anerkennung der Nation wiegt schwerer, als die günstigen oder ungünstigen Urteile einzelner.

II. Prosa.

14. Brief an seine Kinder.

Herders Wke., Zur Philosophie u. Geschichte. Stuttg., 1830. XXI. 268.
Lüben, Auswahl. II. 36.

Herder besuchte von Weimar aus mit dem Domherrn Freiherr Friedrich von Dalberg Italien. Er trat die Reise am 6. Aug. 1788 an und kehrte den 9. Juli 1789 wieder zurück. Die auf der Reise an die Familie geschriebenen Briefe befinden sich im 3. Teile der „Erinnerungen aus dem Leben Herders“, aufgezeichnet von seiner Frau.

Aus dem hier citierten Briefe ersieht man mit Vergnügen, wie Herder bemüht ist, auf die geistige Veredelung seiner Kinder einzuwirken.

15. Vom Lesen guter Schriften.

Ebendas. 1828. X. (Sophron, Ges. Schulreden.) 178. Lüben, Auswahl. II. 37.

Das bezeichnete Stück findet sich in der 17. Schulrede, die „von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen“ handelt. Wie dieser Teil, so ist die ganze Rede sehr beachtenswert. Überraschend ist es zu hören, daß schon Herder die fleißigste Benutzung klassischer Schriftsteller den Schulen dringend als eins der vorzüglichsten Mittel zur Sprachbildung empfahl, also schon 1796 forderte, was endlich seit etwa einem Jahrzehnt in manchen, aber noch lange nicht in allen unsern Schulen geschieht. Möchte die Zeit nicht mehr fern sein, in der allen deutschen Kindern und Jünglingen die Wohlthat zu teil werden wird, sich durch die mustergültigsten Schriften unserer besten Dichter und Denker zu bilden! Dann wird auch die ganze Nation deutscher denken und empfinden lernen.

16. Nicht der Schule, sondern dem Leben.

Ebendas. 1828. X. (Sophron. 252. Lüben, Auswahl.) II. 39.

Das hier citierte Bruchstück bildet den Schluß einer Schulrede über den lateinischen Ausspruch: Non scholae, sed vitae discendum (nicht bloß für die Schule, sondern für das Leben muß man lernen).

Leben und Charakteristik Herders.

I.

1. Johann Gottfried Herder wurde am 25. Aug. 1744 zu Mohrungen, einem kleinen Städtchen in Ostpreußen, geboren. Sein Vater war ursprünglich Weber, gab aber dies Gewerbe auf und wurde Glöckner an der Kirche, Vorsänger beim polnischen Gottesdienst und Mädchenschullehrer. Er war ein ernster, seine Pflichten gewissenhaft erfüllender Mann, der in allem auf pünktliche Ordnung hielt, aber wenig Worte machte. Die Mutter, Tochter des Hufschmieds Pelz, besaß recht gute Geistesanlagen, war fleißig, sanft und hing mit zärtlicher Liebe an ihren Kindern. Beide erwarben sich durch ihren musterhaften Lebenswandel die volle Achtung ihrer Mitbürger. Herder sprach noch im späten Alter mit frommer Liebe und Zärtlichkeit von seinen Eltern und verehrte namentlich die Mutter, deren empfindungsvolle zarte Natur auf ihn übergegangen zu sein schien, wie eine Heilige.

Den ersten Schulunterricht genoß Herder beim Rektor Grim, den Religionsunterricht beim Pfarrer Willamov in Mohrungen. Grim war ein eisern strenger Mann, liebte aber Herder wegen

seines stillen, sittsamen Verhaltens, seiner leichten Fassungskraft und außerordentlichen Lernbegierde sehr, und zeichnete ihn dadurch aus, daß er ihn zuweilen mit auf seine Spaziergänge nahm. Latein, etwas Griechisch, Geschichte und Geographie waren die Hauptsachen, welche seine Schüler lernten. In der Musik und im Zeichnen war der Unterricht sehr mangelhaft, was Herder noch in späteren Jahren oft bedauerte. Willamov zeichnete sich durch große Herzensgüte, streng sittlichen Lebenswandel und Wohlthätigkeitssinn aus, und wirkte daher durch Lehre und Beispiel höchst vorteilhaft auf die gemütliche und religiöse Entwickelung des Knaben ein.

Herders Wißbegierde war außerordentlich. Sah er bei einem Gange durch die Straßen der Stadt irgendwo ein Buch in einem Fenster liegen, so überwand er seine ihm eigentümliche Blödigkeit, trat in das Haus und bat freundlich, ihm das Buch zu leihen. Von allen Büchern, die ihm in dieser Zeit zugänglich waren, zogen ihn die Bibel und der Homer am meisten an. Am liebsten las er sie an einem schönen Plätzchen in der freien Natur, oft auf einem großen Kirschbaume im Garten des Vaters, unter dem Gesange der Vögel.

Im J. 1760 kam Trescho als Diakonus nach Mohrungen. Herder war jetzt 16 Jahre alt, aber nach jeder Richtung hin bereits so durchgebildet, daß er Treschos Aufmerksamkeit erregte, und von demselben als Famulus angenommen wurde, ohne jedoch etwas anderes für seine Dienste zu erhalten, als Obdach und Schlafstätte. Den Unterricht genoß er bei Grim fort. Trescho war oft kränklich und behandelte Herder nicht selten unfreundlich,*) gestattete ihm jedoch den vollen Gebrauch seiner Bibliothek. Am Tage konnte er indes von dieser erwünschten Erlaubnis wegen häuslicher Arbeiten nur selten Gebrauch machen; er benutzte daher die Nächte hierzu, ohne jedoch Trescho etwas davon wissen zu lassen. Dieser merkte es aber an den abgebrannten Lichten und sah deshalb zuweilen nach, ob Herder auch wirklich zu Bett gegangen sei, wobei es sich denn einmal traf, daß er ihn neben dem brennenden Lichte und den aufgeschlagenen Büchern infolge großer Anstrengung eingeschlafen fand. Trescho war über diesen Grad von Wißbegierde zwar erstaunt, glaubte aber wegen der Armut von Herders Eltern dessen Plan, studieren zu wollen, doch nicht befördern zu dürfen.

Bald darauf bot sich ein neuer Anlaß dar, Herders großes Talent kennen zu lernen. Trescho hatte eine Schrift: „Geschichte

*) In dem Geburtstagsgedichte: „An meinen Genius“, klagt er über „frommer Tiger Raub“ und über „von Thränenblut und Schweiß durchnagte Ketten“, die er „mit Beben küßte“, bis sein Genius ihn aus seiner Sklavenruhe gerettet und den Musen wieder geschenkt habe.

meines Herzens", ausgearbeitet und Herder beauftragt, eine Reinschrift davon zu besorgen und an den Buchhändler Kanter nach Königsberg zu schicken. In dieser Zeit war Herder von einer Nachricht ergriffen worden, die ihn trieb, seine Gefühle in einem Gedichte auszusprechen. Peter III. hatte nämlich den russischen Thron bestiegen, mit Preußen Friede gemacht und mehreren nach Sibirien Verbannten die Freiheit geschenkt. Dieser Vorfall erinnerte ihn an Cyrus, der den gefangenen Juden die Freiheit gab, und er verfertigte ein Gedicht, dem er den Titel gab: „Gesang an Cyrus. Von einem gefangenen Israeliten".*) Ohne seinen Namen darunter zu setzen, legte er es dem Manuskripte Treschos bei und schickte es mit nach Königsberg. Kanter ließ das Gedicht, da es ihm sehr wohl gefiel, abdrucken und bat Trescho darauf, ihm den Verfasser zu nennen. Unter Erröten gestand Herder auf dessen Nachfrage, daß das Gedicht von ihm sei.

In jener Zeit rückte ein Regiment Russen, das aus dem siebenjährigen Kriege zurückkehrte, in Mohrungen ein, um dort Winterquartiere zu nehmen. Der Arzt des Regiments, Schwarzerloh mit Namen, wurde bald mit Trescho bekannt und besuchte ihn oft, um sich mit ihm über wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten. Er sah hier Herder, gewann ihn lieb und erklärte sich bereit, ihn mit nach Königsberg zu nehmen und ihm dort die Chirurgie zu lehren. Ungeachtet der Jüngling keine Neigung zu diesem Berufe hatte, nahm er doch das Anerbieten mit Freuden an, hauptsächlich, um aus seinem qualvollen Zustande zu kommen. Noch im Alter gedachte er des edlen Mannes nie anders, als mit Rührung und Dank.

2. Im Sommer des J. 1762 zog Herder mit seinem neuen Gönner in Königsberg ein. Der Eindruck, den die großartigen und prächtigen Gebäude und das geschäftige Leben und Treiben der Menschen auf sein sinniges Gemüt machten, war mächtig und blieb ihm stets unvergeßlich. Um aber nichts zu versäumen, nahm ihn Schwarzerloh bald nach ihrer Ankunft mit zu einer Sektion. Der Anblick der geöffneten Leiche erregte aber unüberwindliches Grausen in dem gefühlvollen Jünglinge, und er sank in eine Ohnmacht. Dieser Umstand entschied seine Laufbahn für immer.

Kummervoll nachdenkend, was aus ihm werden sollte, traf er einst auf der Straße seinen ehemaligen Schulfreund, den Kantor Emmerich. Erfreut, ihn zu sehen, fragte ihn dieser, wie es ihm gehe. Herder entdeckte ihm seinen Kummer, seine Abneigung gegen die Chirurgie und den Wunsch und Vorsatz, seiner ursprünglichen Neigung, Theologie zu studieren, folgen zu wollen, und bat

---

*) Herders Wke. Ausg. in 60 Bdn. II. Abt. III. 85. Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. I. 83.

ihn um seinen Rat. Emmerich nahm aufrichtigen Anteil an seiner Lage, lobte seinen Entschluß und riet ihm, sich sogleich einschreiben zu lassen. Herder bezweifelte, daß er Kenntnisse genug dazu habe und daß seine geringe Barschaft, bestehend in 9 Mark und 80 Pfennigen, hierzu hinreichen würde. Emmerich beruhigte ihn aber über beides. Ohne Aufschub gingen beide zum Prorektor und brachten das Gesuch um ein Examen und Aufnahme als Student an. Das Examen wurde angesetzt, und Herder bestand es ganz vorzüglich. Am 9. Aug. 1762 wurde er Student der Theologie.

Schwarzerloh war über diesen Studienwechsel sehr ungehalten, konnte jedoch Herder durch keine Vorstellung in seinem Entschlusse wankend machen.

Seinen Eltern teilte er die Veränderung seines Lebensplanes mit dem Bemerken mit, daß er zu seinem weiteren Unterhalte nichts verlange, sondern durch eigenen Fleiß sich fortzuhelfen getraue.

Sein Freund Emmerich besorgte ihm ein kleines Stübchen und verschaffte ihm Gelegenheit, sich durch Erteilen von Privatunterricht so viel verdienen zu können, daß er bei großer Sparsamkeit notdürftig bestehen konnte.

Er hörte nun die kenntnisreichsten Professoren der Universität, unter ihnen namentlich auch den weltberühmten Philosophen Kant, arbeitete die gehörten Vorträge zu Hause schriftlich durch, studierte die einschlägigen Schriften und unterhielt sich darüber mit gleichgesinnten Freunden, die er sich bald erwarb.

Sehr förderlich wurde ihm auch der Buchhändler Kanter, dem er durch sein erstes Gedicht bereits vorteilhaft bekannt war. Er gestattete ihm den Gebrauch der Bücher seines Buchladens, erzeigte ihm Aufmerksamkeit und Freundschaft, verschaffte ihm Gönner und Freunde und ermunterte ihn zu kleinen Aufsätzen für die Königsberger Zeitung, die bei ihm erschien.

Mit Ostern 1763 besserte sich Herders Lage wesentlich. Er erhielt das Dohnaische Familienstipendium auf 3 Jahre und wurde Inspicient im Collegium Fridericianum, einer Anstalt, die noch heute als Gymnasium im besten Rufe steht. Das Unterrichten machte ihm große Freude und förderte ihn nicht weniger, als das eigene Studieren.*) Von seinen Schülern wurde er geliebt und wegen seines ausgezeichneten Vortrages bewundert. Infolge dieser öffentlichen Stellung kam er auch mit angesehenen und gebildeten Familien in Verbindung und eignete sich in ihnen diejenige edle Unbefangenheit an, welche in allen Kreisen beliebt macht.

---

*) „Ich sehe es als ein Glück meiner besten Jünglingsjahre an, daß ich lehren mußte, lehren konnte und zwar würdige Sachen an lernbegierige Schüler, öffentlich nach meiner eigenen Auswahl lehren konnte. Ich habe damit etwas gewonnen, was mir das ewige Lesen und Zuhören schwerlich würde gegeben haben.“ Briefe, das Studium der Theologie betreffend.

Herders feuriger Geist bedurfte aber außer den ernsten Lehrern auch noch jugendlicher Freunde, denen er freimütig alles mitteilen konnte, was ihn interessierte. Er fand sie bei seinem trefflichen Charakter und seiner Strebsamkeit in ausreichender Zahl, und erinnerte sich noch in späteren Jahren mit großer Innigkeit der mit ihnen verlebten glücklichen Stunden. Einige dieser Freunde haben nach Herders Tode auf Veranlassung seiner Frau interessante Mitteilungen über ihr Zusammenleben mit ihm gemacht, aus denen wir hier dasjenige einschalten, was geeignet ist, ihn zu charakterisieren. Der Kriegsrat Kurella schreibt: „Der verewigte Herder war mein innigstgeliebter Umgangsfreund. Wir waren die Zeit, da er Lehrer im Collegio Fridericiano war, fast täglich beisammen, und es war uns dieser Umgang ein ordentliches Bedürfnis. — Ein Mann vom Geiste des Verewigten, genährt und gereift im Umgange der alten Klassiker und der besten deutschen Schriftsteller, von dem hellsten Kopfe, von einem glücklichen Temperamente und gefühlvollen Herzen, von glühender Einbildungskraft, die nie in Schwärmerei ausartete, voll der edelsten Gesinnungen und recht geschaffen zur Freundschaft — der mußte einen Jüngling fesseln, der in seiner Denkart völlig harmonierend und von ähnlichem Temperamente, ganz mit Liebe an ihm hing. Unsere verlebten Stunden waren die seligsten. Der gewöhnliche Gegenstand unserer Unterhaltung waren die schöne Litteratur und die neuesten kritischen Journale, die ich von einem Freunde unseres Hauses geliehen erhielt und ihm allemal mitteilte. Wir waren dann bei einer Tasse Thee (den ich von einigen vermögenden Freunden in vorzüglicher Güte erhielt und für meinen Herder aufsparte) froher, als mancher leere Kopf bei einer Flasche Tokaier. Seine Superiorität benutzte ich mit Heißhunger, und sein Umgang trug sehr viel zu meiner Ausbildung bei; denn er war schon damals eine lebendige Bibliothek. Die Welt war für uns nicht da, wir waren beisammen uns alles und froh, wenn die Stunde schlug, die uns in die Arme führte; im Herbste und Winter gewöhnlich um 5 Uhr nachmittags. Auch waren wir immer allein beisammen, weil ich nur meinen Herder hören wollte, dessen süßer Ton mich ganz hinriß, und dessen großer Geist alles umfaßte. Dieser selige Umgang, als wenn wir schon in höheren Sphären wären, währte beinahe zwei Jahre, wo wir getrennt wurden. Ich habe Herdern immer sich gleich, immer froh und heiter sich mitteilend gefunden, stets streng sittlich. Wenn zuweilen meine muntere Laune mutwillig ward, so lächelte er zwar auch, wußte aber durch die zarteste Wendung sie in ihre Schranken zurückzuführen. Der Geist der Religion und Humanität umwehte ihn überall."

Der Kriegsrat Bock in Königsberg schreibt: „In den Jahren 1763 u. 64 lernte ich Herder in Kants Vorlesungen kennen, und

er schrieb mir über diese noch im August 1788 auf dem Wege nach Italien. Ich hatte damals im Felde der schönen Litteratur mehrere Kenntnisse gesammelt und teilte ihm aus meiner Armut mit. Besonders erinnere ich mich noch, daß ich ihm auf die Frage, wie er doch in diesem Fache, vornehmlich in der neueren Litteratur, am leichtesten theoretische Kenntnisse und Geschmack erlangen könne, den „Ramlerschen Batteux", die „Litteraturbriefe" und die „Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften", die damals ihren Anfang genommen hatte, empfahl. Er war, wie jeder studierende Jüngling thun sollte, gewohnt, sich gehaltreiche Auszüge aus dem, was er las, zu machen, und das unterließ er am wenigsten in den Litteraturbriefen, die ihn durch Inhalt und lebendigen Vortrag besonders anzogen. Schon damals ging er mit dem Vorsatze um, fragmentarische Zusätze zu diesen zu machen, und noch vor seiner Ankunft zu Riga gab er mir einige Bemerkungen zu lesen, die ich hernach in den gedruckten „Fragmenten zur deutschen Litteratur" wieder erkannte. — Kant ließ ihn alle seine Vorlesungen unentgeltlich hören. Mit gespannter Aufmerksamkeit faßte er jede Idee, jedes Wort des großen Philosophen auf und ordnete zu Hause Gedanken und Ausdruck. Oft teilte er mir diese seine Nachschrift mit, und wir besprachen uns darüber in einer abgelegenen Sommerlaube eines wenig besuchten öffentlichen Gartens an der Alt-Roßgärtschen Kirche. Einst, in einer heitern Frühstunde, wo Kant mit vorzüglicher Geisteshebung, und wenn die Materie die Hand bot, wohl gar mit poetischer Begeisterung zu sprechen und aus seinen Lieblingsdichtern Pope und Haller Stellen anzuführen pflegte, war es, wo der geistvolle Mensch sich über Zeit und Ewigkeit mit seinen Hypothesen ergoß. Herder wurde sichtbar so mächtig davon ergriffen, daß, als er nach Hause kam, er die Ideeen seines Lehrers in Verse kleidete, die Hallern Ehre gemacht hätten. Kant, dem er sie am folgenden Morgen vor Eröffnung der Stunde überreichte, war eben so betroffen von der meisterhaften poetischen Darstellung seiner Gedanken und las sie mit lobpreisendem Feuer im Auditorium vor."

Noch inniger und auf eine ganz andere Art schloß sich Herder an seinen Freund Hamann an, und dieser an ihn. In diesem fand er, was er suchte und bedurfte: ein empfindendes, liebevolles, glühendes Herz für alles Gute und Große, eine geistige Religiosität, die strengsten Grundsätze und einen an Gemüt und Geist hohen, geweihten Genius.*) Hamann belebte in hohem Grade der Eifer, Jünglingen hilfreich zu sein, wo er konnte, und so sorgte er auch

*) „Wir stehen nicht an, Hamann als christlichen Denker der Neuzeit in die erste Reihe jener bedeutenden Geister zu stellen, die sowohl durch den Umfang ihres Wissens, wie durch den Tiefsinn ihres Geistes am ehesten berufen waren, die alte Zeit in die neue hinüberzuführen, den poetischen und philosophischen Geist der Nation mit dem Urgedanken des Christentums zu

mit Kanter für seinen jungen, unerfahrenen Freund, indem er auf Mittel zu seinem besseren Fortkommen dachte und selbst zu seiner Bildung viel beitrug. Er las mehrere Bücher mit ihm.

Die Harmonie ihrer Gesinnungen entwickelte sich durch diese Geistesmitteilung immer mehr. Hamann lehrte ihn das Englische; sie fingen mit Shakespeares Hamlet an. Unvergeßlich und heilig blieb ihm der Eindruck, den diese Stunden ihm gemacht. Er sprach oft mit Rührung davon.

Durch Shakespeare, der ihm als dramatischer Dichter am höchsten stand, und Ossian wurde in Herder die Liebe zur einfach rührenden Natursprache der Volkslieder entwickelt, deren Keim durch die morgenländische Poesie (der Bibel) schon in früher Jugend in ihm geweckt worden war. — Überhaupt verwendete Herder einen großen Teil der ihm karg zugemessenen Muße auf die Erlernung fremder Sprachen, mit dem glücklichsten Erfolge die Litteratur alter und neuer Völker durchforschend, wobei er seinen Blick stets auf den Fortgang des vaterländischen Schrifttums richtete; denn schon jetzt beschäftigte ihn die Absicht, thätig zu dessen Förderung mitzuwirken. — In seinem 20. Jahre war ihm kein vorzüglicher Schriftsteller seines Volkes, so wie auch keiner der Griechen und Römer, keiner der Engländer, Italiener, Spanier und Franzosen mehr fremd.

3. In dem Lyceum, an dem Herder als Lehrer thätig war, herrschte ein frömmelnder Ton, mit dem er sich nicht befreunden konnte; er gab daher zum größten Bedauern der Schüler seine Stelle an demselben auf, erhielt jedoch kurz darauf, im Herbste 1764, einen Ruf als Kollaborator an die Domschule nach Riga, wo ihm 1767 neben seinem Amte auch eine Predigerstelle übertragen wurde. Seine vortreffliche Lehrmethode in der Schule und seine Predigten gewannen ihm aller Herzen. Sein Hauptstreben war darauf gerichtet, seine Schüler und Zuhörer zu jeder menschlichen Tugend, zur Liebe zu Gott und zu den Menschen zu ermuntern, und in ihnen das Gefühl der Unsterblichkeit zu beleben. Und diese Gegenstände, vorgetragen mit seelenvoller Beredsamkeit und allem Schmucke einer jugendlichen Phantasie, ergriffen die Herzen unwiderstehlich. Seine Kirche war daher stets gefüllt.

Über dieser seiner praktischen Wirksamkeit verlor Herder nie seinen großen Zweck aus dem Auge, durch fernere Selbstbildung sich zu einer für sein Volk und die Menschheit ersprießlichen Thätigkeit zu befähigen.

---

durchdringen." Gelzer, Die neue deutsche Nationallitteratur, I. 205. — „Der große Hamann ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, und manche Nebelflecken löst kein Auge auf. — Sein Stil ist ein Strom, den der Sturm gegen die Quelle zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe gar nicht darauf fortkommen können," sagt Jean Paul von ihm.

Besonders aber verfolgte Herder mit lebhafter Teilnahme den Gang der vaterländischen Litteratur, wozu ihm sein Universitätsfreund Hartknoch bereitwillig seinen Buchladen öffnete.

Das meiste Verdienst, die Gesellschaft für litterarische Erzeugnisse zu interessieren, hatten sich in dieser Zeit die durch Lessing angeregten und von Nicolai in Berlin herausgegebenen „Litteraturbriefe" erworben. Da sie aber, ihrer klar ausgesprochenen Absicht gemäß, mehr den Verstand, als das Gemüt befriedigten, nicht selten auch mit einer naturwüchsigen Poesie in grellen Gegensatz traten, so bildete sich allmählich eine Reaktion gegen sie, die danach strebte, das Leben in seinem innersten Marke und Keime zu erfassen und so zur Natur und Wahrheit zu gelangen. Dies ist die Zeit der sogenannten Original- und Kraftgenies, als deren Vorläufer Hamann gelten kann, und denen sich im Anfange seiner Laufbahn selbst Goethe anreihte. Von diesem Drange wurde auch Herder ergriffen. Er schrieb 1767 „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur".*) Ihre Bestimmung war, die Litteraturbriefe zu ergänzen und zu berichtigen. Herder giebt darin treffliche Bemerkungen über die griechischen und lateinischen Dichter und die Stellung der deutschen Litteratur zu denselben. Ton und Darstellung zeugten von feinem Geschmacke und großer Belesenheit, und erwarben diesen Fragmenten die ungeteilte Aufmerksamkeit aller Klassen der damaligen Lesewelt und den Beifall vieler Kenner. Selbst der lobkarge Schlosser sagt von ihm: „Seit dem Erscheinen der Fragmente galt er mit Recht als der erste Prosaist, weil Lessing seine Musterstücke deutscher Prosa damals noch nicht geschrieben hatte, und Klopstock unglücklich in der Wahl des Stoffes seiner prosaischen Schriften war. Gleich die erste Sammlung ward verschlungen, und es mußte schon 1768 eine neue Auflage davon gemacht werden." Herder schuf durch diese Schrift ein deutsches Lesepublikum.

Bald darauf nahm Herder in seinen 1768 u. 69 herausgegebenen „kritischen Wäldern" **) an den zu jener Zeit über das Wesen der schönen Künste, ihre Grenzen und Unterschiede besonders durch Lessing in Erörterung gebrachten Fragen warmen Anteil, wobei er sich durch Aufdeckung der Blößen, die sich der damals als Wortführer in Geschmackssachen vielgeltende Geheimrat Klotz gegeben hatte, und durch mannigfach eingestreute Bemerkungen über das Schöne und Natürliche für die Verbesserung des Geschmacks seiner Zeit höchst förderlich erwies. „Denn," wie Gervinus sagt, „im Genusse der Dichtungswerke aller Zeiten und Völker, in der Empfänglichkeit für den Ausdruck jedes Schönen und Edlen, im

*) Sämtl. Wke., Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. VI. VII.
**) Sämtl. Wke., Ausg. in 40 Bdn. XI.

offenen Sinn für fremde Natur war Herder über alle Zeitgenossen weg, und hat in dieser Hinsicht an einen Fels geschlagen, aus dem uns der Strom der Poesie aller Zeiten zugeflossen ist."

Der höchst ärgerliche Streit aber, in welchen ihn hierbei teils die Entrüstung seiner Gegner, besonders Klotzens schmähsüchtige Erbitterung, teils seine eigene Heftigkeit verwickelte, verleidete Herdern bei seiner reizbaren Natur für eine Zeitlang jede kritische Thätigkeit. Dafür ging in ihm, der auch hierin mit den Edelsten seiner Zeit pulsierte, die Idee auf, seinem Streben für Menschenglück und Bildung auf praktische Weise durch Volkserziehung zu genügen. Livland erschien ihm als der geeignetste Boden für die Gründung einer Schule, wie sie seinem Geiste in kühnen Ahnungen vorschwebte.

4. Um sich auf solch eine großartige Thätigkeit vorzubereiten, faßte Herder den Entschluß, die besten Erziehungsanstalten und gelehrten Institute in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen zu lernen und, wo möglich, auch Italien, nach dem er sich schon in Mohrungen sehnte, zu sehen. Statt zu dieser Reise einen längeren Urlaub zu nehmen, wie seine zahlreichen Freunde, die städtischen Behörden und die Regierung wünschten, bat er um Entlassung aus seinen Ämtern, die ihm denn auch, da alle gemachten Einwendungen ihn in seinem Entschlusse nicht wankend machen konnten, im Mai des J. 1769 in ehrenvoller Weise erteilt wurde.

Unterstützt von seinen Freunden trat er am 5. Juni 1769 die Reise nach Frankreich zur See an. Die Fahrt wirkte sehr wohlthätig auf ihn ein und bot ihm eine Reihe der großartigsten Erscheinungen dar. In Nantes, wo er am 16. Juli anlangte, verweilte er in einer Familie, an die er empfohlen war, vier Monate, um vollkommene Gewandtheit in der französischen Umgangssprache zu erlangen. Er hatte hier zugleich Gelegenheit, das französische Leben, wie es sich in den Provinzialstädten und auf dem Lande kund giebt, kennen und würdigen zu lernen. Von hier begab er sich nach Paris, sah alles Merkwürdige in Kunst und Wissenschaft und knüpfte Bekanntschaft an mit den damals ausgezeichnetsten Geistern Frankreichs, den sogenannten „Encyklopädisten", besonders mit Diderot. Kaum war Herder einige Tage in Paris, als er durch den Prediger Resewitz in Kopenhagen den Antrag erhielt, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Holstein-Eutin als Instruktor und Reiseprediger 3 Jahre auf Reisen zu begleiten. Da sich der Reiseplan mit seinen eigenen Zwecken vereinigen ließ, so nahm er diese Stelle an, und reiste daher im Dezember von Paris ab über Brüssel, Antwerpen und Amsterdam nach Hamburg. Hier hatte sich damals ein Kreis von Männern zusammengefunden, welche auf die Entwickelung des deutschen Volksgeistes in mannigfacher Weise anregend und fördernd ein-

wirkten, Lessing, Reimarus, Bode und Claudius. Mit diesen pflog er einen eben so genußreichen, als für sein eigenes Streben gewinnbringenden Umgang, und schloß namentlich mit Claudius den Bund lebenslänglicher Freundschaft.

Die achtungsvolle Aufnahme, die Herder in Eutin am herzoglichen Hofe, und die wohlthuende Bildung, die er in den höheren Kreisen der Gesellschaft fand, sowie die reizenden Umgebungen des Städtchens, durch den nahen See gehoben und verschönert, versetzten ihn in eine freudige, behagliche Stimmung.

Da Herder aber bald merken mußte, daß die Eigentümlichkeit des zum Trübsinn sich neigenden Prinzen, zumal bei der irrigen Behandlung desselben durch den Oberhofmeister, ihm keinen günstigen Erfolg für seine Wirksamkeit versprach, so teilte er diese Befürchtungen der Herzogin Mutter offen mit und erhielt für den Fall, daß sie einträfen, die Erlaubnis, auch während der Reise aus dem eingegangenen Verhältnisse zu scheiden.

Auf der im Juli 1770 begonnenen Reise wurde auch der Hof von Darmstadt besucht. Hier machte Herder die Bekanntschaft des Kriegsrats Merck, eines Mannes, welcher durch den Einfluß, den sein scharfes kritisches Urteil auf die angesehensten Schriftsteller jener Zeit, namentlich auf Goethe ausübte, nicht ohne Bedeutung auf die deutsche Litteratur geblieben ist. In dem gebildeten Kreise, den dieser strebsame Mann um sich sammelte, fand Herder eine freundliche Aufnahme, und hier trat ihm in der freisinnigen Caroline Flachsland eine Erscheinung entgegen, die ihn anzog und fesselte. Die verwandten Seelen fanden sich in gleichgestimmter Begeisterung für das Schöne, in der Bewunderung der Kleistschen und Klopstockschen Dichtungen, und schlossen bald den Bund der Liebe für ewig. Gervinus sagt von ihr: „sie war eine jener Naturen von echter Weiblichkeit und sittlicher Liebenswürdigkeit.“

Diese neugeschlossene Verbindung, welche ihm eine gesicherte Stellung in der bürgerlichen Welt wünschenswert machte, bestimmte ihn auch, hier einen an ihn ergangenen Ruf an den Hof des als Feldherr und Mensch gleich merkwürdigen Grafen Wilhelm von Bückeburg anzunehmen, der, durch das Denkmal, welches Herder bereits 1768 dem edeln Thomas Abbt*) gesetzt hatte, auf ihn aufmerksam geworden, den Verlust dieses seines Freundes durch dessen Lobredner zu ersetzen hoffte. Doch behielt sich Herder vor, die Zeit seines Amtsantritts in Bückeburg als Hauptpastor und

*) Er wurde 1738 zu Ulm geb., 1760 Prof. d. Philos. in Frankf. a. d. O., 1761 Prof. d. Mathem. zu Rinteln, 1765 Regierungsrat d. Grafen Wilhelm von Bückeburg, wo er am 3. Nov. 1766 starb. Abbt gehörte zu den bedeutenderen Talenten jener Zeit, war auch Mitarb. an d. „Litteraturbriefen“.

Konsistorialrat später selbst zu bestimmen; denn er wünschte sein Verhältnis mit dem Prinzen, der ihm in liebevoller Anhänglichkeit ergeben war, auf die schonendste Weise zu lösen, obwohl er bereits von der Erfolglosigkeit seiner Stellung zu dem fürstlichen Zöglinge überzeugt war.

Nach einem vierzehntägigen, für sein ganzes Leben so entscheidenden Aufenthalte in Darmstadt ging die Reise nach Karlsruhe, wo Herder dem trefflichen Markgrafen Karl Friedrich von Baden vorgestellt wurde. Beide begegneten sich in ihren Wünschen und Bestrebungen für das Glück der Menschheit und das Wohl des deutschen Volkes. „Der Markgraf,“ sagt Herder in einem Briefe an seine Braut, „ist der erste Fürst, den ich ganz ohne Fürstenlaune kenne, und so fallen unsere Gespräche meistens auf Dinge, die zur Einrichtung und Freiheit des menschlichen Geschlechts gehören, und über die ich mich so frei ausdrücke, als ob ich mit keinem Fürsten spräche.“

Auch blieb Herder in schriftlichem Verkehre mit diesem hochgesinnten Fürsten, und sandte ihm noch im Frühlinge 1788, auf seine Aufforderung, einen Plan zu einem patriotischen Institute für den Gemeingeist Deutschlands. Nach diesem sollten die aufgeklärtesten Männer des Vaterlandes unter dem Schutze und der Leitung edler Fürsten zu einer Akademie zusammentreten, welche teils durch Reinigung und Läuterung der deutschen Sprache und Feststellung ihrer Gesetze, teils durch Abfassung von in philosophischem Geiste geschriebenen Geschichtswerken, teils endlich durch Verbreitung einer thätigen Philosophie und Hebung und Veredlung des deutschen Volksgeistes hinzuarbeiten die hohe Aufgabe haben sollte.

In Straßburg löste Herder sein Verhältnis zu dem Prinzen von Holstein, da es durch Schuld des Oberhofmeisters von Cappelmann immer unangenehmer wurde, blieb jedoch den Winter über (1770—71) in dieser Stadt, um sich eine Thränenfistel operieren zu lassen, an der er bereits von Jugend an litt. Die Operation mißlang, ungeachtet sie dreimal wiederholt wurde. Darüber wurde Herder sehr mißmutig und befand sich deshalb fast durchgängig in einer sehr gereizten Stimmung. Eine kleine Gesellschaft trefflicher Menschen, die seinen Umgang gesucht hatte, bot jedoch alles auf, ihm den Aufenthalt möglichst erträglich zu machen. Unter diesen ragte besonders Goethe, der dort die Rechtswissenschaft studierte, und Jung-Stilling hervor. Letzteren behandelte Herder meist sehr schonend, während Goethe, der sich ihm sehr offen hingab und auch mit seinem Urteile nicht gern zurückhielt, viel von seiner Gereiztheit zu dulden hatte. Da er aber den bedeutenden Einfluß erkannte, den Herder unwillkürlich auf ihn ausübte, so blieb er trotzdem unverdrossen.*)

*) Vergl. Goethes Wke. in 36 Bdn., XI. 394 u. f.

Zugleich benutzte Herder seinen Aufenthalt in Straßburg zur Lösung der von der Berliner Akademie der Wissenschaften gestellten Preisaufgabe über den „Ursprung der Sprache". Diese Schrift wurde gekrönt und hat viel beigetragen zur Belebung des Interesses an der vaterländischen Sprache.

5. Im Mai 1771 trat Herder seine Stelle in Bückeburg an. Nach den Briefen des Grafen und seines Rentkammerrats von Westfeld zu urteilen, durfte Herder ausgezeichnete Verhältnisse in Bückeburg erwarten. Ein kurzer Aufenthalt überzeugte ihn indes, daß er sich hierin getäuscht habe. Der Graf erwartete in Herder einen Mann, der sich hauptsächlich den Wissenschaften und der wissenschaftlichen Unterhaltung mit ihm widmen sollte, wie Abbt es gethan; Herder dagegen kam mit dem festen Vorsatze, sich ganz dem geistlichen Amte, das er liebte und als seinen Lebensberuf betrachtete, hinzugeben. Diese Interessen ließen sich aber nicht gut mit einander vereinigen. Es entstanden deshalb auch bald Mißhelligkeiten zwischen beiden, in Folge deren sich Herder mißmutig zurückzog, da er (seit 1775 noch Superintendent im Bückeburgischen) vielfach in der Ausführung seiner Verbesserungspläne für Kirche und Schule unangenehm gehemmt wurde.

Durch die Einwirkung seiner feingebildeten Gattin, mit welcher er sich am 2. Mai 1773 vermählte, und die Verbindung, in welche er zu der schwärmerisch-frommen Gräfin Maria, der sanften Gemahlin seines kräftig strengen Fürsten trat, wurde Herders Stellung in Bückeburg befriedigender, und er gewann neue Kraft zu lebenswarmen und geistesfrischen Schöpfungen. Im J. 1774 gab er „Die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts"*) heraus, ein Werk, das eigentlich eine Verteidigung der Poesie der Religion gegen die Angriffe des Verstandes ist. Die große Mehrzahl begrüßte das Werk mit Freuden, und seine Wirkung auf dem religiösen Gebiete war nicht minder außerordentlich und erfolgreich, als seiner Zeit der Klopstocksche Messias.

Im J. 1775 erhielt Herder durch den ihm persönlich befreundeten Prof. Heyne einen Ruf als Professor und Universitätsprediger nach Göttingen. Da aber die orthodoxen Theologen nicht mit Herders Auffassung der Bibel zufrieden waren, so wurde ihm auf deren Betrieb die Bedingung gestellt, sich vorher einem Examen zu unterwerfen. Für einen Mann wie Herder lag in dieser Zumutung etwas Verletzendes. Dennoch erklärte er sich bereit, der Forderung nachzukommen, und stand bereits im Begriffe, abzureisen, als er auf einmal, im Dezember 1775, durch Goethe die Anfrage erhielt, ob er die Stelle eines Generalsuperintendenten in Weimar annehmen wolle. Mit dankbarer Rührung über die

*) Sämtl. Wke., Ausg. in 40 Bdn., I. Abt. III—V.

Wege der Vorsehung nahm Herder das Anerbieten an. Noch ehe er aber Bückeburg verließ, starb seine edle Freundin, die fromme Gräfin Maria, tief betrauert von ihrem Gemahl, innig beklagt von Herder und seiner Gattin. Dieser gemeinsame Verlust näherte gerade beide Männer, den Grafen und Herder, mehr einander, und so lehrte sie die Stunde der Trennung, wie hoch jeder in des andern Achtung stand.

6. Am 2. Okt. 1776 kam Herder in Weimar an. Er wurde sowohl vom Hofe, als auch in allen übrigen Kreisen mit der größten Hochachtung aufgenommen. Seine Antrittspredigt erwarb ihm den ungeteiltesten Beifall. Der Kreis seiner Freunde erweiterte sich schnell und bestand aus den hervorragendsten Männern jener Zeit, aus Goethe, Wieland, Knebel, dem Bergrat von Einsiedel u. a. Schiller, der später ebenfalls in diesen Kreis trat, blieb ihm merkwürdigerweise fern, wovon der Grund wohl in dessen Vorliebe für die Kantsche Philosophie, der Herder entgegentreten zu müssen glaubte, zu suchen sein dürfte. An den Festen, Schauspielen und anderen gesellschaftlichen Unterhaltungen, welche die geistreiche Herzogin-Mutter Amalie besonders durch Goethe, Knebel, Seckendorf u. a. veranlaßte, nahm Herder teil, wahrte jedoch dabei stets die ernste Würde seines Berufs. In der Verwaltung seiner Amtsgeschäfte fand Herder mehr Schwierigkeiten, als er erwartet hatte. Das Konsistorium bestand aus Männern, die dem steifen Formwesen anhingen; Verbesserungspläne für das Kirchen- und Schulwesen, welche er demselben übergab, fanden daher fast nie die gewünschte Unterstützung, erfuhren sogar nicht selten offenen Widerstand. Dadurch wurde Herder verstimmt und unzufrieden, und sah dann natürlich alles noch viel schlimmer an, als es wirklich war.

So weit es ging, suchte Herder dem Mißmute über seine Amtsthätigkeit durch litterarische Arbeiten zu entkommen. Es erschien in dieser Zeit (1778 u. 79) der 1. Teil der „Volkslieder",*) die „Lieder der Liebe", die „Plastik", ein Werk voll anregender Ideeen für die Verbesserung des Geschmacks in der bildenden Kunst, und mehrere andere bedeutende Schriften, von denen die „über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten" den Preis der bayerschen Akademie der Wissenschaften erhielt. Zu den bedeutendsten Werken der nächsten Jahre gehören: der 2. Teil der „Volkslieder", die „Briefe über das Studium der Theologie", der „Geist der ebräischen Poesie" und die „Ideeen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Diese letztere Schrift gehört, ungeachtet sie unvollendet

*) Sämtl. Wke., Ausg. in 40 Bdn. II. Abt. IV.

geblieben ist, zu den berühmtesten Herders. Er hebt darin besonders hervor, daß das Menschengeschlecht zur unendlichen Vervollkommnung bestimmt sei, und weist den stetigen Fortschritt von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert nach. Durchdrungen wird das Ganze von dem lebendigen Glauben an das Walten einer göttlichen Vorsehung in den Schicksalen unseres Geschlechts.

Eine recht freudige Überraschung wurde Herder im J. 1788 zu teil. Am 10. März erhielt er nämlich einen von unbekannter Hand geschriebenen Brief durch die Post, dem 2000 Gulden rheinisch beigelegt waren. Derselbe lautete: „Verwerfen Sie nicht das geringe Opfer der höchsten Verehrung, vergelten Sie nicht mit Verachtung meinen guten Willen, und benehmen Sie mir nicht den schönen Trost, daß auch ich etwas zur Beruhigung und Zufriedenheit eines großen Mannes beitragen konnte. Halten Sie sich ja nicht für beleidigt; denn mein Zweck ist rein. Vergessen Sie den Unbekannten, der dies Blatt schreibt, und auch die Veranlassung dazu. Sie werden nie erfahren, wer ich bin. Schweigen Sie, denn ich werde ewig schweigen." — Und wirklich hat Herder den Namen dieses unbekannten Gönners nie erfahren.

Wenige Tage darauf erhielt Herder ein Billet vom Herzoge mit der Anweisung, von jetzt ab jährlich 300 Thlr. Zuschuß aus der herzoglichen Schatulle zu erheben. Dieser Zuschuß war ihm trotz seines anständigen Gehaltes höchst willkommen, da sowohl die Einrichtung in Weimar, als auch seine Kränklichkeit und die damit verbundenen Badereisen einen verhältnismäßig größern Aufwand nötig gemacht hatten.

In diese Zeit fällt auch die Erfüllung einer seiner Lieblingswünsche. Der Freiherr Friedr. v. Dalberg, damals Domherr zu Worms und Speier, forderte ihn nämlich auf, mit ihm nach Italien zu reisen. Den 6. Aug. 1788 trat Herder die Reise an, und den 9. Juli des folgenden Jahres kehrte er gestärkt und heiter wieder zurück. Seine zahlreichen Briefe*) an seine Gattin und Kinder beweisen, daß der Eindruck, den Italien durch seine schöne Natur und seine trefflichen Kunstschätze auf seinen großen Geist machten, ein gewaltiger war. Er sagt daher auch wiederholt: „Italien ist mir die größte Bildungsschule gewesen. Jeder gebildete oder sich selbst bildende Mann, der mit den nötigen Kenntnissen in der Geschichte, Litteratur und Sprache des Landes ausgerüstet ist, wird hier eine hohe Schule finden, und seine Urteile nach einem großen Maßstabe berichtigen lernen."

Während Herder noch in Rom war, erhielt er ganz unvermutet einen höchst ehrenvollen Ruf nach Göttingen als Professor

*) Im Auszuge abgedr. im 2. Bde. der „Erinnerungen a. d. Leben Herders von seiner Gattin". Vollst. herausgeg. v. Düntzer u. F. G. v. Herder. Gießen, 1859.

der Theologie und Universitätsprediger. Obwohl sein innerer Genius ihn dorthin zog, so lehnte er mit Rücksicht auf das ihm in Weimar so vielfach erwiesene Wohlwollen diesen Ruf doch nach seiner Rückkehr ab. Als Anerkennung für diesen erwünschten Entschluß wurde Herder sofort zum Vizepräsidenten des Oberkonsistoriums ernannt und dadurch wenigstens von vielen lästigen Arbeiten befreit. 1801 wurde er Präsident und konnte nun seinen Vorschlägen zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens mehr Nachdruck geben als früher. So wurde unter seiner Leitung das Gymnasium umgestaltet, ein Schullehrerseminar gegründet und die Einrichtung des Waisenhauses verbessert. Auf diese Weise, so wie durch Hebung und Förderung des Lehrstandes und durch Herausgabe zweckmäßiger Lehrbücher beurkundete Herder seine Einsicht in das Unterrichtswesen und seinen rastlosen Eifer für eine verbesserte Erziehung aller Stände des Volkes.

Um einen seiner Söhne, der Landwirtschaft studiert hatte, und in Franken auf einem großen Gute Ökonomie-Verwalter war, gegen Verluste zu schützen, welche ihm beim Kaufe eines adeligen Gutes sehr leicht erwachsen konnten, ließ er für diesen um die adeligen Freiheiten und Privilegien ansuchen. Der Kurfürst kam seinem Wunsche mit edler Bereitwilligkeit entgegen und machte ihm selbst (1801) ein Geschenk mit dem bayerschen Adel.

Herders Gesundheitszustand war in dieser Zeit nicht sonderlich, sein Gesicht namentlich so geschwächt, daß er oft am Arbeiten verhindert wurde. Die beiden letzten Badereisen in den J. 1802 u. 3 nach Aachen und Eger bewirkten zwar teilweise Erleichterung, konnten jedoch seine Leiden nicht heben. An Tagen, wo er sich wohler fühlte, arbeitete er unverdrossen teils am Cid, teils an der Zeitschrift „Adrastea“. Im Herbste des J. 1803 wurde seine Krankheit bedenklich; wiederholte Nervenschläge machten endlich alle angewandten Mittel unwirksam. Mit dem sehnlichen Verlangen nach fleißigem Arbeiten verschied er sanft am 18. Dez. 1803 im noch nicht vollendeten 60. Lebensjahre.

Seine letzte, Ende Oktober für die Adrastea geschriebene Arbeit schließt mit den bedeutungsvollen Worten:

„In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeistert Aug' umher, erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht und schweigt.“

Sein Grabdenkmal trägt die eben so treffende als bündige Aufschrift:

„Licht — Liebe — Leben“.

II.

7. Herders Charakter war im ganzen sanft und mild; doch konnte er erglühen und stürmen, wo es galt, Wahrheit und Recht mit Eifer zu verfechten: denn in ihm wohnte, bei aller Güte des Herzens und aller Zartheit der Empfindung, ein strenger Sinn für Gerechtigkeit und ein männliches Ehrgefühl, weshalb er auch oft zu sagen pflegte: „Ehre in Brust und That macht den Mann; Ehre ist des Mannes Kraft und Leben." Seine Seele war in allen Dingen rein und keusch. Er haßte jede unnötige Verschwendung und hatte keine Liebhaberei: selbst Bücher kaufte er nur dann, wenn er sie brauchte, und stellte sie niemals zur Schau auf. Geist und Genie achtete er überall hoch, aber höher noch Gesinnung, That und Sittlichkeit. Gern ergoß er sich in freundschaftliche Gespräche mit Freunden und Vertrauten; doch am schönsten und freiesten offenbarte sich sein edles Herz im Kreise seiner Familie. — Seine Seele lebte übrigens fortwährend in einem höheren Reiche des Guten, und sein eifrigstes Bestreben war, reine Menschlichkeit (Humanität) zu befördern.

8. Was Herder als Dichter geleistet hat, haben wir einigermaßen aus den besprochenen Erzeugnissen ersehen. Am höchsten steht er da in den Nachdichtungen und Übersetzungen der Volksgesänge. Wie keiner vor und nach ihm, besaß er die Fähigkeit, sich mit Sinn und Sprache ganz und gar an fremde Gedanken und Empfindungen anzuschmiegen, den eigenen Geist gleichsam in den fremden zu ergießen und aufgehen zu lassen. Die Volkspoesie ist durch ihn zu Ehren gekommen. Treffend sagt daher Goethe von ihm:

Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn entsprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.
Die ältesten, die neu'sten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen.

Nicht so große Vorzüge besitzen diejenigen Dichtungen, welche ganz Herders Eigentum genannt werden können. Er schlug in denselben die lyrisch-didaktische Richtung ein und wurde nicht selten darin trocken und nüchtern, in den christlichen Hymnen und Kirchenliedern vollkommen künstlich. Dennoch muß Herder zu den größten Männern des 18. Jahrh. gezählt werden. Nicht bloß die Poesie verdankt ihm wesentliche Förderung, sondern auch die historische, philosophische und theologische Wissenschaft; auf verschiedenen Gebieten hat er neue Bahnen mit Erfolg eingeschlagen. Es lohnt sich noch heute, seine Schriften mit Aufmerksamkeit zu lesen.

Litteratur.

A. Herders Werke.

Herders sämtl. Wke. Herausgeg. v. Joh. Georg Müller. Tübingen, 1805 bis 1820. 45 Bde. 168,50 M. Taschenausgabe. Stuttg., 1827—30. 60 Bde. 55 M. Neue Ausgabe. 1852—54. 40 Bde. 42 M.

Ausgewählte Wke. in Einem Bande. Mit Bildnis des Verfassers in Stahlst. u. e. Facs. Stuttg., 1844. 24 M.
Der Cid. Neue Ausgabe. Stuttg., 1861. 2,25 M.
Julian Schmidt u. Karoline Michaëlis, Herders Cid. Mit Einleitung u. Anmerk. Lpzg., 1868. 1,20 M.
Düntzer u. F. G. v. Herder, Aus Herders Nachlaß. Ungedruckte Briefe v. Herder u. dessen Gattin, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi u. andern bedeutenden Zeitgenossen. Frankf., 1856 u. 57. 3 Bde. 18 M.
— —, Herders Reise nach Italien. Herders Briefw. m. s. Gattin, vom Aug. 1788 bis Juli 1789. Gießen, 1859. 6 M.
B. Suphan, Herders sämtl. Wke. Berlin, 1877. (Im Erscheinen.)

B. Schriften über Herder und seine Werke.

Danz u. Gruber, Charakteristik Joh. Gottfr. von Herders. Lpzg., 1805. 5,50 M.
Maria Caroline von Herder, Erinnerungen aus d. Leben J. G. von Herders. Herausgeg. durch Joh. G. Müller. 2 Tle. Tüb., 1820. 15 M. Taschenausg. 6 M.
Diese „Erinnerungen“ sind vollst. auch in der Ausg. v. Herders sämtl. Wkn. in 40 Bden. enthalten.
Döring, J. G. Herders Leben. Aus teils gedruckten, teils ungedr. Nachrichten, nebst gedrängter Übersicht s. Werke. Mit Herders Portrait, einem Facs. u. einer Abbild. s. Denkmals in d. Stadtkirche zu Weimar. Weimar, 1823. 5,25 M.
Emil Gottfr. v. Herder, J. G. v. Herders Lebensbild. Sein chronolog. geordneter Briefw., verbunden mit d. hierher gehörigen Mitteilungen aus s. ungedruckten Nachlasse, u. mit d. nötigen Belegen aus s. u. s. Zeitgenossen Schriften. 3 Bde. in 6 Abteilgn. Mit d. Bildnissen Herders u. s. Frau. Erlangen, 1846. 25,50 M. Reicht bis Ende April 1771.
Ferdinand Schmidt, Herder als Knabe u. Jüngling. Für alt u. jung erzählt. Mit 3 Holzschn. Berlin. 1 M. Ein Buch f. d. gereiftere Jugend.
Mönnich, Herders Cid u. die span. Cidromanzen. Tüb., 1854. 1,50 M.
Eduard Niemeyer, Über Herders Cid. Monographie zur Würdigung u. Erläuterung des Gedichts. Crefeld, 1857. 1 M.
Düntzer, Herders Cid. Erläutert. Lpzg., Wartig. 1 M.
—, Herders Legenden. Erläutert. Ebend. 1 M.
Köhler, Herders Cid u. seine französ. Quelle. Lpzg., 1867. 1,20 M.
A. S. Voegelin, Herders Cid, die französische und die spanische Quelle. Heilbronn, 1879. 8 M.
R. Haym, Herder nach seinem Leben u. seinen Werken. Berlin, 1877. 2 Bde.
B. Suphan, Goethe u. Herder v. 1789—95. Preuß. Jahrb. 1879 Hft. 1. 2.

XXXVIII. Archenholtz.

Der Tod des Dichters Ewald von Kleist.

Archenholtz, Geschichte d. siebenjährigen Krieges in Deutschland. Berlin, 1788. I. 267. 1793. I. 398. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 53. — Lüben, Auswahl. II. 40.

1. Geschichtliche Vorbemerkung.

Die Kriegsereignisse des J. 1759 beschränkten sich preußischerseits bis in den Sommer hinein meistens nur auf ein Hin- und

Herziehen der Truppen, wobei des Königs Augenmerk besonders darauf gerichtet war, die Vereinigung der Russen unter Soltikow mit den Österreichern unter Laudon zu verhindern. Da wurde der kühne General Wedel, der von Friedrich kommandiert worden war, die feindlichen Armeeen auseinander zu halten, bei Kay unweit Züllichau geschlagen, und die so sehr gefürchtete Vereinigung der beiden furchtbarsten Feinde des Königs war nun nicht mehr zu verhindern. Eine Schlacht war unvermeidlich. Am 12. Aug. wagte es Friedrich, vertrauend auf sein Glück, seine Soldaten und sein Genie, das russisch-österreichische Heer in seiner festen Stellung bei Kunersdorf unweit Frankfurt a. d. O. anzugreifen. Den ganzen Tag wurde von beiden Seiten ohne Erfolg gestritten; als aber der König, trotz alles Einredens der erfahrensten Feldherren, die von des Tages Anstrengung ermüdeten Krieger immer und immer wieder gegen die frischen feindlichen Reihen führte, da konnten die Ermatteten dem Andrange der überlegenen Scharen nicht länger widerstehen: die Glieder lösten sich auf, und die Verwirrung endete mit allgemeiner Flucht, bei welcher der König selbst beinahe in die Hände der Feinde geraten wäre.

2. Erläuterungen.

1. Abschn. „Kriegsdämon", eine Personifikation des Krieges, den sich der Verfasser als einen bösen Geist denkt.

2. „Die deutsche gelehrte Republik", die Gesamtheit der damals lebenden Dichter und Gelehrten. Anspielung auf Klopstocks „Gelehrten-Republik". Vergl. Bd. I. 497.

„Libysche Wüste" heißt der im Osten der Oase von Fezzan gegen Ägypten hin gelegene Teil der Sahărā.

„Akademische Lehrer". Frankfurt hatte damals noch eine Universität.

„Die deutschen Musen", Schutzgöttinnen der Dichtkunst in Deutschland, ein aus der griechischen Mythologie herbeigezogener schönrednerischer Ausdruck.

3. Form der Darstellung.

Kleists Tod ist ein Bruchstück aus der „Geschichte des siebenjährigen Krieges", das sich, wie das ganze Werk, durch einen prunklosen, aber gefälligen und klaren Stil, eine lebendige und Teilnahme erweckende Darstellung und durch einfache und reine Sprache auszeichnet. Zur lebhafteren und anschaulicheren Darstellung der Handlung bedient sich der Verfasser mit gutem Erfolge der Redeweise der Gegenwart (Abschn. 2, Satz 3—5). Hölty gedenkt des Kleistschen Heldentodes in seiner Idylle „Das Feuer im Walde". Vgl. Leseb. IV. 160. Lüben, Auswahl II. 45.

Leben und Charakteristik Archenholtzs.

Johann Wilhelm von Archenholtz wurde am 3. Sept. 1745 zu Langfuhr, einer Vorstadt von Danzig, geboren. Nach einer mangelhaften Erziehung trat er in das Kadettenhaus in Berlin ein. Noch nicht 14 Jahre alt, mußte er mit 39 andern Kameraden im Dezember 1758 dem Rufe des Königs nach Breslau ins Hauptquartier folgen, und wurde dort dem ruhmreichen Regiment Forcade zugeteilt. Er machte die Feldzüge bis 1762 mit. Friedrich der Große wurde aber, obgleich er ihn 1760 zum Offizier befördert hatte, gegen ihn als einen leidenschaftlichen Spieler eingenommen, entzog ihm seine Achtung, und entließ ihn nach Beendigung des Krieges aus seinen Diensten als Hauptmann, wie es hieß, seiner Blessuren wegen. — Archenholtz, welcher dagegen immer mit enthusiastischer Liebe und Verehrung an dem großen Könige hing und seit dieser Zeit keine Karte mehr angerührt haben soll, folgte jetzt seinem Durste nach Kenntnissen und seiner großen Begierde zu reisen, und sah in einer Zeit von 16 Jahren alle Provinzen Deutschlands, die Schweiz, England, Holland, die österreichischen Niederlande, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen und Polen, und war mehrmals in jedem dieser Länder, in England aber den größten Teil von 1769—79 und in Italien 1775, 79 u. 80. Hier brach er bei einem Fall vom Pferde das Bein, wurde schlecht geheilt und blieb hinkend. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland lebte er eine Zeitlang in Dresden, wo er 1788 sein berühmtestes Werk, die „Geschichte des siebenjährigen Krieges“, schrieb. Von Dresden, wo er sich verheiratet hatte, ging er 1790 nach Berlin und 1791 nach Paris, wo ihm mancherlei Spekulationen gelangen, ließ sich dann in Hamburg nieder und kaufte das in der Nähe dieser Stadt gelegene holsteinische Gut Oyendorf, wo er am 28. Febr. 1826 starb.

Archenholtz gehört als Geschichtsschreiber und Reisebeschreiber zu den beliebtesten Schriftstellern unseres Volks. Er strebte nach volkstümlicher Darstellung und hat diese namentlich in der zweiten, für Leser aller Volksklassen bestimmten Ausgabe seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ (Berlin, 1793) in höchst anerkennenswerter Weise erreicht. Das Buch ist seiner Zeit von Hohen und Niedern viel gelesen worden und noch 1860 in neuer Auflage erschienen.

Litteratur.

Archenholtzs Schriften.

England u. Italien. 5 Tle. Lpz., 1787.

Annalen der britischen Geschichte. 20 Bde. Mannheim, Hamb. u. Tübng., 1780—1800. 90 Mk.

Geschichte des siebenjährigen Krieges. Berlin, 1788, 1793. 2 Bde. — 6. Aufl. Mit Lebensabriß des Verfassers von Potthast. 1860. 4,50 M.

Die Engländer in Indien, nach Orme. 3 Bde. Lpzg., 1786, 1788.
Kleine historische Schriften. 2 Bde. Berlin, 1791, 1803.
Geschichte Gustavs Wasa, Königs von Schweden. 2 Bde. Tüb., 1801.
Miscellen zur Geschichte des Tages. 2 Bde. Hamburg, 1795.
Litteratur- u. Völkerkunde. Ein periodisches Werk. Dessau u. Lpzg., 1782—91.
Minerva. Ein Journal historischen u. politischen Inhalts. 4 Jahrgänge. Berlin u. Hamburg, 1792—95. Fortsetzung 1796—1811. Nachher v. Bran fortgesetzt u. noch immer ein gelesenes Blatt.
Geschichte der Königin Elisabeth von England, im historischen Kalender für Damen auf das Jahr 1790. Lpzg., 1789.

XXXIX. Pestalozzi.

Lienhard und Gertrud.

1. Kapitel.

Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind unglücklich macht.

Pestalozzis sämtl. Schriften. Stuttg. 1819. I. 3—8. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 54. — Lüben, Auswahl. II. 41.

1. Erläuterungen.

1. **Abschn.** „Lienhard", in der Schweiz gebräuchlich für Leonhardt.

„Ansitzt", festsitzt.

„Abgefeimte Bursche" sind solche, die auf listige Weise die Fehler und Schwächen anderer zu ihrem eigenen Vorteil auszubeuten verstehen. Faum oder Feim bezeichnet im Oberdeutschen den Schaum, der von etwas, z. B. dem Honig, der Glasmasse, abgeschöpft wird. Abfeimen heißt also eigentlich abschäumen, um zu klären, läutern, reinigen, raffinieren; abgefeimt, in ironischer Weise wie hier, aber schlau, durchtrieben, schlau in dem Aussuchen und in der Ausbeutung von losen Streichen, vulg. ein Schlauberger sein.

„Daraus leben", davon leben.

2. „Verschupft", hin- und hergestoßen, verstoßen. Ein nur auf Lebenszeit verliehenes Lehen, aus dessen Besitz die Erben des Lehnsmanns entfernt werden können, heißt im Oberdeutschen Schupflehen.

3. „Bühne" heißt im Oberdeutschen der oberste Boden unter dem Dache.

17. „Liseli" = Elisabeth; „Anneli" = Anna.

18. „Er weinte lautes Entsetzen", in seinem Weinen drückte sich das Entsetzen über seinen gesunkenen sittlichen Zustand aus.

2. Inhaltsangabe.

Der Maurer Lienhard, ein Vater von 7 Kindern, ist durch Verführung ein Säufer und Spieler geworden, jedoch noch nicht so tief gesunken, daß er seine Sünden nicht fühlte. Seine treffliche Frau Gertrud, in Sorge und Angst über die schrecklichen Folgen der Laster ihres Mannes, sitzt eines Abends, während ihr Mann wieder im Wirtshaus ist, inmitten ihrer Kinder und beweint ihr Unglück, ohne zu bemerken, daß ihr Mann wieder eingetreten ist. Dieser erschrickt über den jammervollen Anblick, errät schauernd die Ursache, und nachdem Gertrud die Kinder entfernt, hüllt er weinend sein Antlitz in ihren Schoß. Gertrud wendet sich im Gebet zu Gott und versucht es dann, dem Bereuenden Mut zur Besserung einzureden. Sie erinnert ihn an Gott, beteuert, daß es ihr leid thue, ihm ihren Kummer gezeigt zu haben, und daß sie gern um seinet- und der Kinder willen bis Mitternacht arbeiten wolle, verhehlt ihm aber nicht ihre Sorge um ihre eigne und ihrer Lieben Zukunft, bei deren Betrachtung sie in Thränen ausbricht. Lienhard gesteht schluchzend, daß er noch elender sei, als sie wisse, und Gertrud bittet, ihr alles zu gestehen, damit sie raten und helfen könne.

3. Gliederung.

I. Bekanntmachung mit den Personen der Erzählung (Abschn. 1—3).
   A. Charakteristik Lienhards. (1.)
   B. Charakteristik Gertruds. (2. 3.)
II. Die Erzählung selbst. (4—19.)
   A. Gertruds Jammer inmitten ihrer Kinder. (4. 5.)
   B. Lienhards Eintritt. (6—12.)
   C. Lienhards Reue und Gertruds Tröstungen. (13—19.)

4. Behaltenswerte Gedanken.

1. Meide schlechte Gesellschaft.
2. Durch Trunk- und Spielsucht macht der Mensch sich und die Seinen unglücklich.
3. Gott läßt es nie an Veranstaltungen fehlen, den Sünder zum Bewußtsein seiner Schuld zu bringen.
4. Wahrhafte Liebe erträgt alles mit Geduld.
5. Schonende Milde vermag eher den Sünder zu bessern, als strafende Gewalt.

5. Kurze Charakteristik der Personen.

1. In Lienhard sehen wir den von Natur gutherzigen, aber leichtsinnig der Verführung sich hingebenden, schlichten Handwerker. Sein Laster und die schrecklichen Folgen desselben er-

kennend, besitzt er doch nicht Charakterstärke genug, um den Weg des Verderbens zu verlassen. Erst am Schluß unserer Erzählung ahnen wir, daß die Liebe zu seiner trefflichen Frau und zu seinen Kindern ihn retten wird.

2. Wie erhaben aber steht Gertrud neben ihrem Manne da! Sie, das schwache Weib, ist die eigentliche Stütze der unglücklichen Familie. Sie arbeitet freudig bis in die Nacht hinein für ihren Mann und ihre Kinder, die sie beide unaussprechlich liebt. Nie läßt sie ihrem Manne ihren Kummer sehen, und erst, als er ohne ihr Dazuthun Zeuge ihres Schmerzes wird, öffnet sie ihm die Tiefen ihres Unglücks. Aber mit welcher schonenden Milde! Kein Wort des Vorwurfs kommt über ihre Lippen. Sie weiß, daß es ihrem Manne nur an Charakterstärke fehlt, und darum sucht sie ihm Mut zur Besserung einzuflößen. Sie kennt seine Liebe zu ihren Kindern, und darum wendet sie sich an das Vaterherz, das in Kummer vergehen würde, wenn es durch eigene Schuld die Kinder unglücklich gemacht sähe. Deren Liebe und Achtung dem Vater zu erhalten, verbirgt sie ihnen die Ursache ihres Kummers und entfernt sie, ehe sie mit dem Vater redet. Lauter Züge einer musterhaften Gattin und Mutter.

6. Form der Darstellung.

Unser Lesestück bildet das 1. Kapitel einer Erzählung für das Volk, durch welche der Verfasser auf anschauliche Weise seine Ideeen über Volksbildung darzulegen suchte. Dies gelang ihm vortrefflich; denn die Erzählung ist spannend, bewegt sich stets in volkstümlichen Kreisen, schließt sich der Anschauungsweise des Volkes genau an, und weiß in den einfachsten Thatsachen die tiefsten Wahrheiten plastisch darzustellen. Die Sprache ist bei vielen gewählten, oft hoch poetischen Ausdrücken doch einfach und klar, der Ausdruck kurz und bestimmt, namentlich zu Anfange des Kapitels. Die den Lauf der Erzählung unterbrechenden kurzen Betrachtungen (Abschn. 6 u. 8) wirken nicht störend, sind vielmehr geeignet, unser Gemüt noch reiner und höher zu stimmen.

Über die Entstehung des Buches siehe weiter unten.

Leben und Charakteristik Pestalozzis.

I.

1. Johann Heinrich Pestalozzi wurde am 12. Jan. 1746 in Zürich geboren. Er verlor schon in seinem 6. Jahre seinen Vater, der Wund- und Augenarzt war, und aus einer angesehenen florentinischen Familie abstammte, die zur Zeit der Reformation des Glaubens wegen auswandern mußte. „Ich wuchs," sagt er in seinem „Schwanengesange", „an der Hand der besten

Mutter als ein Weiber- und Mutterkind auf und kam jahraus jahrein nie hinter dem Ofen hervor. Ich sah die Welt nur in der Beschränkung der Wohnstube meiner Mutter und in der eben so großen Beschränkung meines Schulstubenlebens; das wirkliche Menschenleben war mir beinahe so fremd, als wenn ich nicht in der Welt lebte, in der ich wohnte.“ Von seinem 9. Jahre an wohnte er alljährlich einige Monate bei seinem Großvater mütterlicherseits, dem Landgeistlichen Hotze, der sich durch einfache, altväterliche Sitte, sowie durch Frömmigkeit auszeichnete. Durch ihn gelangte er zu der Überzeugung, daß es bei der Bildung zur lebendigen Gottesfurcht vorzüglich darauf ankomme, daß das Kind den wirklichen Christen sehe und höre. Weil er von Natur unbehilflich und unpraktisch war und seine Aufmerksamkeit stets nur auf einen bestimmten Gegenstand richtete, so war die nächste Folge davon, daß er in der Schule nur einseitige Fortschritte machte und z. B. keine Seite ohne Kleckse und keine Zeile ohne orthographische Fehler schreiben, seine Bücher weder reinlich, noch überhaupt in der gehörigen Ordnung halten konnte; dafür aber faßte er den Geist der Sprache besser auf, als alle seine Mitschüler, und übersetzte in seinem 17. Jahre schon Demosthenes' Reden besser, als sein Professor.

2. Im 18. Jahre trat er in das Züricher Collegium humanitatis, ein Mittelding zwischen Gymnasium und Universität, ein, um sich auf den geistlichen Stand vorzubereiten. Seine religiösen Ansichten und das Mißlingen der ersten Predigt brachten ihn jedoch von diesem Plane ab. Er widmete sich nun dem Studium der Rechte, da er hoffte, hierdurch eine Laufbahn zu erlangen, die ihm einen wirksamen Einfluß auf den bürgerlichen Zustand seiner Heimat möglich machte. Die Mißstände der Ungerechtigkeiten in der Verwaltung seines Vaterlandes erregten seinen Zorn. Im Verein mit seinen Freunden Bluntschli und Chr. H. Müller (derselbe, der später die „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. u. 14. Jahrhundert“ herausgab) verfaßte er eine Schrift, in welcher die Ungerechtigkeiten der Regierung von Zürich gerügt wurden. Diese wurde als „aufrührerisch“ vor dem Rathause der Stadt durch den Henker verbrannt, und die entdeckten Urheber traf ein Mißfallen der Regierung, welches Pestalozzi zugleich jede Aussicht auf Beförderung im Staatsdienste abschnitt. Nun beschloß er, sich der Landwirtschaft zu widmen, da er hoffte, in solcher Stellung nebenbei auch auf die Bildung und Verbesserung des Volkes wirken zu können. Er brachte zu diesem Zwecke ein Jahr bei Tschiffelin zu, einem berühmten Landwirte in Kirchberg im Berner Emmenthale.

3. Als er 21 Jahre alt war, nahm er den kleinen Rest seines väterlichen Erbes, verband sich mit einem Züricher Kaufmannshause, und kaufte im jetzigen Kanton Aargau in der Nähe

von Lenzburg zu geringem Preise an 100 Morgen dürres, zur Schafweide benutztes Heideland, baute ein Haus darauf und nannte das Ganze „Neuhof". Am 30. Sept. 1769 verheiratete er sich mit der Schwester eines seiner reichen Freunde, mit Anna Schultheß aus Zürich.

Aber nicht lange lächelte ihm das Glück; denn schon 1774 mußte er die Landwirtschaft größtenteils aufgeben, da die Krapppflanzung, die er angelegt, nicht gedieh, und das mit ihm verbundene Handelshaus deshalb sein Kapital zurückzog. In dieser Lage stieg der Gedanke in ihm auf, eine Armenschule auf Subskription zu gründen, teils um seine eigene Lage dadurch zu verbessern, teils um der Armut nützlich zu werden, wie er längst gewünscht. Seine Freunde waren von dem Plane überrascht und versprachen sich kein Heil davon. Pestalozzi ließ sich aber nicht abhalten, nahm nach und nach über 50 Bettelkinder in sein Haus, war ihnen zugleich Vater und Mutter, Knecht und Magd, ihr Kleiderflicker und Lehrer, und gründete so eine Schule, die zugleich Landwirtschafts- und Industrieschule und hiermit eine Armen-Erziehungs-Anstalt im eigentlichsten Sinne des Wortes war. Und hier war es, wo Pestalozzi zum erstenmale zeigte, wie man aus ganz verwahrlosten Armen- und Vagabundenkindern nicht nur bildungsfähige, sondern auch, was unendlich mehr ist, nach Bildung strebende Menschen machen könne. „Ich lebte," sagte er, „mit den armen Kindern wie ein Bettler, um sie wie Menschen leben zu machen."

Die Verbindung der Erziehungsanstalt mit seiner Landwirtschaft und Baumwollenspinnerei machte ein zahlreiches Personal zur Beihilfe nötig, deren Besoldung mehr erforderte, als gewonnen wurde. Hierzu kam noch, daß es Pestalozzi an der nötigen Einsicht des ganzen Betriebs fehlte. So trat denn bald drückender Mangel ein, und die Armenanstalt mußte 1780 aufhören. Unter diesen Verhältnissen lernte aber Pestalozzi die Notstände der Armen und die Quelle ihres Elends besser kennen als ein Glücklicher. Verachtet und vergessen konnte er in Beziehung auf die Zeit von sich selbst sagen: „Mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quelle des Elends zu verstopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah; und meine Kraft stärkte sich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck."

Pestalozzi mußte sein Gut verpachten. Die Muße, welche ihm daraus in seiner Einsamkeit erwuchs, benutzte er zur Darstellung seiner Ansichten über Volkserziehung und Menschenbildung; es entstand ein Aufsatz mit der Überschrift: „Abendstunden eines Einsiedlers", den er 1780 in Iselins Ephemeriden

(Maiheft S. 513—43) veröffentlichte. Es sind kurze, jedoch in fortlaufendem Zusammenhange stehende Sätze, die man als Programm und Schlüssel seines pädagogischen Wirkens ansehen kann. Mancher derselben erinnert an Rousseau. Wie dieser, will er auch nicht Schall und Worte, sondern Kenntnis wirklicher Gegenstände und Anwendung und Ausübung dieser Kenntnis als Grundlage der Bildung; das Naheliegende soll vor allen Dingen dazu verwandt werden. Aber während Rousseau das Kind durch weitläufige Naturstudien zum Denken an Gott befähigen wollte und von der frommen Haussitte und Elternliebe, so wie von dem Vatersinn der Obrigkeit und daher auch von Treue und Gehorsam keinen Begriff hatte, bekennt Pestalozzi dagegen als höchstes Ziel der Erziehung den Glauben an Gott, der die Quelle der Ruhe und Ordnung, der Weisheit und des Segens ist, an einen Gott Vater, der alle Verhältnisse des Lebens befestigt und heiligt. Das ist der Unterschied in den Ansichten beider Männer.

So gehaltreich diese kleine Schrift war, so blieb sie doch unbeachtet; erst die gegenwärtige Pädagogik hat ihre große Bedeutung erkannt und gewürdigt. Darum dachte wohl Pestalozzi auch nicht daran, sich durch schriftstellerische Arbeiten sein Schicksal erleichtern zu wollen. Einer seiner Freunde, der nicht in der Lage war, selbst helfen zu können, wandte sich für ihn an Lavater, erhielt aber von diesem sonst so menschenfreundlichen Geistlichen die Antwort: „Was kann man für solchen Menschen thun; auch nicht zum Abschreiben taugt er!“ Letzteres war allerdings richtig, da Pestalozzi nicht nur sehr unleserlich, sondern auch auffallend unorthographisch schrieb, fast in jeder Zeile grobe Fehler machte. Pestalozzi selbst wandte sich an den Buchhändler Füßli. Dieser beriet sich darüber mit seinem Bruder, einem berühmten Maler, und klagte ihm, daß er durchaus keine Mittel kenne, Pestalozzi aus seiner Lage zu helfen. Während dieses Gespräches nahm der Bruder eine auf dem Tische liegende Posse „Über die Umgestaltung der krummen, staubigen, ungekämmten Thorwächter Zürichs in gerade, gekämmte und geputzte“ in die Hand, in der Pestalozzi sich über den Modegeist des Militärprunkes lustig machte. Er las den Aufsatz mit Aufmerksamkeit durch, erkannte, daß Pestalozzi sich durch Schriftstellerei selbst helfen könne, und forderte seinen Bruder auf, ihn dazu zu ermuntern. Das that Füßli. Pestalozzi erschien der Antrag wie ein Traum; er hielt sich für ganz unfähig zum Schriftsteller, da er seit Jahren den Büchern fremd geworden sei, und keine Zeile ohne Sprachfehler schreiben könne. In seiner Verlegenheit schrieb er zuerst einige Erzählungen nach der Art von Marmontel; dann kam er in das rechte Geleise und begann am Ende des J. 1780 „Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk“. Sein Landleben hatte ihn mit der Lebensweise und

den Sitten der Bauern bekannt gemacht. Es war darum nur nötig, seine Erfahrungen und Ideeen angemessen zusammenzufassen und zu Papier zu bringen. „Die Geschichte von Lienhard und Gertrud floß mir," sagt er, „aus der Feder, und entfaltete sich von selbst, ohne daß ich den geringsten Plan im Kopfe hatte, oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich wußte, wie ich dazu kam." Er zeigte seinen Versuch einem Freunde (Pfenniger), welcher denselben interessant fand, aber meinte, daß das Buch so nicht gedruckt werden könne; es müsse von jemandem umgearbeitet werden, der schriftstellerische Übung habe. Man übergab das Manuskript zu diesem Zwecke einem jungen Menschen. Seine verbessernde Hand gestaltete aber das reine Naturgemälde des wahren Bauernlebens in frömmelnde Kunstformen um und legte den Bauern im Wirtshause eine steife Schulmeistersprache in den Mund. Das war Pestalozzi unerträglich. Er reiste mit seinem Werke zu Iselin in Basel, auf den es einen außerordentlichen Eindruck machte. Er sprach geradezu aus: „Es hat in seiner Art noch keines seinesgleichen, und die Ansichten, die darin herrschen, sind dringendes Bedürfnis unserer Zeit." Die Sorge für die Verbesserung der Orthographie übernahm Iselin selbst. Der 1. Teil des Werkes erschien 1781 in Berlin und erweckte überall die lebhafteste Teilnahme. Herder sagte 1781 von dem Buche: „Lienhard und Gertrud ist als eins der besten Volksbücher in der deutschen Sprache anerkannt, und an innerer Kraft ist's vielleicht das erste." (Herders Wke., XXXVI. 298.)

Im J. 1782 schrieb Pestalozzi „Christoph und Else. Zweites Volksbuch", das als Kommentar zu „Lienhard und Gertrud" dienen sollte. Es blieb aber wirkungslos, da in ihm der Volkston nicht getroffen war, sondern an großer Breite und Zerflossenheit in der Form litt.

In demselben Jahre gab Pestalozzi „Ein Schweizer-Blatt" heraus, das wöchentlich in einem Bogen erschien. Die früheren Blätter geben vorzüglich in kurzen dramatischen Darstellungen „verschiedene Schilderungen des Lasters", die später wegblieben, da Iselin sie mißbilligte. Das Wertvollste in dieser Wochenschrift sind seine Aufsätze über Volkszustände und Volksbildung. In den trefflichen Artikeln über Volkserziehung stellt er als erste Forderung, daß man die Kinder nicht über den Stand und die Verhältnisse erziehe. Er schließt also: „Die Knaben in unsern Schulen bekommen große Begriffe von der Bestimmung des Menschen, von den Rechten des Bürgers, von der Liebe zum Vaterlande u. s. w. Was ist das alles im Bubenmund, und in unserm Zeitalter, und im Verderben des häuslichen Lebens! Lehr' deinen Knaben Vater und Mutter folgen, arbeiten, zu den Seinen

schauen, auf Gott hoffen und in Demut einherwandeln, so hast du den Bürger gebildet, der das thut, wovon unsere Knaben itzt sprechen, und den Weisen, der in Befolgung der wichtigsten Wahrheiten glücklich ist, und den Hausvater, der seine Kinder mit dem nährt und ruhig setzt, mit dem die Schwätzer unserer Tage ihren Kindern von allen fünf Sinnen nur die Ohren befriedigen." Im Mai 1783 erschien „Auf Kosten des Verfassers und in Kommission bei der Buchhandlung des Gelehrten" seine schon 1781 vollendete Schrift „Über Gesetzgebung und Kindermord", in der viel Treffliches über das häusliche Leben gesagt ist.

Eine in Leipzig verheiratete Schwester und eine mütterliche Verwandte in Frankfurt luden Pestalozzi zu einer Reise nach Deutschland ein; er führte sie 1792 aus. Die deutschen Musterschulen und Schullehrer-Seminarien, die er auf dieser Reise besuchte, befriedigten ihn wenig. Über den Eindruck, den Klopstock, Wieland, Jakobi und andere auf ihn machten, haben wir nichts erfahren; dagegen wissen wir, daß Goethe und Herder sich dieses schweizerischen Gegenstückes von Lavater ganz besonders freuten.

Der Ausbruch der französischen Revolution veranlaßte auch in der Schweiz große Bewegungen. Pestalozzi indes ließ sich von denselben nicht mit fortreißen, sondern bewahrte sich darin volle Klarheit und Geistesruhe. Er beschloß, sein in den Wirbel der Neuerungen hineingezogenes Vaterland zu warnen, wollte jedoch, um die Gärung leidenschaftlichen Parteieifers nicht zu schüren, nicht unmittelbar zum Volk sprechen, und wählte daher die Form der Bilder und Gleichnisse. Daraus entstand 1795 seine Schrift: „Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens", der er bei der 2. Auflage von 1803 den Titel „Fabeln" gab. Beide Titel passen wenig. Pestalozzi war nicht für die stille Naturbetrachtung und namentlich nicht für das beschauliche Belauschen der Tierwelt geeignet. Seine Bilder zeigen daher das Wesen und Thun der Menschen gar zu absichtlich und sind durchgängig zu lehrhaft.

Im Anfange der neunziger Jahre hatte Pestalozzi in Zürich Fichte und in Bern Herbart kennen gelernt, die beide später bemüht waren, Pestalozzis Gedanken über Erziehung auszubilden und zu verbreiten. Fichtes charaktervolle Derbheit und sein reformatorischer Thatendrang machten einen großen Eindruck auf Pestalozzi; er suchte seinen eigenen Gedanken das Gepräge der Fichteschen Lehre von der Bestimmung des Menschen und ein philosophisches Gepräge zu geben. Er betitelte diesen Versuch „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts" (1797). Die Darstellung in diesem Werke leidet an Härte und Geschraubtheit, welche das Verständnis

selbst erschweren. Das beste im Buche sind seine Erfahrungen und Ansichten über bürgerliche und sittliche Zustände seiner Zeit.

4. Die französische Revolution führte für die Schweiz wie für Pestalozzi eine neue Epoche herbei. Französische Revolutionsheere drangen in das Land ein, beseitigten alte bewährte Einrichtungen, gestalteten die ganze Schweiz zu einer ungeteilten Republik um und stellten 5 Direktoren an deren Spitze. Einer derselben, Legrand, war Pestalozzis Freund und stimmte in den Hauptgrundsätzen mit ihm überein. Pestalozzi schloß sich der neuen Republik an, erließ mehrere Schriften in dieser Richtung, drang aber namentlich in dem „Schweizer Volksblatt", welches er auf Veranlassung der Regierung herausgab, auf Rückkehr zur alten Ehrenhaftigkeit und Frömmigkeit. In der Überzeugung, daß dies Ziel nur durch Erziehung und Unterricht erreicht werden könne, erklärte er damals: „ich will Schulmeister werden!" Legrand war mit diesem Entschlusse zufrieden und suchte dessen Durchführung zu fördern. Schon sollte Pestalozzi in Aargau eine Erziehungsanstalt errichten, als ein Kriegsunglück dazwischen trat. Am 9. Sept. 1798 wurde bei einem Aufstande Stanz in Unterwalden von den Franzosen zerstört und der ganze Kanton verwüstet. In Folge dessen trieben sich eine Menge vater- und mutterloser Kinder verlassen und ohne Obdach umher. Legrand forderte Pestalozzi auf, nach Stanz zu gehen und sich der Verlassenen anzunehmen. Pestalozzi ging und errichtete im dortigen Ursulinerkloster eine Waisenanstalt. In kurzer Frist sammelten sich gegen 80 vier- bis zehnjährige Kinder um ihn, die nach jeder Beziehung hin verwahrlost, zum Teil mit Krätze und Grind behaftet und mit Ungeziefer beladen waren. Unter zehn von ihnen konnte kaum eins das ABC. Nur eine alte Haushälterin stand Pestalozzi zur Seite; er mußte daher den Kindern alles sein: Vater, Mutter, Lehrer, Hausknecht, Dienstmagd. Daneben hatte er noch mit der Ungunst des Publikums zu kämpfen, das in ihm ein Werkzeug der verhaßten Regierung erblickte, durch den Reformierten (Pestalozzi) auch die dort vorherrschende katholische Religion bedroht sah. Dennoch leistete Pestalozzi Wunderdinge. Nicht nur, daß die Kinder mit dem beginnenden Frühlinge körperlich erblühten, es entwickelte sich auch eine Lernbegierde in ihnen, daß sie auch noch nach Unterricht verlangten, während sie schon im Bette lagen. Die Verschiedenheit der Kinder in Alter und Bildung führte Pestalozzi auf den wechselseitigen Unterricht. Ein fähigeres Kind setzte sich zwischen zwei schwächere, umschlang sie mit seinen Armen und sprach ihnen vor, was es selbst erst unlängst gelernt hatte. Die Erfahrungen, welche Pestalozzi unter diesen Verhältnissen über Erziehung und Unterricht machte, waren sehr wichtig für ihn und haben die Entwickelung seiner Ansichten hierüber sehr gefördert. „Ich machte", sagte er,

„entschiedene Erfahrung über die Möglichkeit, den Volksunterricht auf psychologische Fundamente zu gründen, wirkliche Anschauungskenntnisse zu seinem Fundamente zu legen und der Leerheit seines oberflächlichen Wortgepränges die Larve abzuziehen.“

Pestalozzi wäre den Anstrengungen unterlegen, hätten ihn nicht am 8. Juni 1799 die Franzosen befreit, welche, von den Österreichern gedrängt, nach Stanz kamen und die Nebengebäude des Klosters in ein Militärspital verwandelten. Er entließ deshalb die Kinder zu den Ihrigen und ging, um sich zu erholen, auf den Gurnigel im Berner Oberlande. „Ich fand,“ schreibt Pestalozzi, „im Gurnigel Tage der Erholung. Ich hatte sie nötig; es ist ein Wunder, daß ich noch lebe. Ich vergesse diese Tage nicht, so lange ich lebe: sie retteten mich; aber ich konnte nicht leben ohne mein Werk.“ Von vielen ward aber Pestalozzi das notgedrungene Aufgeben der Anstalt in Stanz sehr verübelt. „Man sagte mir ins Gesicht,“ schreibt er, „es sei eine Thorheit, um deswillen, daß ein Mensch in seinen dreißiger Jahren etwas Vernünftiges geschrieben, ihm darum auch zuzutrauen, daß er in seinen fünfziger Jahren etwas Vernünftiges thun werde. Ich brüte über einen schönen Traum.“

5. Auf den Rat des Oberrichters Schnell ging Pestalozzi nach B u r g d o r f, der zweiten Stadt im Kanton Bern.

Durch wohlwollende Gönner erhielt er die Erlaubnis, hier in der untersten Lehrschule, in der sogenannten Lehrgottenschule, zu unterrichten. Aber auch hier stieß er auf Widerstand. Der Schulmeister glaubte, Pestalozzi wolle seine Stelle an sich reißen; andere erblickten Gefahr für den Heidelberger Katechismus; etliche raunten sich ins Ohr, Pestalozzi könne selber nicht schreiben, nicht rechnen und nicht einmal recht lesen. „Es ist an dem Gassengerede nicht immer alles unwahr,“ sagt Pestalozzi, „ich konnte wirklich weder recht schreiben, noch lesen, noch rechnen.“ Brustbeschwerden nötigten Pestalozzi, seine Lehrthätigkeit in Burgdorf noch vor Ablauf eines Jahres aufzugeben.

6. Unter Mithilfe der Regierung, die ihm das Schloß in Burgdorf zur Verfügung stellte, gründete er in Verbindung mit dem Lehrer K r ü s i aus Gaiß in Appenzell, zu dem bald sich T o b l e r aus Basel und B u ß aus Tübingen gesellten, ein E r z i e h u n g s i n s t i t u t, welchem ungesucht Zöglinge zuströmten, namentlich die Söhne helvetischer Beamten. Später traten N i e d e r e r, S c h m i d und R a m s a u e r in diesen Kreis ein. Alle hingen mit Liebe und Verehrung an Pestalozzi und bestrebten sich, in seinem Geiste zu arbeiten. Diese Zeit gehört daher zu den schönsten der Pestalozzischen Erziehungsbestrebungen.

In dieser Zeit arbeitete Pestalozzi an einer Schrift, welche mit den „Abendstunden“ und „Lienhard und Getrud“ zu seinen

bedeutendsten pädagogischen Arbeiten gehört, nämlich: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten“ (1801). Der Titel täuscht. Das Werk enthält auf keiner Seite eine „Anleitung für Mütter“, sondern giebt vielmehr Auskunft über die allmähliche Entstehung der Methode Pestalozzis und dessen Ansichten über Volkserziehung. Insbesondere kann diese Schrift als der erste Versuch, die Lehrfächer organisch zu entwickeln, gelten. Am eingehendsten erklärt sich Pestalozzi hier über den Anschauungsunterricht, durch welchen er der Reformator der neuern Schule geworden ist. Sein Verdienst dafür bezeichnet er ganz richtig, wenn er sagt: „Wenn ich zurücksehe und mich frage: was habe ich denn eigentlich für das Wesen des menschlichen Unterrichts geleistet? — so finde ich: ich habe den höchsten, obersten Grundsatz in der Anerkennung der Anschauung, als dem absoluten Fundament aller Erkenntnis, festgesetzt, und mit Beseitigung aller einzelnen Lehren das Wesen der Lehre selbst und die Urform aufzufinden gesucht, durch welche die Ausbildung unsers Geschlechts durch die Natur selber bestimmt werden muß.“ An einer andern Stelle sagt er: „Ich komme immer auf die Behauptung zurück, daß die Anschauung das absolute Fundament aller Erkenntnis sei, mit andern Worten, daß jede Erkenntnis von der Anschauung ausgehen und auf sie müsse zurückgeführt werden können. Die Elementarmittel der Erkenntnis sind ihm „Wort, Form und Zahl.“ Da Pestalozzi die Schulen seiner Zeit so gut wie gar nicht kannte, so ist es natürlich, daß sich manche seiner unerprobten Vorschläge später nicht bewährten, und jetzt von keinem Lehrer mehr wiederholt werden; aber dadurch wird sein Verdienst um den Unterricht nicht geschmälert.

Was in der Anleitung „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ nicht erfüllt wurde, sollte im „Buch der Mütter“ (1803) gegeben werden. Allein es ist ihm das ebenso wenig gelungen, als es überhaupt je gelingen kann, die Schule durch die Mütter überflüssig zu machen.

7. Im J. 1804 mußte Pestalozzi das Schloß Burgdorf der neuen Berner Regierung abtreten. Er übersiedelte sich nach München-Buchsee bei Hofwyl, übergab das Institut seinem Freunde von Fellenberg und gründete mit einigen Lehrern und Zöglingen, die er behalten hatte, eine neue Erziehungsanstalt in Iferten (Yverdun). 1805 wurden beide Anstalten vereinigt, da es unter Fellenbergs Leitung nicht recht gehen wollte.

In Iferten stand Pestalozzi auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes, hatte sowohl ein Knaben- wie Mädcheninstitut, Zöglinge aus allen europäischen, selbst aus außereuropäischen Ländern, während die meisten Regierungen Männer von Fach, einige Regierungen auch Damen hin schickten, die sich mit der Pestalozzischen Methode

genau bekannt machen und sie in ihrer Heimat einführen sollten. Je größer aber die Anstalt ward, desto größer und verschiedenartiger wurden auch die Forderungen der Eltern, und desto schwieriger die Aufgabe für die Lehrer, während Pestalozzi selbst immer älter und schwächer wurde und dem Ganzen um so weniger vorstehen konnte, da er überhaupt nicht zu regieren verstand, so daß er zuletzt, gebeugt von inneren Mißhelligkeiten, seine Anstalt gänzlich auflösen mußte. 1818 zog er sich nach Clindy bei Iferten zurück und gründete aus dem Erlös, den die Subskription auf seine sämtlichen Werke ergeben hatte, eine Armen-Anstalt. Aber auch diese mußte er im Jahre 1825 aufgeben. Und nun kehrte er, ein achtzigjähriger, tiefgebeugter Greis, nach seinem Neuhof zurück und schrieb daselbst seine „Lebensschicksale“ und seinen „Schwanengesang“. An der abermaligen Gründung einer Armenschule hinderte ihn der Tod. Nur wenige Tage war er krank; man brachte ihn nach Brugg, damit er dem Arzte näher wäre. Hier starb der Edle am 17. Febr. 1827, nachdem er kurz vor seinem Dahinscheiden die Worte gesprochen: „Ich vergebe meinen Feinden; mögen sie den Frieden finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe. Ich hätte gerne noch einen Monat gelebt für meine letzten Arbeiten, aber ich danke auch wieder der Vorsehung, die mich von diesem Erdenleben abruft. Und ihr, die Meinigen, bleibt still für euch, und sucht euer Glück im stillen, häuslichen Kreise.“

Seine irdische Hülle ruht nahe an dem Schulhause zu Birr, unweit des Neuhofs. Seit 1845 ziert ein würdiges Denkmal diese Seite des Hauses; schönere Denkmale aber sind ihm gesetzt in den mancherlei Anstalten, die man in allen Gauen Deutschlands in seinem Sinne und Geiste gründete.

II.

8. Pestalozzi begann seine Schriftsteller-Laufbahn mit „Lienhard und Gertrud“ in glänzendster Weise, wie wir bereits gezeigt haben, konnte sie aber nicht in gleicher Weise fortsetzen; denn obwohl es ihm nicht an Originalität fehlte, so mangelten ihm doch geradezu die zu solchem Berufe erforderlichen Kenntnisse. Die Orthographie, die er den „Puder auf dem Kopfe“ nannte, lernte er nie. Ebenso blieb sein Ausdruck unbeholfen, ungeachtet er seine Schriften sehr mühsam ausarbeitete und immer daran besserte. Keins seiner Werke hat eine sorgfältige Anlage und technische Durchführung, keine seiner Ideeen ist in logischer Folgerichtigkeit und mit einiger Vollständigkeit entwickelt und dargestellt. Daher enthält denn auch keine einzige seiner Schriften eine übersichtliche Darstellung und Zusammenfassung seiner Ansichten über Erziehung und Unterricht.

Aber in dem, was Pestalozzi als Schriftsteller geleistet hat, besteht auch sein Verdienst nicht; es ist vielmehr darin zu suchen, daß es ihm durch unbefangene, liebevolle Beobachtung der Kindesnatur gelang, die wahren Grundsätze für die Erziehung und den Elementarunterricht aufzufinden und durch unermüdliche Hingabe und Opfer jeder Art so weit zu verbreiten, daß dadurch sehr bald eine völlige Umgestaltung des ganzen deutschen Volksschulwesens herbeigeführt wurde. Seminardirektor W. Hennings, der vom Mai 1809 bis zum Sept. 1812 bei Pestalozzi in Iferten war, sagt (in Mörikofer) in dieser Beziehung: „Pestalozzi hat dem Schlendrian, dem toten Buchstabenwesen in den Schulen einen gewaltigen Stoß gegeben, er hat Geist und Leben in die Schulen gebracht, er hat gegen die Abgötterei gekämpft, welche mit dem in den Büchern niedergelegten Wissensschatz getrieben wurde; er hat den Lebenskeim, aus welchem der Baum des Unterrichts in seinen vielen Zweigen erwächst, enthüllt und der Welt dargelegt; er hat den Unterricht zwischen Abrichten und Unterrichten wieder klar ans Licht gestellt. Sein Andenken steht im Segen."

Lavater widmete ihm einst das Wort:

„Einziger, oft Mißkannter, doch hoch bewundert von vielen,
Schenke Gelingen Dir Gott und kröne Dein Alter mit Ruhe."

Der wesentliche Inhalt des Erziehungs- und Bildungsprinzips Pestalozzis ist (nach Diesterweg) folgender:

„Die Grundsätze der Erziehung sind nicht zu machen, sondern zu suchen; sie liegen in der Menschennatur.

In der Menschennatur liegt ein lebendiger Trieb zur Entwickelung; sie ist eine organische Natur, der Mensch ein organisches Wesen.

Die wahre Erziehung hat darum hauptsächlich Hindernisse aus dem Wege zu räumen; sie hat mehr negativ als positiv zu wirken.

Die positive Wirkung besteht in Erregung; die Wissenschaft der Erziehung ist Erregungs-Theorie.

Die Entwickelung des Menschen beginnt mit sinnlichen Empfindungen, durch sinnliche Eindrücke; ihr höchster Gipfel ist intellektuell die Vernünftigkeit, praktisch die Selbständigkeit.

Das Mittel zur Selbständigkeit und Selbstbestimmung ist die Selbstthätigkeit.

Die praktische Tüchtigkeit ist viel mehr von dem Besitz geistiger und leiblicher Kraft, als von Kenntnissen abhängig. Hauptaugenmerk in aller Erziehung (die den Unterricht einschließt) bleibt daher die Entwickelung der (formalen) Kraft.

Die Religiosität des Menschen ist weit weniger von dem Erlernen der Sprüche und des Katechismus, als von der Gemeinschaft des Kindes mit einer gottesfürchtigen Mutter und einem thatkräftigen Vater abhängig. Die religiöse, wie die ganze Erziehung

muß mit der Geburt des Kindes beginnen; sie liegt vorzugsweise in den Händen der Mutter.

Die Hauptgegenstände der (formalen) Kraftbildung sind „Form, Zahl und Sprache". Die „Idee der Elementarbildung" ist der Gedanke, auf dem in dem Kindesgemüt durch die häusliche Erziehung (Vater- und Mutterkraft und Geschwistersinn) gelegten Fundamente des Glaubens und der Liebe die Anschauungs-, die Sprach- und die Denkkraft durch die eben genannten universalen Bildungsmittel in einer, an die Entwickelungsgesetze der Natur sich anschließenden Methode zu entfalten."

Hieraus ergeben sich von selbst als Folgerungen:

„Die Wohnstube ist die wichtigste Erziehungsstätte, das „Buch der Mütter" das wichtigste Erziehungsbuch."

Aller Unterricht muß auf unmittelbare Anschauungen gegründet werden; der ganze erste Unterricht ist Anschauungsunterricht; der erste Unterricht in jedem Gegenstande ist nichts anderes, wenn er fruchtbaren, lebendigen, wahren Inhalt haben soll. Das Gegenteil ist der (leere und hohle) Wortunterricht. Erst die Sache, dann (wo möglich) das Bild, das Zeichen, das Wort.

Der erste Unterricht besteht in Vorzeigen und Nachzeigen, Vorsprechen und Nachsprechen. Nachher ist des Lehrers Hauptaugenmerk, den Schüler zur Selbstthätigkeit zu bestimmen, deshalb vorzugsweise die anregende, entwickelnde, heuristische Lehrmethode anzuwenden.

Nichts Unverständliches darf auswendig gelernt, das Auswendiggelernte aber muß dem Schüler zum schlechthin unverlierbaren Eigentum angeeignet werden. An der Art der mündlichen Darstellung hat man einen Maßstab für die Beurteilung der Klarheit und Fertigkeit der Anschauungen und der Erkenntnis des Schülers.

Als Hauptantriebe zum Rechten und Guten sind weder die Furcht, noch die Strafe, sondern das Wohlwollen und die Liebe anzuwenden.

Die übrigen Folgerungen von Pestalozzis Grundsätzen ergeben sich von selbst. Sollen sie in einen Ausdruck gebracht werden, so würde ich „Erziehung zur Selbstthätigkeit durch anschauliches Erkennen" Pestalozzis intellektuelles Bildungsprinzip nennen.

9. Man hat Pestalozzi den Vorwurf machen wollen, als sei er kein gläubiger Christ gewesen. Es kann zugegeben werden, daß er manches christliche Dogma, das auch von andern angezweifelt worden ist, auf sich beruhen ließ; aber wer sein thatenreiches, in höchster Uneigennützigkeit der Menschheit gewidmetes Leben auch nur oberflächlich kennt, der muß, wie der Klosterbruder in Lessings „Nathan" sprechen:

„Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein beſſ're Chriſt war nie!“

Pestalozzi hatte einen tiefern christlich-religiösen Grund als viele seiner Zeitgenossen, als viele von denen, die jetzt seinen Mangel an Glauben als die Quelle aller seiner Mißgriffe und Mißgeschicke hinstellen. Ein Mann, der in der Liebe zum Volke und in dem Streben für dessen Erziehung und Erhebung ganz aufgeht, der ihm Vermögen und Gesundheit zum Opfer bringt, darf sicher für einen treuen Nachfolger dessen gelten, der da sagte und es auch durch die That bewies: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“

Der rechtgläubige W. Hennings sagt (in Mörikofer): „Pestalozzi erschien mir groß und steht fort und fort groß vor mir: a) in seinem tieffühlenden, liebevollen Herzen, das alle Schwäche, alle Not, alles Elend, das er unter den Menschen wahrnahm, mit Schmerz empfand, den Ursachen nachforschte, und da er dieselben in der mangelhaften Erziehung der Jugend gefunden zu haben glaubte, nun Tag und Nacht darauf sann, wie das in Reinheit und Unschuld auf die Welt kommende Kind in seiner Reinheit und Unschuld erhalten werden könne, und was er gefunden, sogleich in der Erziehung armer Kinder ins Werk zu setzen suchte; — b) in der Kraft und Beharrlichkeit, mit welcher er seinen Ideeen lebte, keine Anstrengung, kein Opfer scheuend; — c) in seiner Geistesfreiheit und Frische, in welcher er alle Gedanken an Genuß und Erwerb stets fern von sich hielt. Er ließ sich nicht einmal Zeit zum Schlafen; in seiner Stube war nur ein Kamin, kein Ofen, und außer Bett, Tisch und zwei Stühlen kein Möbel; auf dem Tisch außer Papier, Tinte, Feder, kein Buch. Er war eine durchaus edle Natur, ein großes Gemüt, ein von keinen Formen beengter freier Mann — das Gegenteil aller Philisterei.“

Litteratur.

A. Pestalozzis Schriften.

Sämtl. Schriften. 15 Bde. 8. Stuttg., 1819—26. 26 M.
Es fehlen in dieser Ausgabe manche wertvolle Arbeiten.

Pestalozzis sämtl. Wke. Gesichtet, vervollst. u. mit erläut. Einleitungen versehen v. L. W. Seyffarth. Brandbrg., 1869. Diese Ausgabe befriedigt ein lange gefühltes Bedürfnis.

Pestalozzis ausgewählte Wke. Langensalza, 1872. 4 Bde. 7,50 M.

Christoffel, Pestalozzis Leben u. Ansichten in einem wortgetreuen Auszuge aus sämtl. v. Pestalozzi herrührenden Schriften. Zürich, 1846. 8,10 M. Ein starker Quartband, der manches enthält, was der Ges.-Ausg. fehlt.

Pestalozzi, Lienhard und Gertrud. Zürich, 1857. 1,50 M.

B. Schriften über Pestalozzi.

Heußler, Pestalozzis Leistungen im Erziehungsfache. Basel, 1838. 1,50 M.

Ramsauer, Kurze Skizze meines pädagog. Lebens. Mit besonderer Rücksicht auf Pestalozzi u. s. Anstalten. Oldenburg, 1838. 1,50 M.

Burkhart, War Pestalozzi ein Ungläubiger? Ein Beitrag zur Würdigung d. Religiösen in s. Bestrebungen mit besonderer Rücksicht auf die Selbstbiogr. v. Ramsauer. Lpzg., 1841. 1,15 M.
Bär, Pestalozzis Leben u. Wirken, einfach u. getreu erzählt für d. Volk. Zürich, 1846. 50 ₰.
Blochmann, Heinrich Pestalozzi. Züge aus d. Bilde s. Lebens nach Selbstzeugnissen, Anschaugn. u. Mitteilgn. Dresden, 1846. 2 M. Fehlt im Buchhandel.
Bandlin, Der Genius von Vater Pestalozzi, oder der Menschenbildner, s. Idee, s. Methode, s. Schriften u. s. w. Zürich, 1846. 4,63 M.
Ackermann, Erinnerungen aus m. Leben bei Pestalozzi. Frankf. 1846. 1,60 M.
Ramsauer u. Zahn, Pestalozzische Blätter. Elberfeld u. Meurs, 1846.
Diesterweg, Heinrich Pestalozzi. Ein Wort über ihn u. s. unsterblichen Verdienste f. d. Kinder u. deren Eltern, zu d. ersten Säkularfeste s. Geburt. Berlin, 1845. 75 ₰.
Karl von Raumer, Geschichte der Pädagogik. II. Tl. Stuttg., 1857. Enth. eine ausführliche Biogr. Pestalozzis. Der Verf. war selbst bei Pestalozzi.
A. Schmid, Encyklopädie d. gesamten Erziehungs- u. Unterrichtswesens. Gotha, 1866. V. 860—86 enth. e. ausführl. Biogr. u. Charakteristik Pestalozzis v. Palmer.
Mörikofer, Die schweizerische Litteratur d. 18. Jahrh. Lpzg., 1861. 8 M. Enth. e. beachtenswerte Biogr. Pestalozzis.
Noack, H. Pestalozzi. Der Held als Menschenbildner u. Volkserzieher. Ein Haus- u. Volksbuch. Lpzg., 1861. 2,40 M.
Morf, Zur Biogr. Pestalozzis. Ein Beitrag zur Geschichte d. Volkserziehung. Winterthur. 4 M.
Ferd. Schmidt, Heinrich Pestalozzi. Berlin. 75 ₰.
Rosenkranz, Pestalozzi. Rede zur Feier s. 100jähr. Geburtstages. Königsberg. 60 ₰.
Ackermann, Erinnerungen aus m. Leben bei Pestalozzi. Frankf., 1846. 1,60 M.

XL. Hölty.

A. Lieder.

1. Mailied. (17. Febr. 1773.)

Höltys Gedichte, herausgeg. v. K. Halm. Lpzg., 1869. 156. — 1870. 104. (Göttinger Musenalm. v. 1776, 24.) — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 9. — Lüben, Auswahl. II. 44.

1. Inhaltsangabe.

Das Schmelzen des Schnees, das Knospen der Baumblüten und der Schall der Vogelstimmen verkünden den Mai. Bald jedoch kann der Schall der Glocke unsern Tod verkünden, der uns den Freuden des Mais entrückt.

2. Der Grundgedanke

liegt vorzugsweise in der 3. Str., und soll in dem wiederholten Ausrufe: „Wer weiß, wie bald die Glocke schallt!" die Wahrheit

veranschaulichen, daß mitten in den Freuden der Welt der Tod uns abrufen kann. „Rasch tritt der Tod den Menschen an" 2c. Schiller. Der Übergang von der Fröhlichkeit der beiden ersten Strophen zu dem Ernst der dritten ist sehr schön durch die Zusammenstellung des Schalles der Vogelstimmen und der Totenglocke vermittelt.

2. Frühlingslied. (17. Febr. 1773.)]

Höltys Gedichte, herausgeg. v. K. Halm. 1869. 157. — 1870. 105. (Göttinger Musenalm. v. 1776. 24.). — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 10. — Lüben, Auswahl. II. 45.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 6. „Und malt sich täglich bunter". Der Wiesengrund ist hier persönlich gedacht. P. Gerhardt sagt auch in seinem „Sommergesang", 5. Str.: „Die Bächlein malen sich und ihren Rand mit schattenreichen Myrten". — Sinn: Durch die täglich neu aufblühenden Gewächse wird die Wiese immer bunter.

2. Inhaltsangabe.

Die 1. Str. enthält eine kurze Schilderung des Mais: die blaue Luft, das grüne Thal, die blühenden Maiglöckchen und Schlüsselblumen, die bunte Wiese. In der 2. Str. fordert der Dichter die Freunde des Mais auf, sich der schönen Welt und der Güte dessen, der sie erschaffen, zu freuen.

3. Grundgedanke.

Aufforderung zum Genuß des schönen Mais und zur Freude über die Güte Gottes.

4. Vergleichung beider Frühlingslieder.

In beiden Liedern wird uns der Mai geschildert, doch setzt uns das zweite gleich mitten in die Freuden desselben hinein, während das erste nur den Beginn desselben darstellt. In jenem wird die heitere Lust durch nichts gestört, in diesem tritt der Gedanke an den Tod ernst und mahnend dazwischen und läßt es zu keinem vollen Genusse kommen.*)

B. Idyllen.

3. Das Feuer im Walde. (1772?) (1774.)

Ebendas. 1869. 37. — 1870. 26. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 160. — Lüben, Auswahl. II. 45.

Erläuterungen.

V. 1. „Hain". I. Teil, 422.

10. „Sie schwatzten dies und schwatzten das", sie

*) So in unserer, für diese Stufe berechneten Lesart; im Original, welches 4 Str. enthält, schließt das Lied ebenfalls mit einer Aufforderung zum Lebensgenuß.

führten ein vertrauliches Gespräch über verschiedene unerhebliche Dinge, das sich gewiß sehr in die Länge zog, da der Dichter durch Wiederholung dieses Verses (V. 17) darauf hindeutet.

9. „Feuermann und Ohnekopf", Spukgestalten. Wer Marksteine verrückt oder von des Nachbars Land abpflügt, der muß, dem Volksglauben zufolge, nach seinem Tode als feuriger Mann (Irrwisch) herumwandeln, bis er erlöst wird. Diese feurigen Männer sollen dann feurige Marksteine vorstellen und brennen lichterloh, daß man durch die Lippen durchschauen kann. Auf Betende kommen sie näher heran; Fluchende treiben sie weiter.

10—14. Der Amtmann bekleidete in der Regel die oberste Stelle des Gerichts in einem herrschaftlichen Dorfe, und war gewöhnlich auch mit der Erhebung der an die Gutsherrschaft zu zahlenden Steuern beauftragt. Unser Amtmann hatte bei Lebzeiten sein Amt parteiisch verwaltet, d. h. zu Gunsten der Angesehenen und Reichen (V. 12), und die Bauern mit Härte behandelt (V. 13), weshalb er nach seinem Tode noch als Gespenst umgeht.

20. „Zur Pfarre", in den Konfirmanden-Unterricht, weil dieser in der Pfarre, der Amtswohnung des Pfarrers, abgehalten wurde.

32. „Schlacht bei Kunersdorf". Sie fand während des 7jährigen Krieges am 12. Aug. 1759 zwischen den Preußen und den verbündeten Österreichern und Russen statt. Erstere wurden mit großem Verluste geschlagen. Der Dichter Kleist starb hier den Heldentod. (S. Lesebuch, VI. Nr. 53.)

33. „Leider Gott's!" Ein Ausruf, der Bedauern oder Betrübnis ausdrückt, abgekürzt von: „leider ließ es Gott zu".

(46.) „Feldscher", ein Wundarzt, namentlich bei einem Kriegsheer, welches „im Felde" steht.

(47.) „Batterie", eine Anzahl schwerer Geschütze, auch der Wall, auf welchem diese aufgestellt sind.

49. „Doch kommt der Schelm-Franzos zurück". Hannover, das Geburtsland Höltys, wurde im 7jährigen Kriege öfters von den Franzosen besetzt und von diesen auf das schändlichste ausgeplündert, bis sich das am meisten gequälte Landvolk gegen seine Peiniger erhob.

52. „Einen roten Rock". Ein solcher gehörte damals zur Uniform des hannoverschen Soldaten.

(68.) „Kiepe", ein aus Weidenruten oder Tannenholzspan geflochtener langer Rückentragkorb.

(69.) „Riedgras", Segge, Carex, zu den Scheingräsern gehörend.

2. Gliederung und Inhaltsangabe.

Das ganze Gedicht zerfällt in zwei leicht erkennbare Teile. Der erste (V. 1—24) schildert das einfache und gemütliche Naturleben zweier Hirtenknaben; im zweiten (V. 25 bis Schluß) bildet die anschauliche Erzählung des alten Soldaten den belebenden Mittelpunkt.

1. Zwei Hirtenknaben, Hans und Töffel, welche im Walde Pferde weiden, zünden sich ein Feuer an und erzählen einander Geschichten aus gegenwärtiger und vergangener Zeit, vom spukenden Amtmann und von ihrem seligen Pfarrer, dessen Nußbaum sie oft geplündert.

2. Da gesellt sich ein alter Kriegsmann zu ihnen, der ihnen auf ihre Frage mitteilt, daß er in der Schlacht bei Kunersdorf als preußischer Soldat sein Bein verloren habe und nun betteln gehen müsse. Mit Lebhaftigkeit geht er auf eine genauere Schilderung jenes verhängnisvollen Kampfes und namentlich der Umstände ein, welche den Verlust seines Beines herbeiführten. Hans, im Bewußtsein der Gefahren des Soldatenstandes, lobt sich das stille Leben des Bauern, der nach vollbrachter Arbeit auf der Ofenbank ausruhen könne; doch will er auch mutig zur Wehr greifen, wenn der Feind noch einmal plündernd ins Land einzöge. Töffel, voll Mitleid gegen den armen Soldaten, bittet seinen Kameraden, jenem von ihrem Speisevorrate mitzuteilen, während er Holz für das erlöschende Feuer sammeln wolle.

3. Die Personen des Gedichts.

Die Knaben.

Die Anmut und der Frieden der sie umgebenden Natur hat dem Charakter der Knaben das Gepräge großer Seelenruhe und eines natürlichen Wohlwollens gegen sich und andere verliehen. Ihr größter Genuß besteht in einem gemütlichen Plaudern beim lodernden Feuer, den sie sich noch durch die Erinnerung an frühere Genüsse zu erhöhen suchen. Es scheint sie wenig anzufechten, daß diese nicht immer auf rechtmäßige Weise erlangt sind: doch liegt in dem „Segnen des guten Mannes“ immerhin ein freundlicher Zug, der uns mit den Schelmstreichen ihrer Schuljahre versöhnt. Hans ist der lebhaftere von beiden; er fühlt den Schmerz des Soldaten lebendig mit, und wenn gleich er das Leben hinter dem Pfluge dem Kriegsleben vorzieht, so hat er doch Mut genug, sein Gewehr auf den Buckel zu nehmen und dem Schelm-Franzosen Trotz zu bieten. Töffel hingegen hat wohl auch voll Teilnahme der Erzählung des Kriegers gelauscht, aber sie hat nur sein regstes Mitgefühl erweckt, und bereitwillig teilt er mit dem Unglücklichen sein Mahl, das Einzige, was er ihm zu bieten vermag.

Der alte Krieger.

Eine trefflich gezeichnete Figur! Wir sehen ihn mitten im Getümmel der Schlacht, im Kugelregen und Pulverdampf, wie er, dem Rufe seines „Vaters Kleist“ folgend, der todbringenden Batterie mutig entgegenstürmt, und dann durch Blut und Leichen einen Weg sich bahnt, um den verwundeten Führer in Sicherheit zu bringen. Und da sitzt er nun, ermüdet nach sauerem Wege, ein heimatloser Bettler, gebeugt vom Alter, ergraut und benarbt, mit dem Stelzfuß und der verblichenen Uniform; da sitzt er im Walde auf dem alten Weidenstumpf und vergißt in lebendiger Schilderung längst vergangener grauser Schlachtenscenen die gegenwärtige Not. Begeistert, wie er erzählt, vermag er auch unsere Teilnahme und unser Mitgefühl zu wecken, und gewiß wünschen wir ihm noch recht viel mitleidige Töffel und einen ruhigen Lebensabend.

4. Form der Darstellung.

Von drei Idyllen, welche Hölty gedichtet hat, ist „das Feuer im Walde“ die gelungenste. Die dargestellte Landschaft paßt vortrefflich zu der lebensvollen Gruppe der beiden Knaben und des erzählenden Kriegers. Wahrscheinlich ist das Gedicht kein ausgeführtes und abgeschlossenes Werk, da der Schluß nicht ganz befriedigt. Es findet sich in Höltys Nachlaß von fremder Hand geschrieben, jedoch mit seiner Namensunterschrift. Voß hat sich bei der Herausgabe verschiedene Einschaltungen und Änderungen erlaubt, namentlich auch die beiden schwachen Schlußverse beseitigt. Seine Korrekturen sind im Drucke durch Petit-Schrift markiert.

C. Oden.

4. **Das Landleben.** (1776.)

Höltys Gedichte. Lpzg., 1869. 112. — 1870. 77. — Lüben, Auswahl. II. 47.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Wunderseliger Mann“, außerordentlich seliger, zum Verwundern seliger Mann. Dieselbe Bedeutung hat Wunder in den zusammengesetzten Adjektiven wunderschön, wunderlieblich, wunderhold, wundermild u. a.

Das „Säuseln des Baumes“, das „Geräusch des Bachs“, der „Kiesel“ sind hier persönlich gedacht. Sinn: die Betrachtung der Natur macht tugendhaft und weise.

3. „Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn“, singt ihn durch ihre Töne in Schlummer. Eigentümliche lyrische Sprachweise der damaligen Liederdichter.

4. „Im Wurm und im Knospenzweig“, d. h. auch im kleinsten, im Gegensatz zu Flur und Sonne, dem größten.

5. „Oder strömet den Quell über die Blumen aus“. Dichterisches Bild für das Begießen der Blumen.

„Trinkt den Atem der Blüte“. Poetisches Bild für den Genuß des Blumenduftes.

2. Gliederung und Gedankengang.

1. Das Gedicht führt uns drei Bilder vor:
1) eine malerische Landschaft, Str. 2—5,
2) ein Bauerngehöfte, Str. 6 u. 7,
3) einen Gottesacker, Str. 8 u. 9.

Diese 3 Bilder sind durch die Seligpreisung des Landmanns in der ersten und letzten Str. eingefaßt, wie ein Bild durch den Rahmen.

2. Der Dichter preist den Landbewohner selig, weil er in der Stille der Natur, im heiligen Rauschen der Bäume, deren belaubte Wipfel tempelartig sich wölben, beim Murmeln des Baches, Gottes Nähe lebhafter fühlt, als im Geräusch der Städte, und auf jedem Rasen zum Gebet vor dem Erhabenen niederfallen kann. Sein Schlummer wird nicht durch den unvermeidlichen Lärm bürgerlicher Hantierungen gestört; der Morgen, dessen Rot schon in sein Bett scheint, findet ihn in der Betrachtung der Flur und der aufgehenden, Gottes Größe verkündenden Sonne, der Abend im frischen Grün unter duftenden Blumen.

Während so im 1. Teile das Glück des Landbewohners, Gottes Größe und Weisheit unmittelbar aus der Natur erkennen zu können, dargestellt wird, schildert der Dichter im 2. Teile das ländliche Glück gegenüber dem scheinbaren des Städters, dem der goldene Saal und die schwellenden Polster nicht süßere Ruhe bringen können, als das einfache Bauernhaus mit dem Strohdach dem von ländlichen Beschäftigungen Ermüdeten bringt. Im 3. Teile weist der Dichter darauf hin, daß sich dem Städter seltener die stille Betrachtung des Todes darbietet, die den Bewohner des Landes bei dem ungestörten Besuch des Friedhofs wehmütig beschleicht, und Gedanken an Gott und Unsterblichkeit in ihm erweckt. Dieser ernste Gedanke läßt keine Steigerung der wehmütigen Stimmung zu, und deshalb beschließt der Dichter sein Lied mit der Wiederholung des einleitenden Gedankens.

3. Grundgedanke.

Die Absicht des Dichters ging offenbar nur dahin, das Angenehme des Landlebens und den Einfluß desselben auf das Gemüt des Menschen darzustellen; von einem eigentlichen Grundgedanken kann deshalb nicht wohl die Rede sein.

4. Form der Darstellung.

1. Das Gedicht ist eine Ode, da die Schilderung des Landlebens und seines Glückes im Gegensatze zum Aufenthalte in den Städten die leitende Idee ist, mit welcher sich der elegische Hinblick auf den Tod ungezwungen verbindet.

2. Was den *Ausdruck* und *Stil* unserer Ode anbetrifft, so kann sie darin als mustergiltig betrachtet werden. Beides harmoniert auf das schönste mit dem Seelenvollen des Inhalts. Die Sprache ist durchweg korrekt und natürlich und giebt das Gedachte und Erlebte treu und klar wieder. Daß es Hölty um größte Deutlichkeit zu thun ist, geht u. a. auch daraus hervor, daß er nicht, wie es bei Klopstocks Oden der Fall ist, bloß die *Apposition* giebt und die Sache selbst erraten läßt. Während sich Klopstock z. B. mit der eigentümlichen und hier allerdings notwendigen Bezeichnung der Sonne (4. Str. 2. V.) benügen würde, so fügt Hölty, der Deutlichkeit wegen, in V. 3 noch ihren Namen selbst hinzu.

3. Mit der Wahrheit des Ausdrucks und der Klarheit der Sprache verbindet sich ein fließender *Vers*- und *Strophenbau*. Der Dichter hat die vierzeilige gewöhnliche *asklepiadeische Strophe*, ein den Alten nachgebildetes und sich vorzugsweise für Oden eignendes Versmaß, gewählt. Sie besteht aus zwei kleineren asklepiadeischen Versen, auf welche ein pherekratischer und ein glykonischer folgen. Das Schema derselben ist:

— ◡ — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ —
— ◡ — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ —
— ◡ — ◡ ◡ — ◡
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ —

4. Der metrische Wohllaut, der in unserer Ode liegt, ist aber nicht allein das Ergebnis des Rhythmus; er beruht zum großen Teil mit auf der glücklichen Anwendung der *Alliteration*. Sie wirkt hier namentlich als *Wortreim* äußerst anmutig auf das Ohr, und ohne daß man sich dessen bewußt wird, so in Str. 1 u. 2 durch Wiederholung der Worte „*jedes*“ und „*jeder*“, in Str. 3 durch das zweimalige „*seine Nachtigall*“, in Str. 4 durch „*in der*“ und „*deiner*“, in Str. 5 durch „*trinkt*“, in Str. 6 durch „*als*“, in Str. 7 durch „*picket*“, in Str. 9 durch „*wo*“.

5. Litteraturgeschichtliches.

Das Gedicht erschien im Musenalmanach von Voß, 1777, S. 138. Es ist in 3 Abschriften vorhanden, einer noch ziemlich unvollkommenen etwas älteren, einer 2., die dem Abdruck im Almanach zu Grunde lag und einer 3., mit dem Datum 1776, die nur 4 Str. hat.

D. Elegieen.

5. Elegie bei dem Grabe meines Vaters. (1775.)

Höltys Gedichte, Lpzg., 1869. 63. — 1870. 44. — Lüben, Auswahl. II. 48.

1. Erläuterungen.

Str. 2. V. 3. „im Wink“, im Nu.

3. V. 1. „Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen“, die Geheimnisse der Weltordnung werden dir klar.

V. 3. „Labyrinth“, Irrgang; hier: was sonst verworren war, wovon man keinen klaren Ausgang sah, wird jetzt deutlich erkannt.

4. V. 1. „Überwinderkrone“, der Lohn und Schmuck, welcher denen im Himmel zu teil wird, die hier auf Erden auch unter schwierigen Umständen treue Christen blieben.

6. V. 1. „Palmen“; ein Palmzweig ist das Sinnbild des Friedens, hier des im Himmel erlangten Friedens.

2. Grundgedanke.

Der Grundgedanke ist in der 1. Zeile ausgesprochen: „Selig alle, die im Herrn entschliefen!“

In der 1. Hälfte des Gedichts wird diese himmlische Seligkeit geschildert; in der 2. spricht der Dichter das sehnliche Verlangen nach derselben aus.

Wie das vorige Gedicht, so zeichnet sich auch dies durch große Innigkeit aus.

Es erschien im Musenalmanach von Voß 1776, S. 214. Höltys Handschrift ist noch vorhanden.

Leben und Charakteristik Höltys.

I.

1. Ludwig Heinrich Christoph Hölty wurde am 21. Dez. 1748 in Mariensee in Hannover geboren. Sein Vater war Prediger und hatte viel Sinn für Poesie, nahm daher regen Anteil an der poetischen Richtung seines Sohnes. Die Mutter verlor er schon 1757. Hölty zeigte als Knabe große Munterkeit und Wißbegierde. Kaum hatte er schreiben gelernt, so benutzte er diese Fertigkeit auch schon, um sich aufzuzeichnen, was ihm in Erzählungen und Gesprächen merkwürdig vorgekommen war. Sein liebreiches und gefälliges Betragen, sein strenges Rechtsgefühl, auch seine Drolligkeit machten ihn überall beliebt. In derselben Woche, in der er seine Mutter verlor, wurde er von den bösartigen Blattern ergriffen, die nicht bloß sein wahrhaft liebliches Gesicht entstellten, sondern auch mit dem Verlust des Augenlichts drohten.

Zwei Jahre lang war er wie erblindet. Als seine Sehkraft wieder die nötige Stärke erlangt hatte, wurde der Unterricht, den der Vater selbst ihm erteilte, wieder aufgenommen, und der Knabe entwickelte einen Eifer und einen Fleiß dafür, wie er sich in seinem Alter nur selten zu zeigen pflegt; es schien, als wolle er das Versäumte doppelt einbringen. An die Stelle der frühern Heiterkeit war aber Hang zur Einsamkeit getreten. War der Unterricht aus, so ging er zur Selbstbeschäftigung über. Darüber vergaß er Essen und Trinken und nahm oft die Nacht zu Hilfe. Letzteres wurde ihm ernstlich vom Vater untersagt und von der Mutter dadurch erschwert, daß sie ihm beim Zubettgehen nur wenig Licht mit auf seine Schlafkammer gab und alles übrige Licht und die Lampen im Hause sorgfältig verschloß. Desungeachtet wußte der Knabe Rat zu schaffen; er versorgte sich schon am Tage mit Öl und benutzte eine ausgehöhlte Rübe als Lampe. Um des Morgens früh zu erwachen, legte er einen Stein auf den Stuhl vor seinem Bette und setzte ihn mittelst eines Bindfadens mit einem seiner Arme in Verbindung; wandte er sich nun gegen Morgen im Schlaf um, so fiel der Stein herab und weckte ihn durch einen unsanften Ruck. Solche dem Schlaf abgerungene Stunden benutzte er zur Befriedigung seiner Lesebegierde, die einen so hohen Grad erlangt hatte, daß er alles las, was er irgendwo auftreiben konnte. In einem den Dichter ehrenden Epigramm sagt Kästner daher ganz richtig:

Mehr, als ein Dichter lesen soll,
Las Hölty — — — —

Versuche in Versen machte der Knabe schon sehr früh, was wenigstens seine Liebe zur Poesie erkennen läßt.

2. Im 16. Jahre hatte Hölty sich bereits so viel Kenntnisse erworben, daß er zum Besuch einer Universität reif war. Um jedoch einen tüchtigen Gelehrten aus ihm zu machen, ließ der Vater ihn noch 3 Jahre lang das Lyceum in Celle besuchen, wo er zugleich im Hause seines Oheims, des Kanzleirats Gössel, Gelegenheit fand, sich einige Weltkenntnis und äußere Gewandtheit anzueignen. Die Fortschritte, welche er in dieser Beziehung machte, waren indes weniger bedeutend, als in den Sprachen und Wissenschaften; noch in späteren Jahren gingen ihm die feineren Umgangsformen ab.

3. Ostern 1769 bezog Hölty die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren. Seine Erscheinung erregte die Aufmerksamkeit der akademischen Jugend. Hölty war stark von Wuchs, niedergebückt, unbehilflich, von trägem Gange, blaß wie der Tod, stumm und mit einer Miene versehen, die eher auf Einfalt, als auf hervorragenden Geist schließen ließ. Diese Einfalt war indes nichts anderes, als die oft belobte deutsche Treuherzigkeit, was sich zeigte, sobald ihn jemand etwas näher kennen lernte. Seine

Fachwissenschaft betrieb er mit großem Fleiße, versäumte jedoch auch nicht, sich noch mancherlei andere nützliche Kenntnisse anzueignen. Daneben begann er auch, das, was seinen Geist und sein Gemüt besonders anregte, dichterisch zu gestalten. Manche seiner Gedichte waren durch das Göttinger Wochenblatt in weitern Kreisen bekannt geworden und erwarben sich bald Verehrer und Freunde. Bürger und Martin Miller, Verfasser des bekannten Liedes: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut", gehörten zu den ersteren derselben; später wurde er auch mit Voß, Boie und Hahn bekannt und befreundet. Diese Jünglinge schlossen sich immer enger an einander, und es entstand endlich aus dieser Vereinigung ein Dichterbund, der bald Aufsehen erregte und für die Litteratur des 18. Jahrh. von Bedeutung geworden ist. Es ist der Göttinger Dichter- oder Hainbund. Auch die in Göttingen studierenden Grafen Stolberg gehörten ihm an. Die Mitglieder versammelten sich alle Sonnabend, sprachen über Wissenschaft und Kunst, übten sich im Vorlesen und Beurteilen ihrer Arbeiten, wovon die gebilligten in ein Buch zusammengeschrieben wurden.

4. Im J. 1774 fing Hölty an zu kränkeln, fühlte sich jedoch noch so rüstig, daß er mit seinem Freunde Miller nach Leipzig reisen konnte. Hier knüpfte er mit dem Buchhändler Weygand Verbindungen an, durch die er für seine Zukunft sorgen wollte. Hölty lieferte demselben auch wirklich im nächsten Jahre verschiedene Übersetzungen aus dem Englischen. Auf der Rückreise von Leipzig besuchte er in Nordhausen eine vornehme Dame, welche schon damals mehrere seiner Gedichte in Musik gesetzt hatte und später noch andere komponierte. Als diese Dame später erfahren hatte, daß Hölty krank und schwach sei und in Hannover seinen Lebensunterhalt sich durch Übersetzungen verschaffen müsse, schickte sie an den damaligen Amtmann Meister in Mariensee eine namhafte Summe mit der Bitte, dieselbe auf geeignete Weise für den Dichter zu verwenden. Leider aber traf das Geld zu spät ein; Hölty war einige Tage vorher gestorben. Nach seiner Rückkehr trat nämlich sein Leiden stärker hervor und erwies sich als Schwindsucht. Im Februar 1775 verlor er seinen Vater, und von dieser Zeit an hörten auch die Vorschüsse auf, die er noch immer aus dem elterlichen Hause erhalten hatte. Nach einem der Erholung bestimmten Aufenthalte in Mariensee begab sich Hölty nach Celle zu seinem Oheim und bat ihn um 50 Thaler zu einer Reise nach Hamburg. Aber wohin er auf dieser Reise kam und wo er einkehrte, weder auf der Post, noch in den Gasthäusern wollte man Geld von ihm nehmen. Alles war schon vorher besorgt und eingerichtet. In Hamburg verlebte er mit Klopstock, Voß und Claudius so vergnügte Tage, daß er den Vorsatz faßte, dort oder in dem nahen Wandsbeck seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen.

Nach seiner Rückkehr entwickelte sich sein Brustleiden immer schneller. Alle ärztliche Kunst war vergeblich. Am 1. Sept. 1776 fühlte er sich plötzlich so unwohl, daß er zu seiner Hauswirtin sagte: „Ich bin sehr krank. Schicken Sie zum Dr. Zimmermann. Ich glaube, ich sterbe noch heute." Der Arzt fand seinen Zustand hoffnungslos und Hölty verschied wirklich noch an demselben Tage, im 28. Jahre seines Lebens, tief betrauert von allen, die ihn kannten und als Dichter verehrten. Sein Grab befindet sich an der Nordseite der kleinen Kapelle auf dem alten Nikolaikirchhofe zu Hannover.

II.

5. Hölty ist der bedeutendste Dichter des Göttinger Hainbundes. Am meisten sagte seinem Talente die idyllisch-lyrische Gattung zu. „Den größten Hang," sagt er in einem Briefe, „habe ich zur ländlichen Poesie und zur süßen melancholischen Schwärmerei in Gedichten; an diesen nimmt mein Herz den meisten Anteil." Innerhalb dieses Gebietes machte er aber die strengsten Anforderungen an sich und strebte nach dem höchsten Ziele. „Ich will kein Dichter sein," schreibt er in einem Briefe, „wenn ich kein großer Dichter werden kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unsterblichkeit an der Stirn trägt, was mit den Werken meiner Freunde in gleichem Paare geht, so soll keine Silbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter ist ein Unding!" Lebhaft empfand er das wonnige Vorgefühl, im Andenken der Nachwelt durch seine Lieder fortzuleben. In einem seiner Briefe sagt er: „Welch' ein süßer Gedanke ist die Unsterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühseligkeiten des Lebens, wenn sie der Lohn ist! Es ist eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menschen hinaus zu blicken, welche uns lieben, sich in unsere Tage zurückwünschen, von uns zur Tugend entflammt werden."

Heiterkeit, Frömmigkeit und Liebe zur Natur sind der Grundton von Höltys Gemüt; und dieser Ton spiegelt sich in allen seinen Gedichten wieder. Seine Lieder und Elegieen sind eine seltene Vereinigung von Idealität und Wahrheit. Dabei zeichnen sich alle durch seltene Klarheit und Deutlichkeit aus. Seine Sprache vereinigt Wohlklang und Innigkeit, Deutlichkeit und Schönheit, Einfachheit und poetischen Ausdruck in hohem Grade, wird daher für eine späte Zukunft noch mustergiltig sein.

Außer den oben besprochenen Gedichten sind noch folgende populär geworden, und bis heute im Volke lebendig geblieben:

Aufmunterung zur Freude. „Wer wollte sich mit Grillen plagen, So lang' uns Lenz und Jugend blüh'n?" (Gedichte, 203.) Es ist das letzte seiner Gedichte und stammt aus einer Zeit (1776), wo der Tod schon an seinem Herzen nagte.

Lebenspflichten. „Rosen auf den Weg gestreut Und des Harms vergessen!" (Gedichte, 197.) Ebenfalls aus dem J. 1776.

Der alte Landmann an seinen Sohn. „Üb' immer Treu' und Redlichkeit Bis an dein kühles Grab!" (Gedichte, 186.) Aus dem J. 1775.

Litteratur.

A. Höltys Schriften.

Gedichte von L. H. Chr. Hölty. Erste vollst. (?) Ausg. mit erweiterten biogr. Nachrichten litterarisch-kritisch eingeleitet v. Friedrich Voigts. Mit des Dichters Portrait in Stahlst., einer Ansicht der Nikolaikapelle vor Hannover u. einem Faks. Hannover, 1858. 4 M.

Die 1. Bearbeitung v. Höltys Gedichten haben Voß u. Friedrich Leopold Stolberg besorgt (Hamburg, 1783. 2. Aufl. 1795. Die 2. Bearbeitung erschien 1804.) Der dieser Sammlung beigeg. Lebensabriß des Dichters rührt von Voß her u. gehört zu dessen besten Arbeiten.

K. Halm, Gedichte von Hölty (Kritische Ausg.). Lpzg., 1869. 4.50 M.

— —, Gedichte v. Hölty. Mit Einleit. u. Anmerk. Lpzg., 1870. 1,20 M.

B. Schriften über Hölty.

Außer der Biographie v. Voß u. der danach gearbeit. v. Voigts haben wir noch:

Hölty, Roman von Friedrich Voigts. Hannover, 1844. 6 M.

XLI. Bürger.

1. Das Lied vom braven Mann.

Bürgers Gedichte. Göttingen, 1789. II. 89. Sämtl. Wke., herausgeg. v. Bohtz. Göttingen, 1835. 36. Bürgers Gedichte, herausgeg. v. Tittmann. Lpzg., 1869. 94. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 145. — Lüben, Auswahl. II. 49.

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 3. „Mut" bezeichnet den Gemütszustand, in welchem man den vorhergesehenen Hindernissen und Gefahren mit der zuversichtlichen Hoffnung eines guten Ausgangs entgegengeht. Hier ist jedoch das Wort in der älteren Bedeutung gebraucht, wo es so viel als hochherzige Gesinnung (davon Gemüt) bedeutet; der Dichter will nicht die mutige That, sondern die hohe Gesinnung besingen.

2. V. 1. „Mittagsmeer", das mittelländische Meer, da die Begebenheit sich an der Etsch in Italien (Welschland) zugetragen hat.

V. 2. „Schnob" kommt von schnieben, was das geräuschvolle Einziehen und Ausstoßen des Atems durch die Nase bezeichnet. Schnieben ist verwandt mit schnauben, als Äußerung der Wildheit, der Aufgeregtheit gebraucht. Das Wort schnob sagt

daher nicht nur, daß der Tauwind mit Geräusch daher fuhr, sondern gleichsam auch wild und aufgeregt und geneigt zum Zerstören. Die Zerstörung, die er anrichtet, ist in dieser Strophe geschildert.

V. 4. „*Wie wenn der Wolf die Herde scheucht*“, ist eine Ellipse, gleichbedeutend mit: Wie die Herde, wenn der Wolf sie scheucht.

„*Scheucht*“, scheu machen. — „*Forst*“, ursprünglich ein dem Wildbann unterworfener, nicht eingezäunter Wald, Bannwald (der nicht betreten, nicht bewirtschaftet werden darf), jetzt ein bewirtschafteter Wald.

„*Grundeis*“ bezeichnet das zuerst entstehende Eis, das den Grund zur Eisdecke legt. Schwimmen auf fließenden Gewässern viele Eisnadeln, so sagt man: Der Fluß geht mit Grundeis. In diesem gewöhnlichen Sinne hat der Dichter das Wort nicht gebraucht; er will vielmehr nur sagen: das Eis borst vom Grunde aus.

3. V. 1. „*Hochgebirge*“, die Alpen, auf welchen die Etsch, „*des Landes Heerstrom*“, entspringt. Die Etsch ist der Hauptstrom des Landes; darum gebraucht der Dichter *Heerstrom* in dem Sinne von *Heerstraße*.

V. 2. „*Scholl*“, von Schallen. Der warme Südwind schmolz plötzlich den Schnee und bildete Gewässer, die unter starkem Rauschen dem Etschthale und der Etsch zustürzten und dadurch aus dem Thale einen See machten („das Wiesenthal begrub ein See“).

V. 5. „*Gleis*“ oder Geleise bezeichnet bekanntlich die von den Rädern eines Wagens gemachten Einschnitte, die Weg-, Radspur, hier jedoch das Flußbett, in welchem die Wasserwogen samt den gewaltig großen Eisstücken („Felsen Eis“) sich fortbewegten.

4. V. 1. „*Schwer*“ bedeutet hier stark und ist nur des Reimes wegen gebraucht worden.

V. 2. „*Quadersteine*“ sind Steine in Würfelform oder doch Steine, deren Flächen Vierecke bilden.

V. 5. „*Zöllner*“, Brückenzoll-Einnehmer.

5. V. 1. „*Dröhnen*“, einen erschütternden Ton von sich geben. Wenn es donnert, dröhnen die Fenster. Hier bewirken der Sturm, die Wogen und die Eisstücke das Dröhnen.

6. V. 1. „*Scholle*“, Eisscholle. — „*Schuß*“, schnelle Bewegung. Infolge dieser gewaltsamen Bewegungen des Wassers und Eises borsten Pfeiler und Bogen und zerfielen in Trümmern.

8. V. 1. Ein „*Gaffer*“ ist der, welcher mit offenem Munde einen Gegenstand anstarrt.

V. 3. „*Jeder schrie und rang die Hand*“, gab sein Mitleid ängstlich zu erkennen.

10. V. 1. *Der Graf hieß Spolverini.* — *Pistole* ist eine Goldmünze im Werte eines Friedrichsdors = 16 Mark.

14. V. 1. „*Schlecht und recht*“, schlicht und einfach,

ruhig, sanft, freundlich und gerade; rechtlich, sittlich gut, wie es sein soll; urspr. ganz eben, glatt, gerade. Wuchs und Antlitz verkündeten den hohen (hehren) Sinn, die edle Denkungsart des Bauers.

15. V. 3. „Wirbel“, eine kreisende Bewegung des Wassers.

16. V. 5. „Port“, von portus, ein Hafen, hier so viel als Zufluchtsort.

17. V. 2. Mit den Worten „Sag' an!“ fordert sich der Dichter selbst zu einem Urteil über den Bauer auf. In der

18. wendet sich der Dichter mit denselben Worten an den Leser, und fordert ihn zu einem Urteil über die Gesinnung und Handlung des Grafen auf.

19. V. 2. „doch eſſ' ich ſatt“, habe ich satt zu essen.

V. 5. Bieder, wacker, rechtschaffen, treuherzig, brav; wahr und zuverlässig in Wort und That; „Biederton“, ein Biederkeit ausdrückender Ton.

2. Inhaltsangabe.

Nachdem der Dichter den Gedanken ausgesprochen hat, daß hohe Gesinnungen nicht durch Gold, sondern allein durch den Gesang belohnt werden könnten, preist er die folgende That eines braven Mannes.

In Folge warmen Tauwindes schmolz plötzlich der Schnee am Hochgebirge. Die herabstürzenden Gewässer verwandelten das Etschthal in einen großen See, lösten die Eisdecke und führten sie in gewaltigen Stücken im hoch angeschwollenen Strome fort. In der Mitte einer Etschbrücke stand ein Häuschen, in dem ein Zolleinnehmer mit seiner Familie wohnte. Ehe der Zöllner sich's vermutete, umwogte das Wasser sein Haus so hoch, daß er auf dem Dache desselben Zuflucht suchen mußte. Die Eisblöcke stießen mit solcher Gewalt gegen die Brückenpfeiler, daß einer nach dem andern zertrümmert wurde. Am fernen Ufer standen viele Menschen, die ihr Mitleid kund gaben, aber keinen Rettungsversuch unternahmen. Vergeblich rief die Zöllnerfamilie ängstlich um Hilfe. Die Gefahr wuchs mit jedem Augenblicke. Ein Graf sagte 200 Friedrichsd'or dem zu, der die Unglücklichen rette; aber niemand wollte den Preis gewinnen. Endlich kam ein schlichter Bauersmann heran, hörte des Grafen Aufforderung und sah das nahe Verderben. Ohne sich lange zu besinnen, sprang er in den nächsten Fischerkahn und rettete durch eine dreimalige Fahrt die ganze Familie. Unmittelbar darauf rollten die letzten Trümmer der Brücke fort. Als der Graf ihm den versprochenen Lohn darbot, schlug er denselben zu Gunsten der armen Zöllnerfamilie aus und ging seines Wegs.

Zum Schluß wiederholt der Dichter den zu Anfange ausgesprochenen Gedanken und freut sich, den braven Mann durch ein Gedicht preisen zu können.

3. Gliederung des Gedichts.

Das Gedicht besteht aus einer kurzen Einleitung, vier Abschnitten und einem der Einleitung entsprechenden Schluß. Der 1. Abschnitt schildert einen durch plötzliches Tauwetter bewirkten Austritt eines Flusses, den mit dem Austritte in Verbindung stehenden Eisgang und die Gefahr und Not, in welche dadurch eine Zöllnerfamilie in einem Häuschen auf der Brücke dieses Flusses gerät. Diese Schilderung umfaßt die 2.—7. Str. Der 2. Abschn. beschreibt die Teilnahme, welche die Not des Zöllners bei den Zuschauern derselben erweckt, und die daraus hervorgegangene Bemühung eines Grafen, jemanden zu einem Rettungsversuche zu bewegen. Er umfaßt die 8.—10. Str. Der 3. Abschn. beschreibt in den 3 folgenden Str. die Rettung der Zöllnerfamilie durch einen Bauersmann, und die beiden vorletzten Str. erzählen das edelmütige Benehmen sowohl des Grafen, als des Bauern nach der glücklich vollbrachten Rettung.

4. Die Personen des Gedichts.

1. Der Graf ist ein reicher Mann, der für die Not der Unglücklichen ein Herz hat und gern hilft, wo er kann, unter Umständen sogar große Opfer bringt. Aber das Leben einzusetzen für arme Mitmenschen, wie der bei Frankfurt a. d. O. verunglückte Herzog Leopold von Braunschweig gethan, dazu ist er nicht fähig, entweder weil es ihm an Mut fehlt, oder weil das eigene Wohl ihm höher steht, als das des Nächsten.

2. Der Bauer ist ein schlichter, unbemittelter Mann, dessen Gesichtszüge hohe Gesinnung verraten. Die Not der Unglücklichen geht ihm so zu Herzen, daß er sofort zu Hilfe eilt. Der Gedanke, daß Gott ihm beistehen werde, macht ihn kühn und giebt ihm Kraft. In der Ausübung seines Liebeswerkes bleibt er nicht auf halbem Wege stehen, sondern vollendet es, indem er den Unglücklichen, die um Hab und Gut gekommen sind, den ausgesetzten Preis überweist. Durch diese letztere Handlung giebt er zugleich zu erkennen, daß sein Leben ihm nicht weniger lieb war, als dem Grafen das seine; denn für Gold hätte er es auch nicht hingegeben.

5. Geschichtliches.

Das Gedicht erschien im Musenalmanach von 1778, 125. Es liegt demselben folgende wahre Begebenheit zu Grunde.

„Durch eine heftige Ergießung der Etsch wurde zu Verona eine von den prächtigen Brücken, die dort über den Fluß gehen, hinweggerissen. Nur der mittelste Bogen stand noch und auf demselben ein Haus mit einer zahlreichen Familie. Diese Unglücklichen, die ihren jammervollen Untergang vor Augen sahen, streckten ihre

Hände gen Himmel und flehten die Zuschauer am Ufer um Rettung und Hilfe an. Die Wellen tobten mit schrecklicher Gewalt, und der Bogen, auf dem das Haus stand, fing bereits an zu wanken. Unter den Zuschauern war keiner, der nicht für die Unglücklichen gezittert hätte, aber auch keiner, der sein Leben für sie wagen wollte. Als mit jedem Augenblicke ihre Gefahr größer ward, hielt der Graf Spolverini einen Beutel empor und rief: „Hier hundert Pistolen für den, der die Unglücklichen rettet!" Unterdes er dieses Versprechen immer lauter wiederholte, strömten neue Zuschauer herbei, und unter ihnen auch ein geringer Arbeitsmann. Kaum sah dieser die Gefahr, als er sich in ein Fahrzeug warf, mit dem Strom und den Wellen aus allen Kräften kämpfte und, durch das Gefühl der Würde seiner That gestärkt, den Bogen erreichte. Die unglückliche Familie ließ sich an Stricken zu ihm hinab, und kaum hatte sie ihre Wohnung verlassen, als diese samt dem Bogen, worauf sie stand, in den Abgrund stürzte. Das dadurch verursachte neue Toben und Schäumen der Wellen war ein neuer Schrecken für die Geretteten; aber ihr Erretter sprach ihnen Mut ein und arbeitete mit verdoppelten Kräften, bis er sie alle glücklich ans Ufer brachte. Freudenvoll lief ihm der Graf entgegen und reichte ihm die verheißene Belohnung. „Nein," sprach der Edle, „für Gold werde ich mein Leben nie verkaufen. Gott hat mir gesunde Hände gegeben, ich verdiene mit meiner Arbeit so viel, als ich zu meinem und der Meinigen Unterhalt brauche. Geben Sie das Geld an die Armen hier, die es jetzt nötiger haben als ich." (Zöllners Leseb. für alle Stände, V.)

6. Form der Darstellung.

1. Das Gedicht gehört bei strenger Scheidung von Ballade und Romanze zu den Romanzen; denn es ist „eine kleine lyrische Erzählung", in welcher die farbenreich ausgeführte und glanzvoll geschilderte Begebenheit in den Vordergrund tritt und nur die lyrische, aber nicht liederartige, sondern farbensatte Behandlung mit der epischen wechselt. In der Romanze überwiegt das Interesse des Kolorits und der Schilderung, in ihr geht die Stimmung in der Handlung auf und verdrängt gänzlich die lyrischen Andeutungen und Sprünge, das Element der musikalischen Stimmung, sowie die Sangbarkeit und Kürze. Bürgers Balladen sind, trotz ihres volkstümlichen Stils und gespenstigen Inhalts, moderne Romanzen; zu ihnen gehören auch Schillers Balladen, wie: „Der Kampf mit dem Drachen", „Die Kraniche des Ibykus", „Die Bürgschaft", „Gang nach dem Eisenhammer", u. a.; ebenso Goethes „Braut von Korinth", „Des Sängers Fluch" von Uhland und viele Balladen von Körner, Kerner, Schwab, Chamisso. Die historische Entwickelung der Ballade und Romanze giebt uns für

diese Unterscheidungen freilich nur einen schwachen Anhalt. Romance, Romanzo hieß in den romanischen Sprachen anfänglich jedes Gedicht der Volkssprache im Gegensatz zu den lateinischen Gedichten. Im Spanischen wurde diese Bezeichnung dann auf episch-lyrische, volkstümliche Gedichte übertragen, deren Rhythmus, der drei- und vierfüßige Trochäus, ebenfalls diesen Namen erhielt. Die ältesten spanischen Romanzen, wie die vom Cid, waren historisch-episch. Ihnen schlossen sich die Ritterromanzen der wandernden Sänger, die maurischen und Schäferromanzen an. Größere Sammlungen, *Romanceros*, wurden seit der Mitte des 16. Jahrh. herausgegeben. Der vorwiegend epische Charakter und das farbengesättigte Kolorit der Romanze giebt uns ein Recht, sie auch nach ihrer historischen Entwickelung als poetische Erzählung in das epische Gedicht zu verweisen." (Gottschall, Poetik. Bd. II.) Es besteht aus 20 sechsversigen Strophen. Jeder V. ist vierfüßig. Die 4 ersten V. bestehen aus Jamben, die beiden letzten haben zwischen den den Anfang und Schluß bildenden Jamben 2 anapästische Versfüße. Das Schema einer Str. erhält demnach folgendes Ansehen:

◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ —
◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ —
◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ —
◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ —
◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ —
◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ —

Dies Versmaß entspricht ganz dem Charakter des Gedichts. Die stolz einherschreitenden Jamben drücken nämlich sehr gut das Großartige des Eisganges aus, die stürmisch fliegenden Anapästen die schnell aufeinander folgenden Zerstörungen. In bewundernswerter Weise ist es dem Dichter gelungen, allen Hauptstrophen des Gedichts diesen Charakter zu verleihen. Man kann gleich die 2. Str. zur Veranschaulichung benutzen und dann die übrigen danach prüfen lassen. In den 4 ersten Versen führt der Dichter den Tauwind vor als ein auf nichts Rücksicht nehmendes, große Furcht erregendes Ungetüm, vor dem die Wolken fliegen, wie die Herde vor dem mordgierigen Wolf; in den beiden letzten zeigt er uns die Zerstörungen, welche derselbe anrichtet.

Die *Reime* sind männlich, in den 4 ersten Versen verschlungen, in den beiden letzten gepaart.

2. Wie durch das Versmaß, so hat der Dichter sich auch bestrebt, durch das Kolorit der Sprache zu wirken, d. h. solche Worte und Laute in der Schilderung anzuwenden, durch welche der Leser lebhaft an die entsprechenden Naturerscheinungen selbst

erinnert wird, die dieselben gewissermaßen nachahmen. Ganz besonders tritt diese Harmonie zwischen Wort und Sache hervor in Zeilen wie:

„Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis".

oder:

„Es dröhnt', und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus".

oder:

„Die Schollen rollten Stoß auf Stoß".

Auch die für solche Zwecke sehr wirksame Alliteration nimmt der Dichter zu Hilfe, wie z. B. in der Strophe:

„Er fegte die Felder, zerbrach den Forst".

In der 3. Str. zählt der Dichter 5 durch den Sturm hervorgebrachte Erscheinungen auf, die nacheinander folgen, in der 12. dagegen drei, die sich gleichzeitig, gewissermaßen in einem Augenblick ereignen. Erstere sind, ganz den Erscheinungen entsprechend, asyndetisch verbunden, letztere polysyndetisch, also wie zu einem Ganzen zusammengekittet. (Eine Wiederholung desselben Wortes am Anfange mehrerer Sätze heißt Anaphŏra [die].)

Auch hierdurch beweist der Dichter, daß er es meisterhaft versteht, die Sprache der Sache aufs innigste anzupassen.

3. Besondere Anerkennung verdient auch die große Lebendigkeit und Sinnlichkeit, welche in der Schilderung der Erscheinungen herrscht. Der Dichter hat sie dadurch erreicht, daß er alles in Handlung setzte und nichts bloß beschrieb. Am mustergültigsten ist in dieser Beziehung die 2. Str.

4. Neben diesen Schönheiten besitzt das Gedicht auch einige nicht unbedeutende Mängel.

Die Handlung, welche den Gegenstand des Gedichts ausmacht, ist gut, edel, steht aber, wie zur Ehre der Menschheit gesagt werden kann, nicht vereinzelt da.*) Dennoch kündigt der Dichter sie durch die 1. Str., die zum Schluß noch einmal mit geringer Veränderung

---

*) Von den weniger bekannten derartigen Begebenheiten führen wir eine, die sich in Kopenhagen zugetragen hat, hier an, da sie merkwürdigerweise mit dem Bürgerschen Gedicht in Verbindung gekommen ist. Adam Oehlenschläger erzählt nämlich in seinem Leben Folgendes: „Ich hatte Bürgers Lied vom braven Manne gelesen; es sprach mich an, und ich setzte mich gleich hin, es in dänische Verse zu übertragen. Als ich eben mit der Arbeit fertig bin, tritt ein Freund zu mir ins Zimmer herein. Ich frage: „Was giebt's Neues? —" „Hast Du nicht den gräßlichen Sturm gehört," sagt er, „der heute Nacht gewütet hat?" — „Nein, ich habe die ganze Nacht ruhig geschlafen." — „Da ist gewiß Unglück geschehen," versetzte der Freund; „aber, gottlob! auch ein Unglück durch den Heldenmut eines wackern Seemanns verhütet worden. Die Leute draußen auf der Rhede, auf einem gestrandeten Schiff, konnten sich nicht retten. Tausend Menschen standen an der Zollbude, keiner wagte sich aber hinaus. Nun kommt ein Kaufmann und verspricht demjenigen 50 Dukaten, der die Schiffbrüchigen retten würde. Ein schlichter Fischer, Lars Bagge, springt ins Boot, rettet sie mit eigener Lebensgefahr und bittet den Kaufmann, die 50 Dukaten dem Schiffer zu

wiederholt wird, höchst pomphaft an und preist sie an verschiedenen Stellen, namentlich in der 9., 11., 17. u. 18. Str. in so hohem Maße, als wäre sie großartig, einzig in ihrer Art. Solche Vorbereitung, Ausrufungen und Aufforderungen zum Bewundern sind geradezu widerlich und drängen die Handlung selbst in den Hintergrund. Die 9. u. 11. Str. könnte man noch gelten lassen, da sie dazu dienen, die Teilnahme zu spannen und den Zeitraum, den die Schrecken der Natur ausfüllten, auch sinnlich durch Zwischenstrophen auszufüllen; aber die 17. Str. muß als verwerflich bezeichnet werden, da die Handlung der 18. Str. unmittelbar auf die 16. folgt. Eben so sind die 4 letzten Verse der 18. Str. durchaus unnötig und in den Sätzen: „War das nicht brav gemeint? Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn", widerlich. Wenn es auch brav war, daß der Graf Geld bot für die Rettung, so war es doch keine besondere Bravheit, daß er sein Versprechen hielt. Man kann ihn doch unmöglich deshalb rühmen, daß er sich nicht als Lügner heimlich wegschlich?

Nicht minder unangenehm berührt es, daß der Dichter sich und sein Gedicht selbst preist. So etwas überläßt man billig andern, wäre das Erzeugnis auch noch so trefflich. Bemerkenswert ist übrigens, daß die Voraussagung des Dichters:

„Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann"

in Erfüllung gegangen ist; denn Bürgers „braver Mann" ist wirklich ein Lieblingsgedicht der deutschen Nation geworden.

Endlich vermißt man ungern eine Schilderung der Angst und Verzweiflung der Zöllnerfamilie bis zu dem Zeitpunkte, wo der Retter anlangt. Das Interesse für dieselbe wäre sicher dadurch erhöht worden.

Schließlich noch die Bemerkung, daß man die 1., 9., 11., 17. u. 20. Str. ohne allen Nachteil weglassen kann, falls man das Gedicht auswendig lernen läßt.

Goethe hat in „Johann Sebus" einen ähnlichen Stoff behandelt, jedoch die hier angedeuteten Fehler vermieden.

7. Schriftliche Aufgaben.

1. Ein Tag aus dem Leben eines Zöllners. Als Selbsterlebnis geschildert. 2. Bericht des Zöllners über seine Not und

geben, der sein Schiff verloren hat; selbst will er nichts haben." — „Nein," rief ich, „das ist gar zu wundersam!" — „Wie meinst Du?" — „Da liegt die ganze Geschichte schon poetisch beschrieben auf dem Tische! Ich brauche nur die Namen, einige Nebenumstände und Ortsbeschreibungen zu verändern." — Ich erzählte nun dem Freunde den Vorfall, und er wunderte sich mit mir. Das Gedicht ward gedruckt und machte Glück; den sonderbaren Zufall verschwieg ich aber, aus Furcht, man möchte es etwa nicht glauben." (Oehlenschlägers Schriften, I. 103.)

Errettung. 3. Der Retter aus Feuersgefahr. (Eine Nachbildung.) 4. Schilderung eines Eisganges —, 5. einer Überschwemmung. 6. Das Wasser als zerstörendes Element.

2. Die Kuh.

Bürgers Gedichte. Göttgn., 1789. II. 189. Bürgers smtl. Wke., herausgeg. v. Bohtz. Göttgn., 1835. 65. Bürgers Gedichte, herausgeg. v. Tittmann. Lpzg., 1869. 169. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 146. — Lüben, Auswahl. II. 52.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot". Besorgnis für die Zukunft preßte ihr Thränen aus, und diese fielen auf das Brot, welches sie in der Hand hatte.

4. V. 1. Das „Wie" bezieht sich bloß auf den ersten Teil des Nachsatzes, nicht auf den zweiten. Magdalis klagt wie ein Kindlein; unmöglich aber kann sie ihr Lämpchen mit Thränen löschen wie ein Kindlein. — V. 3. Abend und Nacht kann Akkusativ oder Dativ sein. Sie klagte den ganzen Abend und die Nacht durch; oder: sie klagte dem Abende und der Nacht. Letzteres wäre etwas ungewöhnlich, aber echt dichterisch; Abend und Nacht würden dadurch zu Personen.

5. V. 2. „In hoffnungslosem Verzagen", ohne allen Mut zu irgend einem Unternehmen. — V. 3. „Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn", so aufgeregt durch den Kummer, daß ihre Sinne unfähig waren zur Ausübung ihrer gewöhnlichen Thätigkeit. Man könnte auch dafür setzen: der Sinne nicht mehr bewußt sein. — V. 4. „An jeglichem Gliede zerschlagen". Sie fühlte sich körperlich so leidend, als wären ihr alle Glieder zerschlagen.

6. V. 2. „Schwall" von schwellen, bedeutet eigentlich das Aufwogen des Wassers, eine Menge sich wellenförmig bewegender Dinge, uneigentlich eine große, ungeordnete Menge oder Masse. In letzterer Bedeutung ist es hier gebraucht. Magdalis träumte in ihrem aufgeregten Zustande die ganze Nacht hindurch; die im Traume sich bildenden zahlreichen Vorstellungen lagen aber natürlich ungeordnet durcheinander. — In ähnlichem Sinne gebraucht man das Wort auch in der Redensart: Ein Schwall von Worten. Schiller sagt: „Des Wassers sprudelnder Schwall".

7. V. 1. Früher war das Horn des Hirten und das darauf antwortende Brüllen der Kuh ihr das Zeichen zum freudigen Aufstehen gewesen; jetzt tönt das Horn des Hirten wieder, aber sie hat keinen Grund, aufzustehen.

11. V. 2. „mählich“, allmählich = höchst bequemlich, ohne alle Geschwindigkeit.

15. V. 1. „Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehen“, sich bekreuzt hatte, damit ihr der Teufel („der Böse“) nichts anhaben könne, da sprach sie: „Gott helfe mir gnädiglich, Amen“!

V. 4. „In Gottes allmächtigem Namen“ könnte man für eine Versetzung des Beinamens halten, so daß es stünde für: In des allmächtigen Gottes Namen. Allein der Dichter will es doch wohl wörtlich verstanden haben. Sie lebt des Glaubens, daß das bloße Aussprechen des Namens Gottes die bösen Geister zwingt.

19. Die Worte dieser Str. spricht der Dichter, sie sind nicht mehr Worte des Blattes. Beim Vortrage muß dies durch die Stimme bemerklich gemacht werden, und zwar um so mehr, da das abgekürzte hatt' beim Sprechen wie hat klingt.

20. V. 4. „In schlicht einfältigen Weisen“, in einfachem Gedichte oder Gesange.

21. V. 1. „Ein Maurer“, ein Freimaurer.

2. Inhaltsangabe.

Frau Magdalis hatte die Kuh, die bisher sie genährt, verloren, und war darüber aufs tiefste betrübt. Tag und Nacht klagt sie weinend über diesen Verlust und litt darüber so sehr, daß sie körperlich unwohl wurde und ihrer Sinne nicht mehr mächtig war. Ihr Schlaf war ohne Stärkung und unruhig. Der Ton des Hirtenhorns, der sie sonst zum Dank gegen Gott aufgefordert hatte, erinnerte sie jetzt jeden Morgen an ihr Elend und machte sie unwillig gegen Gott.

Eines Morgens glaubt sie Brüllen im Stalle zu vernehmen. Sie wurde dadurch in die höchste Angst versetzt, da sie wähnte, es sei Geistertumult, ihr sträfliches Zagen zu rächen. Als sie das Brüllen zum zweitenmal hörte, flehte sie den Himmel um Erbarmen an und steckte den Kopf so tief in die Kissen, daß sie weder hörte noch sah, und das Herz ihr heftig bebte. Ein drittes Gebrüll steigerte ihre Angst aufs höchste. Entsetzt sprang sie aus dem Bett, stieß die Laden auf, bekreuzte sich und ging, Gott um Hilfe anrufend, zitternd nach dem Stalle. Hier fand sie zu ihrem höchsten Erstaunen eine herrliche Kuh, duftendes Futter und ein schneeweißes Milcheimerchen. Die Kuh trug ein Blatt am Kopfe, auf welchem geschrieben stand, daß ein Ungenannter sie ihr gebracht habe.

Zum Schluß teilt der Dichter mit, daß ein Maurer ihm diese That erzählt, aber um Verschweigung des Namens gebeten habe, und fügt dann hinzu, daß er sich verpflichtet halte, alles Gute und Schöne durch Gesang zu preisen.

3. Gliederung des Gedichts.

Das Gedicht besteht aus 3 Hauptteilen und einem Schluß. Im ersten, Str. 1—8 umfassenden Teile wird erzählt, welche Wirkung der Verlust der Kuh auf Frau Magdalis hervorgebracht habe; der zweite, Str. 9—15 begreifend, schildert die Qualen, welche sie erduldet, als sie das Gebrüll einer Kuh für Geistertumult hält; der dritte, Str. 16—18, berichtet über die zum Geschenk erhaltene Kuh; der Schluß endlich teilt mit, daß der Dichter durch einen Maurer Kenntnis von dieser That erhalten hat, und daß er sich berufen glaubt, das Gute und Schöne zu besingen.

4. Die Personen des Gedichts.

1. Frau Magdalis ist eine arme Witwe, deren Haupternährungsquelle in einer Kuh besteht. Als sie das Unglück hatte, diese zu verlieren, klagt und weint sie nicht nur unaufhörlich, sondern überläßt sich hoffnungslos der Verzweiflung und zürnt und hadert in ihrem Schmerze mit Gott, der sich ihr bisher so gütig erwiesen hat. Gebrüll, das aus ihrem leer geglaubten Stalle hertönt, versetzt sie in entsetzliche Angst, weil sie es abergläubischerweise für das Getümmel von Geistern hält, welche sie für ihre Verzagtheit strafen wollen. Als Furcht und Angst den höchsten Grad bei ihr erreicht haben, ruft sie Gott um Hilfe an, macht aber das Zeichen des Kreuzes und spricht den Namen Gottes aus, hoffend, daß die bösen Geister danach weichen werden. Der unerwartete Anblick einer fremden Kuh im Stalle versetzt sie in so großes Erstaunen, daß sie den Thürriegel unbewußt fallen läßt. Frau Magdalis erweist sich demnach kleinmütig, verzagt und befangen im Aberglauben, in der höchsten Not jedoch nicht ohne Vertrauen auf Gott, von dem sie sich bei ihrem Unglück abgewandt hatte.

2. Der ungenannte Wohlthäter wendet seinen Überfluß zur Unterstützung armer, verlassener Witwen an. Dafür gerühmt zu werden, ist nicht seine Absicht; denn er erteilt seine Gabe im Verborgenen. Er ist ein edler Mann.

3. Der Dichter empfindet Freude über die edle Handlung eines andern, denkt also offenbar edel. Sich selbst hält er für von Gott berufen, durch Gesang alles Gute und Schöne zu preisen Das Dichten erscheint ihm sonach als Beruf und unter Umständen, wie der in Rede stehende, als Pflicht, der er sich nicht entziehen dürfe. Auch das gereicht dem Dichter zur Ehre.

5. Geschichtliches.

Das Gedicht erschien zuerst im Göttinger Musenalmanach von 1785, 150 und zwar mit der Anmerkung: „Ein wahrer und nur für das Bedürfnis der Poesie umgebildeter Stoff“.

Eine wahrscheinlich nach dem Bürgerschen Gedichte von F. A. Krummacher (Festbüchlein, Duisburg u. Essen, 1. Bdchn. 135) gearbeitete Erzählung findet sich im III. Tle. von Lübens Leseb., unter Nr. 14, mit der Überschrift: Die arme Frau und der Ruf der Glocke. Bei Krummacher führt sie die Überschrift: Die Kuh. Man lasse beide mit einander vergleichen.

6. Form der Darstellung.

1. Das Gedicht gehört zu den Romanzen. Die Verse sind vier- und dreifüßig, und nach folgendem Schema aus einem Jambus und drei Anapästen gebildet:

⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ —
⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑
⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ —
⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑

Die Reime sind verschlungen, paarweise männlich und weiblich und mit geringen Ausnahmen wohlklingend. Zu den nicht ganz wohlklingenden Reimen gehört in der 3. Str.: Schellengetön — stehn, in der 6.: früh — sie, in der 20.: ersehn — schön. In der 7. St. wird der 1. V. etwas schleppend durch das e in der Genitivendung des Wortes Hirtenhorn.

2. Recht unangenehm berührt in Str. 18 das „N. N.“ Es hat offenbar nicht auf dem Zettel gestanden, und ist schon deshalb unnatürlich, ganz abgesehen davon, daß solche Chiffre nie für eine Ballade als schicklich erscheint. Entweder hätte der Name des Wohlthäters oder die Worte: ein Freund, gesetzt werden sollen.

Die beiden letzten Str. scheinen versetzt worden zu sein. Die 21. muß offenbar vor der 20. stehen, da ja der Maurer unmöglich das mit beteuert haben kann, was darin gesagt ist.

3. Abgesehen von diesen Kleinigkeiten, gehört das Gedicht wegen seiner ganzen Komposition und seiner dramatischen Lebendigkeit zu den besten, die Bürger geliefert hat. Der Stoff des Gedichts erscheint unbedeutend und bietet beinahe gar nichts Poetisches dar. „Eine Kuh“, sagt Götzinger, „die von einem wohlthätigen Manne einer armen Frau in den Stall geführt wird — was macht das auf die Phantasie weiter für einen Eindruck? Aber Bürger hat auch gar keinen Nachdruck auf diese wohlthätige Handlung gelegt, sondern schildert uns Frau Magdalis' Seelenleiden ergreifend, wahr und schön. Das Geisterreich erscheint, und hier ist der Dichter in seiner Sphäre; keiner kann so gut wie er die geheimnisvollen Schauer desselben malen.“

7. Schriftliche Aufgaben.

Die Erzählung aus dem Munde der Frau Magdalis. (Hervorzuheben ihre tiefe Bekümmernis, ihre qualvolle Seelenangst und ihr freudiges Erstaunen.)

3. Der Kaiser und der Abt.

Bürgers Gedichte. Göttgn., 1789. II. 178. Bürgers smtl. Wke., herausgeg. v. Bohtz. Göttgn., 1835. 66. Bürgers Gedichte, herausgeg. v. Tittmann. Lpzg., 1869. 171. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 49. — Lüben, Auswahl. II. 55.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „schnurrig" = possenhaft, belustigend, Lachen erregend.

1. V. 2. „kurrig", eigentlich kürig oder kurig, ein in Niedersachsen noch gewöhnliches Wort, mit der Bedeutung: seltsam, wunderlich, voll wunderlicher Einfälle und Sonderbarkeiten; leicht reizbar, schwer mit ihm hinzukommen.

V. 3. Abt = ein Mönch, der an der Spitze eines Klosters steht.

2. Hier wird das Beschwerliche des Ritterstandes im Gegensatze zur Bequemlichkeit der Geistlichkeit (3. Str.) geschildert.

3. V. 1. Pfäfflein ist abgeleitet von Pfaffe, und dieses ist entstanden aus papa, Vater. Ursprünglich war Pfaffe durchaus ein Ehrenname, welcher allen Geistlichen vom Papste (papa) bis herab zum untersten Kaplane beigelegt wurde. Das Wort ist jetzt um seinen guten Klang gekommen und wird hauptsächlich von solchen Leuten gebraucht, die alles, was an die Kirche erinnert, verspotten, hassen und gern ausrotten möchten. Bei Bürger hat dies Wort nichts Verletzendes, sondern nur einen launigen Beigeschmack.

6. V. 1. „Euch plage viel Weile", Langeweile.

V. 4. „Er hört das Gras wachsen"; „er hört die Flöhe husten" sind spöttische Redensarten, um die Klugheit eines Dummen ironisch herauszustreichen.

8. V. 3. „Wardein" ist derjenige Beamte beim Bergwesen oder bei der Münze, der den Gehalt der Metalle und anderer Mineralien zu untersuchen hat. Dies Wort ist eine latinisierte Bildung aus dem deutschen warten, ahd. wartên, d. h. achthaben, Aufsicht führen, ausschauen, aufachten, gebildet unter dem Einflusse des rom. guardian (Wächter, Aufseher). Noch heute heißt der Wardein beim Mansfelder Bergwerke Guardian. Das ital. guardare, frz. garder (hüten) ist aus dem ahd. wartên gebildet. Der Abt soll dem Kaiser also nicht bloß sagen, wie viel

dieser überhaupt wert sei, sondern wie hoch er mit Krone, Scepter u. s. w. ihn schätze.

10. V. 1. Ein Prälat (praelatus) ist ein hoher vornehmer Geistlicher sowohl in der katholischen, als auch in der evangelischen Kirche (z. B. in Baden, Württemberg und im Großherzogthum Hessen). Auch werden in einzelnen geistlichen Orden die Klostervorsteher so genannt. In letzterer Beziehung gebraucht es Bürger.

V. 4. „Titelchen" ist hier in der alten Bedeutung — Häkchen, Pünktlein, die als Zusatz zu den hebräischen Buchstaben verwendet wurden — gebraucht, nach welcher es oft in der Bibel vorkommt, z. B. Matth. 5, 18, wo es heißt: „Bis daß Himmel und Erde vergehe, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe." Titelchen, als Diminutiv von Titel (Überschrift), ist aus dem niederdeutschen Worte Tüttel gebildet, was so viel heißt als Punkt, auch kleiner Tintenklecks. — Bürgers Satzverbindung ist etwas undeutlich; man muß sich hinter allein etwas ausgelassen denken: „allein merkt dabei: es soll ꝛc."

11. Das in dieser Str. erwähnte Esel reiten war in alter Zeit eine beschimpfende Strafe, und wurde denjenigen auferlegt, die ihres Amtes nicht gut warteten, unter andern auch Ehemännern, die sich den Zügel aus der Hand reißen und sich von ihren Weibern schlagen ließen.

So verurteilte König Jakob I. von England einen Advokaten zu verkehrtem Eselsrittt, der seinen Schwiegersohn, den Pfalzgrafen Friedrich von der Pfalz (den sogen. Winterkönig) nach Verlust der böhmischen Krone verspottet hatte. Ein Engländer, der sich für den Messias ausgab, wurde rücklings auf einem Esel herumgeführt. Der oströmische Kaiser Constantin V. (741—75) ließ den Patriarchen Anastasius von Constantinopel blenden, auspeitschen und den Eselsritt machen, weil er von ihm abgefallen und zu seinem aufrühreriſchen kaiserlichen Schwager übergetreten war, setzte ihn dann aber wieder in sein Amt ein.

12. V. 2. „Zerspleißen" anstatt des sonst gewöhnlichen zersplittern von mhd. splîzen, sich spalten.

„mit Sinnen", Infinitiv, nicht Dativ Pluralis von Sinn.

V. 3. „Schwulität" (deutsch mit lateinischer Endung), scherzhafter Ausdruck für Schwüle, Angst und Verlegenheit.

13. Schwierige Rechtsfragen pflegt man den Universitäten oder vielmehr den Juristen-Fakultäten derselben zur Entscheidung vorzulegen. Fakultät heißt hier Gelehrten-Zunft, und bezeichnet alle zu einer Art Wissenschaft gehörigen Professoren. Man unterscheidet 4 Fakultäten: die theologische, juristische, medizinische und philosophische. Sportul oder Sportel = gerichtliche Neben-

gebühr, das, was man über die Gebühr bezahlen muß, weshalb hier ganz richtig „Gebühren und Sportuln“ steht. — „Kein Doktor“, kein Gelehrter.

14. V. 1. „Herzlich“ steht hier in doppeltem Sinne; denn als Adverb bedeutet herzlich so viel als sehr, als Adjektiv bezeichnet es alles, was von Herzen kommt und im Herzen vor sich geht. In der ersten Bedeutung gehört es zu Zagen, in der zweiten zu Pochen.

15. V. 1. „Ein bleicher, hohlwangiger Werther“, eine Anspielung auf Goethes Roman: „Werthers Leiden“, der damals viel Aufsehen erregte. Anspielungen der Art wollen sich nicht recht schicken. Der Dichter giebt übrigens leise zu verstehen, daß der Abt sich habe vor Verzweiflung umbringen wollen; daher trifft ihn auch Bendix am Felsenabhange, am Abgrunde an, in welchen sich der Abt unfehlbar stürzen wollte.

16. V. 2. „Schemen“, eigentlich: zum Schemen, Schattenbild. Das Wort ist in der älteren Volkssprache sehr gewöhnlich, konnte daher wohl dem Bendix in den Mund gelegt werden. Luther gebraucht es immer für Schattenbild, z. B. Sprüche 27, 19: „Wie der Scheme im Wasser ist gegen das Angesicht, also ist eines Menschen Herz gegen den andern.“

V. 3. „Hotzeln“, einschrumpfen. Man gebraucht es besonders von gedörrtem Obste.

V. 4. „Mein Sixchen“, entstellt aus: „Meiner Sechs“ (französisch six), eine Beteuerung ähnlicher Art, wie „meiner Seele“, „meiner Treu“, d. h. bei meiner Treue, so wahr mir meine Seele oder meine Sechs, der beste Wurf beim Würfelspiel, lieb ist.

So erklärt man gewöhnlich diesen seiner Abstammung nach unbekannten, als Zeichen des Erstaunens wie der Bekräftigung vielfach im Volke verbreiteten Ausruf. Herr Archivdirektor von Kausler in Stuttgart verwirft (Germania, 12. Jahrg. 476), gestützt auf alte Urkunden aus den Jahren 1236, 1275, 1388, sowie Grimms Rechtsaltertümer 2c. aber diese Multiplikation von „Meiner Treu“, die schwäbisch allerdings gleich „Drei“ klingt und teilt mit, daß dieser Ausdruck eine verkürzte Schwurformel ist. Ein Angeklagter, der infolge der Tortur ein Verbrechen gestanden, mußte dieses Geständniß nach 24 Stunden feierlich vor einer Anzahl Zeugen wiederholen. Der, welcher einen Wahrheitsbeweis vor dem Richter erbringen wollte, muße 21 Männer zur Schranne stellen. Daraus wurden nach des Gegners Wahl 6 lautere Eideshelfer genommen, damit seine Hand selbstsiebent stehe; erst dann ist er ein gewehrter Mann. Dieser Akt hieß die Besiebenung. Noch im 17. Jahrh. bildete die Besiebenung einen wesentlichen Bestandteil des Kriminalverfahrens. Einen übersiebenen heißt: ihn mit sieben Zeugen überweisen. So auch in einem Gedichte Freiligraths:

Mit deinen Eideshelfern „Berg“ und „Fluß“
Tritt, (o Westfalen) vor den Richter, der dich richten muß,
Und übersiebene deiner Feinde Rügen.

Meiner Sechs (also auch mein Sixchen), ist nach ihm die Kürzung der Schwurformel: Ich als siebenter meiner sechs Eideshelfer schwöre; ich schwöre selbsiebent. Denn von sieben, die zusammenstehen, kann jeder Einzelne sagen: wir sind unser sieben; es kann aber auch jeder sagen: ich bin meiner sechs. Auch in anderer Form ist dieser Ausdruck sprichwörtlich erhalten, wie z. B.: Sechs Männereide halten den siebenten aufrecht, — die sechs Siebensten halten den Siebenten aufrecht. (Am klarsten tritt diese Teilung mehrerer Personen hervor in dem Ausdrucke „selbander“, d. h. eine Person (nämlich die in Rede stehende) und eine andere zusammen. Dadurch bezeichnet sie sich als die Hauptperson, die andern als Eideshelfer, und das waren sie ja nach dem ursprünglichen Rechtsgebrauch. Aus diesem Grunde dürfte aber auch nicht Sixchen, sondern Sichschen geschrieben werden.)

V. 4. „angethan“, behext sein. Das Verbum heißt eigentlich anthun. Die Ant, anto, ando, ande, (daher ahnden) bedeutet: Unheimliches Gefühl von etwas Fremdem, Ungewohntem; anthun: dieses Gefühl jemandem durch Zauberei verursachen.

17. V. 2. „Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken“, niedersächs. Sprichwort: er will sich an mir reiben, will mit mir anbinden, um mir zu schaden.

23. V. 4. „Das hab’ ich von meiner Frau Mutter geerbt“, nämlich Mutterwitz. Die ganze Str. drückt den Gegensatz zwischen toter Gelehrsamkeit und gesundem Menschenverstand sehr gut aus.

26. V. 2. „Drum gäb’ ich“, würde ich geben, wenn ich ein Kaufmann wäre, also muß nicht geschrieben werden: geb’ ich.

V. 2. „Pochet und prachert“. Auf sein Recht pochen, d. h. etwas fordern mit Berufung der Gerechtsame; prachern, niedersächsischer Ausdruck für: ungestüm-, zudringlich betteln.

V. 3. „Deut“, kleinste holländische Münze, dann überhaupt Kleinigkeit, wie Heller und Kreuzer.

29. V. 2. „Tempo“, rechte Zeit, Zeitmaß, das Maß der Geschwindigkeit, womit ein Musikstück vorgetragen wird; „einerlei Tempo“ heißt hier: in einem Zeitabschnitt, Zeitmaß, das mit dem der Sonne eins ist.

30. Hans Bendix sagt: Wenn ihr früh mit der Sonne sattelt, so seid ihr in 24 Stunden herum; aber ihr müßt immer auch gleichen Schritt mit der Sonne halten. „Richtig“, sagt der Kaiser, „du hast guten Hafer für deine Pferde, damit sie so schnell laufen als die Sonne; mit Wenn und Aber speisest du sie, und nun laufen sie freilich schnell. Auf diese Weise hat der, welcher

das Wenn und das Aber zuerst gebraucht hat, aus Häckerling Gold machen können." Häckerling ist das zu Pferdefutter ganz kurz geschnittene Stroh.

32. V. 1. „St. Gallen", das im Mittelalter durch die Gelehrsamkeit der Mönche und durch die vortreffliche Schule berühmte Kloster, ist hier wohl nur als Reim auf die ungewöhnliche Ausdrucksweise: „von der Wahrheit nicht fallen" gewählt worden, soll also nicht ausdrücken, daß der Schwank sich in diesem Kloster zugetragen habe. Bürger liebte es, seinen Personen bestimmte Namen zu geben.

Für und wäre hier aber unstreitig richtiger. Der Kaiser will ja sagen: Das denke ich allerdings; aber das ist ja etwas Wahres.

34. V. 1. Ring und Stab sind die Insignien der höchsten geistlichen Würden, welche den Bischöfen und Prälaten bei ihrer Einweihung übergeben werden. Der Ring soll die Vermählung mit der Kirche ausdrücken, der Stab das Amt des Hirten bezeichnen. Die Verleihung von Ring und Stab kam später bloß den Päpsten zu; der Kaiser belehnte die Prälaten nur, insofern sie Reichsfürsten waren, und zwar durch das Scepter.

V. 3. „Quid Juris", was Rechtens ist, d. h. was er von Rechtswegen verstehen sollte.

V. 4. „Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n", bedeutet hier: Wenn man die Annehmlichkeiten einer Abt-Stelle genießen will, so muß man sich auch die erforderlichen Kenntnisse dazu vorher erwerben. Die hierauf verwandte Mühe wird mit der Aussaat verglichen.

37. V. 4. „Pardon", Verzeihung, Begnadigung. Des Reimes wegen muß man das Wort hier aussprechen, wie es geschrieben wird. Im Französischen lautet es bekanntlich: Pardong.

38. V. 2. u. 3. „Du trägst, wie ich merke, Geselle, das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle", du bist eben so brav als gescheid.

V. 4. Panis, Brot. „Panis-Brief", Versorgungsbrief, dergleichen die deutschen Kaiser auf ein Kloster ausstellen konnten, wonach der Vorsteher des Klosters gehalten war, den im Briefe Empfohlenen für dessen Lebensdauer zu beköstigen.

2. Inhaltsangabe.

Der Dichter erzählt von einem ritterlichen Kaiser und einem einfältigen Abt. Der Kaiser ertrug auf seinen Kriegszügen vielerlei Beschwerden, der Abt dagegen pflegte sich aufs beste und war daher wohl beleibt. Den Kaiser verdroß dies bequeme, thatenlose Leben. Als er einst an einem heißen Sommertage mit einem Kriegsgeschwader an der Abtei vorbeiritt und den Abt spazieren gehen sah, grüßte er ihn höhnisch, fragte nach seinem Wohlergehen und

setzte gleich hinzu, daß es scheine, als bekomme ihm Beten und Fasten nicht schlecht. Doch habe es, fuhr er fort, den Anschein, als werde er von der Langeweile geplagt, und sicher werde er es ihm danken, wenn er ihm Arbeit erteile. Nachdem er noch die Pfiffigkeit des Abtes ironisch gelobt hat, verlangt er, daß er ihm nach Verlauf von 3 Monaten sagen solle, wie viel er im Kaiserschmucke wert sei, in welcher Zeit er die Erde umreiten könne, und was er bei Lösung der Fragen Unwahres denke; könne er das nicht, so solle er zur Strafe verkehrt auf einem Esel durch das ganze Land geführt werden.

Diese Aufgabe versetzte den Abt in die peinlichste Lage. In seiner Not wandte er sich an die Fakultäten verschiedener Universitäten, zahlte Gebühren und Sporteln, erhielt jedoch keine Lösung der Fragen. Voll Verzweiflung sucht er beim Herannahen des Termins die einsamsten Örter auf, um seinem qualvollen Leben ein Ende zu machen. In diesem Zustande traf ihn sein Schäfer Hans Bendix an einem Felsenabhange. Auf dessen Frage nach der Ursache seines Grams erzählt der Abt, daß der Kaiser ihm nicht wohl wolle und ihm schimpfliche Strafe angedroht habe, wenn er drei ihm vorgelegte sehr schwere Fragen nicht beantworten könne. Nachdem Hans Bendix die Fragen vernommen hatte, tröstete er den Abt und erbot sich zur Lösung der Fragen, wenn er ihm dazu seine Amtstracht borgen wolle. Darüber war der Abt hocherfreut. Bendix wurde am bestimmten Tage als Abt angekleidet und zum Kaiser geschickt. Auf die Frage des Kaisers, wie viel er jetzt in seinem Schmucke bis auf den Heller wert sei, erwidert Bendix: neunundzwanzig Reichsgulden, und erwies die Richtigkeit seiner Angabe daraus, daß Christus für 30 Reichsgulden verschachert worden wäre, und der Kaiser doch wohl einen weniger wert sei. Der Kaiser war mit dieser Anwort zufrieden und forderte von ihm nun die Berechnung der Zeit für einen Ritt um die Welt. „In vierundzwanzig Stunden kann es geschehen, wenn Ihr mit Aufgang der Sonne beginnt und gleichen Schritt mit ihr haltet," entgegnete Bendix. Auch gegen diese Beantwortung konnte der Kaiser nichts einwenden, verbat sich jedoch für die letzte Frage, nämlich worin das Falsche bestehe, was er denke, das Wenn und das Aber. „Ihr denkt," erwiderte Bendix, „ich bin der Abt, irrt Euch aber, denn ich bin nur dessen Schäfer." Diese Mitteilung versetzte den Kaiser in Erstaunen und rief augenblicklich den Entschluß hervor, Bendix zum Abt zu erheben, den Abt aber zum angedrohten Eselritte zu verurteilen. Auf Bendixens Einwendung, daß ihm zu diesem Amte alle Kenntnisse fehlten, forderte der Kaiser ihn auf, sich eine andere Gnade für diesen lustigen Schwank zu erbitten. Dieser gnädigen Aufforderung kam Hans Bendix dadurch nach, daß er für seinen Herrn um Verzeihung bat, was denn der

Kaiser auch lobte und mit einem Panis-Briefe belohnte, den der Abt auszuführen bekam.

3. Gliederung des Gedichts.

I. Nachricht vom Kaiser und vom Abt. (1.—3. Str.)
II. Zusammentreffen beider.
   a. Zeit und Ort des Zusammentreffens. (4. Str.)
   b. Begrüßung und Anrede des Kaisers. (5. Str.)
   c. Das ironische Lob desselben. (6. Str.)
   d. Die drei Fragen. (7.—11. Str.)
III. Die Not des Abtes.
   a. Sein Seelenzustand. (12. Str.)
   b. Aufforderungen desselben an verschiedene Fakultäten zur Lösung der Fragen. (13 Str.)
   c. Gemütsstimmung des Abtes beim Herannahen des Termins. (14. Str.)
   d. Folgen dieser Stimmung. (15. Str.)
IV. Zusammentreffen des Abtes mit seinem Schäfer.
   a. Bendixens Frage nach der Ursache des Grams. (16. Str.)
   b. Erwiderung des Abtes. (17.—21. Str.)
   c. Bendixens Trost und Erbieten. (22. Str.)
   d. Sein Urteil über die Gelehrten und über sich. (23. Str.)
V. Lösung der Fragen.
   a. Bendixens Verkleidung. (24. Str.)
   b. Die erste Frage. (25.—27. Str.)
   c. Die zweite Frage. (28.—30. Str.)
   d. Die dritte Frage. (31. u. 32. Str.)
VI. Folgen hiervon.
   a. Erstaunen und Entschluß des Kaisers. (33.—34. Str.)
   b. Bendixens Einwendung dagegen. (35. Str.)
   c. Aufforderung des Kaisers, sich eine andere Gnade zu erbitten. (36. Str.)
   d. Lohn für Bendixens edle Gesinnung.

4. Die Personen des Gedichts.

1. Der Kaiser ist ein rüstiger Kriegsmann, der willig alle Beschwerden erträgt, keine Witterung scheut, mit der geringsten Speise vorlieb nimmt, öfters hungert und durstet und des Nachts nicht selten gepanzert im Zelte schläft. Aus diesem Grunde mißfallen ihm aber auch alle, die, wie sein Abt, ein müßiges, bequemes Leben führen, nur auf die Leibespflege bedacht sind. Kann er solchen Menschen unter passendem Vorwande etwas anhaben, so macht es ihm Vergnügen. Doch kann man ihn deshalb nicht gerade schadenfroh nennen; er erlaubt sich im Grunde nur einen derben Scherz mit dem Abte. Vernünftigen Vorstellungen ist er

zugänglich, selbst wenn sie gegen ihn sprechen, wie wir dies namentlich aus der Beantwortung der ersten Frage ersehen. Geistesfähigkeit schätzt er und sucht ihr ohne Rücksicht den rechten Platz in seinem Staate anzuweisen. Nicht minder ehrt er aber edle Gesinnung und belohnt sie gern in passender Weise.

2. Der Abt ist ein korpulenter Mann, der die höchsten Lebensgenüsse in einer guten Mahlzeit, in Bequemlichkeit und Ruhe findet. Sein Verstand ist eben so schwach, als seine Kenntnisse gering sind. Das Nachdenken über schwierige Fragen ist ihm nicht nur gänzlich zuwider, sondern macht ihn auch ganz unglücklich, wenn er dazu genötigt wird. Mit der Sittlichkeit nimmt er es unter Umständen nicht so genau, was wir daraus ersehen, daß er mit Freuden in die beabsichtigte Täuschung willigt; sein Vorteil steht ihm höher, als die Forderung der Moral. Selbst bei den Universitäten hätte er, dem Gebote des Kaisers zufolge, nicht einmal Hilfe suchen dürfen. Desungeachtet ist ihm eine gewisse Gutmütigkeit nicht abzusprechen; auch scheint er von seinen Leuten geliebt zu werden, wie man schon aus der Anrede des Schäfers abnehmen kann.

3. Hans Bendix bekleidet nur ein geringes Amt, da er ohne Schulkenntnisse ist; aber er besitzt treffliche Geistesanlagen und hat edle Gesinnungen („trägt Kopf und Herz auf der richtigsten Stelle"), zu denen sich noch Zufriedenheit mit seinen Verhältnissen gesellt. Eigentümlich ist ihm, in Sprichwörtern zu reden, was besonders in der 23., 29. u. 35. Str. hervortritt.

5. Grundgedanke.

Das ganze Gedicht kann betrachtet werden als ein Beweis für die Worte des Schäfers:

„Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Denn der Mutterwitz muß der bedrängten Gelehrsamkeit aus der Not helfen, den Universitäten und Doktoren nämlich, bei denen der Abt anfrägt. Totes (angelerntes) Wissen ohne natürlichen, gesunden Menschenverstand sind wertlos im Leben.

6. Geschichtliches.

Das Gedicht erschien im Musenalmanach für 1785, 177. Als Grundlage hat dem Dichter eine alte englische Ballade: King John and the Abbot of Canterbury (Percy, Reliques Vol. II. Book III. Bal. 7) gedient. Der Anfang lautet:

1. Ein altes Märchen jetzt künd' ich euch an:
War ein stattlicher Fürst, genannt König Johann;
Er herrschte in England allmächtig und schlecht,
That Unrecht gar viel und versäumte manch Recht.
2. Und ich will euch erzählen ein Märchen, so lustig ꝛc.

Bürger hat jedoch nicht nur die Personen völlig anders dargestellt, sondern so viel weggelassen und die Erzählung in wahrhaft volkstümlichen Tone so ausgeschmückt, daß das Gedicht als Originalarbeit gelten muß, was schon daraus erhellen mag, daß Bürgers Gedicht 12 Str. mehr enthält, als das englische Vorbild. In der englischen Dichtung ist König Johann ein Tyrann, der Abt aber ein stolzer, üppiger Mann. Der König läßt nun den Abt nach London rufen, während bei Bürger der Kaiser zufällig vorbeireitet und lachend sagt: „Zur glücklichen Stunde!“ Der König giebt dem Abte die Fragen auf: 1) wenn ich in meinem Staate, die goldene Krone auf dem Haupte, unter meinen Vasallen stehe, so sage mir, wie viel ich bis auf den Penny wert bin? 2) sage mir mit zweifelloser Genauigkeit, wie bald ich rund um die Welt reiten möge? 3) sage mir wahrhaft, was ich denke? und droht ihm mit dem Tode im Falle der Nichtbeantwortung. Die komische Schilderung der Angst und der Verlegenheit des Abtes fehlt ganz. Dagegen reitet er selbst nach Cambridge und Oxford; auf dem Heimwege trifft er den Schäfer, der ihn aber nicht wegen seines üblen Aussehens bedauert, sondern nach Neuigkeiten am Hofe fragt. Der Abt erzählt seine Not; der Schäfer bietet sich als Stellvertreter an und stützt sich hier besonders auf seine Ähnlichkeit mit dem Abte, etwas, das Bürger wohl hätte aufnehmen sollen, das man aber doch gern hingiebt für Bendixens spaßhafte Reden. Bei den Antworten geht es viel kürzer her, besonders fehlt der köstliche Spaß mit dem „Wenn und Aber“, Str. 30, und in der letzten Frage auch der sinnreiche Zusatz, daß dieser Gedanke zugleich ein falscher sein solle.

Der Stoff zu diesem Schwanke ist übrigens nicht von dem englischen Balladendichter erfunden, sondern der italienischen Novellen-Litteratur des 14. Jahrh. entlehnt. Der italienische Novellist Franco Sacchetti berichtet seine Geschichte aus Mailand, dessen Herr, Messer Bernabo, einen reichen Abt wegen einer Vernachlässigung zu einer hohen Geldbuße verurteilt, ihn aber auf dessen Bitte begnadigen will, wenn er ihm vier Fragen beantworten würde. Die 4. entspricht der 3. im englischen und deutschen Gedichte. Schon das englische Gedicht ist Umarbeitung eines weit ältern, welches Joseph Ritson bekannt gemacht hat. Ein anderer Text mit demselben Stoffe rückt die Scene bis zu König Alfred (871—901) zurück. Bereits bei den Griechen finden wir Rätselaufgaben ähnlicher Art. Wer sich dafür interessiert, findet Ausführliches hierüber bei Götzinger, I, 244 u. f.

7. Form der Darstellung.

1. Das Gedicht ist ein Schwank, d. h. eine poetische Erzählung mit komischem Inhalte. Die V. sind vierfüßig, die beiden

ersten mit überzähliger Silbe. Der 1. Versfuß ist jedesmal ein Jambus, die übrigen sind Anapästen; die V. können sonach als anapästische mit jambischer Basis bezeichnet werden.

Hier und da weicht der Dichter ab von dem gewählten Metrum, und zwar in der Absicht, den Gegenstand dadurch zu malen, wie anderwärts durch Reim- und Klangfiguren. Man vergleiche die 3. Zeile der 3. Str., wo der muntere Strom des Verses plötzlich gehemmt ist, und statt zweier flüchtiger Silben die eine volle und lange „Mond" eintritt. Dasselbe ist der Fall im 4. V. der 12. St. In der 13. Str. sind in den beiden ersten Versen statt vier Hebungen deren sechs.

⏑ — | ⏑ ⏑ — | — — — | ⏑ ⏑ — | ⏑

Er schick te nach ein, zwei, drei, vier Un' vers' tä ten,

wodurch die beabsichtigte komische Wirkung wesentlich mit herbeigeführt wird.

Der Reim ist in den beiden ersten Versen weiblich, in den beiden letzten männlich.

2. Das Gedicht wirkt echt komisch. Der Grund hiervon ist teils in der Ursache der Feindschaft des Kaisers, teils in der ganzen Darstellung, in der überall hervortretenden echten Volkslaune zu suchen. Die Sprache darin ist einfach, häufig auch ganz volksmäßig, wie z. B. in den Versen:

„Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst,
„Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst."
„Mit Gunsten, Herr Kaiser, das laßt nur hübsch bleiben."
„Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht schade."

Sehr komisch wirkt es auch, wenn der Abt in seiner Wiederholung der Fragen bei jeder das mit wiederholt, was der Kaiser hinzugefügt hat, aber natürlich ganz anders anwendet, z. B.:

Der Kaiser: „Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel."
Der Abt: „Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel."

Der Kaiser wendet es bei der 3. Wiederholung dann wieder anders:

„Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?"

3. Schließlich bemerken wir noch, daß es in der 22. Str. besser hieße: Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen, Eu'r Kleid, und daß in der letzten zur Vermeidung von Zweideutigkeiten statt: „Der Abt soll sein pflegen", hätte gesagt werden sollen: Der Abt soll ihn pflegen; denn sein bezieht sich als rückwirkendes Fürwort streng genommen auf den Abt selbst.

8. Schriftliche Aufgaben.

1. Der Abt erzählt die Geschichte. 2. Der Schäfer erzählt seine Standeserhöhung. (Beide in indirekter Rede.)

4. Der wilde Jäger.

Bürgers Gedichte. Göttgn., 1789. II. 145. Bürgers smtl. Wke., herausgeg. v. Bohtz. Göttgn., 1835. 69. Bürgers Gedichte, herausgeg. v. Tittmann. Lpzg., 1869. 180. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 113. — Lüben, Auswahl. II. 59.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. Wild- und Rheingrafen hießen die Grafen des wilden Hundsrück. Ob diese Wild- oder Rauhgrafen den Namen führten als Vorstände, königliche Oberbeamte in wildverwachsenem, unangebautem und noch urbar zu machendem Lande, oder als hohe Beamte über Wild, Wald und Feld und über das (abzuliefernde) Rauch- oder Pelzwerk, läßt sich sicher nicht feststellen. Rheingrafenstein liegt bei Kreuznach. Übrigens ist diese Benennung eben so zufällig wie die des Abtes in der vorigen Ballade. Bürger brauchte einen Namen für seinen Helden und wählte diesen, weil er ihm besonders schicklich erschien.

V. 5. „Koppel" nennt man zwei mit einer Kette verbundene Halsbänder bei Jagdhunden. Behufs des Jagens waren den Hunden die Koppeln abgenommen.

2. V. 2. „Kuppel", das halbkugelförmige Dach des Domes.

V. 3. „Hochamt" bezeichnet eine gottesdienstliche Handlung im katholischen Gottesdienste, den katholischen Hauptgottesdienst.

3. V. 5. „Des Rechten Roß war Silbers Blinken." „Blinken" ist hier Prädikat. Der Sinn ist der: des Rechten Roß blinkte wie Silber.

4. V. 5. „Graß", was Grauen und Schauder erregt; es bildet hier den Gegensatz zu „lichthehr". Das Wort ist gewöhnlicher in der Ableitung gräßlich. Es hängt zusammen mit dem niederdeutschen gräsen, d. i. schaudern, grauen, und in dieser Form haben wir es bereits im „Riesen Goliath" von Claudius kennen gelernt.

7. V. 4. „baß", hier so viel als besser ist selbst ein alter, adverbialer Komparativ (mhd. baz, ahd. paz, altſ. bat, goth. bats, altnord. betr.), zu gut oder wohl, dessen Positiv aber nicht mehr nachweisbar ist. Besser, ahd. pezzir, bezzir, mhd. bezzer war ursprünglich ein adjektivischer Komparativ von einem verloren gegangenen Positiv. In der 8., 12. und einigen andern Strophen steht baß bloß im Sinne von tüchtig, sehr.

8. V. 4. „Der scher' ans Paternoster hin!" Statt „scher'" würde es richtiger heißen: schere sich. „Paternoster" heißt Vaterunser, bedeutet hier aber den Rosenkranz. Nach dem Ausspruche des Grafen schickt sich das Beten nur für den gemeinen Mann, nicht für Ritter. Sehr passend im Munde des rohen Grafen ist übrigens der Ausdruck: „der scher'" 2c.

V. 6. „Meine Lust doch büßen“, befriedigen.

14. V. 2. Der „Hagen“, mhd. der und das hac, umfriedigendes Gebüsch, dichtes Gebüsch, ist ursprünglich ein lebendiger Zaun, Einhegung, Verzäunung, womit des Landmanns Feld zum Schutz gegen das Wild umgeben war. Das Wort kommt von dem ahd. Wurzelverbum hagan, hakan, umzäunen, hegen, weshalb man auch Gehege sagt. Später nannte man Hag auch einen eingezäunten Wald, Park, Hain; vgl. S. 144.

15. V. 4. „Anger“ bezeichnet ungefähr so viel als Weide, Trift, Wiese.

V. 5. „da“ bezieht sich auf zahme Herde, muß also betont werden.

16. Die Häufung einsilbiger Wörter, an und für sich mißlautend, ist höchst charakteristisch für Darstellung einer regellos schweifenden Bewegung.

19. V. 2 u. 3. „Ha, daß du deiner besten Kuh selbst um- und angewachsen wärst“, eine Anspielung auf die grausame Sitte, Wilddiebe auf einen Hirsch festschmieden und zu Tode hetzen zu lassen.

V. 4. „Vettel“, aus lat. vétula, ein altes Weib, bezeichnet ein liederliches, unzüchtiges Weib, und ist eins der gemeinsten Schimpfwörter. Der Graf meint natürlich die Witwen, für welche der Hirt bat.

20. V. 2. „Jo“ (hier zweisilbig) ist Interjektion für das Antreiben der Hunde; es kommt auch in Feuerjo, (Furio), Mordio vor.

22. V. 1. „Risch“ wird von dem Dichter dem rasch, mit dem er es auch wohl zu einem Worte verbindet (3. Str.), in der Regel vorgezogen. Auch Luther setzt fast immer risch. In niederdeutscher Bedeutung ist risch mehr als rasch. Letzteres bedeutet bloß schnell, hurtig; risch hingegen: gerade durch und zugleich schnell.

25. V. 3. „Und wenn's im dritten Himmel wär'“, die Jagd nämlich. Der Klausner warnt ihn, er soll dies Gotteshaus nicht entweihen; der Graf antwortet: Und wenn's der oberste Himmel selbst wäre. Der „dritte Himmel“ bezeichnet den Himmel der Seligen, im Gegensatz zum Lufthimmel und zum Sternenhimmel.

V. 4. „So acht' ich's keine Fledermaus“ nicht im geringsten. Der Dichter hat hier vielleicht an eine kleine schlesische Münze gedacht, worauf der Adler so schlecht geprägt war, daß man diese Fledermaus nannte. Meint er diese Münze nicht selbst als etwas Wertloses, so könnte er den Schmetterling darunter verstanden haben, den die Pfälzer und Odenwälder noch heute Fledermaus nennen. Jedenfalls soll die Verneinung hierdurch verstärkt werden, wie wenn man sagte: ich acht' es keinen toten

Hund — den Henker nicht — den Teufel nicht — keinen Pfifferling u. s. w.

26. V. 3. „Hui“, im Nu, im Augenblick. Es drückt zugleich das Unheimliche des Ereignisses aus. S. die 22. Str.

28. V. 6. „Urtel“ bezeichnet hier einen Richterspruch.

29. Im 2. V. würde die umgekehrte Ordnung natürlicher erscheinen, einmal schon als Steigerung an sich, dann auch, weil sich die Frechheit des Grafen wirklich in dieser Stufenfolge gezeigt hat.

V. 5. „Gefodert“, norddeutsche Form von fordern.

30. V. 5. „frohnen“ heißt: Dienste leisten; fröhnen bedeutet: Dienste auflegen. Demnach ist frohnen hier ganz richtig gebraucht.

33. V. 5. „Jach“, schnell.

34. V. 6. „Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.“ Hindeutung auf die Sage von der wilden Jagd.

35. V. 5. „Jappen“, den Mund aufsperren, mühsam atmen, lechzen, mit aufgesperrtem Munde und kurzen, raschen Zügen atmen, nach etwas schnappen, niedersächsische Form (japen, gapen) für gaffen. Hier bezeichnet es das Lechzen der Hunde mit offnem Rachen, wofür man im Hochdeutschen gienen sagt.

36. V. 5. „Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen“, müßt' er nicht die Rache des wilden Jägers befürchten.

2. Inhaltsangabe.

Ein Wildgraf rief durch einen Stoß ins Horn seine Jäger und Jagdknechte zu einer Jagd zusammen. Nachdem er sein Pferd bestiegen hatte, stürzten der ganze Troß und die entkoppelten Hunde ihm nach durch Felder und Gebüsch. Während dies geschah, riefen die Glocken zum Hochamt und ertönten die Gesänge Andächtiger; denn es war ein Sonntagsmorgen. Nachdem der Zug quer über einen Kreuzweg gekommen war, gesellten sich zwei Reiter zum Grafen, von denen der eine, der ein silberfarbenes Roß ritt, an seiner rechten Seite Platz nahm, der andere dagegen, den ein feuerfarbenes trug, zu seiner linken. Jener war eine Lichtgestalt mit mildem Angesicht, dieser hatte ein fürchterliches Ansehen. Der Graf heißt sie froh willkommen, hört aber wider Erwarten, daß der Ritter zur rechten ihn sehr ernst abmahnt, am Sonntag zu jagen. Im Gegensatz zu diesem, fordert der linke Ritter den Grafen auf, sich in seinem Vorhaben nicht irre machen zu lassen. Diese Aufforderung findet des Grafen Beifall, und er meint, wer nicht des Weidwerks pflegen wolle, der möge sich zur Kirche scheren und den Rosenkranz beten. Noch schneller als vorher ging es nun in das Jagdrevier hinein. Ein weißer Hirsch mit sechzehnzackigem Geweih sprang vor ihm auf. Auf diesen ward nun mit so wilder Hast Jagd gemacht, daß mancher vom Troß tot niederstürzte, ohne

daß sich jedoch der Graf dadurch irre machen ließ. Das Tier flieht in ein Ährenfeld und sucht sich in demselben zu verbergen. Aber der Jagdzug folgt ihm dahin nach und verwüstet dabei das Feld, ungeachtet der Eigentümer den Grafen um Schonung bittet und der Reiter zur rechten ihn vor dem Frevel warnt. Der Hirsch entkommt, nimmt seinen Lauf nach einem Anger und mischt sich dort unter die weidende Herde. Als die Hunde das Tier ausgewittert haben, und die Jagd auf dasselbe beginnen soll, da fleht der Hirt für seine Herde. Doch der Graf achtet seines Flehens so wenig, wie der wiederholten Abmahnung des Reiters zur rechten. Die Hunde fallen wütend in die Herde ein und schonen weder Hirt noch Vieh. Der Hirsch entflieht jedoch. Diesmal nimmt er seinen Weg in den Wald zurück und sucht Schutz in der Hütte eines Klausners. Bald ist der Jagdzug ihm auch dahin gefolgt. Da tritt der Klausner aus seiner Hütte und mahnt den Grafen in ernster Weise ab, den Hirsch ferner zu verfolgen, und der Reiter zur rechten unterstützt des Klausners Mahnung. Umsonst! Nachdem der Graf gottvergessene Worte ausgestoßen, treibt er mit Hallo seine Jagdgesellen an, des Hirsches nicht zu schonen. Da hat auf einmal das Jagdgetümmel sein Ende, und eine Donnerstimme verkündet dem Grafen sein furchtbares Urteil. Es entsteht ein grauenerregendes Unwetter. Dem Grafen rieselt Angst durch Mark und Bein. Eine schwarze Riesenfaust fährt aus der Erde empor und dreht ihm das Angesicht nach dem Nacken. Ein Flammenmeer mit Höllenbrut wallt um ihn her; tausend Höllenhunde fahren aus dem Schlunde empor. Der Graf flieht; doch überall rauscht bellend ihm die Hölle nach. Das Antlitz bleibt im Nacken stehen, und er sieht daher auf der Flucht fortwährend die nach ihm schnappenden Ungeheuer.

Das ist die Jagd des wilden Heeres; sie währt bis zum jüngsten Tage und erfüllt oft bei Nacht den Wüstling mit Schrecken und Graus.

3. Gliederung des Gedichts.

Das Gedicht besteht aus 3 Hauptabschnitten. Der 1. Hauptabschn., Str. 1—8 umfassend, zeigt uns die darin handelnd auftretenden Personen, ihre äußere und innere Situation und die Zeit der Handlung. Er bildet also die sogenannte Exposition. Der 2. Hauptabschn. wird durch die 9.—25. Str. gebildet und stellt die eigentliche Handlung dar. Dieselbe läßt drei Epochen unterscheiden: die Jagd auf das Wild im Ährenfeld, auf dem Anger unter der Herde und in der Hütte des Klausners. In der Komposition dieser Epochen herrscht ein vollständiger Parallelismus. Die einzelnen Punkte der Parallelen sind diese: 1. das Wild wird aufgescheucht; 2. es flieht; 3. es sucht sich vor seinen

Verfolgern zu verbergen; 4. der Graf wird um Schonung angefleht; 5. der rechte Ritter warnt; 6. der linke Ritter hetzt; 7. der Graf läßt vom linken sich umgarnen und frevelt an Geschöpf und Schöpfer. Der 3. Hauptabschn., Str. 26—36, enthält die Darstellung des Gottesgerichtes, die sogenannte Katastrophe, in der wieder verschiedene Züge unterscheidbar sind.

Disposition.

I. Vorführung der handelnd auftretenden Personen und Zeit der Handlung. Exposition. (1.—8. Str.)
  A. Aufbruch. Str. 1.
  B. Zeit der Jagd. Str. 2.
  C. Die fremden Reiter. Str. 3—8.
    1. Ihr Kommen. Str. 3, 1—4.
    2. Ihre Pferde. V. 5—6.
    3. Ihr verschiedenartiges Aussehen. Str. 4.
    4. Ihre Bewillkommnung durch den Grafen. Str. 5
    5. Warnung des rechten Reiters. Str. 6.
    6. Aufhetzen des linken Reiters. Str. 7.
    7. Zustimmmung des Grafen. Str. 8.

II. Die wilde Jagd oder die eigentliche Handlung. (9.—25. Str.)
  A. Die Jagd auf das Wild im Ährenfelde. (9.—14. Str.)
    1. Anfang der Jagd. Str. 9.
    2. Rücksichtslosigkeit des Grafen gegen sein Jagdgefolge. Str. 10.
    3. Flucht des Wildes ins Ährenfeld. Str. 11, 1. 2.
    4. Bitte des Landmanns. Str. 11, 3—6.
    5. Warnung des rechten Ritters. Str. 12, 1—2.
    6. Aufhetzen des linken Ritters. Str. 12, 3—6.
    7. Üble Behandlung des bittenden Landmanns. Str. 13.
    8. Jagen im Ährenfelde. Str. 14.
  B. Die Jagd auf dem Anger. (15.—20. Str.)
    1. Flucht des Wildes nach dem Anger. Str. 15.
    2. Verfolgung dorthin. Str. 16.
    3. Bitte des Hirten. Str. 17.
    4. Warnung des rechten Ritters. Str. 18, 1—2.
    5. Aufhetzen des linken Ritters. Str. 18, 3—6.
    6. Üble Behandlung des Hirten u. s. Herde. Str. 19. 20.
  C. Die Jagd im Walde. (21.—25. Str., 26, 1. u. 2.)
    1. Flucht des Wildes nach dem Walde in die Klausnerhütte. Str. 21.
    2. Warnung des Klausners. Str. 22. 23.
    3. Warnung des rechten Ritters. Str. 24, 1. 2.
    4. Aufhetzen des linken Ritters. Str. 24, 3—6.

5. Freche Antwort des Grafen und Aufforderung zur Fortsetzung der Jagd. Str. 25—26, 1. 2.

III. Das Gottesgericht. Katastrophe. (26.—36. Str.)
1. Das plötzliche Verschwinden aller lebenden Wesen aus des Grafen Umgebung. Str. 26, 3. 4.
2. Die plötzlich eingetretene Totenstille. Str. 26, 5. 6.
3. Bewegungslosigkeit seines Rosses. Str. 27.
4. Verdüsterung des Waldes bis zu vollständiger Nacht. Str. 28.
5. Das dumpfe Rauschen über dem Grafen. Str. 29.
6. Die donnerähnliche Verkündigung seines Urteils.
    a. Die Anklage. Str. 29, 1. 2.
    b. Die Missethat. Str. 29, 3—6.
    c. Die verhängte Strafe. Str. 30.
7. Die Verwandlung der Finsternis in einen schwefelgelben Wetterschein. Str. 31, 1—2.
8. Seelenzustand des Grafen. Str. 31, 3—6.
9. Erscheinung einer Riesenfaust, die dem Grafen das Gesicht in den Nacken dreht. Str. 32.
10. Anblick der Hölle mit tausend Höllenhunden, die jach nach ihm fahren. Str. 33.
11. Die erfolglose Flucht vor dieser Hölle und ihren Ungeheuern. Str. 34. 35.
12. Die Dauer der Strafe. Str. 36.

4. Die Kontraste des Gedichts.

Der bedeutende Eindruck, den das Gedicht auf jeden gefühllosen Leser macht, wird hauptsächlich durch die Gegensätze oder Kontraste, welche sich darin vorfinden, hervorgerufen.

Um dies dem Schüler zum Bewußtsein zu bringen, ihm klar zu machen, wie sehr Kontraste geeignet sind, die Phantasie und das Gefühl aufzuregen, lasse man dieselben aufsuchen und deutlich erkennen.

„Mit den wilden Tönen des Jagdhorns, mit dem Hallo, dem Wiehern des Hengstes, dem laut rasselnden Nachstürzen des Trosses und dem Hundeklaffen kontrastiert in stärkster Weise die Sonntagsfrühe mit ihrer Sabbathstille, der ernste Feierklang der Glocken und der liebliche Gesang der andachtsvollen Christenmenge. Die beiden Reiter, welche sich zum Jagdzuge gesellen, bilden einen zweiten Kontrast, nicht bloß nach ihrer äußern Erscheinung, sondern vielmehr noch in ihrem Streben, und dieser Kontrast zieht sich mit demjenigen, welchen des Grafen schadenfroher Frevelmut und das Flehen um Erbarmen der Gefährdeten bilden, durch die ganze „Handlung". Der stärkste Kontrast tritt jedoch darin hervor, daß auf das furchtbarste Jagdgebrülle eine vollkommene Totenstille

folgt, aus einer zahlreichen Umgebung der Graf in völlige Einsamkeit versetzt wird, und in ihm das Gefühl der höchsten Lust dem Mark und Bein durchdringenden Grausen Platz macht. Endlich erfolgt auf die Totenstille ein neuer Lärm, das unaufhörliche Knirschen und Jappen der Rachen, welche nach ihm schnappen, und in ihm auf die kurze Lust die teuflische Hetze „bis in Ewigkeit". (Otto, Leseb., 4. Aufl.)

5. Die sittliche Grundlage des Gedichts.

„Der wilde Jäger" ist eine anschauliche Darstellung des Kampfes, den die sinnliche Lust des Menschen mit seinem auf das Gute gerichteten Willen, also mit dem Gotteswillen führt. Erstere ist in dem linken Ritter personifiziert, letzterer in dem rechten.

Zu den sinnlichen Lüsten des Grafen gehört vorzugsweise die Jagdlust, wie seine Worte:

„Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt."

beweisen. An und für sich verwerflich ist diese Lust nicht; ihre Befriedigung kann sogar unter Umständen, z. B. wenn schädliche Tiere sich sehr vermehren oder ein zu starker Wildstand nachteilig für den Landmann wird, zur Pflicht werden; aber sündlich ist es, sich ihrer am Sonntage, der vorzüglich Gott und der Geistesveredlung gewidmet ist, und in so rücksichtsloser, unmenschlicher Weise hinzugeben. Das Gebot, den Feiertag zu heiligen, spricht in den Worten des rechten Ritters:

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang
Zu Feierglock' und Chorgesang,
Kehr' um! Erjagst dir heut nichts Gut's."

zu ihm. Aber diese Warnung bleibt unbeachtet und wird von der sinnlichen Lust mit Spott zurückgewiesen.

„Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag euch baß erfreu'n!"

Die Worte: „Ha! wohlgesprochen, linker Mann", verkünden ihren Sieg, wie die bald darauf folgenden:

„Und hurre hurre vorwärts ging's",

das Leben in der Sündenlust bezeichnen.

Die innere Gottesstimme macht sich indes immer wieder geltend. Sie ist sein guter Engel, der bei jedem Anlasse, der ihm auf seiner Laufbahn, auf seinem Sündenwege einmal Halt gebietet, sich an ihn herandrängt und seine Mahnungen erneuert. Zu einem solchen kurzen Stillstande in seinem Laufe, der dem „rechten Reiter" die erwünschte Gelegenheit bringt, gehört zu werden, nötigt ihn das Hervortreten des Pflügers, Hirten und Klausners mit ihrer Bitte um Menschlichkeit. Doch die böse Lust hat das Herz im Besitz, und jede heilige Regung wird sofort von ihr erstickt.

Das Gedicht zeigt uns eigentlich recht deutlich, in welchem Maße jede sinnliche Lust nach jeder Befriedigung wächst.

Der Graf beginnt damit, daß er schonungslos mit seinem Gefolge über alles wegreitet, selbst über die mit Korn bestellten Felder, und keine Rücksicht darauf nimmt, ob aus seinem Troß jemand stürzt und tot liegen bleibt. Die nächste Handlung ist bereits strafbarer: er läßt dem armen, um Erbarmen flehenden Landmanne die Peitsche um die Ohren knallen und verwüstet dann den „sauern Schweiß" desselben. Noch ruchloser und wahrhaft empörend ist die darauf folgende Behandlung des Hirten und seiner Herde. Nachdem der Graf frevelhafte Verwünschungen ausgesprochen hat, hetzt er die wütenden Hunde auf den Hirten und die Herde.

„Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Herde."

Vor der Hütte des Klausners endlich würde er, wie wir aus seiner gottlosen Rede (Str. 25) ersehen, die größte Missethat begangen haben, hätte ihn der Eintritt des göttlichen Strafgerichts nicht noch daran gehindert.

So führt also der Sündenweg unfehlbar ins Verderben.

6. Geschichtliches.

Diese Ballade (Romanze) erschien zuerst im Göttinger Musenalmanach von 1786, 188, und ihre Dichtung fiele demnach in das J. 1785. Einer schriftlichen Nachricht zufolge ist der „wilde Jäger" schon 1775 angefangen, häuslicher Unruhen wegen aber wieder zurückgelegt, jedoch vor 1778 vollendet worden. Man merkt es dem Gedichte auch wirklich an, daß es nicht aus einem Gusse gearbeitet worden ist; denn die erste Hälfte hat viel mehr Frische, als die letzte.

Einer bestimmten Quelle ist Bürger bei diesem Gedichte nicht gefolgt; er nahm vielmehr aus den mancherlei Sagen über das wilde Heer, was er für seinen Zweck brauchte. Nach Grimm stammt der Glaube an das wütende Heer der Sache und dem Namen nach aus dem germanischen Heidentum, und spricht eigentlich die Erinnerung an den ersten und obersten Gott Wodan oder Woutan aus, der auf seinem Schimmel, gefolgt von den Walkyrien und Einheriern der Walhalla, in den Zwölften (von Weihnacht bis Dreikönigstag) durch die Lüfte zieht. Als Wodans Jagd legte man es aus, wenn der heulende Sturm durch die Wälder brauste, und ein Tönen wie von Pferden, Wagen und Hörnern erklang. Das Christentum verwandelte die alten heidnischen Götter in böse, teuflische Wesen, und so wurde denn auch aus Wodans Heer ein wütendes Heer von Verbrechern, Trunkenbolden, Meineidigen, Ehebrechern und Selbstmördern, die

ohne Kopf oder den Kopf unterm Arme auf dreibeinigen verwesten Pferden mitritten. Man wollte aber auch den Grund ihres Umzuges wissen, und so knüpfte man denn bestimmte Sagen mit sittlicher Grundlage an den alten Glauben und machte den wütenden Jäger zu einem Verdammten, der zur Strafe für seine Sünden bis zum jüngsten Tage jagen muß. Bald ist es die ungebändigte Jagdlust überhaupt, die er büßt, bald Strenge gegen Holzfrevler und Wildschützen. Westfälische Überlieferungen nennen ihn Hackelberend, d. h. der Mantelträger, Hackelberg, Hackelbock. Er war ein Jäger, der auch Sonntags auf die Jagd zog, und dieser Sabbathsschändung wegen wurde er nach seinem Tode in die Luft verwiesen, wo er Tag und Nacht jagen muß. Strafe wegen Entweihung des Feiertags enthalten viele Märchen und Sagen, worunter besonders der Mann im Monde (s. II. Tl. des Leseb., Nr. 62) gehört. Vergl. auch „Der wilde Jäger im Odenwalde" von A. Schreiber. (Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde u. den Vogesen. Frankf. 1848. 394.)

7. Form der Darstellung. Komposition.

In dieser Ballade (Romanze) (über das Wesen derselben vergl. Bd. II. 158) herrscht eine epische Ruhe und Ausführlichkeit, die wir sonst bei Bürger nicht finden; die Strophen sind alle mit großer Kunst gebaut und schreiten sehr gemessen einher. Die Behandlung des Verses und der Sprache, die Kunst der poetischen Malerei erinnert an den braven Mann. So wie uns hier in den ersten Strophen ein lebendiges Bild sichtbarer Verwüstung, in die lebendigste Handlung umgesetzt, entgegentritt: so in der 1. Str. des wilden Jägers der tolle, wüste Lärm der Jagd, Hörner- und Jagdruf, Wiehern, Rasseln, Nachstürzen, Kliff und Klaff. Aus dem wilden Getümmel hebt sich nur ein Bild hervor, der Wildgraf auf seinem Hengste; denn mit großem Bedacht ist sonst keine Person, kein Tier genannt; es bleibt bei allgemeinen Ausdrücken, wie Troß, bei Adverbien, wie zu Fuß und Roß, bei unpersönlichen Wendungen (Str. 10). Hier, wie im braven Mann, wendet nun der Dichter seine große Kunst an, durch die Sprache nicht nur Vorstellungen zu wecken, sondern durch ihren Klang schon an die Sache zu erinnern und das Gemüt dadurch zu stimmen. So bilden die Reime der 1. Str. eine Assonanz (Vokalreim) auf O, der dann die Assonanz auf A in der 2. gegenübertritt. Man halte dies nicht für Zufall, es ist Absicht des Dichters, denn dasselbe Spiel mit Tönen und mit den gleichen Silben wiederholt sich. Daß wir die Absicht nicht merken, spricht für das Gelungene der Ausführung; die Wirkung des Spieles bleibt aber nicht aus, obwohl wir uns keine Rechenschaft darüber geben können.

Die Verse sind vierfüßige Jamben, von denen die beiden letzten eine überzählige Silbe haben.

8. Das Lesen des Gedichts.

So wenig sich das Gedicht seines starren Versmaßes halber zu einer Melodie schickt, so großen Eindruck macht es, wenn es gut vorgetragen wird. Um dies zu können, muß man vor allen Dingen die erzählende Darstellung von der dramatischen geschieden halten und den Ton nach der Stimmung einrichten, welche den Worten entspricht. Es wird ein freudiger sein im Willkommen, den der Graf den beiden Reitern zuruft; ein sanft mahnender in den Worten der 6. und ein ernst mahnender in der 23. Str.; ein boshaft anfeuernder in den Worten des Reiters zur linken; in Str. 8 ein vom Beifalle zum Hohne übergehender; ein flehender in der Rede des Landmanns und des Hirten; ein über- und frevelmütiger in den Erwiderungen des Grafen auf die ihm entgegengebrachten Bitten; und endlich ein verdammender in der 29. u. 30. Str. Verkehrt würde es jedoch sein, wenn man diese beiden Strophen mit donnernder Stimme vortragen wollte, weil sie als Donnerstimme vom Himmel gelten. Diese Worte sind vielmehr langsam und eintönig zu sprechen. (Nach Götzinger.)

9. Schriftliche Aufgaben.

1. Aufbruch zur Jagd. (Schilderung.) 2. Die Schilderung der Jagd auf den weißen Hirsch. 3. Sonntagsfeier auf dem Lande.

5. Lenore.

Bürgers Gedichte. Göttgn., 1789. II. 27. Bürgers sämtl. Wke., herausgeg. v. Bohtz. Göttgn., 1835. 13. Bürgers Gedichte, herausgeg. v. Tittmann. Lpzg., 1869. 34. — Lüben, Auswahl. II. 64.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 5. „König Friedrich“, Friedrich der Große. — Die Schlacht bei Prag war am 6. Mai 1757. Der Krieg war 1763 zu Ende, folglich hatte Wilhelm in 6 Jahren nichts von sich hören lassen. Daß er in der Schlacht bei Prag geblieben ist, geht aus den Worten des Geistes, Str. 15, hervor: „Weit ritt ich her von Böhmen.“

4. V. 2. „Und frug nach allen Namen“, nach allen Bekannten, die ihr Auskunft über ihren Wilhelm hätten geben können.

6. V. 5. Im „Wahn“ befindet sich der, welcher nach dem Scheine urteilt, in Täuschung befangen ist. Nach Lenorens Ansicht ist es ein „eitler Wahn“, daß alles, was Gott thut, wohlgethan ist. „Eitler Wahn“, nutzloser Wahn. „Mit eitler

Rede wird hier nichts geschafft; — die Stunde dringt, dem Mann muß Hilfe werden.“ (Schiller im Tell.) Wähnen steht dem wissen entgegen. Z. B.: „Doch nichts von Wahn! kann solch' ein Traum betrügen, — O so ist alles Wahn! so kann die Wahrheit lügen.“ Wieland. „Doch bis Gewißheit jeden Wahn bestreitet.“ Graf v. Platen. „War's Wahrheit oder Wahn, was sie beglückt gemacht?“ Cronegk. „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.“ Schiller.

9. V. 6. Grauen. Graus. Das Grauen, vom Zeitwort grauen, bezeichnet ein befallendes krampfhaftes Überlaufen und Durchströmen banger Furcht oder eines unheimlichen Gefühls. In diesem Sinne braucht Bürger das Zeitwort in den Fragen: „Graut Liebchen auch vor Toten?“ Graus (der) bezeichnet ein stark ergreifendes Grauen.

10. V. 7 u. 8. „So wird doch deiner Seelen der Bräutigam nicht fehlen.“ So wird deine Seele so glücklich in Gott sein wie eine Braut. In einem Kirchenliede von Drese (1620—1701) wird auch Jesus ein „Seelenbräutigam“ genannt.

12. V. 4. „Vermessen fort zu hadern“, in harten Worten ihre Mißbilligung über Gottes Vorsehung aussprechen.

15. V. 6. „Hagedorn“, Weißdorn, Crataegus, ein zu Hecken dienender Strauch.

16. V. 3. „Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn.“ Das Klirren des Sporns war getadelt und die Meinung ausgesprochen worden, es stehe wohl bloß des Reimes wegen da. Bürger sagt darüber sehr einsichtsvoll: „Nicht des Reimes, sondern der Sache wegen ist's da. Man muß sich in den Sporen eines Gespenstes eine magische Kraft vorstellen. Alles erinnert ihn, zu eilen: der Rappe scharrt; der Sporn fängt von selbst an zu klirren, als wäre derselbe begierig, wieder zu stacheln.“ Wirklich schickt sich das: „es klirrt der Sporn“, sehr gut zu: „der Rappe scharrt“.

V. 5. „Komm, schürze, spring' und schwinge dich auf meinen Rappen hinter mich.“ Schürzen heißt: die langen Unterkleider mit einem Gurte in die Höhe binden, wie man dies namentlich auf dem Lande oft sieht. „Dich“ muß mit auf schürzen bezogen werden (schürze dich), gehört aber freilich nicht mit zu springen.

17. V. 3 u. 4. „Und horch! es brummt die Glocke noch, die elf schon angeschlagen.“ Diese genaue Bezeichnung der Zeit ist natürlich hier nichts Müßiges. Um 11 Uhr beginnt nach dem Volksglauben die Geisterstunde.

V. 6. „Wir und die Toten reiten schnell.“ Dies soll eine Zweideutigkeit sein. Das Mädchen muß denken, daß wir und die Toten zweierlei sind. Sie versteht es so: „Wir

reiten schnell wie die Toten." Zugleich liegt mystisch in dem wir und die Toten, daß der, welcher es sagt, selbst ein Toter ist.

18. V. 4. „Sechs Bretter und zwei Brettchen!" die Bezeichnung des Sarges.

20. V. 6. „Hurra!" russisch auch hussa! ein Ausruf der Freude, des Beifalls, der Ermunterung.

21. V. 4. „Laßt uns den Leib begraben!" Nun laßt uns den Leib begraben! Dies ist der Anfang eines sehr alten Begräbnisliedes von Michael Weiß, das, in Norddeutschland besonders, bei den meisten Leichen gesungen wird, bei denen der Chor der Schulknaben dem Sarge vorangeht.

V. 8. „Unkenruf in Teichen", Unke, Feuerkröte, Bombinator igneus, ein zur Familie der Frösche gehöriges, durch die warzige Körperhaut den Kröten nahe stehendes Tier. Ihr Ruf („Unk! Unk!") klingt wie ferner dumpfer Glockenklang.

26. V. 3 u. 4. „Wie Wirbelwind am Haselbusch durch dürre Blätter rasselt", soll eigentlich heißen: Wie Wirbelwind durch dürre Blätter des Haselbusches rasselt.

28. V. 2. „Bald wird der Sand verrinnen", d. h. bald wird die Stunde vorbei sein; denn noch heute sollte ja die Reise vollendet sein, und um 12 Uhr muß der Tote wieder in sein Grab. Morgenluft ist also hier nur die Luft des folgendes Tages.

30. V. 3. „Koller", Reiterwams. Siehe die Erläuterung in Schillers Schlacht bei Lützen. 3.

V. 5. „Schopf", Haupthaar.

V. 8. „Stundenglas", Sanduhr; „Hippe", Sense, Attribut des Todes. „Gestern kam der Tod zu mir, — Drohend schwang er seine Hippe." Lessing. Sonach erscheint Wilhelm nicht als Toter, sondern als Tod, d. h. als Sinnbild des Tötenden. Obwohl er Lenoren den Tod bringt, so war diese Darstellung deshalb doch nicht notwendig. Götzinger frägt bei dieser Stelle: „Hatte der Dichter hierbei eine Absicht, oder ist es Versehen?"

2. Inhaltsangabe.

Wilhelm, der Bräutigam Lenorens, war mit Friedrich d. G. nach Prag in die Schlacht gezogen und hatte von dieser Zeit an während 6 Jahren keine Nachricht von sich gegeben. Darüber ängstigte sich Lenore sehr. Endlich schlossen die Streitenden Friede, und die Heere kehrten in ihre Heimat zurück. Überall wurden die Krieger jubelnd empfangen. Lenore fragte nach ihrem Wilhelm, konnte aber von keinem ihrer Bekannten etwas über ihn erfahren. Als daher das Heer vorüber und somit ihre Hoffnung vernichtet

war, geriet sie in einen beklagenswerten Zustand. Der Trost ihrer Mutter blieb erfolglos; sie verzweifelte an der Vorsehung Gottes und wies sowohl das ihr von der Mutter empfohlene Gebet, wie auch das heilige Abendmahl als unnütz zur Linderung ihrer Schmerzen zurück. Um sie von diesen gotteslästerlichen Gedanken abzubringen, wies die Mutter auf die Möglichkeit hin, daß Wilhelm nach dem fernen Ungarlande gezogen und ihr untreu geworden sein könne. Aber auch dies blieb erfolglos; sie wünschte, nie geboren zu sein, und hielt nur den Tod für Gewinn, da Gott ohne Erbarmen sei. Die Mutter bat Gott, ihrer armen Tochter diese Sünde zu verzeihen, und forderte sie auf, das irdische Leid zu vergessen und für ihre Seligkeit besorgt zu sein. Lenore will jedoch von einer Seligkeit ohne ihren Wilhelm nichts wissen und begehrt nur ewige Vernichtung. In diesem traurigen Zustande verblieb sie bis zur Nachtzeit. Da hört sie einen Reiter nahen, die Pforte öffnen und nach ihr fragen. Sie erkennt in dem Reiter ihren Wilhelm, klagt ihm ihr Leid und fragt, wo er herkomme. An seine Antwort, daß er von Böhmen komme und sie mitnehmen wolle, knüpft sie die Aufforderung, hereinzukommen und sich erst zu wärmen. Wilhelm lehnt das ab und fordert seine Braut auf, sich auf seinen Rappen zu schwingen, da er heut noch hundert Meilen mit ihr bis zum Brautbett zu reiten habe. Auf ihre Verwunderung darüber erwidert er, daß der Mond hell scheine, und daß sie bei schnellem Ritte sicher heute noch das Ziel erreichten. Auf ihre weitere Frage, wo sein Kämmerlein sei und wie das Hochzeitbett beschaffen wäre, beschreibt er ihr Grab und Sarg, ohne diese Gegenstände zu nennen, und als er endlich noch die Frage bejahet, ob sie beide Raum darin hätten, schwingt sie sich mit ihm aufs Roß, und in sausendem Galopp jagen beide davon. Teilnehmend fragt Wilhelm seine Braut mehrmals, ob es ihr graue, namentlich vor den Toten. Sie verneint es, wünscht jedoch von letzteren nichts zu hören. Bald vernahmen sie auf ihrem Ritte Totengesang, sahen Raben flattern und einen Leichenzug herankommen. Wilhelm nötigte den Küster, ihm das Brautlied zu singen, und den Prediger, den Segen zu sprechen, und jagte dann weiter. Auf einmal erblicken sie das Hochgericht und auf demselben luftiges, die Radspindel umtanzendes Gesindel. Auf Wilhelms Aufforderung, ihm zu folgen und ihnen den Hochzeitsreigen zu tanzen, rasselt dies Gesindel ihnen nach. Nachdem Wilhelm den Rappen zur Eile aufgefordert, da er Morgenluft wittere, war endlich das Ziel erreicht. Ein eisernes Gitterthor sprang auf einen Schlag mit schwacher Gerte auf, und sie jagten über Leichensteine hin. Plötzlich fiel Wilhelm der Koller Stück für Stück wie mürber Zunder ab, sein Körper wurde zum Totengerippe, der Rappe bäumte sich wild, sprühte Feuerfunken und verschwand unter Le-

noren. Geheul erfüllte die Luft, Lenore rang zwischen Tod und Leben, Geister tanzten im Kreise herum und heulten:

„Geduld, Geduld! Wenn's Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig,
Gott sei der Seele gnädig!"

3. Gliederung.

Das Ganze teilt sich in zwei Hauptteile: 1. Lenore ohne und 2. Lenore mit Wilhelm. Nachdem der Leser ganz kurz mit den beiden Hauptpersonen und ihren Verhältnissen zu einander bekannt gemacht worden ist, wird der friedlich heimkehrende Heereszug und darauf Lenorens Schmerz, Jammer und Verzweiflung und die tröstende und warnende Angst der Mutter geschildert. Der 2. Hauptteil zerfällt in drei Gruppen: Wilhelms Erscheinen und Gespräch mit Lenoren, der nächtliche Ritt, die Entscheidung.

Diese Anordnung ist mustergültig. Alles steht hier am rechten Orte und hat auch den rechten Umfang. Durch das Ausziehen der Disposition werden die Schüler beides noch genauer erkennen.

I. Lenore ohne Wilhelm. (1.—12. Str.)
   A. Der heimkehrende Heereszug. (Str. 1—4, V. 1—4.)
      1. Nachricht über Wilhelm.
      2. Friede zwischen den streitenden Mächten.
      3. Wie die Kriegsheere zurückkehren.
      4. Wie die Krieger empfangen werden.
      5. Lenorens Nachfragen.
   B. Lenorens Schmerz und Verzweiflung. Str. 4, V. 5 bis Str. 12.
      1. Äußerung ihres Schmerzes.
      2. Teilnahme der Mutter.
      3. Lenorens Jammer.
      4. Frömmigkeitsäußerungen der Mutter.
      5. Lenorens Verzweiflung und der Mutter Tröstungen und Warnungen. (Str. 6, V. 5—Str. 12.)
II. Lenore mit Wilhelm. (Str. 13—32.)
   A. Wilhelms Aufforderung an Lenoren, mit zu kommen. (Str. 13—18.)
      1. Wilhelms Erscheinen.
      2. Wilhelms Erkundigung.
      3. Gespräch zwischen Wilhelm und Lenoren. (Str. 14, V. 5—Str. 18.)
   B. Der nächtliche Ritt. (Str. 19—29.)
      1. Art des Rittes. (Str. 19 u. 20.)
      2. Der Leichenzug. (Str. 21.)
      3. Die nächtliche Trauung. (Str. 22.)

4. Anschluß des Leichengefolges und Fortsetzung des Ritts. (Str. 23 u. 24.)
5. Hochgericht. (Str. 25.)
6. Anschluß des Galgengesindels und Fortsetzung des Ritts. (Str. 26 u. 27.)
7. Wilhelms Aufforderung an den Rappen, zu eilen. (Str. 28.)
8. Ritt über den Gottesacker. (Str. 29.)

C. Die Entscheidung. (Str. 30—32.)
1. Wilhelms Verwandlung in ein Totengerippe.
2. Verschwinden des Rappen.
3. Geistererscheinungen; Lenorens Tod.
4. Tanz und Gesang der Geister.

A. W. v. Schlegel sagt in seiner Beurteilung der Bürgerschen Werke über die Anordnung der Lenore Folgendes: „In dem Ganzen ist eine einfache und große Anordnung: es gliedert sich außer der kurzen Einleitung und den Übergängen in drei Hauptteile, wovon der erste das heitere Bild eines friedlich heimkehrenden Heeres darbietet, und mit den andern, der wilden Leidenschaft Lenorens und ihrer Entführung in das Reich des Todes, den erhebendsten Gegensatz macht."

Auch nach dieser Andeutung kann die Disposition aufgestellt werden.

4. Die Personen des Gedichts.

1. Lenore liebt ihren Bräutigam so innig und aufrichtig, daß sie sich ohne ihn keine Glückseligkeit denken kann, selbst die himmlische nicht. Als sie daher die Gewißheit erlangt hatte, daß derselbe im Kriege geblieben war, wird sie dermaßen vom Schmerze ergriffen, daß sie sich ihr Haar zerrauft, wie wahnsinnig auf die Erde wirft, mit Gott hadert, den Tag ihrer Geburt verwünscht und ewige Vernichtung in Nacht und Graus begehrt. Die Vorstellungen der Mutter, ihre Hinweisung auf Gottes Vorsehung, auf Gebet und Sakrament bleiben ganz fruchtlos bei ihr. So natürlich und gerecht wir ihren Schmerz finden, so können wir doch nicht billigen, daß sie sich demselben in so hohem Maße hingiebt, daß sie darüber alle Selbstbeherrschung verliert, sich unzufrieden mit Gottes Leitung äußert und gänzlich von ihm lossagt. Über Wilhelms nächtliches Erscheinen vergißt sie ihr Leid, und läßt sich, nachdem sie das Furchtgefühl etwas überwunden hat, zur heimlichen Entfernung verleiten, also zu einer That, die eben so sehr von Leichtsinn zeugt, als sie Undankbarkeit gegen ihre so geängstigte Mutter verrät. So reißt die Leidenschaft sie von einer Sünde zur andern, bis endlich ihr frevelhafter Wunsch nach grauser Vernichtung erfüllt wird.

2. Die Mutter, ein einfaches Weib, ist unerschütterlich fest in dem Glauben, daß Gott alles zum besten lenkt, achtet Gebet und Sakrament hoch, und ist so von Ehrfurcht gegen Gott erfüllt, daß sie über die frevelhaften Äußerungen ihrer Tochter in Angst und große Sorge gerät. Sie verdient unsere volle Teilnahme wegen des Kummers, den die Tochter ihr bereitet.

5. Der Grundgedanke des Gedichts

ist in den Schlußworten enthalten:

„Geduld, Geduld! wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!"

6. Geschichtliches.

1. Dies Gedicht wurde begonnen im April, vollendet den 20. Sept. 1773 und erschien im darauf folgenden Jahre im Göttinger Musenalmanach, 214. Bürger schickte es erst stückweis, wie es entstand, und dann das Ganze nach Göttingen an die kritischen Freunde (Boie, Voß, die Stolberge, Cramer, Hölty, Miller u. a.). Ihre Bemerkungen wurden sorgfältig von ihm benutzt. Das Publikum nahm das Gedicht mit außerordentlichem Beifall auf,*) und die Kenner stimmen noch jetzt darin überein, daß Lenore unsere erste Ballade, wenigstens in der schauerlichen Gattung, und überhaupt das Beste ist, was Bürger geliefert hat. Der Dichter beurteilt auch keine seiner Arbeiten mit so viel Vorliebe. In einem Briefe an Boie, datiert vom 12. Aug. 1773 (vergl. Morgenbl. für 1809, Nr. 242), sagt er: „Gottlob, nun bin ich mit meinem schweren Horatio fertig! rief weiland Kaspar Gottschling. Gottlob, nun bin auch ich mit meiner unsterblichen Lenore fertig! ruf' auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist Dir ein Stück, Brüderle! keiner, der mir nicht erst seinen Batzen giebt, soll's hören. Ist's möglich, daß Menschensinne so was Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an und glaube kaum, daß ich's gemacht habe; ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume" u. s. w. — A. W. Schlegel sagt in seiner Abhandlung über Bürgers Werke (Charakteristiken und Kritiken, Bd. 2): „Lenore würde ihm, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern. Sie bleibt immer Bürgers Kleinod, der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie, wie einst der Doge von Venedig dem Meere, für immer anvertraute."

*) Es giebt beispielsweise einen Maßstab für den Eindruck jenes Gedichtes (der Lenore) auf die Zeitgenossen, wenn der Geschichtsschreiber Joh. Müller in seinen Briefen anführt: „es habe ihm eine schlaflose Nacht gekostet." Gelzer, Die neue deutsche National-Litteratur, II. 307.

2. Den Stoff zur Lenore hat Bürger aus einem Märchen entnommen, das ihm ein Mädchen in seinem Hause, Namens Christine, erzählte, und in dem der Ausruf des Reiters vorkam:

Der Mond der scheint so helle,
Die Toten reiten schnelle,

sowie die immer wiederkehrenden Worte:

„Graut Liebchen auch?"
„Wie sollte mir grauen, ich bin ja bei dir?"

Ferner die Worte:

„Wie leise, wie lose rege bei den Ring!"*)

Außerdem kannte Bürger die nachfolgende schottische Ballade, Sweet William's Ghost, die wir in der Übersetzung von Herder (IV. 217) wiedergeben.

Wilhelms Geist.

1. Da kam ein Geist zu Gretchens Thür,
Mit manchem Weh und Ach!
Und drückt' am Schloß und kehrt' am Schloß,
Und ächzte traurig nach.

2. „Ist dies mein Vater Philipp?
Oder ist's mein Bruder Johann?
Oder ist's mein Treulieb Wilhelm,
Aus Schottland kommen an?"

3. „Ist nicht dein Vater Philipp,
Ist nicht dein Bruder Johann!
Es ist dein Treulieb Wilhelm,
Aus Schottland kommen an.

4. O Gretchen süß, o Gretchen lieb,
Ich bitt' dich, sprich zu mir,
Gieb, Gretchen, mir mein Wort und Treu' (zurück),
Das ich gegeben dir."

5. „Dein Wort und Treu' geb ich dir nicht,
Geb's nimmer wieder dir,

---

*) Interessant ist es, daß Herder in seiner Kindheit, „in einer Weltecke, wohin kein Suffolk Miracle jemals drang", in Ostpreußen, ein Zaubermärchen oft erzählen gehört hat, in dem der Refrain (und zwar mit einer Antwort vermehrt) gerade die Strophe war, die Bürger singen hörte. Der Geliebte nämlich reitet mit der Geliebten in einer kalten mondhellen Winternacht und spricht, je weiter sie kommen, wiederholt sie an:

„Der Mond scheint hell,
Der Tod reit't schnell,
Feinsliebchen, grauet's dir?"

Worauf sie antwortet:

„Und warum sollt mir's grauen?
Ist doch Feinslieb mit mir."

Hätte Bürger diese zwei letzten Zeilen doch auch gehört! „Vielleicht hätte er seiner ganzen Lenore einen gefälligeren, ich möchte sagen, menschlicheren Ausgang gegeben." (Herders sämtl. Wke., Ausg. in 40 Bdn. II. Abt., Bd. XIII., 532.)

Bis du in meine Kammer kömmst,
Mit Liebeskuß zu mir.“

6. „Wenn ich soll kommen in deine Kammer —
Ich bin kein Erdenmann:
Und küssen deinen Rosenmund,
So küss' ich Tod dir an.

7. O Gretchen süß, o Gretchen lieb,
Ich bitt' dich, sprich zu mir,
Gieb, Gretchen, mir mein Wort und Treu',
Das ich gegeben dir.“

8. „Dein Wort und Treu' geb ich dir nicht,
Geb's nimmer wieder dir,
Bis du mich führst zum Kirchhof hin,
Mit Bränt'gamsring dafür.“

9. „Und auf dem Kirchhof lieg' ich schon,
Fernweg, hinüber dem Meer!
Es ist mein Geist nur, Gretchen,
Der hier kommt zu dir her.“

10. Ausstreckt sie ihre Lilienhand,
Streckt eilig sie ihm zu.
„Da nimm dein Treuwort, Wilhelm,
Und geh, und geh zur Ruh'.“

11. Nun hat sie geworfen die Kleider an,
Ein Stück hinunter das Knie,
Und all' die lange Winternacht
Ging nach dem Geiste sie.

12. „Ist Raum noch, Wilhelm, dir zu Haupt,
Oder Raum zu Füßen dir?
Oder Raum noch, Wilhelm, dir zur Seit',
Daß ein ich schlüpf' zu dir?“

13. „Kein Raum ist, Gretchen, mir zu Haupt,
Zu Füßen und überall,
Kein Raum zur Seit' mir, Gretchen,
Mein Sarg ist eng und schmal.“

14. Da kräht' der Hahn, da schlug die Uhr!
Da brach der Morgen für!
„Ist Zeit, ist Zeit nun, Gretchen,
Zu scheiden weg von dir!“

15. Nicht mehr der Geist zu Gretchen sprach,
Und ächzend tief darein,
Schwand er in Nacht und Nebel hin,
Und ließ sie stehn allein.

16. „O bleib, mein ein Treulieber, bleib,
Dein Gretchen ruft dir nach!“
Die Wange blaß, ersank ihr Leib,
Und sanft ihr Auge brach.

Beide Balladen (Romanzen) haben, wie man leicht ersieht, nur in Einzelheiten Ähnlichkeit; außerdem ist die Bedeutung der „Lenore“ eine ganz andere, als die von „Wilhelms Geist“.

Wie mit dieser Romanze, so ist „Lenore“ auch mit folgendem alten Liede, das sich in des Knaben Wunderhorn, Bd. II. 19, findet, verwandt:

1. Es stehn die Stern' am Himmel;
Es scheint der Mond so hell;
Die Toten reiten schnell.

2. Mach auf, mein Schatz, dein Fenster,
Laß mich zu dir hinein,
Kann nicht lang' bei dir sein.

3. Der Hahn, der thut schon krähen,
Er singt uns an den Tag,
Nicht lang' mehr bleiben mag.

4. Weit bin ich hergeritten,
Zweihundert Meilen weit
Muß ich noch reiten heut.

5. Herzallerliebste meine!
Komm, setz' dich auf mein Pferd;
Der Weg ist reitenswert.

6. Dort drin im Ungarlande
Hab' ich ein kleines Haus,
Da geht mein Weg hinaus.

7. Auf einer grünen Heide
Da ist mein Haus gebaut
Für mich und meine Braut.

8. Laß mich nicht lang' mehr warten
Komm, Schatz, zu mir herauf,
Weit fort geht unser Lauf.

9. Die Sternlein thun uns leuchten,
Es scheint der Mond so hell,
Die Toten reiten schnell.

10. Wo willst mich denn hinführen?
Ach Gott, was hast gedacht
Wohl in der finstern Nacht?

11. Mit dir kann ich nicht reiten,
Dein Bettlein ist nicht breit,
Der Weg ist auch zu weit.

12. Allein leg' du dich nieder,
Herzallerliebster, schlaf
Bis an den jüngsten Tag.

Wenn es für unsere Zwecke von Interesse wäre, so ließe sich die Zahl der Sagen, in denen der abgeschiedene Geliebte mit dem überlebenden Teile sich wieder zu vereinigen strebt, der Tote nicht ruhen, der Lebende nicht leben kann, bedeutend vermehren;*) doch würde durch eine größere Zahl nicht mehr bewiesen werden, als durch die beiden vorstehenden, nämlich: daß Bürger den Stoff zu seiner Lenore zwar nicht geschaffen, jedenfalls aber bedeutend erweitert hat, und daß die Anordnung und der Ton, also die Hauptsache, durchaus sein Eigentum sind.

7. Komposition des Gedichts. Darstellungsweise.

1. Die Komposition des Gedichts ist nach dem Urteil aller Kenner in jeder Beziehung musterhaft. Ungeachtet der Ausdehnung des Gedichts ist dennoch die Einfachheit und Einheit bewahrt, und die Erzählung schreitet bis zu ihrem Ende unaufhaltsam vorwärts. Mit wenigen, aber treffenden Zügen versetzt uns der Dichter mitten in die Begebenheit selbst; die Exposition in den einleitenden Strophen gewinnt dadurch an Bedeutung, daß sie zugleich, als

*) W. Wackernagel hat in den „Altdeutschen Blättern“ von Haupt u. Hoffmann (Leipzig, 1853, Heft II. 174—204) den ganzen Sagenkreis übersichtlich zusammengestellt. Von demselben erschien auch 1835 als Baseler Programm: „Zur Erläuterung und Beurteilung von Bürgers Lenore“. Wieder abgedr. m. e. Zusatz von Hoffmann in M. Haupts u. H. Hoffmanns Altd. Bl. I. 147—97. — Eine neue umfassende Arbeit über die „Lenore“ hat Pröhle in der unten genannten Schrift geliefert.

Gegensatz zu dem Nachfolgenden, den Jubel und das Glück derjenigen darstellt, welche die ihrigen wiederfinden. Der Dichter hält sich nicht mit Personenbeschreibungen auf, welche doch immer die beabsichtigte Wirkung verfehlen; aber er weiß im Verlaufe der Darstellung einzelne bedeutungsvolle Züge so geschickt anzubringen, daß die erregte Phantasie des Lesers unwillkürlich ein vollständiges Bild der Personen selbst bildet. (Str. 4, „Rabenhaar", Str. 19, „Schön Liebchen", „Lilienhände".) Nachdem Lenore die Heimkehrenden umsonst befragt, und sie sich ihres Unglücks bewußt worden war, überläßt sie sich der trostlosen Verzweiflung. Dieser Zustand ist aber nicht unerwartet; der Dichter hat ihn schon beim Beginn der ersten Str. ahnen lassen, indem er darstellt, wie Lenore selbst in ihren Träumen von der tiefsten Sehnsucht nach dem Geliebten erfüllt ist. Wie Bürger nur das erzählt, was auf andere Weise nicht dargestellt werden kann, dagegen alle Handlungen und Zustände dramatisch versinnlicht, so auch die Verzweiflung des unglücklichen Mädchens. Als Trägerin des Dialogs läßt er Lenorens Mutter erscheinen, ein einfach Weib voll Mutterliebe, aber auch voll Frömmigkeit und Gottergebung, so daß die in sündliche Vermessenheit und Gotteslästerung ausartende Verzweiflung der Tochter ihren Gegensatz und durch denselben Hebung und Kolorit erhält. Lenore hat mit den frommen Tröstungen ihrer Mutter auch den göttlichen Beistand von sich gestoßen; sie ist der feindlichen Gewalt anheim gefallen, die in der gespensterhaften Gestalt ihres Wilhelm ihr erscheint. Zwar überfällt sie ein unheimliches Grauen bei den geheimnisvollen Reden des Reiters; aber schon ist sie ihres Willens nicht mehr mächtig; sie folgt seinem Rufe; die nächtliche Reise beginnt. Der Dichter zeichnet diese Reise musterhaft, indem er auch hier alles dramatisch vergegenwärtigt und die ganze Gespensterwelt mit allen ihren abenteuerlichen und grauenhaften Erscheinungen herbeizieht, bis endlich am Ziele des Ritters aller täuschende Schein verschwindet, und Lenore die Ahnung, die immer beängstigender in ihrer Seele aufgestiegen war, verwirklicht sieht. Sie befindet sich mitten in der Geisterwelt, und während sie den letzten Lebensfunken aushaucht, verkündigen ihr die nächtlichen Begleiter die Strafgerichte Gottes.

2. So mustergültig wie die Anordnung, ist auch die Darstellung. In beiden Hauptteilen wird zuerst unser Herz zu freundlicher Teilnahme erregt, dann mit dem höchsten Schauder erfüllt. Die Schilderung des Jubels über die heimkehrenden Krieger zeigt, in welchem Maße der Dichter imstande ist, mit wenig Worten Bedeutendes zu erreichen. In dem ziemlich langen Gespräche zwischen Mutter und Tochter herrscht von Anfang an der Ton des höchsten Schmerzes und der tröstenden und warnenden Angst; dennoch weiß der Dichter in beider Reden Leidenschaft und Angst bis

zum Schlusse hin zu steigern, ohne an irgend einer Stelle in Übertreibung zu verfallen. Eben so ist der Ritt gehalten. In demselben Maße, wie seine Schnelligkeit immer entsetzlicher wird, werden auch die Scenen grauser, Lenorens und unsere eignen Ahnungen und Bangigkeiten immer furchtbarer, bis endlich die Entscheidung gräßlich und plötzlich hereinbricht. Auch hier ist immer zu Anfang verständig gespart, damit zu Ende etwas übrig bleibt. Trotzdem, daß hier alles gespenstisch und furchtbar ist, stellt sich doch alles deutlich und bestimmt dar, und nirgends stoßen wir auf mystische Verworrenheit. Auf der andern Seite sind die Erscheinungen nur in Umrissen gegeben; denn sie sollen uns stillen Schauer einjagen, aber nicht körperliches Entsetzen erregen. Das Wunderbarste dabei ist, daß der Leser und Hörer mit Lenoren im gleichen Falle sich befindet und auch nicht weiß, ob er es mit Geistern oder mit Menschen zu thun hat.

Alle Züge in diesen Scenen, oft nur kurze Andeutungen, sind bedeutend. Lenorens Rabenhaar, der Rappe des Reiters, sein klirrender Sporn, ihr Leichtsinn und sein eigner wilder, frevelnder Ton — welche Meisterzüge! — Erzählt wird fast gar nichts; alles besteht in Wechselreden oder Schilderungen, und die Worte: *er sprach*, *sie entgegnete*, kommen in der ganzen Romanze nicht vor.

3. Das Versmaß ist jambisch. Nur die Verse mit dem dreimal wiederholten „hopp“ sind anders gebaut.

Der *Reim* ist in den 4 ersten Versen abwechselnd männlich und weiblich, in dem 5. u. 6. V. männlich, in dem 7. u. 8. weiblich.

In der 22. u. 23. Str. reimen sich die Wörter *Klang* und *Sang* innerhalb des Verses. Solche Reime rechnet man zu den *Binnenreimen*. Sie sind hier ebenso volksmäßig, wie die oft vom Dichter angewandten Alliterationen und Assonanzen (Vokalreime). Im 2. V. der 22. Str. ist mit dem Binnenreime Alliteration (Klang — Klage) und Assonanz (Klang und Sang und Klage) verbunden.

In der 39. Str. ist der Binnenreim „Zopf und Schopf“ geschmacklos.

Um zu zeigen, wie sehr Bürger bemüht gewesen ist, sein Gedicht zu vervollkommnen, teilen wir zum Schlusse einige Verse aus der ersten Anlage mit. Die Schüler mögen sich daraus eine gute Lehre für ihre eigenen Aufsätze ziehen.

1. Str., V. 1—4:

Lenore weinte bitterlich,
Ihr Leid war unermeßlich;
Denn Wilhelms Bildnis prägte sich
Ins Herz ihr unvergeßlich.

Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß die spätere Veränderung eine große Verbesserung ist; denn gleich die ersten Verse lassen nun

ahnen, was folgt. Auch in Bezug auf den Reim ist die spätere Lesart mehr im Sinne Bürgers, da die Reimwörter bedeutungsvoller sind.

2. Str. Und überall und überall,
Gedrängt auf allen Wegen,
Zog alt und jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
Ging dieser Gruß verloren.

4. Str. Die frug den Heerzug auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch die erwünschte Kunde gab
Nicht einer, so da kamen.
Als nun der Zug vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich auf die Erde
Mit wilder Angstgeberde.

6. Str., V: 4: Und er erbarmt sich unser.
11. Str., V. 2: Bei Wilhelm nur ist Seligkeit.
19. Str., V. 5: Haho, haho, ha hopp hopp hopp.

Boie tadelte dies als Fuhrmannsrufe, und Bürger änderte es um in: Und als sie saßen hopp hopp hopp! Später setzt er dafür: Und hurre hurre ꝛc.

Str. 20, 24 u. 27 sind später vom Dichter eingeschoben worden.

St. 24, V. 3: Vorbei im Nu des Augenblicks.

8. Lesen.

Die Bürgerschen Balladen (Romanzen) gewinnen durch einen guten Vortrag außerordentlich, bieten jedoch in dieser Beziehung manche Schwierigkeiten dar.*)

Die ersten 4 Strophen der Lenore sind im Erzählton vorzutragen. In Str. 5—11 muß in die Reden der Tochter der Ton der Leidenschaft gelegt werden, in die der Mutter dagegen der Ausdruck der Warnung und Angst. In beiden Reden ist dieser Ton in jeder Str. zu steigern, bis er endlich in der 11. in den der Verzweiflung übergeht.

Die 12. Str. ist wieder im ruhigen Erzählton vorzutragen.

In der 13. Str. müssen die Schallwörter: Trapp trapp trapp, klinglingling, ganz leise und schnell gesprochen werden, wenn sie natürlich erscheinen sollen.

Die Worte des Geistes werden tief aus hohler Brust ge-

---

*) In dem Briefe an Boie, in welchem Bürger die Vollendung der Lenore anzeigt, sagt er: „Ei! Ihr Gesellen dort, wie tief werdet Ihr die Hüte davor abnehmen müssen! Ich schicke es aber hier noch nicht mit, sondern bringe es binnen acht Tagen selbst mit. Denn keiner von euch allen, er deklamiere, so gut er will, kann Lenoren aufs erste Mal in ihrem Geiste deklamieren, und Deklamation macht die Halbschied von dem Stücke aus."

sprochen, weder leise noch laut, so daß sie wie eine ferne Stimme klingen. Handbewegungen bleiben hierbei weg.

Dasselbe gilt von den Schlußversen der 32. Str.

Die ersten Verse der 21. u. 25. Str. spricht eigentlich weder Wilhelm, noch Lenore, sondern der Dichter. Beim Vortrage thut man aber am besten, sie Lenore in den Mund zu legen, indem dadurch die Wirkung verstärkt wird.

Besondere Beachtung verdienen die Antworten, welche Lenore auf die Frage: „Graut Liebchen auch vor Toten?“ giebt. Die 1. Antwort: „Ach nein! ... Doch laß die Toten“, verrät nur etwas Beklommenheit; die 2.: „Ach! laß sie ruh'n, die Toten!“ dagegen schon Angst, und in der 3. Antwort: „O, weh! Laß ruh'n die Toten!“ ist diese Angst bis aufs höchste gestiegen.

9. Schriftliche Aufgaben.

1. Einzug der Krieger in die Heimat. — 2. Ein Krieger erzählt als Augenzeuge die Begebenheit. — 3. Umbildung der Begebenheit in ein bloßes Traumgesicht der Lenore. — 4. Vergleichung zwischen der „Lenore“ und dem „wilden Jäger“.

Bürgers Balladen (Romanzen) gehören zu den besten Dichtungen dieser Gattung: sie haben den Ruhm des Dichters begründet und für immer gesichert. In allen zeigt sich eine seltene Jugendfrische und Kraft. Ihr Ton ist volkstümlich, wie in den echtesten Volksliedern, hier und da etwas derb, so daß die Grenze der Schönheit wohl einmal überschritten wird. Sonst aber ist die Sprache darin trefflich, jeder Ausdruck sorgfältig geprüft und dem Sinne entsprechend gewählt. Die zu Grunde liegenden Stoffe sind meistens sehr einfach, ganz wie beim Volksliede. Die Begebenheiten reihen sich kunstlos an einander. Wo überhaupt künstlerische Anordnung erforderlich war, wie in „Lenardo und Blandine“, da fallen Bürgers Romanzen schwach aus. Seine Kunst beruht wesentlich in der Darstellung des Einzelnen, sowohl der Situationen, als der Charaktere. Und hierin steht er noch jetzt unübertroffen da. (Über das Wesen der Romanze und Ballade vergleiche Bürger „Das Lied vom braven Mann“ und Goethes „Fischer“.)

Leben und Charakteristik Bürgers.

I.

1. Gottfried August Bürger ist den 31. Dez. 1747 (nicht am 1. Jan. 1748, wie er selbst vorgab) zu Molmerswenda (Molmerschwende) in der jetzigen Grafschaft Falkenstein, zwei Stunden von der Burg Falkenstein im Selkethale (Unterharz), wo sein Vater Prediger war, geboren.

Bei einem glücklichen Gedächtnisse fehlte dem Knaben ernster

Trieb zum Lernen. Bis in sein 10. Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als lesen und schreiben, behielt aber mit großer Leichtigkeit im Gedächtnis, was er sowohl in der Bibel, als im Gesangbuch las. Er liebte vorzüglich die historischen Bücher, die Psalmen und Propheten, am allermeisten aber die Offenbarung Johannis. Auch aus dem Gesangbuche behielt er viele Lieder, die er einigemal gelesen hatte, auswendig. Seine Lieblingslieder waren: „Ein' feste Burg ist unser Gott"; „O Ewigkeit, du Donnerwort"; „Es ist gewißlich an der Zeit"; „Du, o schönes Weltgebäude". Er erinnert sich noch kurz vor seinem Tode der Begeisterung, zu welcher ihn das erste jener Lieder oft erhoben hatte, und bei einigen Strophen des Liedes: „Es ist gewißlich an der Zeit", tönten, wie er sagte, schon damals ganz dumpf die Saiten seiner Seele, welche nachher ausgeklungen haben.

Schon als zehnjähriger Knabe suchte Bürger zuweilen die Einsamkeit. Er liebte vorzüglich die freien grünen, etwas mit Buschwerk bewachsenen Hügel, wo er jeden Busch, jede Staude, jeden Distelkopf um sich her beleben konnte. Das Grausen, welches uns oft in der Einsamkeit, oder in der Dämmerung, wenn Tag und Nacht sich scheiden, oder im Mondschein, oder in dunkeln Wäldern ankommt, verursachte ihm eine sehr angenehme erschütternde Empfindung.

Schon diese Züge scheinen eine besondere Stimmung der Phantasie und poetische Anlage zu verraten; aber diese Anlage zeigte sich noch deutlicher dadurch, daß der Knabe ganz aus eignem Triebe und ohne durch das Beispiel seines sehr prosaischen Vaters, oder durch andere Muster, als welche Bibel und Gesangbuch ihm lieferten, dazu aufgefordert zu werden, anfing, Verse zu machen, ehe er noch die allerersten Elemente der Grammatik erlernt hatte. Das größte Verdienst dieser Verse mochte freilich wohl darin bestehen, daß sie im Metrum richtig waren. Noch als Mann that er sich oft darauf etwas zu gute, daß er in dieser Rücksicht schon als Knabe manche erwachsene und geschickte Leute übertroffen hätte, die für einen Fuß in der Versmessung zu viel oder zu wenig, für eine lange oder kurze Silbe, für einen richtigen oder unrichtigen Reim, für einen männlichen oder weiblichen Ausgang kein Ohr haben. Bürger besaß dafür ein natürliches Gefühl.

Sehr gering waren die Fortschritte, welche der poetische Knabe im Latein machte; aller Schläge seines Vaters, aller Anstrengungen von seiner Seite ungeachtet, konnte er im 12. Jahre noch nicht mensa deklinieren. Sein Vater, der ruhige Bequemlichkeit über alles liebte, gab sich freilich auch nicht viel Mühe mit ihm, und überließ namentlich das Überhören des Pensums fast ganz der Mutter.

2. Im J. 1759 kam Bürger nach A s c h e r s l e b e n zu seinem

Großvater, dem Hofesherrn Bauer, um das dortige Gymnasium zu besuchen. Auch hier machte er in den Schulkenntnissen nur langsame Fortschritte. Aber um so rascher entwickelte sich sein Mutterwitz und sein Talent zur Poesie. Beleidigungen und Neckereien seiner Mitschüler rächte er gewöhnlich durch beißende Epigramme, wodurch er die Getroffenen oft auf das heftigste erbitterte. Als er einst durch ein solches über den ihm auffälligen großen Haarbeutel eines stolzen Primaners diesen zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters gemacht hatte, vergalt ihm der Gereizte und später der Rektor Auerbach auf eine so derbe Weise, daß der Großvater sich veranlaßt sah, ihn von der Schule zu nehmen und nach Halle auf das Pädagogium zu bringen. Am 25. Aug. 1760 trat er die Reise dorthin an.

3. Auch in Halle ließ Bürger sich zuweilen mutwillige Streiche zu Schulden kommen, welche ihm kleine Züchtigungen zuzogen; doch war dabei nie eine Spur von Bosheit oder Schadenfreude zu entdecken. Viel Vergnügen machten ihm die Übungen im Versemachen, welche der Lehrer Leiste mit den Schülern seiner Klasse anstellte. Es wurden ihnen nämlich anfangs Verse aus den besten deutschen Dichtern in versetzter Ordnung der Wörter aufgegeben, um sie wieder in die metrische Ordnung zu bringen. Dann wurde ihnen bloß der Inhalt guter Gedichte angegeben, um ihn poetisch zu bearbeiten, und ihre Arbeiten wurden nach den ungenannten Mustern verbessert. Zu Bürgers Mitschülern gehörte auch Göckingk, der sich später vorteilhaft als Dichter bekannt gemacht hat. Bei beiden zeigte sich, nach dem Urteil ihres Lehrers, schon damals die entschiedene Anlage zur Dichtkunst, und bei Bürger soll sich auch schon die besondere Vorliebe für die Volkspoesie deutlich verraten haben.

Nachdem Bürger das Winterhalbjahr 1763—64 wahrscheinlich in Aschersleben bei seinem Großvater zugebracht hatte, ohne jedoch die dortige Schule wieder zu besuchen, kehrte er im Mai 1764 nach Halle zurück, um, nach dem Willen seines Großvaters, Theologie zu studieren. Dies Studium war seiner Neigung ganz entgegen; aber der Großvater, von dem er ganz abhing, zumal nach dem bald darauf erfolgten Tode seines Vaters, wollte durchaus einen Geistlichen aus ihm haben. Bürger hat auch wirklich einmal in einer Dorfkirche in der Gegend von Halle gepredigt. Seine Lieblingsstudien wurden aber die Muster der Poesie, zu deren Verständnis er sich mit Eifer auf Ästhetik und die Erweiterung seiner Sprachkenntnisse legte. Er fand im Geheimen Rath Klotz einen Gönner und Freund, der ihn mit einigen andern genialen Köpfen in den kleinen Kreis seiner Vertrauten zog. Dieser Umgang förderte zwar seine Geistesbildung, wirkte aber nicht vorteilhaft auf seinen sittlichen Charakter ein. Als der Großvater erfuhr, daß

der Enkel nicht so lebte, wie er es erwartete, so berief er ihn (Michaelis 1767) im Zorne zurück von Halle. Aber es muß dem geliebten Enkel doch gelungen sein, den Zorn des Großvaters zu besänftigen; denn dieser erlaubte ihm nicht allein, Ostern 1768 nach Göttingen zu gehen, sondern auch, die seiner Neigung so wenig entsprechende Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauschen.

4. Im ersten Halbjahr lebte Bürger in Göttingen ordentlich und studierte mit Eifer und Erfolg seine Pandekten. Aber nur zu bald geriet er von neuem auf den in Halle verlassenen Irrpfad; er wurde die Beute der Verführung, der Genosse wüster Gesellen. Als dies sein Großvater erfuhr, entzog er dem Undankbaren seine Unterstützung und überließ ihn seinem Schicksal. — Bürger, tief in Schulden und geschreckt von seinem Gewissen, war der Verzweiflung nahe. Doch sein besserer Genius siegte; er raffte sich auf, riß sich los aus den Armen des Lasters und widmete sich dem Studium. Mit Privatunterricht erwarb er sich seinen Unterhalt und das stolze Gefühl der Unabhängigkeit; mit eiserner Beharrlichkeit opferte er die meisten der Ruhe gehörenden Stunden seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Besonders eifrig nahm er das Studium der alten und neuen Dichter auf.

Seit 1771 erhielt Bürger auch von dem freigebigen Gleim, der auf ihn aufmerksam gemacht worden war, manche Unterstützung.

5. Im J. 1772 erhielt Bürger auf die Fürsprache Boies von den Herren von Uslar die Stelle eines Justizamtmannes (Gerichtshalters) in Gelliehausen im Gerichte Altengleichen im Fürstentum Calenberg, die, obschon kümmerlich dotiert, dennoch geeignet schien, ihn aus der sorgenvollen, ungewissen Lage zu reißen, in der er sich, ohne alle sichere Einnahme und tief verschuldet, in Göttingen befand. Als sein Großvater hörte, daß sein Enkel sich um ein Amt bewerbe und Hoffnung gebe, ein brauchbarer Mann zu werden, söhnte er sich mit ihm aus, bezahlte seine Schulden und erlegte die geforderte Kautionssumme. Da er aber Bedenken trug, das Geld seinem Enkel in die Hände zu geben, vertraute er es einem Manne an, der sein eignes Vermögen nicht verwalten konnte und unredlich war. Bürger verlor über 2100 Mark von diesem Gelde.

Der Aufenthalt auf dem Lande trug indes sichtlich zur Förderung seines poetischen Talents bei. In Gelliehausen schrieb er im September 1773 „Lenore", sein Meisterwerk, dessen Bekanntmachung ihm die Bewunderung der Welt erwarb. Nie ist ein Erzeugnis der deutschen Muse mit solcher allgemeinen Begeisterung aufgenommen worden als dieses.

Im September 1774 heiratete Bürger die älteste Tochter (Dorothea Marianne) des hannoverschen Amtmanns Leonhart zu Niedeck, ohne sie jedoch so aufrichtig zu lieben, wie die jüngere

Schwester derselben, Auguste. Daher erwuchsen ihm aus dieser Handlung eine Reihe von Qualen, die ihm sein ganzes Leben verbitterten und ihn in den übelsten Ruf brachten.

Um seine Vermögensumstände zu verbessern, verfiel Bürger 1780 auf den unklugen Gedanken, Landwirt zu werden. Er pachtete ein Gut in Appenrode, ohne ausreichende ökonomische Kenntnisse zu besitzen. Die Folge davon war, daß er sein ganzes, von seinem indes verstorbenen Schwiegervater geerbtes Vermögen verlor und nach Verlauf von ein paar Jahren die Pachtung wieder aufgeben mußte. Dies war jedoch nicht das einzige Unglück, was ihn traf. Auf die Angabe desselben tückischen und heuchlerischen Menschen (des Hofrats Liste), der ihn früher um die bedeutende Kautionssumme gebracht hatte, erhob man gegen ihn bei der hannoverschen Regierung die infamierende Beschuldigung, er habe sein Richteramt untreu und nachlässig verwaltet. Bürger rechtfertigte sich, legte aber 1784 sein Amt freiwillig nieder.

6. Um diese Zeit (30. Juli 1784) starb seine Gattin, und mit diesem Ereignisse schien eine bessere Zeit für unsern Dichter zu tagen. Er zog nach Göttingen, um sich dort ganz seinen Lieblingswissenschaften zu widmen. Die Herausgabe des schon früher (1778) begonnenen Musenalmanachs und Privatvorlesungen über Ästhetik, deutschen Stil und ähnliche Gegenstände gaben ihm ein knappes, aber doch hinlängliches Auskommen, und als er dies einigermaßen gesichert glaubte, heiratete er am 27. Juni 1785 die schon genannte, hoch gefeierte Schwester seiner verstorbenen Frau, die oft von ihm besungene Molly. Wie glücklich ihn dies machte, sagt uns sein „Hohes Lied von der Einzigen", das mit folgender Strophe beginnt:

Hört von meiner Auserwählten,
Höret an mein schönstes Lied!
Ha, ein Lied des Neubeseelten
Von der süßen Anvermählten,
Die ihm endlich Gott beschied!
Wie aus hoffnungslosen Banden,
Wie aus Nacht und Moderduft
Einer tiefen Kerkergruft
Fühlt er froh sich auferstanden
Zu des Frühlings Licht und Luft.

Bürgers Glück sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein. Kaum hatte er sich mit der „süßen Anvermählten" in Göttingen häuslich eingerichtet, da entriß der Tod ihm seine geliebte Molly am 9. Jan. 1786.

Ein härterer Schlag konnte keinen Sterblichen treffen. Mit dem Verluste seiner Molly schien zugleich all' sein Mut, alle Kraft seines Geistes und Körpers zertrümmert. Zwar suchte er, nach monatelangem Hinbrüten in verzehrendem Schmerze, sich wieder aufzuraffen, zwar fing er von neuem seine Vorlesungen an, ging von neuem an seine litterarischen Arbeiten,*) warf sich

---

*) In dieser Zeit übersetzte Bürger auch den Münchhausen des 1737 in Hannover geborenen Rudolf Erich Raspe, der wegen verschiedener Ver-

mit Anstrengung auf die Kantsche Philosophie; aber seine von Gram zernagte physische Kraft war seinem Willen nicht mehr gewachsen. Er fing an zu kränkeln und schleppte einen siechen Körper bis ins Grab.

1787 erteilte ihm die philosophische Fakultät in Göttingen bei Gelegenheit ihrer fünfzigjährigen Jubelfeier die Doktorwürde — und zwei Jahre später die eines außerordentlichen Professors, vor der Hand jedoch ohne Gehalt. Die hierdurch erregte Hoffnung auf künftige Versorgung rief den Wunsch in ihm hervor, seine entfernt bei Verwandten lebenden drei Kinder zu sich zu nehmen und selbst zu erziehen. Dieser Wunsch konnte aber, bei dem noch zarten Alter der jüngeren Kinder, nicht füglich erfüllt werden, wenn er ihnen nicht auch eine Mutter geben konnte. Aus diesem Grunde war er beinahe schon entschlossen, sich zum drittenmale zu verheiraten, und sah sich hier und da nach einer Gattin um, die er den Kleinen als liebende Mutter zuführen könnte, als ihm von Stuttgart 1789 mit Nr. 20 von Ehrmanns Wochenschrift „Der Beobachter" durch Frau Ehrmann ein Gedicht („Elise an Bürger") zugesendet wurde, worin ein dem Anscheine nach edles Mädchen von gebildetem Verstande und gefühlvollem Herzen, durch den Eindruck, den Bürgers Gedichte auf dasselbe gemacht hatten, zu inniger Liebe gegen den Dichter hingerissen, ihm Herz und Hand anbot. Bürger betrachtete diesen Antrag anfangs freilich nur als Spiel einer aufgeregten Phantasie und scherzte und lachte darüber. Allein als verschiedene Nachrichten einliefen, welche von der naiven Dichterin ein sehr reizendes Bild entwarfen, und die Kühnheit ihres Entschlusses doch keine gemeine Weiberseele zu verraten schien, so glaubte er mit einigen seiner Freunde, die Sache verdiene doch wohl eine ernstliche Erwägung. Er gab ihr also eine poetische Antwort, und diese leitete Unterhandlungen ein, welche damit endeten, daß Bürger 1790 sein Schwabenmädchen (Elise Hahn) als Gattin heim holte. Aber die in diese freilich sonderbar geschlossene Verbindung gesetzten Hoffnungen endeten in frühe, bitterste Täuschung. Nach zwei Jahren eines peinlichen Zusammenlebens mußte die Hand der Justiz den Bund der Unverträglichen wieder lösen.

Von nun an leuchtete dem Armen kein freundlicher Strahl mehr auf dem dunkeln, rauhen Wege zur Gruft. Erschöpft an Leib und Seele, verlassen von fast allen seinen Freunden, verlassen selbst vom Vertrauen auf sich selbst, schloß sich der Brustkranke Monden lang auf sein kleines Studierzimmer ein und vergeudete die letzten Kräfte seines großen Geistes zu kärglich bezahlten Über-

untreuungen als Bibliothekar und Verwalter des Antiquitäten- und Münz-Kabinetts in Kassel nach England geflohen war und dort den Münchhausen 1784 anonym hatte erscheinen lassen. Ehe Bürgers deutsche, verm. u. verb. Aufl. 1787 erschien, hatten die Söhne Albions bereits 5 Aufl. verschlungen.

setzungen, um — sein müdes Dasein zu fristen! So weit war es gekommen mit dem Lieblingsdichter der deutschen Nation!

Recht schwer traf den Dichter eine Rezension seiner Gedichte, die 1791 in der Jenaer Litteratur-Zeitung erschien und, wie später bekannt wurde, von Schiller herrührte.*) Durch den darin ausgesprochenen Tadel wurde er beinahe an seinem Ruhme irre, suchte sich jedoch zu rechtfertigen, leider aber in einer würdelosen, von großer Gereiztheit zeugenden Stimmung.

Von nun an schritt Bürger immer sichtbarer seiner Auflösung entgegen. Seine Kränklichkeit wurde Abzehrung, und neben dem Lager grinste der Mangel. Nur ein nicht erbetenes Geschenk der hannoverschen Regierung vermochte den Hunger von seinem Sterbebette zu verbannen.

Er vollendete zu Göttingen am 8. Juni 1794, im 47. Lebensjahre.

II.

7. Als Mensch betrachtet, war Bürger zwar nicht ohne Flecken, wie wir bereits gesehen haben, besaß jedoch auch sehr liebenswürdige Eigenschaften, zu denen namentlich ein hoher Grad von Herzensgüte und Wohlwollen gehörten. Diese Eigenschaften offenbarte er nicht bloß in Worten der Teilnahme an fremdem Unglücke, sondern auch durch Thaten. Bei der großen Berühmtheit seines Namens wurde er sehr häufig von fremden Abenteurern überlaufen und nicht selten auch von wirklich hilfsbedürftigen Gelehrten und Künstlern um Unterstützung angesprochen. In solchen Fällen gab er, der doch selbst nichts übrig, oft nicht einmal das Notwendigste hatte, gewöhnlich einige Gulden oder Thaler, und wären es auch seine letzten gewesen, mit einer so guten Art hin, daß der Empfänger dadurch noch mehr, als durch die Gabe selbst, aufgerichtet und zur Dankbarkeit und Liebe gegen den Geber hingerissen wurde. Selbst gegen seine Feinde handelte er edelmütig. Der bereits oben erwähnte Hofrat Liste, der Bürger um 2100 Mark betrogen und ihn später schwer verdächtigt hatte, wandte sich im J. 1786 schriftlich mit der Bitte an ihn, alles vormals Geschehene zu vergessen und ihm in seiner gegenwärtigen Not, da es ihm an allen Mitteln fehle, sich und seiner kranken Gattin das Leben zu fristen, eine Unterstützung zu gewähren. Bürger vergaß auf der Stelle alle Beleidigungen, wurde aufs innigste gerührt und bedauerte, daß seine Umstände ihm kaum eine Gabe von einigen Thalern verstatteten. Aber er that etwas, das ihm, bei seiner von jeder Art Zudringlichkeit so weit entfernten Denkungsart, gewiß weit größere Überwindung kostete, als die

*) Schillers Werke, letzter Band.

Aufopferung einer namhaften Summe aus seinen eigenen Mitteln. Er forderte die angesehenen Einwohner von Göttingen durch einige Zeilen, die er zirkulieren ließ, auf, einen durch Mangel ins höchste Elend versunkenen Menschen von ihrem Überflusse etwas mitzuteilen. Der Mensch, sagte er, habe zwar keine großen Ansprüche auf Hochachtung, und sein gegenwärtiges Unglück sei wohl nicht ganz unverschuldet; aber er habe als Unglücklicher Ansprüche auf unser Mitleiden, und das Mitleid borge ja der Gerechtigkeit nicht immer die Wage ab, u. s. w. — Der Erfolg dieser Unternehmung übertraf Bürgers Erwartung. Es kamen in wenigen Stunden gegen hundert Thaler zusammen, die er auch nebst seinem eigenen Scherflein dem Unglücklichen mit großer Freude übersandte.

Eben so große Freude machten ihm auch gute und edle Handlungen, die er von andern hörte und las, besonders, wenn es Männer von Ansehen und Einfluß im Staate betraf. „Es ist doch eine Freude, zu sehen," pflegte er dann wohl auszurufen, „daß es noch Menschen giebt, denen Kopf und Herz auf der rechten Stelle sitzen." Das „Lied vom braven Manne" ist ein sehr wahrer Ausdruck dieser Gesinnung. Er hatte dabei so viel Selbstkenntnis, daß er oft gestand, eines solchen Edelmuts, einer solchen Aufopferung wäre er nicht fähig gewesen. Ebenso lebhaft war seine Mißbilligung unedler, für andere verderblicher Handlungen, die sein ganzes Gefühl empörten und oft recht starke Ausbrüche der Mißbilligung veranlaßten. Aber bei der großen Biederkeit und Redlichkeit seines eignen Herzens wurde es ihm gewöhnlich sehr schwer, andern in einem hohen Grade schlechte Handlungen zuzutrauen. Sein fester Glaube an Menschenwürde und Menschenadel sträubte sich immer dagegen, ungeachtet er selbst und oft auf mannigfache Weise ein Opfer dieses Glaubens geworden war.

Zu den liebenswürdigen Eigenschaften seines Charakters gehört ferner eine große Bescheidenheit. Ungeachtet er sichs bewußt war, daß er sich vor tausend andern auszeichnete, und dieses Bewußtsein ihm den reinsten Genuß gewährte, so legte er doch nicht den geringsten Wert auf äußerliche Auszeichnung und ließ seine Überlegenheit nie andere fühlen. Daher war er denn auch in Gesellschaften so anspruchslos und so wenig vorlaut, daß, wer ihn zum erstenmal und nicht etwa in einem vertrauten Zirkel sah, nur einen sehr mittelmäßigen Begriff von ihm bekommen konnte. Einst hatte ihn jemand in eine Gesellschaft von sehr guten Menschen, welche alle den Dichter ungemein schätzten, aber von Person nicht kannten, unter einem fremden Namen eingeführt. In dieser Gesellschaft, welche einen ganzen Nachmittag und Abend zusammen blieb, wußte er sich so wenig geltend zu machen, daß man ihn für einen sehr unbedeutenden Menschen hielt. Nach dem Abendessen wurde er von denen, die um das Geheimnis wußten, aufgefordert,

einige Bürgersche Gedichte vorzulesen. Zu aller Überraschung that er dies in so ausgezeichneter Weise, daß die ganze Gesellschaft aufs innigste dadurch gerührt wurde, und von selbst auf den Gedanken kam, daß der Vorleser wohl kein anderer, als der Dichter selbst, sein könne.

Ungemein lebhaften und herzlichen Anteil nahm Bürger an allem, was seinen Freunden und Bekannten Angenehmes und Unangenehmes begegnete. Er konnte sich besonders bei unangenehmen Vorfällen, mit denen er selbst ziemlich bekannt war, ganz an die Stelle dessen setzen, den sie betrafen; und daher war denn auch sein Trost meistens von großer Wirksamkeit.

Unter dem Titel: „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will“, hat Bürger eine sehr treffende Selbstschilderung geliefert, die sich in Althofs Biographie findet, S. 451 u. f. seiner sämtl. Werke, herausgeg. v. Bohtz. Das „edle Mädchen“ ist seine schon erwähnte dritte Frau.

8. Nicht weniger treu, als in dieser Selbstschilderung, spiegelt sich Bürgers Leben und Seelenzustand in seinen Gedichten ab, da die große Mehrzahl derselben aus dem unmittelbaren Leben hervorgegangen ist. Wie nun aber sein Leben viel Unschönes und Unedles darbot, so trugen auch viele seiner Gedichte das Gepräge an sich, wie z. B. „das Dörfchen“, „Frau Schnipps“ u. a. Die Zahl der wirklich guten Gedichte Bürgers ist daher nur klein. Was aber Bürger auch in den schwachen und verwerflichen Gedichten für sich hat, ist eine Leichtigkeit der Darstellung, eine Gefügigkeit und Geschmeidigkeit der Erzählung, besonders aber ein Wohllaut der Sprache, ein Fluß der Verse, wie wir sie selbst in vielen Dichtungen unserer größten Meister umsonst suchen, so daß wir neben manche Strophen und Lieder Bürgers in dieser letzten Hinsicht nur die Gedichte unserer älteren Zeit, die Minnelieder, halten können. Dieses Vorzugs war sich Bürger übrigens sehr wohl, vielleicht zu wohl bewußt, da er durch dieses Vertrauen auf seine ungemein glückliche Versifikation verleitet wurde, es mit dem Stoffe nicht genau zu nehmen. Traf er aber — man muß leider sagen: durch Zufall — einen guten Stoff, so schuf er auch Gedichte, welche nicht allein die Anerkennung verdienten, welche sie vor 90 bis 100 Jahren fanden, sondern auch heute verdienen und sogar noch in später Zukunft verdienen werden. Zumal gilt dies von denen, in welchen er den echten Volkston zu treffen wußte, was zu seiner Zeit etwas Unerhörtes war, und noch immer etwas ungemein Seltenes ist. Die Anlage dazu lag in ihm, wie seine besten Gedichte fast sämtlich und oft seine schlechtesten freilich am deutlichsten zeigen; angeregt und einigermaßen ausgebildet wurde sie durch Percys Sammlung altenglischer Volkslieder und Herders Werke, namentlich durch dessen Abhandlung in den flie-

genden Blättern.*) In dies Gebiet gehören denn auch seine besten Gedichte, außer den oben besprochenen namentlich noch „Robert“, „das Lied von Treue“ und einige andere. Außerdem hat Bürger die Form des Sonetts, die in der älteren deutschen Kunstdichtung sehr gebräuchlich, in neuerer Zeit aber fast in Vergessenheit geraten war, wiederbelebt, und für die deutsche Litteratur neu gewonnen. Er hat so treffliche Sonette geliefert, daß selbst Schiller von ihnen sagt, sie seien Muster ihrer Art, die sich auf den Lippen des Deklamators in Gesang verwandeln. Das nachstehende, aus den Tagen seines tiefsten Kummers und Elends stammende, dürfte wohl das ausgezeichnetste derselben sein, weshalb wir es hier mitteilen.

An das Herz.

Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald, den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

Leise sinkend faltet sich die Wange,
Jede meiner Blüten welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch so lange?

Trotz der Zeit Despoten-Allgewalt,
Fährst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend, wie die Nachtigall zu schlagen.

Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Thitons Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdest alt!

Bürger hat zu den populärsten Dichtern gehört, die unsere gesamte Litteraturgeschichte aufweisen kann. Seine Leonore durchflog in kürzester Zeit ganz Deutschland und wurde, was nicht stark genug hervorgehoben werden kann, im Kreise des Volkes ebensowohl gelesen und gesungen, wie im Kreise der Gebildeten, und thut in beiden Kreisen noch jetzt, nach mehr denn 100 Jahren, ihre Wirkung. Dies Volksmäßige, allen Zusagende war es, was Schiller in seiner oben erwähnten Rezension allein verkannte und nach seiner Anschauungsweise verkennen mußte, während in allen übrigen Punkten die Nachwelt Schillers Urteil auf das vollständigste bestätigt hat. Wie weit übrigens Schiller entfernt war, Bürger zu kränken, beweist der hier folgende Schluß der Rezension.

„Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel

*) Bürger sagt hierüber in einem Briefe an Boie: „O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volks, und mithin der Natur, deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einigermaßen entsprechen.“

Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben, so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Herrn Bürgers Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist imstande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talente entweder freiwillig unterdrückt oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Herrn Bürger um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unserer Meinung nach, selbst unter dem höchsten geblieben ist. Auch empfinden wir recht gut, daß vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswert fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Der Kampf mit äußeren Lagen, und die Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüt des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es noch sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenlicht seine Stirn umfließen.

Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es wert ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Herr Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende, energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesienstrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedere Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es wohl wert, sich mit immer gleicher ästhetischer Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten und so die höchste Krone der Klassicität zu erringen."

Litteratur.

A. Bürgers Schriften.

Bürgers sämtl. Wke., herausgeg. v. A. W. Bohtz. Einzige rechtmäßige Gesamt-Ausg. in einem Bande. M. d. Bildnis d. Dichters in Stahlst. u. Faks. s. Handschrift. Göttgn., 1835. 1844. 7 M.

Diese Ausg. enth. in einem Anhange noch 1) Bürgers Biographie und Charakteristik v. L. Chr. Althof; 2) Mitteilungen aus Bürgers Briefwechsel; 3) Bürger v. A. W. von Schlegel.

Bürgers sämtl. Wke. Neue Original-Ausg. 8. 4 Bde. Mit Porträt u. Faks. Göttgn., 1844. 10,25 M.

Bürgers Gedichte. Mit Stahlstich. Göttgn., 1846. 1860. 2,40 M.

Bürgers Gedichte. Neue vollst. Ausg. Mit Einleit. u. Anmerk. herausgeg. v. J. Tittmann. Lpzg., 1869. 2 Bde. 2,40 M.
Strodtmann. Briefe von u. an Bürger. Berlin, 1874. 4 Bde. 20 M.

B. Schriften über Bürger.

Döring, Bürgers Leben. Berlin, 1826. Göttgn., 1848. 3 M.
Prutz, Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Litteratur. Lpzg., 1841. 6 M. Eine bedeutende Schrift.
Pröhle, Gottfr. Aug. Bürger. Sein Leben u. s. Dichtungen. Lpzg., 1856. 1,80 M. Sehr empfehlenswert.
K. Goedeke, Leben Bürgers. Hannover, 1873.
Zimmermann, Genien der deutschen Sprache. II. Bürger. In Herrigs Archiv für das Studium d. neueren Sprachen u. Litteraturen, 15. Bd., 121—52.

XLII. Fr. Leop. Graf zu Stolberg.

1. Lied eines deutschen Knaben.

1774.

„Mein Arm wird stark und groß mein Mut."

Gedichte der Brüder Stolberg. Wien, 1821. I. 42. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 142. — Lüben, Auswahl. II. 71.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 3. „Mein junges Blut" = meine Jugend.

2. Der Knabenstand wird weich genannt, weil er noch nichts mit den rauhen Geschäften des Krieges zu thun hat.

4. „Noch jüngst ein Faustschlag", d. h. die unwillkürlich im Schlaf gemachte Bewegung des Schlagens erweckte ihn.

„Bassa" oder Pascha (verkürzt aus padischah), ein türkischer Kriegsoberster vom höchsten Range, dessen Fahne als Zeichen seiner Würde einen bis drei Roßschweife trägt.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Der Knabe fühlt, daß er trotz seiner Jugend Kraft, Mut und inneren Wert genug habe, das Schwert zu führen, um welches er den Vater bittet.

2. Die Beschäftigungen des Knabenstandes befriedigen ihn nicht mehr, da er Männermut genug in sich fühlt, um den Tod fürs Vaterland zu sterben.

3. u. 4. Er versichert, daß er schon seit frühester Kindheit den Krieg geliebt und selbst in seinen Träumen mit dem Feinde gekämpft habe.

5. u. 6. Er erzählt ferner, daß er beim Anblick einer Kriegerschar nicht, wie die andern Knaben, in stummes Staunen versunken sei, sondern sich gehärmt und seinen Arm geprüft habe.

7. Wiederholung der Bitte.

3. Inhaltsangabe des ganzen Gedichts.

Der deutsche Knabe bittet seinen Vater um ein Schwert, weil er sich stark und ehrenwert genug fühlt, um den Heldentod zu sterben, und schon als Kind im Spiel und selbst im Traume gekämpft und noch jüngst sich gehärmt habe, nicht als Krieger mit zur Schlacht ziehen zu dürfen.

4. Grundgedanke.

In dem ganzen Gedichte spricht sich das stolze Selbstbewußtsein eines für die Freiheit seines Vaterlandes begeisterten Knaben aus, das sich in dem Wunsche äußert, im Geist seiner Väter für das Vaterland kämpfen zu dürfen.

5. Form der Darstellung.

Die Form ist dem Inhalt insofern entsprechend, als in den kurzen (3- und 4füßigen) Jamben mit männlichen Reimen etwas Kräftiges, Bestimmtes liegt. Zur Bezeichnung des ungestümen Dranges, nach Männerthaten ist die schließliche Wiederholung der 1. Str., die sich ungezwungen an den Schlußgedanken der vorletzten anschließt, ganz besonders geeignet.

2. Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

Aus dem zwölften Jahrhundert.
1774.

„Sohn, da hast du meinen Speer!“

Gedichte d. Brüder Stolberg. Wien, 1821. I. 44. — Lüben, Auswahl. II. 71.

1. Erläuterungen.

Str. 2. V. 3. „Jedes Jahr“, eine Zeitbestimmung. Der Ritter will sagen: In jedem Jahre hat eine Schlacht die Waffen gestumpft. Fünfzig Schlachten hat er mitgekämpft, und eben so lange ist er Ritter.

3. V. 4. „Und verschmähte Heinrichs Sold.“ Herzog Rudolf von Schwaben wurde 1077 von mehreren Reichsfürsten als Gegenkaiser Heinrichs IV., seines Schwagers, erwählt und den 26. März zu Mainz gekrönt. Im folgenden Jahre schlug Heinrich Rudolfen bei Melrichstadt in Franken, und 1080 am 15. Okt. wurde ihm in der Schlacht bei Hohenmölsen unweit Weißenfels die rechte Hand abgehauen (sie wird im Merseburger Dom aufbewahrt), worauf er bald starb.

4. V. 1. „Für die Freiheit floß das Blut seiner Rechten.“ Dies hat nur insoweit Bedeutung, als Heinrich IV. die Gerechtsame vieler Reichsstände, besonders der sächsischen, unterdrückte.

Rudolf dagegen erhob sich aus Ehrgeiz und war überhaupt ein Werkzeug des Papstes Gregor VII.; die Gegenpartei gab ihm daher auch den Spotttitel „Pfaffenkönig".

5. V. 2. „Kaiser Konrad rüstet sich." Dies ist nicht ganz richtig. Kaiser Konrad III., Enkel Heinrichs IV., wurde 1138, also 58 Jahre nach Rudolfs Tode, erwählt, und der Dichter hat sich also um 11 Jahre geirrt. Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen, Schwiegersohn des vorhergehenden Kaisers Lothar, trat als Konrads Nebenbuhler auf, und gegen diesen rüstete er sich.

6. V. 4. „Sei ein Wetter in der Schlacht!" Fahre wie Gewitter und Sturm durch die Reihen der Feinde.

2. Inhaltsangabe.

Ein alter schwäbischer Ritter, der von Rudolf von Schwaben seine Waffen empfangen, 50 Jahre in dessen Heer gedient und in 50 Schlachten mitgekämpft hat, fordert den letzten seiner Söhne auf, nun statt seiner die Waffen zu nehmen und zu kämpfen, da Kaiser Konrad III. sich zum Feldzug rüste. Hierauf lehrt er ihn die Ritterpflichten, ermahnt ihn insbesondere zur Tapferkeit und fügt dieser Ermahnung die Versicherung hinzu, daß seine Schmach ihn tiefer schmerzen würde, als der Tod seiner sieben trefflichen Söhne, der die Mutter ins Grab gebracht habe. Zum Schluß fordert er ihn dann auf, furchtlos und mit Gottvertrauen ritterlich zu kämpfen und ihn dadurch zu erfreuen.

3. Form des Gedichts.

Dies Gedicht gehört zu den historischen Liedern. Veranlassung zu demselben gab neben Goethes Götz von Berlichingen ein mittelhochdeutsches Gedicht, das Bodmer in seiner Ausgabe der Minnesänger hatte abdrucken lassen: „Königs Tiral von Schotten Lehren an seinen Sohn." Das Metrum ist trochäisch; die sich berührenden Reime sind männlich, da die Senkung des letzten Fußes fehlt. Das Gedicht erinnert durch die Versart, zum Teil selbst durch den Inhalt an die erste Romanze in Herders Cid.

3. Der Felsenstrom.

1775.

Gedichte d. Brüder Stolberg. Wien, 1821. I. 104. — Lüben, Auswahl. II. 73.

1. Erläuterungen.

V. 1. Man kann den Strom, der schon als solcher, nicht als unscheinbarer Quell, aus der Felsenkluft stürzt, wohl einen „unsterblichen Jüngling" nennen, wenn man nur seinen Oberlauf betrachtet. Da jedoch der Dichter von V. 22 an auch

der ferneren Entwickelung des Stromes gedenkt, so paßt das Attribut „unsterblich“ nicht ganz.

4. u. 5. Die „Wiege“ des Stromes, d. h. seine Quelle, liegt in unzugänglichen Gebirgsklüften (im Gletscher).

7. Zu diesem Verse bemerkt Götzinger: „In der ersten Gestalt:

Es hörte kein Ohr
Das lallende Rieseln im werdenden Quell, —

offenbar anmutiger und schicklicher als die spätere Änderung; denn das „Lallen des Edlen“ ist eine sonderbare Verbindung.“ Das „Lallen“ ist insofern gut gewählt, als es metaphorisch zu „Wiege“ paßt, und die Häufung des l malerisch wirkt.

9. Unter den „silbernen Locken“ sind die blitzenden Strahlen der Wasserfälle und die weißen Schaumwolken zu verstehen. Das Wasser der Gletscher sieht überdies milchicht aus.

19. Die „Strahlen des Ruhmes“ werden durch das Nächstfolgende als die farbigen Strahlen des in den Tropfen des Wasserfalls sich brechenden Sonnenlichtes erklärt.

23. Alle Alpenseeen haben eine smaragdgrüne Farbe.

24. Wie dem Strom in seinem Oberlauf der Himmel näher ist, so liegt auch der Jugend alles Höhere und Ideale näher.

31. u. 32. Die „ruhende Stille“ und das „Schweigen“ des Seees sind tautologisch (gleichbedeutend); oder soll das erstere sich nicht auf den See beziehen?

34. „Westlichen Strahl“, Abendrot.

35. „die seidene Ruhe“, die weiche Ruhe; eine Ruhe auf seidenem Pfühl, Bild der Gemächlichkeit im Reichtum.

41. „ändernde Winde“ statt „sich ändernde, wechselnde Winde“. Sinn: In den Kreisen des Hof- und Staatslebens, für die der Dichter bestimmt war, wechseln die Ansichten, insbesondere auch die über persönliche und Völkerfreiheit, oft sehr, und wer diesen Kreisen angehört, muß nicht selten seine wahre Ansicht zurückhalten, wenn er nicht in Konflikt kommen will.

42. Unter der „Stille des Todes“ denkt sich der Dichter das begeisterungslose, einförmige, langweilige Treiben, wozu den Mann in seinen späteren Jahren oft seine Stellung im Leben zwingt.

2. Gedankengang.

Da das Gedicht während eines Aufenthalts in der Schweiz entstanden ist, so hatte der Dichter offenbar eine bestimmte Anschauung vor sich, wie Götzinger vermutet, die Engelberger Aa in Unterwalden, wo beide Brüder längere Zeit verweilten.*)

*) Die Aa entsteht auf der Blakenalp auf den Surenen, bildet sehr bald einen schönen Wasserfall, durchschneidet dann eine Felsterrasse, welche

Hoch oben im vielfach zerklüfteten Gebirge steht der Dichter und schaut dem Sturz des Stromes zu, zu dessen Quelle kein menschlicher Fuß empordringen kann. Der freie Felsenstrom ist ihm ein Bild des kräftig und mutig vorwärtsschreitenden Jünglings. Die Schaumwellen des Wasserfalls erscheinen ihm wie die wallenden Locken des Jünglings, der Donner des Sturzes wie das mächtige Wort der begeisterten Jugend; und wie dem Ungestüm des Stromes weder Bäume noch Felsen widerstehen können, so weiß die thatkräftige Jugend jedes Hindernis zu besiegen. So eilt der kräftige, schöne und freie, durch ruhmvolle Thaten verherrlichte Jüngling durchs Leben dahin, ein Bild des im Glanz der Sonne regenbogenfarbig strahlenden Stromes. (V. 1—21.)

Aber der Dichter verfolgt den rastlosen Lauf des Stromes weiter; er sieht, wie er mehr und mehr dem See in der Tiefe sich nähert, wie endlich sein brausender Ungestüm in den schweigenden Wassern des Seees sich verliert, und er beklagt das Schicksal des frei geborenen Sohnes der Berge, er warnt ihn vor dem äußern Glanze der Knechtschaft. Der vom Abendrot und vom Schimmer des Mondes beleuchtete See ist ihm das Symbol der spätern Jahre, die zwar oft reicher an Bequemlichkeit und Ruhe, auch an sanften Genüssen sein mögen, aber der Freiheit und der ungebundenen Kraft des Jugendlebens entbehren. (V. 22 bis Schluß.)

3. Grundgedanke.

Das freie, sich selbst genügende, aber unruhige Leben im Naturzustande des Jünglings ist der gleichmäßigen, thatenlosen Ruhe des durch conventionelle Verhältnisse geregelten spätern Lebens vorzuziehen.

4. Form der Darstellung.

Insofern der Dichter in der Schilderung des Felsenstromes das Leben des Jünglings sinnbildlich darstellt, gehört das Gedicht zu den **Allegorien**. Im Bilde des freien Felsenstromes, der sich endlich im See verliert, sah der Dichter wohl sich selbst und sein späteres Geschick. Er ahnte, daß er später werde genötigt sein, seine ihn jetzt ganz erfüllende persönliche Freiheit den Staatsverhältnissen zum Opfer zu bringen.

Das **Versmaß** entspricht ganz dem behandelten Stoffe; denn in freien Zeilen und ohne bindenden Reim eilt es dahin, in hüpfenden **Daktylen** das Stürzen des Stromes nachahmend. Der Form nach hat das Gedicht Verwandtschaft mit Klopstocks Oden aus der zweiten Periode, unterscheidet sich jedoch von diesen

---

den Eingang in das Engelberger Thal verschließt, richtet weiter unten oft große Verheerungen an und ergießt sich bei Buochs in den Vierwaldstättersee.

durch die größere Gesetzmäßigkeit, da die zweifüßigen Verse vorherrschen und mit wenigen Ausnahmen (V. 25, 33 u. 37) mit vierfüßigen abwechseln.

Eine besondere Eigentümlichkeit prägt sich in den Versen 4—21 aus. Untersucht man diese nämlich genauer, so zeigt sich, daß immer zwei parallele Ideeen aufeinander folgen, ähnlich dem Gedanken-Parallelismus in der hebräischen Poesie (namentlich den Psalmen). So stehen den V. 4 u. 5 die V. 6 u. 7, den V. 7 u. 9 die V. 10 u. 11, den V. 12—14 die V. 15—17, den V. 18 u. 19 die V. 20 u. 21 gegenüber. Der hierdurch erzielte Wohllaut zeigt sich auch in der Wiederholung der Substantive „Tanne" und „Felsen" (V. 13 u. 16) statt des Pronomens sie, welche dem Ausdruck Energie verleiht.

5. Freie Darstellung des Gedichts als Parallele.

Frei und ungehemmt, wie der Felsenstrom, durchstürmt der Jüngling im Drange selbstbewußter Thatkraft das Leben. Zu der innern Kraft gesellt sich die äußere Schönheit und die Gewalt der Rede, die brausend ertönt wie der Donner des Wasserfalls. Alle sich ihm entgegenstellenden Hindernisse siegreich überwindend, gleicht er dem Strom, der Bäume stürzt und mit Felsen spielt. Seine Jugend umstrahlt Ruhm und Glanz, wie die Flut der stürzenden Wasser das Licht der Sonne und der vielfarbige Regenbogen. Aber gleich dem Strome eilt er die Lebensbahn hinab; und wie dieser in dem schweigenden, abendlich beleuchteten, oft von wechselnden Winden bewegten See zur Ruhe gelangt, so auch verliert sich das rastlose Treiben des Jünglings in dem ruhigen, gemächlichen, den Verhältnissen sich anschmiegenden Leben des Mannes.

4. An die Natur.

1775.

„Süße, heilige Natur."

Gedichte der Brüder Stolberg. Wien, 1821. I. 113. — Lüben, Auswahl. II. 74.

Erläuterungen.

Str. 2. „Wenn ich dann ermüdet bin." Wenn ich vom Welttreiben ermüdet bin: dann sinke ich dir an den Busen. — V. 2 „am Busen" ist ein vom Dichter übersehener grammatischer Fehler.

Dies Gedicht verdankt seine Entstehung einer Schweizerreise im J. 1775. Der Anblick des gewaltigen Rheinfalls bei Schaffhausen rief es hervor. Stolberg sagt hierüber im deutschen

Museum von 1780 in einem Aufsatze „Über die Ruhe nach dem Genuß und über den Zustand des Dichters in dieser Ruhe“: „Als ich den Rheinfall sah, überwältigte mich die staunende Freude. Meine Seele wogte hin und her. Nach und nach kam die Ebbe. In den letzten Aufwallungen der abwechselnden Flut und Ebbe ward meine Empfindung zum Liede. Wenn man in dem Augenblicke der Empfängnis an die Geburt dächte, so würde ich in dem Augenblick, da der Rheinfall am stärksten auf mich wirkte, einen kühnen Dithyrambus erwartet haben, der wie Neptuns Roß brausend sich emporgerissen hätte, und siehe da! ein Blümchen wuchs auf am Ufer des himmelabstürzenden Stroms.“

Das Lied drückt die innige Freude über den Naturgenuß in einfachen Worten aus und hat sich bei seinem Bekanntwerden fast einen Ruhm erworben wie Goethes: „Über allen Gipfeln ist Ruh'“.

5. Das Erdbeben in Calabrien.

Wke. d. Brüder Stolberg. Hamb., 1822. VIII. 284. 83. u. 84. Brief v. 24./5. 1792. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 52. — Lüben, Auswahl. II. 74.

1. Erläuterungen.

Calabrien ist die südlichste Halbinsel, der Fuß Italiens. Es ist ein sehr wenig bekanntes Land, weil das Reisen in unwirtbaren Gegenden bei schlechten Wirtshäusern schwierig und gefahrvoll ist. Vom 5. Febr. bis 28. März 1783 wurde es von dem hier geschilderten furchtbaren Erdbeben heimgesucht, welches sich über eine Fläche von 80 □M. erstreckte und 400 Städte und Dörfer zerstörte.

1. Abschn. „Ins Gebirge“, die Apenninen.

2. „Vom elektrischen Schlage“. Daß bei dem Erdbeben elektrische Erscheinungen vorkommen, ist erwiesen; hier kann unter dem elektrischen Schlage nur die Wirkung der im Innern der Erde sich entzündenden Gase verstanden werden.

4. „Erdstrudel“, ein treffender Ausdruck zur Bezeichnung der rotatorischen Bewegung des Erdbebens.

„Baracken“, Feld- oder Lagerhütten, kleine schlechte Häuser.

„Nicht ohne Vorsehung“, nicht ohne daß sich in diesem Umstande die Vorsehung Gottes offenbaret hätte.

5. „Ungemach und Not“ soll hier, gegenüber den Krankheiten, den Mangel an den notwendigsten Bedürfnissen des Lebens bezeichnen.

6. Scylla heißt jetzt Sciglio, und ist ein Städtchen von 5000 Einwohnern.

Ufer — Strand — Gestade. — Ufer ist der Erdrand fließenden oder stehenden Gewässers; Gestade heißt das See-Ufer, der Landrand eines größeren Gewässers; Strand ist

ein flaches Ufer, auf welchem die darauf geratenen Schiffe sitzen bleiben, stranden. „Flacher Strand“, wie der Verfasser sagt, ist Tautologie.

Planken nennt man die zum Schiffsbau verwendeten dicken Bretter.

7. Die „Scylla“ ist der aus der Odyssee bekannte, den Schiffen einst gefährliche Felsen in der Meerenge von Messina.

2. Plan und Darstellung.

Eine streng durchgeführte Gliederung läßt sich in diesem Bruchstücke aus einer größern Reisebeschreibung nicht nachweisen; vielmehr hat der Verfasser, statt seine auf dem Spazierritte gehabten Anschauungen in einem einheitlichen Gemälde darzustellen, es vorgezogen, die sich ihm aufdrängenden Gedanken und Bemerkungen ziemlich planlos in die Schilderung des Geschehenen zu verweben. Die Schilderung selbst ist frisch und lebendig und zeichnet sich durch Kürze des Ausdrucks aus.

3. Schriftliche Aufgaben.

Das Erdbeben von Calabrien als Selbsterlebnis geschildert.

Leben und Charakteristik Fr. Leop. Stolbergs.

I.

1. Friedrich Leopold Stolberg, Sohn des Reichsgrafen Chr. Günther Stolberg-Stolberg, war am 7. Nov. 1750 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt, 6 Meilen von Hamburg, geboren; sein 2 Jahre älterer Bruder Christian, ebenfalls bekannt als Dichter, am 15. Okt. 1748 in Hamburg. Beide waren mit trefflichen Anlagen ausgestattet. Den ersten Unterricht empfingen sie im elterlichen Hause durch den wackern Hofmeister Clauswitz und einen französischen Hauslehrer. Die Eltern selbst wandten allen Fleiß auf die Erziehung ihrer Kinder und hielten sie zu aufrichtiger Gottesfurcht an. In schönster Eintracht verlebten die Knaben ihre Jugend. Christian nahm vorzüglich durch sein zartes Mitgefühl und durch wohlwollende Sanftmut ein, Friedrich dagegen zog durch sein feuriges, phantasiereiches und begeisterungsvolles Wesen an. Noch in später Zeit sang Friedrich, von schönen Jugenderinnerungen belebt:

> Und wir wuchsen freudig empor, wie Stauden am Bach,
> Kannten früh die süßen Freuden des Lebens, und pflückten
> Jeden kleinen Genuß, der sich im Schatten verbirgt.
> Ungesondert lebt' ich mit dir die Tage der Jugend;
> Wenn ein Morgen uns schied, schied uns der Abend nicht mehr.
> Wie, aus einem Born, von einem Schatten gekühlet,
> Zwillingsströme sich hell stürzen vom Felsen herab,

Mit vereinter Kraft bald Tannen wälzen und Felsen,
Bald mit spiegelnder Flut schlängeln im ruhigen Thal,
Also gossen auch uns vereint der Kindheit und Jugend
Tage; jegliche Lust teilten wir, jeglichen Schmerz!
Jeden werdenden Wunsch und jede heimliche Sorge,
Jedes Sehnen, das kein Flügel der Hoffnung noch hub,
Jeden ahnenden Trieb, eh' Selbstbewußtsein ihn wiegte,
Fühlten beide zugleich leis' in der innersten Brust!

In Feierstunden wurde oft Gleim und Lichtwer gelesen, selbst Oden von Klopstock und die bereits erschienenen Gesänge der Messiade. Letztere ergriffen besonders den 10jährigen Friedrich und regten ihn zu eigenen dichterischen Versuchen an. 1765 starb der Vater, und die Sorge für die Erziehung ihrer elf Kinder lag nun der Mutter allein ob. Außer den genannten Lehrern standen ihr hierbei Klopstock und ihr Schwiegersohn Bernstorff zur Seite.

2. Im Anfange des Sommers 1770 verließen die beiden Brüder den stillen ländlichen Aufenthalt am Sunde und bezogen in Begleitung ihres Hofmeisters Clauswitz die Universität Halle, um dort ihrer höhern wissenschaftlichen Bildung obzuliegen. Ihr Fleiß war besonders auf das Studium der Philosophie und der Rechtswissenschaft und auf die Vermehrung ihrer Kenntnis des klassischen Altertums und der neueren Sprachen gerichtet. Die damaligen Lehrer der Universität waren jedoch nicht von großer Bedeutung und mochten die Jünglinge durch ihre Lehrmethode oft recht gründlich langweilen. Noch später sagte Friedrich in der 4. Jambe: „Die Quelle", in Beziehung hierauf:

. . . . . . Nie genügte mir
Des Lehrsaals hochgelahrter, leerer Tand,
Und nie der eitlen Schlüsse hoher Bau.
Mit Mitleid und Bewundrung sah ich oft
Pedanten auf erhab'nen Sesseln stehn,
Um welche sich der Schwarm der Jugend drängt
Mit offnem Munde der Aufmerksamkeit,
Den nackten Vöglein in dem Neste gleich,
Die blind und pipend, mit gedehntem Hals
Heißhungrig schnappen nach dem hohlen Kiel,
Mit welchem sie der lose Bube nährt,
Der sie der Mutterpflege selbst entriß.

Im Herbst 1772 bezogen die Brüder die Universität Göttingen, wo damals der berühmte Prof. Heyne lehrte, und eine nicht geringe Anzahl von reichbegabten Jünglingen sich den Studien und namentlich auch der Poesie widmeten, wie wir bereits bei Hölty, Bürger und Voß gesehen haben. „Wir bekommen, schreibt Boie schon im Januar 1772 an Knebel, nachgerade hier einen Parnassus in nuce. Es sind einige feine junge Köpfe da, die zum Teil auf gutem Wege sind. Ich suche das Völkchen zu vereinigen." Die Stolberge wurden bald mit Boie bekannt und

in den Bund aufgenommen. Einige Wochen danach schreibt Voß über dieselben: „Die Grafen Stolberg, ach! welche Leute sind das! Es ist an sich ungewöhnlich, Leute von mittelmäßigem Geschmacke nur unter den französierenden Großen und Landsassen zu finden: aber Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst, und — ohne den kleinen Stolz — kurz! Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denk' ich! Und den hab' ich gemacht!" — Ueber Friedrich Leopold schrieb er einige Tage später namentlich: „Nicht darauf bin ich stolz, daß ein Graf mich liebt, nein, daß ein Deutscher, ein Biedermann, ein Freund Klopstocks, mein Herz wert achtet."

Die Grafen wurden bald von dem Geiste des Bundes ergriffen, überließen sich idealer Beschäftigung, gaben 1773 ihre juristischen Kollegia auf und nahmen dafür das Studium der griechischen Sprache wieder auf. Neben Klopstock stand Homer bei ihnen in großem Ansehen. Auf einer Ferienreise besuchten die Grafen Klopstock und überreichten ihm im Auftrage des Bundes ein Buch voll Gedichte, damit er urteile, wer Genius habe und wer nicht. Die Zurückkehrenden überbrachten dem Bunde Klopstocks Ausdruck besonderer Zufriedenheit mit dessen Leistungen und jedem Bundesbruder einen Kuß. Nachdem Klopstock noch dem Stolbergschen Brüderpaar die Ode „Weissagung" gewidmet hatte, in welcher er seinen Lieblingen seinen deutschen Patriotismus von neuem einzuhauchen suchte, wurde vom Bunde der Beschluß gefaßt, Klopstocks Geburtstag als das Fest eines der größten Deutschen zu feiern. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß die patriotisch erregten Jünglinge Wielands „Idris" und Bildnis verbrannten. Mit dem Ende des Sommerhalbjahres 1773 waren die Studien der Stolberge geendet, und sie schieden deshalb aus dem Dichterbunde. Die Trennung war für alle sehr schmerzlich. Die Grafen reisten über Hamburg nach Altona zu ihrer Mutter und mit dieser nach Kopenhagen, wo letztere zum Schluß desselben Jahres starb.

3. Im Frühjahr 1775 unternahmen die Gebrüder Stolberg eine Reise nach der Schweiz. In Frankfurt a. M. besuchten sie Goethe und bestimmten ihn, sie zu begleiten. Die persönliche Bekanntschaft war für alle drei eine sehr erfreuliche. Nachdem man einander näher getreten war, machten die Stolberge ihrem Herzen Luft und sprachen so oft und so erregt von Tyrannenhaß, als lechzten sie förmlich nach dem Blute solcher Wüteriche. Goethes Mutter, die heitere Gespräche liebte, nahm daraus Veranlassung, eine Flasche vom besten, hochfarbigen Weine aus dem Keller zu holen und mit den Worten auf den Tisch zu setzen: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!" Die Reise gewährte allen großen

Genuß und Erfrischung. In Zürich wurde Lavater besucht und dauernde Freundschaft mit ihm geschlossen. Dieser schrieb an Herder: „Die Stolberge sind unbeschreibliche Menschen. So viel poetisches Gefühl, Genie, Geschmack und so viel simple, naive Menschlichkeit!“ In seiner physiognomischen Beschreibung sagt er von dem Grafen Friedrich Leopold: „Und nun erst am Ende merke ich, daß ich von dem Auffallendsten noch nichts gesagt! nichts von der edlen, von aller Affektion reinen Simplizität! nichts von der Kindheit des Herzens! nichts von dem gänzlichen Nichtgefühl seines äußerlichen Adels! nichts von der unaussprechlichen Bonhommie, mit welcher er Warnung und Tadel, sogar Vorwürfe und Unrecht annimmt und duldet.“ Auch Bodmer und andere bedeutende Männer Zürichs lernten sie kennen und schätzen. Auf Goethes Wunsch besuchten die Grafen auf der Rückreise Weimar und verweilten dort längere Zeit am Hofe. Der Wunsch des Herzogs, daß der jüngere der Brüder in den weimarischen Staatsdienst treten möchte, wurde durch Klopstock, dem das Leben in Weimar zuwider war und für seinen Liebling verderblich erschien, vereitelt. Im Januar 1776 langten die Brüder in Kopenhagen bei der an Bernstorff verheirateten Schwester an.

4. Beide Brüder wurden zu königl. dänischen Kammerjunkern ernannt. Der ältere derselben wurde 1777 Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein, der jüngere trat in die Dienste des Fürstbischofs von Lübeck, Herzogs von Oldenburg, der ihn zum Gesandten am dänischen Hofe ernannte. Diese Stellung am Hofe war ganz geeignet, die jugendliche Begeisterung für Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte etwas zu dämpfen, und nach und nach aristokratischen Gesinnungen Platz zu machen. Sein Dienst behinderte ihn nicht, sich auch ferner mit der Poesie zu beschäftigen. 1778 übersetzte er die Ilias des Homer und machte seinem Freunde Voß damit ein Hochzeitsgeschenk. Im J. 1781 war Stolberg in Eutin in der Stellung eines Oberschenken. Dort lernte er die Hofdame Agnes von Witzleben kennen, mit der er sich im folgenden Jahre vermählte. Von 1785 an war er Landvogt von Neuenburg, wo er seine Mußestunden der griechischen Tragödie und eigenen Produktionen widmete, 1788 wurde ihm die geliebte Gattin durch den Tod entrissen. Neuenburg erweckte von nun an nur traurige Erinnerungen in ihm; der Antrag, als dänischer Gesandter nach Berlin zu gehen, kam ihm daher ganz erwünscht. Hier lernte er die Gräfin Sophie von Redern kennen und vermählte sich 1790 mit ihr. Im folgenden Jahre wurde er Regierungs-Präsident in Eutin, wo zu dieser Zeit sein Freund Voß als Rektor lebte. Das frühere Verhältnis zwischen beiden Männern bestand aber nicht mehr; Stolberg hatte seine politischen Anschauungen sehr merklich geändert und hielt fest an dem luthe-

rischen Kirchenglauben, welchen er im elterlichen Hause empfangen, während Voß sich in politischer Beziehung treu geblieben, in religiöser aber nach und nach vom streng lutherischen Glaubensbekenntnis zum Deismus übergegangen war. Auch der Umstand, daß Voß die Ilias zu übersetzen anfing, während Stolberg damit bereits vorangegangen war, trug mit zur Erkaltung der Freundschaft zwischen ihm und Stolberg bei.

5. Von Eutin aus machte Stolberg 1791 eine Reise nach Italien, wohin ihn, wie es scheint, weniger der klassische Boden, als ein dunkles Sehnen nach dem Hauptsitze der Religion zog, die nach seinem Briefe an Lavater, ihm immer so ehrwürdig war, daß er bei Lesung des Liedes, worin Lavater deren Gebräuche pries, zu jeder Zeit sein herzliches Ja und Amen sagte. Auf der Hinreise lernte er die bekannte katholische Fürstin Gallitzin und ihren Beichtvater Overberg in Münster kennen, und diese Bekanntschaft war von großem Einfluß auf seine religiöse Gesinnung. Die angeknüpften Verhältnisse wurden durch gegenseitige Besuche und Briefwechsel genährt. Stolberg erkannte, wie aus einem Schreiben an den Grafen Schmettau hervorgeht, in der Einheit und Festigkeit der katholischen Kirche und in der Macht der Heiligung, die in ihr liegt, die seinem Christentum entsprechende Gestalt der Kirche, gegenüber dem unruhigen, stürmischen und zerstörenden Geiste im Protestantismus damaliger Zeit, — obgleich auch zu jener Zeit die katholische Kirche vom Geiste der Aufklärung erschüttert war — und trat am 1. Juni 1800 in der Kapelle der Fürstin Gallitzin in Münster mit seiner ganzen Familie, die älteste Tochter Agnes ausgenommen, zur katholischen Kirche über, legte sein Amt nieder und übersiedelte sich nach Münster, wo er bis 1812 verblieb, und sich vorzugsweise mit seiner „Geschichte der Religion Jesu" beschäftigte. In diesem Jahre vertrieb ihn die Franzosenwirtschaft aus Münster; er zog nach Tatenhausen bei Bielefeld, 1816 nach Sondermühlen unweit Osnabrück, wo er am 5. Dez. 1819 starb.

II.

Stolberg war nicht ohne poetische Begabung, wie manche seiner Dichtungen bewiesen. Aber wie er im Leben leicht das rechte Maß überschritt, so ist das auch in vielen seiner Poesieen der Fall. Statt der natürlichen Bewegung finden wir daher oft ein unruhiges Dahinstürmen, statt der einfachen Wahrheit gehaltloses Phrasengepränge. Das Beste befindet sich unter seinen lyrischen Gedichten. Seine Hymnen erlangten zu seiner Zeit einen besondern Ruf und sind, wo sie den Naturanschauungen sich zuwenden, voll Wärme und Wahrheit. In den Balladen

spricht manches recht gemütlich an, obwohl auch hier die Sucht nach dem Großartigen und Gewaltigen die Einfachheit nicht selten beeinträchtigt. Seine „Jamben" geißeln die Sünden, welche seiner Zeit an den Höfen, in Kirche und Schule, wie in der Litteratur begangen wurden, haben jedoch auch mehr Kraft als Poesie. Von untergeordneter Bedeutung sind Stolbergs Dramen und sein politischer Roman „die Insel". Als Übersetzer steht er weit hinter Voß zurück, was er übrigens selbst erkannte und aussprach. Seine „Geschichte der Religion Jesu" leidet an breiter Gemächlichkeit.

Litteratur.

A. Stolbergs Schriften.

Ges. Wke. d. Brüder Stolberg. Hamb., 1820—25. 20 Bde. 120 M. (Inh.: I. u. II. Oden, Lieder, Balladen. III. Jamben. Die Inseln. IV. u. V. Schauspiele mit Chören. Balladen. VI.—IX. Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien, Sicilien. X. Leben Alfreds d. Gr. Kleinere Schriften. XI. u. XII. Homers Ilias. XIII. u. XIV. Sophokles Tragödieen. XV. Vier Tragödieen des Äschylos. Gedichte aus d. Griechischen u. Lateinischen. XVI. Gedichte aus dem Griechischen. XVII.—XIX. Auserlesene Gespräche des Platon. Ein Büchlein v. der Liebe.)

Dieselben auf Druckpapier. Gotha. 36 M.

Chr. u. Fr. Leopold Grafen zu Stolberg, Vaterl. Gedichte. Hamburg, 1815.

— —, Gedichte. Wien, 1821. 2 Bde. 6 M.

Fr. Leop. Stolberg. Gesch. d. Religion Jesu Christi. Hamb., 1806—18. 15 Tle. Herabges. Pr. 30 M.

— —, Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift. Hamb., 1819—21. 2 Tle. 6 M.

— —, Kurze Abfertigungen der langen Schmähschrift des Hofr. Voß wider ihn. Hamb., 1820. 1 M.

B. Schriften über Stolberg.

A. Nicolovius, Fr. Leop. Graf zu Stolberg. Mainz, 1846. 2,25 M. (Im Geiste kalter Unduldsamkeit gegen Nichtkatholiken.)

Dr. Theod. Menge, Der Graf Fr. Leop. Stolberg u. s. Zeitgenossen. 2 Bde. Gotha, 1862. 6 M. (Sehr ausführlich durch Berücksichtigung der Zeitgenossen, daher mehr als Biographie.)

Voß, Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? (Im Sophronizon.)

Voß, Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe. Heidelb., 1820. 2,60 M.

Aug. Kahnis, Stolberg u. Voß. Ein Vortrag. Lpzg., 1876. 60 ₰.

J. H. Hennes, Stolberg in d. 2 letzten Jahrzehnten s. Lebens. Mainz, 1875. 3 M.

J. Janssen, Fr. L. Graf zu Stolberg seit s. Rückkehr zur kathol. Kirche. Größtenteils aus d. bisher noch ungedr. Familiennachlaß dargestellt. Freiburg i. Br., 1877. 2 Bde. 12 M.

Fr. L. Graf zu Stolberg bis zu s. Rückkehr zur kathol. Kirche 1750 bis 1800. Freiburg i. Br. 1877. 6 M.

J. H. Hennes, Aus Fr. L. v. Stolbergs Jugendjahren. Frankf., 1876. 2,70 M.

XLIII. Voß.

1. Drescherlied.

1787.

Voß, sämtl. Gedichte. Königsberg, 1802. V. 146. Neue Ausg. Lpzg., 1853. IV. 230. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 218, wo Str. 3, 5 u. 6 fehlen. — Lüben, Auswahl. II. 77.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 5. „Schober", ein errichteter großer kegelförmiger Haufen Garben, Stroh oder Heu. In einigen Gegenden Deutschlands heißt er auch Diemen oder Feimen.

2. V. 4. „Hocken", niederdeutscher Ausdruck für im Felde aufgestellte Garbenhaufen von in der Regel 15 Stück.

3. V. 3. u. 4. „Unsre Händ' erstreben Menschenkraft und Leben." Was aus der Arbeit unsrer Hände hervorgeht, giebt den Menschen Kraft und Leben.

4. V. 3. „Worfeldiele", gew. Worf- oder Wurftenne, der Raum in der Scheune, auf welchem das Getreide durch Werfen gegen den Wind mit einer kurzstieligen hölzernen Schaufel von der Spreu gereinigt (geworfelt) wird.

2. Inhaltsangabe.

Die Drescher begleiten ihr taktmäßiges Geschäft mit einem Liede, in welchem sie sich zur Arbeit aufmuntern und den Verlauf der Ernte schildern. In den ersten beiden Strophen wird auf den Reichtum der Ernte hingewiesen: die Achse des Wagens brach fast von der Segenslast, und die Scheune vermochte die Menge des Getreides nicht zu fassen. Die 3. Str. enthält eine Hinweisung auf den großen Nutzen des Getreides, über den alle sich freuen. Damit aber der Mensch es genießen kann, muß es erst zur Mühle gebracht und in Mehl verwandelt werden (4. Str.). Die Pferde sollen für ihre Hilfe fetten Hafer bekommen (5. Str.), die Kühe gutes Futter und warmes Stroh für Milch und Butter (6. Str.), selbst „Sperling, Kräh' und Henne" sollen ihr Teil vom Überfluß hinnehmen (7. Str.).

3. Zweck des Dichters bei Abfassung des Liedes.

Bei Voßens Neigung zum Landleben lag es ihm sehr am Herzen, für die Veredlung der Landbewohner durch seine Dichtung thätig zu sein. Er hatte deshalb nichts Angelegentlicheres zu thun, als alle Geschäfte, die Stände, die Tagstunden, die Jahreszeiten, die Freuden und Feste des Landes zu besingen. Jede ländliche Beschäftigung erhielt ihr Gedicht, so auch das Dreschen.

2. Der siebenzigste Geburtstag.
1781.

Voß, sämtl. Gedichte. Lpzg., 1833. II. 145. — Sämtl. poetische Wke., Lpzg., 1853. III. 188. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 125. — Lüben, Auswahl. II. 78.

1. Erläuterungen.

V. 1. „Postille“. Eine Postille ist eine Sammlung von Predigten oder erbaulichen Betrachtungen über die für jeden Sonn- und Festtag des Kirchenjahres bestimmten evangelischen und epistolischen Texte der Bibel. Da diese zuerst gelesen wurden und die erbauliche Auslegung „nach jenen Worten des Textes“, lat. „post illa verba textus“, so entstand nach diesen lat. Worten für Predigtbücher überhaupt der Name „Postille“.

3. „Jucht“ oder Juften, ein in Rußland bereitetes, stark riechendes, festes und geschmeidiges Rindleder.

4. „Freidorf“, ein Dorf, dessen Bewohner nicht leibeigen waren.

13. „Kalmankener Jacke“, eine Jacke aus wollenem, nach Damastart gewobenem Zeuge.

21. „Einhellig erwählt“, einstimmig, einmütig erwählt, gleichsam mit einem Hall, mhd. einhellec.

31. „Geklingt“. Klingen braucht der Dichter hier schwach in der faktitiven Bedeutung von: einen Kling bewerkstelligen, d. i. anstoßen. Man muß dieses Verbum abgeleitet denken von Kling.

36. u. 37. „Gutes gewollt — Sohn auch!“ Wir haben erfahren, daß das beharrliche und vertrauensvolle Streben, Gutes zu thun, zum Ziele führt.

42. „Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater!“ Er las die Predigt nach, in welcher stand, daß Gott den Sperling ernähre und die Lilie kleide. (15. Sonntag nach Trinitatis, Matth. 6, 24—34.)

43. „Der balsamische Trank, der altende“, der wohlriechende, erquickende und alt werdende Trank.

43. u. 44. „Löste dem Alten sanft den behaglichen Sinn“, raubte dem Alten unmerklich die Besinnung.

47. „Rechtliche Gäst'“, rechte Gäste, d. h. Gäste von Bedeutung, von besonderer gesellschaftlicher Stellung.

„Verwalter“, der Bewirtschafter des herrschaftlichen Gutes.

48. „Geuhlt“ oder geeult, „Uhlen“ heißt bei uns (in Niedersachsen), mit der Uhle, dem borstigen Wandbesen (der die ungefähre Gestalt einer Eule hat, weil die Borsten am Ende des Stiels rund umherstehen), Staub und Spinngewebe abfegen. Voß.

49. „Alkov", kleines Schlafgemach, das mit der Wohnstube, der Erwärmung wegen, durch eine Flügelthür, oder bloß einen Vorhang, verbunden ist.

56. „Feuerkieke", ein Gefäß von durchlöchertem Messingblech, in welches ein mit glühenden Holzkohlen angefüllter Topf aus durchlöchertem Eisenblech gesetzt wird, woran man sich im Winter in ungeheizten Gebäuden oder im Freien die Füße wärmt.

57. „Desem", eine kleine Schnellwage.

60. „Pedal" bezeichnet hier einen Tritt zur Bewegung des im Klavier angebrachten Blasbalges. In älteren Klavieren war neben den Saiten oft noch ein Flötenwerk. An der Orgel ist das Pedal die mit den Füßen gespielte Klaviatur, welche die Baßstimmen in Thätigkeit setzt, im Gegensatz zum Manual, welches mit den Händen gespielt wird.

63. „Zum Brautschatz", als Teil dessen, was sie dem Manne als Aussteuer zubrachte.

64. „Gebohnet", mit Wachs glänzend gerieben. Vordem bohnte man auch hölzerne Trinkgefäße mit würzigem Wachs.

65. „Ein züngelnder Löwe", d. h. ein Löwe, der die Zunge ausstreckt.

72. „Kuckuck", eine Vorrichtung an Schwarzwälder Wanduhren, welche beim Schlagen den Ruf des Kuckucks nachahmt.

85. „Wühlt mir das Herz", bewegt sich mir das Herz in froher Ahnung.

89. u. 90. „Welche der Vater — Enkel." Sie gerieten in einen freundschaftlichen Streit, weil er auf das Wohlsein der Enkelin, sie auf das des Enkels trank. Bei dem versöhnenden Kusse geriet aber die festliche Haube in Unordnung.

94. „Feingemodelter Drillich" oder Drell, ein aus dreifachen Fäden (altd. drilich) gewebtes und mit hübschen Mustern versehenes Leinenzeug.

99. „Posen", Federkiele, auf das Mundstück der Pfeife gesetzt.

103. „Spulrad", ein Rad zum Wickeln des Garnes von der Weife (Garnwinde) auf die Spule.

106. „Eigenem Ehrgeiz". Dieser bestand nämlich darin, für eine recht fleißige Spinnerin gehalten zu werden.

108. „Lebendige Kohlen", glühende Kohlen.

110. „Frisch brenne den Kaffee", nämlich unmittelbar vor dem Mahlen und Kochen.

111. „Kien", Fichten- und Kiefernholz, das schnell eine lebhafte Flamme erzeugt.

120. „Ein wähliges Paar"; wählig: jugendlichübermütig, mutwillig, voll üppiger Kraft, ein um 1770 aus dem Niederdeutschen welig, wälig aufgenommenes Adjektiv, althochdeutsch wëlac, wëlak, angelſ. wëlig, im 14. Jahrh. mitteld. wëlic. (Vergl.

auch Voß' Anmerk. zur Luise: 3. Idylle, 1. Ges. V. 580) und zu der Ode: Das Nachleben: Und die Weiblein hüpfen wählig. „Dammelt", ebenfalls aus dem Niederd. aufgenommen, wo dammeln so viel heißt als umherschlendern, tändeln, ausgelassen sein, neckisches Zeug treiben. Die älteste Bedeutung ist wohl: halbbewußtlos, schlaftrunken oder wie schlaftrunken sich wohin begeben. Die Abstammung ist dunkel. (Vergl. auch Voß' Anmerk. zu: Die Geldhapers V. 67 u. Winterawend V. 101.) Wählig und dammeln finden sich zuerst bei Hermes: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.

122. „Das Fach", der besondere Stand für jede Kuh. „Schönmädchen und Blüming", Namen zweier Kühe.

130. „Diele", Hausflur.

141. „Von Alters", von lange her, seit langer Zeit.

142. „Der kitzlige Fischer", der leicht reizbare, empfindliche, wenn er zu außergewöhnlicher Zeit etwas verrichten soll.

143. „Hälter", Fischkasten.

144. „Die Bratgans, die wir gestopfet", gemästet mit länglichen Klößchen von Schwarzmehl, die den Gänsen gewaltsam in den Hals gestopft werden.

149. „Monarch", der Name des Hundes.

150. „Krampe", Thürhaken, in welchen der Riegel des Schlosses einschnappt; ein zur Befestigung dienender Haken. Nach dem Zusammenhange ist wohl hier der an der Thür befestigte eiserne oder hölzerne Riegel gemeint, der durch eine in die Thürpfoste geschlagene Klammer geschoben wird, oder der an der Thür befestigte Anwurf, ein zwei Finger breites Eisen, durch dessen viereckigen Schlitz eine in die Thürpfoste geschlagene Klammer geht, vor den eine Kettel gesteckt wird, wodurch die Thür geschlossen ist. In Norddeutschland heißt die Klammer (jenes zweimal rechtwinklig umgebogene Eisen) „Krampe", der schiebbare Riegel aber „Klampe".

153. „Und streckt ausruhende Glieder", streckte die Glieder zum Ausruhen. Eine Nachahmung der homerischen Sprachweise.

183. „Dem Sturmwind wehret das Haus!" Das Haus schützt vor dem Sturmwinde.

193. „Tuschte", mahnte durch „St" und Bewegung mit der Hand und Kopfnicken zum Schweigen.

195. „Dein junges Gemahl", ältere Form für Gemahl und Gemahlin, hier für das letztere.

204. „Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiset." Möget ihr, die ihr uns immer älter Werdenden Freude bereitet, bis zu eurem Greisenalter stets Freude haben.

213. „Da Herz und Zunge vereint war", da jedes noch so sprach, wie es fühlte.

223. „Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!" Daß sie durch ihre Schmeichelrede nur nicht die Liebe des Vaters erlange, welche bisher nur der Mutter gehörte.

2. Gedankengang und Gliederung.

Der Dichter zeichnet uns hier mit unnachahmlicher Naturwahrheit ein kleines, völlig in sich abgeschlossenes Bild, bei dessen Anschauen es einem so behaglich wird, wie dem redlichen Tamm in seinem Lehnstuhle. Der Verlauf der Handlung ist ein so einfacher und natürlicher, daß von einer künstlich gegliederten Disposition keine Rede sein kann. Das Ganze zerfällt in die Vorbereitungen zum Feste (V. 1—170) und in den Empfang der Kinder (171 bis Schluß). Sehen wir, welche Mittel der Dichter angewendet hat, uns diesen einfachen Stoff so angenehm zu gestalten.

Gleich von vorn herein macht er uns mit der Hauptperson des Gedichtes bekannt. Er zeigt uns den Festgreis, aber nicht bloß in der gegenwärtigen behaglichen Ruhe des Alters, sondern giebt auch mit wenigen Strichen ein Bild seines frühern thätigen Lebens in seiner dreifachen Eigenschaft als Organist, Schulmeister und Küster (1—15). Ungesucht schließt sich hieran eine kurze Schilderung der ersehnten Gäste, des Sohnes und seiner Gattin. Wir erfahren das Wichtigste über den Lebens- und Bildungsgang des Sohnes, der um so mehr seines Vaters Stolz ist, als es diesem gewiß sehr sauer wurde, ihn auf der lateinischen Schule und der teuern Akademie zu erhalten. Daß Vater und Sohn unter viel Mühe ihr Ziel erreichten, beweisen die Worte des Vaters (36—40) und die Wahl der erbaulichen Predigt.

Nun entwirft uns der Dichter ein Bild von dem stillen häuslichen Walten des „Mütterchens" und führt uns zugleich in das ihrem ordnenden Sinne anvertraute Gebiet ein, zunächst in das reinliche, mit blühenden Gewächsen und blank gescheuertem Gerät geschmückte Stübchen (45—72), dessen Behaglichkeit und Heimlichkeit noch durch den Kontrast des vor den Fenstern stürmenden Ostwindes erhöht wird (73—75). Mit glücklichem Takte benutzt der Dichter diesen Umstand, um uns einen Blick in das Innere der Hausfrau thun zu lassen, und nirgends ist wohl das rührende Mitgefühl eines einfachen Naturmenschen so kunstlos und doch so schön gezeichnet, als in den Worten des Mütterchens (78—82). Der Gedanke an den Wanderer erinnert sie an den Besuch, und von neuem beginnt sie zu ordnen und vorzubereiten zum Feste (88—100). Wir begleiten sie hinaus zur Gesindestube,

und lernen hier die wackere Hausmagd kennen, die freudig den Befehlen der vorsorglichen Gebieterin nachkommt und in ihrem Selbstgespräch (119—23) beweist, daß sie ein Herz für die ihrer Obhut anvertrauten Tiere hat. Das Mütterchen aber hat noch fortwährend zu sorgen und zu schaffen. Mitten im Mahlen des Kaffeees, welches Geschäft uns der Dichter auf das anschaulichste darstellt, gedenkt sie des wachsamen Hundes, dessen Gebell möglicherweise den Vater wecken könne, sowie der Karpfen für das Abendessen und des Holzes für die Bratgans; vor allem aber quält sie die Sehnsucht nach den erwarteten Lieben (146).

Wir folgen nun der geschäftigen Marie in den Garten zur Scheune, wo wir Bekanntschaft mit dem rüstigen und gemütlichen Toms machen, und nach dem Taubenschlage. Da sehen wir den Schlitten in der Ferne. Marie bringt der Mutter, die eben mit dem Abschöpfen des Rahms beschäftigt ist, die freudige Botschaft, und nun bleibt alles liegen und stehen. Der Löffel entfällt der zitternden Hand, dem Fuße beim heftigen Lauf der Pantoffel. Atemlos erreicht das Mütterchen die unterdessen von Marie geöffnete Pforte.

Da kommen endlich die lang Ersehnten, und nun zeigt sich Mütterchen erst recht in ihrer ganzen gewinnenden Herzlichkeit und ihrem ansteckenden Frohsinne. Wir fühlen unbewußt ihr Glück mit und können uns wohl denken, daß der Sturmwind sie wenig anficht. Sie denkt nur an die Kinder. Aber als könne der Ost die kaum Angelangten ihr wieder entführen, umarmt sie dieselben eilig, hüllt die Tochter aus dem Fußsacke, nimmt an jede Hand eins der teuern Kinder, sie schnell ins Haus und in die Schulstube führend, damit der Schlummer des Vaters nicht gestört werde, hängt die „nordische Wintervermummung“ an Ort und Stelle, und nun erst läßt sie dem mütterlichen Gefühle freien Lauf und umarmt die Lieben „mit strömenden Thränen der Inbrunst“; nun erst wird es auch diesen möglich, den herzlichen Willkommen mit gleicher Herzlichkeit zu erwidern. Die wenigen Worte, welche der Dichter die Kinder sagen läßt, überzeugen uns, daß dieselben ihrer Eltern nicht unwürdig sind.

Unsere Teilnahme kann nun nicht wohl mehr gesteigert werden, und darum unterläßt es der Dichter, uns auch noch das Wiedersehen zwischen Vater und Kindern zu schildern, und schließt durchaus angemessen mit dem Erwachen des Vaters inmitten seiner Lieben. Wer vermöchte es nicht, nach dem Vorhergegangenen, die nun folgenden Scenen des reinsten Glückes guter Menschen sich selbst auszumalen!

3. Kürzeste Inhaltsangabe des Gedichtes.

Der alte Tamm, der seit 40 Jahren die Organisten-, Schul- und Küsterstelle zu Stolp mit Segen verwaltete, feiert seinen

70. Geburtstag, an welchem er seinen Sohn, der Prediger, und dessen Gattin erwartet, die trotz der unfreundlichen Winterszeit ihren Besuch zugesagt haben. In froher Erinnerung vergangener Zeiten ist das Mittagsmahl verzehrt, die erbauliche Predigt gelesen, und während der Festgreis sein Mittagsschläfchen im Lehnstuhle hält, ordnet das Mütterchen das Hauswesen zum Empfang der Gäste. Nachdem sie im Stübchen alles zurecht gelegt und gestellt, geht sie leise hinaus, um der Hausmagd verschiedene Aufträge zu erteilen. Sie selbst beschäftigt sich mit dem Zurichten des Kaffeees, während Marie den Ofen versorgt, den Hund in das Backhaus sperrt, den Knecht mit dem Holen der Karpfen beauftragt und dann den Taubenschlag besteigt, um nach dem Besuche zu spähen. Bald erblickt sie den herbeieilenden Schlitten und verkündet die Botschaft der Mutter, die eilends den Kindern entgegenläuft, sie bewillkommnet, in die Schulstube führt, aus den Überkleidern hüllt und dann sie nochmals herzlich willkommen heißt. Nach kurzem Wechselgespräch gehen sie in die Wohnstube, wo die junge Frau den schlummernden Greis durch einen Kuß erweckt.

4. Zweck des Dichters bei Abfassung des Gedichtes.

Es ist derselbe, den er auch bei Abfassung seiner meisten Lieder vor Augen gehabt, nur daß er hier neben der Schilderung ländlicher Beschäftigungen auch vorzugsweise die schönen Eigenschaften, die dabei walten können: Wohlwollen, Liebe, Sinn für häusliches Glück, zur Darstellung bringt. Wir begegnen in dem 70. Geburtstage der größten Einfachheit und patriarchalischen Gesinnung, welcher ganz die Einfachheit der Umgebung entspricht. Wenn wir lesen, wie die Hausfrau den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln, schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnt hat, wenn der Hund und der züngelnde Löwe von Gips, die auf dem Schranke stehen, erwähnt werden, so erhält diese äußerliche Wirklichkeit ein höheres Interesse durch den Geist der Einfachheit, der Zufriedenheit, der Pietät, der patriarchalischen Sitte, die hier atmen. Diese Übereinstimmung des Charakters der Personen mit ihrer Umgebung ist es auch, die uns in dem Goetheschen Worte im Faust anhaucht:

„Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
Der Füll' und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweis't,
Den Teppich auf den Tisch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuseln." —

5. Charakteristik der Personen des Gedichtes.

Wir begegnen hier nur guten, durch ein gemeinschaftliches Band des Wohlwollens und der Menschlichkeit verknüpften Charak-

teren; selbst in dem „kitzligen" Fischer ehren wir mehr eine gutmütig derbe, als bosartige Natur.

1. Obwohl der „redliche Tamm" die Hauptperson der Festfeier ist, so läßt der Dichter ihn doch nicht in den Vordergrund treten, redet darum auch wenig von ihm. Vierzig Jahre hat Tamm in dem Freidorfe Stolp das Amt eines Schulmeisters, Organisten und Küsters treu verwaltet; die größere Zahl der Ortsbewohner gehört daher zu seinen Schülern und ist ihm in Liebe zugethan. Während dieser langen Zeit ist er aber nicht immer auf Rosen gewandelt; er hat vielmehr auch „Tage des Grams" zu tragen gehabt. In solchen Zeiten fand er Trost in seinem Glauben und vermochte auch die verzagende Gattin mit Grundsätzen aufzurichten, die sein frommer Sinn ihm eingab und die Erfahrung längst bestätigt hatte. „Gutes gewollt, mit Vertrauen und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!" „Bet' und vertrau'! Je größer die Not, je näher die Rettung!" „Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgeht, der kommt an!" Solche Worte waren es, mit denen er die Thränen der „Trautesten" trocknete, mit denen er sie zum geduldigen Ausharren ermunterte. Jetzt erntet er die Früchte seines unerschütterlichen Gottvertrauens. Denn sein einziger Sohn Zacharias, dessen Aufenthalt auf der lateinischen Schule und der teuern Akademie ihm und der Gattin viele Entbehrungen auferlegt hatte, ist „jetzt einhellig erwählter Pfarrer zu Merlitz, und seit kurzem vermählt mit der wirtlichen Tochter des Vorfahrs", hat auch zur Verherrlichung des Geburtstages „edlen Tabak mit der Fracht und stärkende Weine gesendet" und sogar im Briefe gelobt, daß er mit der freundlichen Gattin zum Feste kommen werde. Das alles hat ihn in die fröhlichste Stimmung versetzt und den 70. Geburtstag ihm zum schönsten Tag seines langen Lebens gemacht. Freudig läßt er daher auch beim Mittagsmahle mit der Gattin die gefüllten Rheinweingläser auf den Fortbestand des begonnenen Glückes erklingen.

2. Den Mittelpunkt des ganzen Gedichtes bildet die Hausfrau. Der Dichter hat sie deshalb auch mit besonderer Vorliebe gezeichnet und der Idylle dadurch den lieblichen Reiz verliehen, der sie uns so angenehm macht.

Das bevorstehende Fest erfüllt ihren Geist ganz und gar und versetzt sie in die rastloseste Thätigkeit; es ist für sie aber auch eine Doppelfeier: Sohn und Vater sollen geehrt und erfreut werden. Wenn jemals, so fordert ihre Ehre es heut, daß Haus und Tisch würdig erscheinen. In der Wohnstube herrscht die größte Ordnung und Reinlichkeit. Der blanke Fußboden ist heut mit feinerem Sande bestreut; die Möbel und Hausgeräte sind mit glänzendem Wachse gebohnt, die Topfgewächse sorgfältig vom Staube gereinigt; den eichenen Klapptisch ziert ein rotblumiger

Teppich, den Schrank ein Hund und ein züngelnder Löwe von Gips, geschliffene Trinkgläser, zinnerne Theetöpfe und irdene Tassen und Äpfel; Fenster und Alkoven sind mit reinen Gardinen behangen. Auf dem Tische stehen bereits Tassen und Zuckerdose, und zum Tabak sind schon die Thonpfeifen gelegt. Für die Erquickung der lieben Gäste wird durch frisch gebrannten Kaffee, Karpfen und eine Bratgans gesorgt. So ist alles aufs beste geordnet, geputzt und bereitet, und Frau Tamm braucht sich des heutigen Besuchs nicht zu schämen. Auch hat sie nicht vergessen, sich selber zu schmücken durch bessere Kleider und festliche Haube. Aber so achtungswert diese Sorgsamkeit sie uns auch macht, den wahren Wert erhält sie doch erst dadurch, daß sie in diesem ruhelosen, aufopfernden Wirken und Schaffen, in der Sorge für den bevorstehenden Besuch den Mann nicht einen Augenblick aus den Gedanken verliert. Mit wahrhaft rührender Aufmerksamkeit ist sie bei aller ihrer Geschäftigkeit bedacht, daß er nicht in dem gewohnten, erquickenden Mittagsschlafe gestört werde. Damit der Kuckuck der Uhr ihn nicht wecke, knüpft sie die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel, und Marie muß den wachsamen Hund in das Backhaus sperren, damit sein Gebell ihn nicht störe, wenn der Schlitten mit den Kindern naht. Leise geht sie durch die Stube, damit der Sand nicht knistert, vorsichtig öffnet sie die Thür, damit der Drücker nicht knarrt. Auch der Hausmagd wird die größte Geräuschlosigkeit zur Pflicht gemacht, und die Sorge für Erwärmung der Wohnstube eingeschärft. So zeigt sie in allem, daß ihre Liebe zum Gatten durch das Alter nicht verringert worden ist. Mit derselben Frische liebt sie aber auch den Sohn, dem sie heut auch durch die Bereitung seines Lieblingsgerichts eine Freude zu bereiten gedenkt.

3. Den trefflichen Eltern stehen die guten Kinder zur Seite. Beide verknüpft die innigste Liebe. Wenn nicht Hohlwege und verschneite Gründe die Durchfahrt hemmen, so kommen sie sicher zum Feste, zu dessen Feier der Sohn schon dem Vater angenehme Gaben gespendet hat. Er fühlt, was er dem Vater verdankt, darum ist auch seine erste Frage nach ihm: „Aber wo bleibt mein Vater? er ist doch gesund am Geburtstag? — Die junge Frau ist das verjüngte Bild des Mütterchens, „zart und schlank, aber mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt", und wirtlich, wie sie schon zu Anfange des Gedichtes genannt wird. Sie liebt die Mutter ihres Mannes wie ihre eigene, und daß sie dem Vater mit gleicher Liebe ergeben, beweist schon das heimliche Geburtstagsgeschenk im Koffer, mehr noch der Kuß und „die Lieb' im lächelnden Antlitz".

4. Gute Herrschaften machen gute Dienstboten. Marie sowohl als auch Toms sind fleißige und folgsame Untergebene, die, was sie thun, mit Lust thun. Daß sie zu ihrer Herrschaft in

einem wahrhaft patriarchalischen Verhältnisse stehen, beweist auch die trauliche Anrede „Mutter“ von seiten Mariens.

Zu den Hauptpersonen der Idylle scheint der Dichter das Material aus dem eignen Leben geschöpft zu haben. Sein Vater war ein Landmann in dem mecklenburgischen Städtchen Penzlin und hatte nur ein geringes Einkommen. Sein einziger Sohn, eben unser Dichter, ward auf den Rat des Ortsgeistlichen schon früh zum geistlichen Stande bestimmt (— „welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt und, von dem Pfarrer ausersehen für die Kirche“). Bei den geringen Mitteln der Eltern mußte er durch Privatunterricht sich auf der Schule zu Neubrandenburg selbst zu erhalten suchen und vor dem Besuche einer Universität sogar erst eine Hauslehrerstelle annehmen, um so viel zu ersparen, daß er studieren konnte (— „mit Not vollendet die Laufbahn durch die lateinische Schul' und die teuere Akademie durch“). Bald nach seiner Verheiratung machte er mit seiner jungen Frau eine Reise zu seinen Eltern. Der Anblick der geliebten Schwiegertochter verlieh dem alten Vater eine jugendliche Heiterkeit; er äußerte, daß er Gott für nichts so sehr danke, als daß er ihn die Freude hätte erleben lassen, seine Schwiegertochter zu sehen. „Es war sehr rührend,“ schreibt Voß in einem Briefe vom 4. Sept., „wie die Eltern gestern alle ihre Schätze aufboten, um uns einmal recht stattlich zu bewirten. Meine Mutter war durchaus nicht zu bewegen, mit am Tische zu sitzen, sondern richtete draußen in der Küche zu und kam nur dann zuweilen hineingelaufen, mit einem Gesichte, worin die ganze Zärtlichkeit ihres heftigen Mutterherzens ausgedrückt war, und übersah ihre Kinder. Ach, es muß unaussprechliche Wollust sein, Freude an seinen Kindern zu erleben! aber es ist gewiß nicht weniger entzückend, die Freude seiner Eltern zu sein.“

6. Form der Darstellung.

Der 70. Geburtstag ist Voß' bestes Gedicht und das Muster einer Idylle. „Der Begriff dieser Dichtungsart“, sagt Schiller,*) „ist die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit.“ Viel Handlung und große Begebenheiten dürfen wir deshalb nicht erwarten, was wir aber sehen, sind lauter lebendige, in immerwährender Beweglichkeit begriffene Gruppen. Leider hat Voß in dem Bestreben, das Einzelne recht auszumalen, oft des Guten zu viel gethan, und so sind aus den ursprünglichen 124 Versen unsere 232 geworden.

Voß' genaueste Bekanntschaft mit den Alten, namentlich dem Homer, ließ ihn zur Darstellung seiner Idyllen ein antikes Vers-

*) „Über naive und sentimentalische Dichtung. Sämtl. Wke., XII. 235.

maß wählen, den Hexameter, den zuerst Klopstock in seinem Messias angewendet hatte, den aber Voß bei weitem gelungener wiedergab, so daß Schlegel ihn als den zweiten Erfinder des Hexameters ansieht und W. v. Humboldt behauptet, daß er das klassische Altertum in die deutsche Sprache eingeführt habe. Selbst Schiller und Goethe respektieren ihn in ihren, nur wenige Dichter verschonenden Xenien:

„Jetzo nehmt euch in acht vor dem wackern eutinischen Leuen,
Daß er mit griechischem Zahn euch nicht verwunde den Fuß!“

Der Dichter hat indessen oft über der Form die Natürlichkeit unserer Sprache vergessen, und so finden wir selbst in unsrer Musteridylle manchen unschönen, holperigen Vers. Ganz abgesehen von dem Gebrauch seltener Wörter und künstlicher Konstruktionen, wie diese z. B. in dem bereits oben erklärten 204. V. vorkommen, sind wir beim Lesen mancher Verse gezwungen, gegen den natürlichen Rhythmus zu betonen. Ganz besonders ist dies im 40. V. der Fall, den wir seinem metrischen Baue zufolge so lesen müssen:

Schwer ist | aller Be | ginn: wer ge | trost fort | gēhet, der | kōmmt an:

während die natürliche Sprache doch fōrtgehen, ānkommen verlangt. Ähnliche Verstöße finden sich im 47., 66., 67., 68., 80., 89., 96., 99., 105., 119., 168., 170., 198., 220., 223. V., wo wir gezwungen sind, aufnāhmen, Trinkglāser, Theetōpfe, wahrnāhm, auswāndert, ausglēichend, großklūmpigen, Thonpfēifen, abspūlte, lustrēiset, herklīngelte, abschōpfte, Schreibzēug, darstēllend, abschwätze, zu betonen.

7. Lesen.

Die eben gerügten Mängel sind es nun, welche das Lesen unseres Gedichtes bedeutend erschweren. Es ist allerdings schwer, zwischen der richtigen Betonung des antiken Versmaßes, die durchaus gefordert werden muß, wenn nicht eine Hauptschönheit der Dichtung verloren gehen soll, und der natürlichen Sprache die rechte Mitte zu halten. In den meisten Fällen wird eine tüchtige Übung bei langsamem Lesen das Richtige erzielen.

8. Schriftliche Aufgaben.

1. Die Wohnung des alten Tamm. 2. Bericht der Marie über die Feier des 70. Geburtstags. 3. Rückblick des alten Tamm auf sein Leben und Wirken an seinem 70. Geburtstage. (Lebenslauf.)

3. Luise.

1783—85.

Voß, sämtl. Gedichte. Lpzg., 1833. I. — Sämtl. poet. Wke., Lpzg., 1833. II.

1. Kurze Inhaltsangabe des Gedichtes.

Erste Idylle.

Das Fest im Walde.

Mittag ist vorüber. Unter dem schattigen Laubdache zweier Linden sitzt der ehrwürdige Pfarrer von Grünau, umringt von seinen Lieben, der wirtlichen Gattin, der Tochter Luise und deren Bräutigam Walter und dem kleinen Grafen Karl, dem Sohne der Gutsherrschaft. Die Mahlzeit ist soeben beendet, und während der Vater die Seinen mit einer schon oft gehörten Erzählung unterhält, flüstert die Mutter ihrem Töchterchen ins Ohr, ob sie ihren Geburtstag lieber im Walde oder in der Geißblattlaube am Bache feiern wolle. Da sich diese für das erstere entscheidet, so bittet die Hausfrau ihren Gemahl, das Dankgebet zu sprechen, und giebt den Rat, Herrn Walter mit Luisen und dem kleinen Grafen nach dem Walde vorangehen zu lassen, während sie selbst die Richtung über den See einschlagen wollten. Doch wünscht sie, daß der Papa erst noch ein wenig schlummere. Das Gebet wird gesprochen, das ländliche Mahl, wegen dessen die Hausfrau sich zu entschuldigen für nötig hält, von allen gelobt und beschlossen, den Kaffee im Walde zu kochen. Der Pfarrer wird von der lieben Gemahlin zum Mittagsschlummer nach der Kammer geführt.

Die Jungfrau aber wandelt mit dem Jünglinge und dem kleinen Karl dem Walde zu. Ihr Weg führt sie um die Wassermühle im Seethal herum über den Quell, der auf Steinen überschritten wird, und dann durch Haselgebüsch den Berg hinan, von wo aus sie an der herrlichen Aussicht über den See und sein Ufergelände hin sich erfreuen. Scharlachrote Erdbeeren, die aus den Waldkräutern hervorschimmern, werden gepflückt und in Binsenkörbchen gesammelt, die Karl mit Geschick zu flechten versteht. Da vernehmen sie den Gesang des alten Webers, der, zum Weben zu schwach, „bei Kirchenmusik und Gelagen kräftig den Brummbaß strich“, der Gräfin die Schloßuhr stellte und mit Kellen, Quirlen, auch Hambutten, Haselnüssen und Erdbeeren handelte. Auf Luisens Wunsch statten ihm die Verlobten einen Besuch ab, unterhalten sich liebreich mit dem Alten, und Walter reicht ihm ein Geschenk, um auf das Wohl Luisens zu trinken.

Den Ufern des Sees sich nähernd, vernehmen sie Ruderschläge, erblicken den herbeigleitenden Kahn, und eilen schnellen Laufs den Eltern entgegen, die am Ufer landen. Ein schattiges Plätzchen

unter einer alten Buche wird zum Rastort ausersehen, und dann von den Kindern Reisholz gesammelt, während Hans, der Knecht, ein Feuer anfacht, und die Mutter den Kaffee bereitet. Nun ordnet Luise das Kaffeegerät auf dem Rasen; die vergessenen Löffel werden von Walter durch schöngeglättete Birkenstäbchen ersetzt, und die Gesellschaft lagert sich dann im weichen Grase zu behaglichem Genuß. Heitere und ernste Gespräche würzen das Mahl. Der alte Pfarrer gedenkt mit Rührung der schnell vergangenen Zeiten, vor allem des Tages, an welchem ihm vor 18 Jahren sein Töchterchen geboren. Laut dankt er Gott für alles, was er ihm beschieden, und freut sich des Tages, an welchem er einst mit allen Guten, wes Glaubens sie auch seien, der himmlischen Freuden genießen werde. Walter verweilt bei dem letzten Gedanken, beklagt die Unduldsamkeit gegen Andersgläubige und erzählt die Legende von den katholischen, kalvinischen und lutherischen Christen, die nach ihrem Tode erst dann von Petrus in das Himmelreich eingelassen werden, als sie beim Anblick der kreisenden Gestirne den Rangstreit der Konfession aufgeben in dem Glauben an einen Gott.

Nachdem die Mutter gemahnt hat, über dem Gespräche den Kaffee nicht erkalten zu lassen, und nachdem auch der Knecht bedacht worden ist, erfreuen sie sich spazieren gehend der herrlichen Landschaft und singen empfindsame Lieder, bis die sinkende Sonne an das Abendessen mahnt. Abermals wird unter der Buche gelagert und unter unschuldigem Scherz und allseitigem Anstoßen auf das Wohl der Jungfrau das Mahl eingenommen; dann aber brechen sie auf, fahren über den See, durchwandeln beim Schimmer der Sterne die herrliche Abendlandschaft und gelangen unter dem Grüßen der Dorfbewohner zur heimischen Pforte, wo sie der Hund mit freundlichem Wedeln empfängt.

Zweite Idylle.

Der Besuch.

Der Schimmer eines lieblichen Maimorgens und der Schlag des Kanarienvogels erwecken den ehrwürdigen Pfarrer, der sein Gebet spricht und dann der Hausfrau klingelt, die bereits in der Küche beschäftigt ist. Eilends trippelt sie herein, küßt den Greis und teilt ihm mit, daß er im Schlafe gepredigt und geweint habe. „Ich habe die Kinder getraut,“ entgegnet ihr der fromme Pfarrer, „und der gewählte Text: Willst du mit diesem Manne ziehen? machte mich traurig.“ Aber er verscheucht die ernsten Gedanken und kleidet sich an, um den Bräutigam von Seldorf zu empfangen. Während er noch nach Luise fragt, welche die Mutter mit dem Putz beschäftigt glaubt, bellt der Hund, und der noch nicht erwartete Eidam tritt lächelnd herein, freudig begrüßt von den Alten, die ihn wegen der nächtlichen Reise bedauern. Schnell wird der wärmende

Kaffee hereingebracht, und der Vater erfreut sich des virginischen Knasters und der türkischen Pfeife von Rosenholz, beides Geschenke Walters, während dieser ängstlich nach Luise fragt, welche die Mutter zu holen geht. Sie findet sie im Schmuck schlummernd und erfährt von der staunend Erwachenden, daß sie schon um ein Uhr aufgestanden, sich angekleidet habe und dann wieder entschlummert sei. Schalkhaft verkündet ihr die Mutter die Ankunft der Zeitung, eines Briefes und, auf dringendes Bitten der Jungfrau, die eines Jünglings, der dem Papa ein türkisches Rohr gebracht habe. Jetzt verläßt Luise eiligst das Bett, umarmt die Mutter voll Inbrunst, schnallt mit zitternden Händen die Schuhe fest und fliegt die Stufen hinab. Die Treppenthür öffnet sich, und der Jüngling empfängt sie in seinen Armen.

Dritte Idylle.

Die Vermählung.

Es ist jetzt Herbst. In der neugebauten Stube des Pfarrers sind die gnädige Gräfin, ihre blühende Tochter Amalie, ihr Söhnchen Karl mit seinem Lehrer, der Pfarrer und Luise um das Klavier versammelt, zu dessen Tönen der Bräutigam Walter begeisternde Lieder singt, in welche die Jungfrauen, oft auch der Vater mit einstimmen. Da kommt die verständige Hausfrau aus der Küche und mahnt scherzhaft Amalien, sich nicht die Augen in der Dämmerung zu verderben, Luisen aber, den Fruchtkorb herumzureichen. Auch bittet sie die Gesellschaft zu einem Butterbrot. Luise bietet die Früchte an, stellt zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern auf den Tisch und eilt dann in die Küche, um der Magd Susanne den Auftrag zum Lichtanzünden zu geben. Hierauf aus dem Keller den Wein heraufholend, wird sie von Amalie gebeten, mit ihr noch ein wenig im mondbeschienenen Kämmerchen zu plaudern. Leise steigen sie die Treppe hinauf, und in der Stille des Abends ergießen sich die Herzen der befreundeten Jungfrauen in traulichem Gespräch. Luise zeigt der Freundin den Brautschmuck, und diese fordert sie auf, ihn anzulegen. Die Thür wird verriegelt, und Amalie kleidet die Braut an, ein Busengehenk zum Andenken dem übrigen Schmucke hinzufügend, und bewundert dann die herrliche Gestalt Luisens. Da pocht plötzlich der Bräutigam: Amalie öffnet schnell und führt dem Erstaunten die errötende Jungfrau entgegen. Die Glücklichen umarmen sich, und der Bräutigam führt die geschmückte Braut hinunter zur Mutter. welche mit ihnen in die erleuchtete Stube tritt. Weinend wirft sich die Jungfrau in die Arme des Vaters, der thränenden Auges die Güte Gottes preist und in der Rührung seines Herzens, unter Zustimmung der Hausfrau, sogleich zur Trauung schreitet. Nach den üblichen kirchlichen Fragen geben die Verlobten einander die

Hände, die Trauringe werden gewechselt, Vater und Mutter segnen die Verlobten, und ihren Segenswünschen schließen sich die der Gräfin und ihrer Kinder an. Tief fühlend, aber halb scherzend über die schnelle Hochzeit, stattet das junge Paar dem Vater seinen Dank ab, und nun besorgt die verständige Hausfrau den Hochzeitsschmaus. In der Küche erfreuen sich Hans und Susanne der unerwarteten Trauung und wünschen mit aufrichtiger Rührung den eintretenden Vermählten Gottes Segen. Während diese aber drinnen inmitten der Hochzeitsgäste bei der Tafel sitzen, eilt Hans von seinem Mahle hinweg und bestellt die Musikanten des Dorfs, den Organisten und seinen Sohn, den Schäfer, den Jäger mit drei tonkundigen Söhnen und den 70jährigen Weber zu einer Abendmusik. Den Mangel einer solchen fühlend, nötigt der Pfarrer Amalien zum Klavier, und alle begleiten die Musik mit Gesang und Gläsergeklingel. Da auf einmal ertönt das Ständchen vor dem Fenster. Laut auf jauchzen die Gäste, und Luise lädt die Musik ein, in die Stube zu kommen, wo die Gräfin und der Pfarrer sich freundlich mit ihnen unterhalten. Heiter vergeht der Abend unter Musik und Gesang, und ein Danklied und nochmaliges Anklingen auf Braut und Bräutigam beschließt die Feier.

2. Über den Plan des Gedichts.

Voß legte auf seine Luise mit Recht einen großen Wert; sie war sein Lieblingskind und sollte in allen Lebensverhältnissen dargestellt werden, auch als Kind und im ersten Aufkeimen ihrer Liebe zu Walter. Nach dem ersten Plane sollte eine größere Reihe von Idyllen ihre Stelle in der Luise finden; wäre der Tod seines Schwagers Boie nicht eingetreten, so würde er noch eine Idylle hinzugefügt haben, welche die Schilderung der Nachhochzeit auf dem Schlosse, die feierliche Einsegnung des jungen Paares in der Kirche mit einem Schlußliede, die Hochzeitsgeschenke von allen Dorfbewohnern, reichen und armen, und die Trennung von allem, was ihren Jugendgefühlen Reiz gegeben, enthalten hätte. Auch der 70. Geburtstag war nach seiner ersten Auflage für die Luise bestimmt.

Zu spezieller Besprechung wählen wir ein Stück

Aus der ersten Idylle.

Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 50. — Lüben, Auswahl. II. 86.

1. Erläuterungen.

V. 1. Die Gerste wird „bärtig“ genannt wegen ihrer langen Grannen.

22. „Wellig gestriemt“, von den Wellenschlägen in Streifen angehäuft.

31. „Waffeleisen“, ein eigentümliches Gerät von Eisen zum Backen der Waffelkuchen, eines Gebäcks aus Mehl, Rahm, Eiern und Zucker.

32. „Grünau“, ein erdichtetes holsteinisches Dorf, dessen Lage, Anbau und Lebensart ideal gezeichnet sind. Daß zwischen Lübeck und Ratzeburg ein Grünau liegt, wo vor mehreren Jahren ein Pastor Blum lebte, dessen Tochter nach Mecklenburg verheiratet worden, ist dem Verfasser unbekannt gewesen. (Anmerkung des Herausgebers der Voßschen Gedichte.)

37. „Genst“, bekannter unter dem Namen Ginster, Genista.

38. „Vorland“, das den See begrenzende Uferland.

39. „Die Familienbuche, die vorlängst uns bekennt mit schon auswachsenden Namen“. Die Familienglieder haben früher in die Rinde der Buche ihre Namen geschnitten, die mit der Zeit auswachsen, d. h. vernarben.

48. „Elfenborn in der Sag' umwohnender Hirten benamet“; in der Sage der die Umgegend bewohnenden Hirten heißt der Quell Elfenborn.

52. „Mit höherem Rasen umbordet“, d. h. den Rand (Bord) der Quelle mit Rasen eingefaßt.

57. Eine Wiederholung des 3. Verses. Diese Eigentümlichkeit, die in der Luise oft wiederkehrt (s. V. 28 u. 115), ist eine Nachahmung des Homer.

59. „Der Äst' ein unendlicher Abfall“ ist gleichfalls eine Nachahmung der Homerischen Sprachweise (s. Odyssee, Ges. V, V. 483). Wir würden sagen: Ein großer Abfall von Ästen.

60. „Hüttener“, Bewohner einer Hütte.

65. „Die Flamme, fröhlich des Harzes“. Die Flamme freut sich gewissermaßen über die Menge des Harzes, durch welche sie genährt wird.

91. „In der fleckigen Hülle des Seehunds“, in einem Beutel von Seehundsfell.

97. „Russischer Thee“, der feine chinesische Thee, welcher durch Karawanen nach Rußland geführt wird und von dort zu uns kommt.

99. „Nun das Gesicht den leisesten Regungen folgsam“, jede Gemütsbewegung drückte sich unverstellt und sogleich auf dem Gesicht aus.

102. „Zephyr“, ein sanfter Westwind.

2. Gedankengang und Inhaltsangabe.

Wir verweisen dieserhalb auf die betreffende Stelle des oben angegebenen Inhaltes des ganzen Gedichtes.

3. Charakteristik der Hauptpersonen.

1. In dem Pfarrer von Grünau, in welchem Voß seinen Schwiegervater Joh. Fr. Boie kopiert hat,*) tritt ein Mann auf mit dem Grundsatze der Toleranz, mit der Abneigung gegen alles pfäffische Wesen, mit der Liebe zu den Vertretern der Humanität und Freiheit, für die sein eigenes Herz schlägt; ihn umschwebt der Geist Homers, „welchen das Kind anhöret mit Lust und der Alte mit Andacht"; Sinn für gleiches Gesetz, Freiheit und großes Gemeinwohl belebt ihn. Daher ist er dem niedrigen Wahne feind, daß durch unverständliche Formeln, durch äußere Gebräuche und Satzungen der Gottheit gedient werde. Aber eine echte Frömmigkeit, die auf Thaten dringt, beseelt ihn; mit lebendigem Vertrauen ruft er aus:

„Ich bin jung gewesen und alt geworden; doch niemals
Hab' ich gesehn ungesegnet des Redlichen redliche Kinder."

Sein Vertrauen erzeugt ihm Heiterkeit, und sein Grundsatz ist: Fröhlicher Mut hilft durch; was Fröhliche thun, das gerät wohl.

Daß übrigens der Charakter des Pfarrers, vom streng kirchlich-konfessionellen Standpunkte aus aufgefaßt, vielen anstößig ist, beweist u. a. Vilmars Urteil: „Hat Voß, wie die Anlage der Luise allerdings zeigt und zum Überfluß Ernestine Voß ausdrücklich berichtet, die Absicht gehabt, in dem Pfarrer von Grünau das Ideal eines Landpfarrers aufzustellen, so gehört die Luise von dieser Seite zu den allerunglücklichsten und schädlichsten Gedichten, die wir haben." **)

2. Walter ist ein Gesinnungsgenosse seines Schwiegervaters, ein Jüngling, unverdorben von Gemüt, ein Bewunderer der schönen Natur, in dessen Charakter Ernst und unschuldige Fröhlichkeit glücklich gemischt sind.

---

*) Einen Mann (s. Voß' Anmerk. zu der Ode: An den Pfarrer von Grünau), der, ein Bild freudiger Volkslehrer, in Luthers Geiste die Offenbarung der Schrift und der Vernunft, samt dem heiligen Rechte des Selbstforschens gegen einengende Menschensatzungen standhaft verteidigt, wenn auch herrschsüchtige Vernunftfeinde, um durch ein neues Papsttum die Zeiten der Hildebrande zurückzuführen, nicht nur den weltlichen Arm der Obern, sondern sogar die Fäuste des niedrigsten Völkleins aufrufen.

**) Wie sehr der Pfarrer ansprach, zeigt folgende Mitteilung aus einem Briefe Voßens an Nicolai vom 3. Mai 1808: „Eine Freude muß ich Ihnen auch mitteilen. Gestern brachte mir ein hübsches Landmädchen aus der Gegend von Bruchsal einen Korb voll Eier und ein Rehziemerchen als Geschenk eines katholischen Pfarrers mit einem ungemein herzlichen Danke für meinen Pfarrer von Grünau. Unter seinen gleichdenkenden Freunden, schreibt er, sei das Wort von Petrus an die Alleinseligmacher: „Dort auf die Bank!" zum Sprichworte geworden. Der Mann, hör' ich, ist ein Muster eines liebreichen und wohlthätigen Landgeistlichen."

3. Die Hausfrau. Voß kennt nur eine Hausfrau: das Mütterchen, das uns im 70. Geburtstage entgegentritt, finden wir auch hier wieder in all ihrer Häuslichkeit und natürlichen Herzensgüte.

4. In Luise, dem Abbild seiner Gattin, finden wir die verkörperte Anmut und Liebenswürdigkeit gepaart mit der Unschuld und dem Frohsinn eines reinen Herzens. Ihr Verhältnis zu Walter ist das innigste und zarteste. In der Natürlichkeit ihres Wesens erinnert sie lebhaft an die junge Frau in dem 70. Geburtstage.

4. Form der Darstellung.

Was wir in Bezug hierauf von dem 70. Geburtstage im allgemeinen gesagt haben, gilt auch von der Luise. Einige Aussprüche gewiegter und vorurteilsfreier Kritiker mögen unser Urteil bestätigen. So rühmt Schlegel von der Luise, daß in derselben die Kraft und der Reichtum des poetischen Ausdrucks, der schönste Versbau ohne allen peinlichen Zwang, ohne die geringste ungebührliche Freiheit in der Sprache glänze. Er gesteht, den Bau des Hexameters in keinem deutschen Gedichte in solcher Vollkommenheit gefunden zu haben, wie in der Luise.*) Neubert in seinem Gedicht „der Gesundbrunnen“, preist Voß als seinen Meister im Hexameter, und die Xenien von Goethe und Schiller rufen begeistert aus:

„Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Altertums nach.“

Leider hat Voß durch eine spätere Bearbeitung das Ganze zu seinem Nachteile auf das Doppelte des ursprünglichen Umfangs erweitert.

5. Zur Charakteristik des ganzen Gedichts.

Wie wir in Voßens Dichtung überhaupt die Liebe zur Natur finden, so auch in der Luise. Den Festfeiernden ist der Wald ein Tempel der Gottheit, in dem sie sich, durch fromme Gefühle erregt, edler und menschlicher fühlen, und die Gegenstände der Natur werden mit einer Innigkeit behandelt, die um so tiefer in unser Gemüt eindringt, je mehr sie in den schönen Formen Homerischer Sprachweise sich darstellt!**) Überhaupt treten wir in

*) Kritische Schriften I. 149. 176.

**) Man vergl. das reizende Bild in der 3. Idylle, V. 263—74:
„Sowie ein ländlicher Mann, dem das Herz mit süßer Entzückung
Menschlichkeit nährt und Natur und der Kunst nachbildender Zauber,
Schauet den Apfelbaum in zuerst vollblühender Schönheit,
Ihn, den er selber gepflanzt an der Lieblingsstelle des Gartens;
Längst schon täglich besah er den knospenden; plötzlich entrief ihn
Fern zur Stadt ein Geschäft; doch den heimgekehrten Vollender
Führt sein Weib in den Garten und zeigt den erblüheten Fruchtbaum,

dieser Idylle in einen Kreis des einfachsten, gemütlichsten Lebens; aber die Personen derselben sind nicht mit Geßnerschen Hirten,*) welche der Bildung entbehren, sondern mit den Homerischen Helden zu vergleichen, welche mit der unverlorenen Natur Bildung und schöne Menschlichkeit vereinigen. Die Gegensätze und Unterschiede der Gesellschaft sind auf das schönste vermittelt. Man erinnere sich nur, wie hier der Knecht Hans und die Dienstmagd Susanne gezeichnet sind, liebevoll der Herrschaft zugethan, weil von derselben mit Liebe behandelt, und wie die Pfarrerfamilie in schöner Geselligkeit und Freundschaft mit der biederherzigen Gräfin und deren Tochter verbunden ist, um wahrzunehmen, wie vortrefflich es Voß gelungen ist, die verschiedenen Stände, die in der Wirklichkeit oft durch so weiten Abstand von einander getrennt sind, durch ein gemeinschaftliches Band des Wohlwollens und der Menschlichkeit zu verknüpfen.

Wie hoch Schiller, der sonst nicht allzugünstig über Voßens Dichtungen urteilt, die Luise stellt, geht aus folgenden Worten hervor: „Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frei, gehört ganz zum naiven Geschlecht und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhme gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, sondern muß mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug teilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren."**) Ferner schreibt Goethe an Voß von Jena aus: „Für das, was Sie an Luisen gethan haben, danke ich Ihnen, als wenn Sie eine meiner ältesten Freundinnen ausgestattet und versorgt hätten. Ich habe besonders die 3. Idylle, seitdem sie im Merkur stand, so oft vorgelesen und rezitiert, daß ich mir sie ganz zu eigen gemacht habe, und so wie das Werk jetzt zusammen steht, ist es eben so national als eigen reizend, das deutsche Wesen nimmt sich darin zu seinem größten Vorteil aus."

Voß schrieb am 24. Sept. 1797 an Gleim: „ehrlich denke ich für mich und sage es Ihnen: Die Dorothea (und Hermann v. Goethe) gefalle, wem sie wolle; Luise ist sie nicht. Sieh, ich wollte keck thun, und fühle doch, daß ich rot werde."

Trotz der augenscheinlichen Vorzüge des Werkes dürfen wir

Der, voll rötlicher Sträuße, beglänzt vom Golde des Abends,
Dasteht, schauernd im West, und mit lieblichem Duft ihn anweht;
Staunend betrachtet er lang' und umarmt die liebende Gattin:
Also staunt' auch der Jüngling, wie reizvoll blühte das Mägdlein,
Bräutlich geschmückt."

*) Vergl. Bd. I. 8. Aufl. 428 unserer „Einführung".

**) Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung; Bd. XII. 188.

jedoch auch die Mängel desselben nicht übersehen. Der Hauptfehler besteht namentlich bei der späteren Bearbeitung in der oft langweilig werdenden Breite der Schilderungen, die meistenteils doch gar zu sehr im materiellen Wohlbehagen sich verlieren. Was wird nicht alles gegessen und getrunken, und mit welcher Behaglichkeit wird die Pfeife angezündet und der virginische Knaster geraucht! Voß hat hierin jedenfalls des Guten zu viel gethan: die Schilderung der Behaglichkeit sollte nie Hauptzweck einer Dichtung sein. Düntzer tadelt „die überraschend plötzliche, die Gemüter bewegende Trauung des Paares", da sie „eine mit dem Wesen der den ruhigen Zustand schildernden Idylle kaum zu vereinigende That" sei. (Erläuterung von Goethes Hermann und Dorothea, S. 22.)

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Luise erzählt die Feier ihres 18. Geburtstages. 2. Walter als Erzähler. 3. Der ehrwürdige Pfarrer von Grünau. (Ein Charaktergemälde.) 4. Charakteristik der Mutter nach dem 70. Geburtstage und der 1. Idylle der Luise.

4. Homers Ilias.

1. Stellung des Voßschen Homer zur deutschen Litteratur.

Wenn wir in einem Werke, das Kenntnis der deutschen Litteratur zum Zweck hat, hier auch die beiden größten Heldengedichte Alt-Griechenlands auftreten lassen, so bedarf dies wohl kaum der Rechtfertigung. Durch Voßens Übersetzung ist der Homer Eigentum auch des deutschen Volkes geworden,*) und sie hat für die Entwickelung des deutschen Geistes eine ähnliche Bedeutung, als die ist, welche in früherer Zeit das Wiederaufleben der klassischen Studien ausübte. Wie die Reformation Luthers von der wiedererneuerten Beschäftigung mit dem klassischen Altertum vorbereitet und begleitet wurde, so ging mit der Reformation, welche Lessing im 18. Jahrh. mit der protestantischen Orthodoxie begann, das erneuerte Studium Griechenlands und Roms Hand in Hand. Der Geist der unbefangenen Auffassung der Verhältnisse, der Geist der Prüfung und Humanität verbreitete sich, da Homer nur deutsch redete, auch über diejenigen, welche den Homer nicht in der Ursprache lesen konnten. Das große Verdienst Voßens bei seiner Übersetzung besteht darin, daß er den Homer treu wiedergab, daß

*) „Der Vorwurf des Fremdartigen ist längst weggeräumt durch die Nation, in deren obere Schichten sie als ein Volksbuch eingedrungen ist." Gervinus, Gesch. d. D. Dichtung. V. 52.

er den Geist dieser Dichtung nicht abschwächte, ihm nicht die Färbung der neuern Zeit verlieh, daß er die Deutschen vielmehr nötigte, sich zu dem Griechen hinzubegeben und in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten sich zu finden. Vor Voß kannte man nur Übersetzungen der Art, daß der alte Dichter gleichsam zu einem modernen geworden war, daß man ihn in seiner eigentümlichen Natur entfremdet hatte.

„Es ist nicht zu sagen," bemerkt W. von Humboldt,*) „wie viel Verdienst um die deutsche Nation durch die erste gelungene Behandlung der antiken Silbenmaße Klopstock, wie weit mehr Voß gehabt, von dem man behaupten kann, daß er das klassische Altertum in die deutsche Sprache eingeführt hat. Eine mächtigere und wohlthätigere Einwirkung auf die Nationalbildung ist in einer schon kultivierten Zeit kaum denkbar, und sie gehört ihm allein an. Denn er hat, was nur durch diese mit dem Talente verbundene Beharrlichkeit möglich war, die denselben Gegenstand unermüdet von neuem bearbeitete, die feste, wenn gleich noch der Verbesserung fähige Form erfunden, in der nun, so lange deutsch gesprochen wird, allein die Alten deutsch wiedergegeben werden können, und wer eine wahre Form erschafft, der ist der Dauer seiner Arbeit gewiß, dahingegen auch das genialste Werk, als einzelne Erscheinung, ohne eine solche Form, ohne Folgen für das Fortgehen auf demselben Wege bleibt."

Voß brachte, wie Gervinus sagt, durch die Übersetzung des Homer „zu der modernen Fülle die Einfalt des Altertums, zu der Ausbreitung, die uns Neueren eigen ist, die Geschlossenheit, und zu der Schrankenlosigkeit, nach der wir ausstreben, die Ordnung und Mäßigkeit der Alten. Wie der wiederbelebte Homer gleichsam auf einen Schlag die so lange ratlos umgeirrte Dichtung sicherer zu leiten begann, werden wir sogleich erfahren; und wie sich das ganze Leben der höhern Klassen plötzlich umgestaltete, seitdem der klassische Unterricht menschlicher ward, wie unter der Einwirkung der heitern Kunst und Lehre der Alten der Sinn sich aufschloß, der Geist sich regelte, Geschmack und Schönheitsgefühl sich verbreitete, das lehrt ein Blick, der das Geschlecht an der Scheide der Jahrhunderte mit dem vorhergehenden vergleicht." (Gesch. d. D. Dicht. V., 53.)

2. Kurzer Inhalt der Ilias.

Agamēmnon, der zum Anführer der Achäer gewählte König von Argos, hat sich der Tochter des Briseïs, die dem Achilleus als Ehrengeschenk zugefallen war, bemächtigt, und der zürnende Achilleus schwört nun, unthätig bei seinen Schiffen zu verweilen.

---

*) Gesammelte Werke, III. 15.

Von da ab beginnen die Leiden der Achäer. Das versammelte Volk wird zur Schlacht geführt, die bald in aller Wut entbrennt, als nach dem Zweikampfe des Pāris und des Menelāos ein Troer den beschwornen Vertrag verletzt. Der Achäer Diomēdes erwirbt den Preis der Tapferkeit, bis Hektor, König Priamos' tapferster Sohn, den Sieg der Achäer hemmt. Während eines Waffenstillstandes errichten die Achäer eine Mauer zur Schutzwehr der Schiffe, worauf der Kampf mit abwechselndem Glücke von neuem beginnt. Trotz der Heldenthaten des Diomedes, Odysseus und Agamemnon erstürmt Hektor das Lager der Achäer und ist schon dabei, Feuer in die Schiffe zu werfen, als Achilleus der Bundesgenossen sich erbarmt und seinen Freund Pa'trŏklos an der Spitze der Myrmidonen in den Kampf sendet. Dieser treibt die Troer bis unter die Thore der Stadt zurück und hat bereits die Mauer erstiegen, als er von Hektor erschlagen wird. Nun vergißt Achilleus die ihm angethane Schmach, und gerüstet mit den von Hephästos geschmiedeten Waffen, stürzt er in den Kampf, an welchem selbst die Götter teilnehmen, um den Freund zu rächen. Furchtbar mordet er unter den Troern, treibt die Fliehenden in den Skamandros, daß der erzürnte Gott des Gewässers seine Fluten auf das Land wälzt, und rastet nicht eher, bis er unter den Mauern Ilions den Todfeind erreicht, der allein außerhalb der Stadt geblieben ist, um den Kampf mit Achilleus zu bestehen. Aber als dieser nun den furchtbaren Rächer erblickt, da flieht er, und dreimal jagt ihn Achilleus um die Mauern angesichts der klagenden Eltern, bis es zum Zweikampf kommt, in welchem Hektor erschlagen wird. Den Leichnam schleppt Achilleus an seinem Wagen nach dem Lager und veranstaltet dann die feierliche Bestattung des Patroklos. Der alte Priamos aber erscheint vor dem Achilleus und fleht um den Leichnam seines Sohnes. Dieser gewährt dem Greise seine Bitte, und Hektor wird nun ebenfalls feierlichst bestattet.

3. Gliederung der Ilias.

Der ganze Stoff ist folgendermaßen in die 24 Gesänge verteilt:

Prolog. Der Streit zwischen Agamemnon und Achilleus. (I.)

I. Die Leiden der Achäer. (II.—XVI., 124.)
- A. Der Kampf auf der skamandrischen Flur. (II.—VII., 312.)
- B. Der Kampf um die Mauer. (VII., 313—XII.)
- C. Der Kampf um die Schiffe. (XIII.—XVI., 124.)

II. Die Verherrlichung des Achilleus. (XVI., 125—XXII.)
- A. Patroklos' Kampf und Tod. (XVI., 125—XVII.)
- B. Achilleus' Aussöhnung mit den Fürsten. (XVIII.—XX.)
- C. Achilleus' Rache und Sieg. (XXI.—XXII.)

Epilog. Feierliche Bestattung des Patroklos und Hektor. (XXIII.—XXIV.)

Zur speziellen Besprechung wählen wir ein Stück aus dem XXII. Gesange:

Hektors Tod.

Voß, Homers Ilias. Stuttg., 1851. 418—30. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 51. — Lüben, Auswahl. II. 90.

1. Erläuterungen.

V. 2. „Jene", nämlich die in die Stadt Geflohenen.

7. Achilleus wird der Peleione, Peleide oder Pelide genannt, weil er ein Sohn des Peleus ist. — Um den Achilleus von der Verfolgung des Hektor abzulenken, flieht Apollon in der Gestalt des Agēnor vor Achilleus.

15. Apollon wird als strafender Gott mit silbernem Bogen und fernerhin treffenden Pfeilen dargestellt.

25—28. In der Übersetzung von Wiedasch lautet diese etwas verschränkte Stelle folgendermaßen:

Priamos aber, der Greis, sah ihn zuerst mit den Augen,
Wie er das Feld durchflog und strahlete, jenem Gestirn gleich,
Welches im Herbst aufgeht und mit weithin leuchtender Klarheit
Vor unzähligen Sternen erglänzt in der Tiefe der Nachtzeit.

29. „Orions Hund", Sirius, der Hundstern, der scheinbar größte und hellste Fixstern.

34. „rief" = zurief, daher mit dem Dativ („dem lieben Sohne") verbunden.

41. „Möcht' er den Ewigen also geliebt sein, wie mir selbst! bald" u. s. w. Wenn die Götter so wenig ihn liebten, als ich ihn liebe, bald u. s. w.

49. „Dánäërheer". Die Achäer werden auch, als Nachkommen des Dánăos, Dánäër genannt.

51. „Altes", König der Légeler zu Pédasos, Vater der Laóthŏë.

65. „Die Schnüre", Schwiegertöchter.

68. „Zuckend oder geschnellt", ein Schwert oder ein geschleuderter Speer.

87. „auf Leichengewanden", an der Bahre.

100. „Polýdămas", ein Freund Hektors.

102. „Vor der verderblichen Nacht, da erstand der edle Achilleus" — vor jener Nacht, in welcher zuerst wieder Achilleus am Kampfe teil nahm.

105. „Saumnachschleppende Weiber". Ein der Homerischen Sprachweise eigentümliches Epithĕton, entlehnt von der besonderen Art und Weise des Tragens der langen Gewänder.

115. „Alexandros", Păris, Sohn des Priamos, Räuber der Hélĕna. „Argos", Stadt, nach welcher die Griechen Argeier genannt wurden.

117. „Atreus'" Söhne sind Agamemnon u. Menelaos.

126. „Vom Eichbaum oder vom Felsen", überhaupt von gleichgültigen, unbedeutenden Dingen.

127. Die Wiederholung des „Jungfrau traulich und Jüngling" ist hier bezeichnend für die Art des „holden Geschwätzes".

130. „Olympier", Zeus.

132. „Ares", Gott des Krieges, Mars der Römer.

133. „Pelions Esche", eine Esche, gewachsen auf dem Berge Pelion in Thessalien.

145. „Dem wehenden Feigenhügel", für: dem Hügel mit im Winde wehenden Feigenbäumen.

159. „Weihvieh", ein zum Opfer bestimmtes Tier.

162—164. „So wie zum Siege — gestorbenen Herrschers". Unter den nach der feierlichen Bestattung bedeutender Personen stattfindenden Wettspielen war auch das Wagenrennen üblich, bei welchem es darauf ankam, ein in der Ferne aufgestelltes Ziel zu umfahren und dann zuerst wieder am Orte der Abfahrt anzukommen. (S. Ilias XXIII., 262—652.)

163. „Dreifuß", Symbol der Weissagung, göttlicher Herrschaft und Weisheit, beim Apollodienst gebräuchlich.

167. Lautet bei Wiedasch: „Und es begann vor ihnen der Vater der Götter und Menschen".

183. „Tritogeneia", Beiname der Göttin Athene oder Minerva, von dem Flüßchen Triton in Böotien, oder von dem lybischen See Tritōnis, wo sie aus Zeus' Haupte entsprungen sein soll.

202. „Keren". Ker, Thanătos oder Mors, Gott des Todes. Wiedasch übersetzt daher: Geschick des Todes.

221. Der „ägiserschütternde Vater" wird Zeus genannt wegen der Ägide, des Schildes der Pallas Athene. Noch jetzt ist Ägide die poetische Bezeichnung für jeden Schutz. Wiedasch: „Ägis schwingenden Vaters".

275. „sank in die Knie", bückte sich schnell zur Erde.

303. „Des Donnerers Sohn, der Treffende", Apollon.

343. „Des Feuers Ehre". Die Leichname der Alten wurden verbrannt, und es galt als entehrend, nicht auf diese Weise bestattet zu werden. Zudem wurden die Schatten der Unbestatteten nicht in das Totenreich gelassen.

359. u. 360. „Jenes Tags — Thore", einer Weissagung zufolge.

391. „Im Gesang des Päeon", Schlachtgesang, dem Apollo nach erfochtenem Siege gesungen.

394. „Welchem — gelobten!" Als wäre Hektor einer der Götter, so thaten sie Gelübde unter Anrufung seines Namens.

2. Gliederung des Gedichts.

Einleitung. Achilleus' Zurückkunft von der Verfolgung des Phöbus Apollon. (1—24.)

I. Abmahnungen Hektors vom Zweikampfe mit Achilleus. (25—131.)
  A. Priamos' Bitte und Warnung. (25—78.)
  B. Hekabes mütterliche Beschwörung. (79—97.)
  C. Hektors eigene Erwägungen. (98—131.)

II. Hektors Flucht um die Mauern Ilions. (131—249.)
  A. Beschluß der Götter, Hektor zu verderben. (131—225.)
    1. Pallas Athene stimmt für Hektors Tod. (131—87.)
    2. Fortgesetzte Verfolgung Hektors. Apollon verläßt ihn. Athene rät Achilleus zum Stillstand. (188—225.)
  B. Hektors Täuschung durch die Traumgestalt des Deïphobos. (226—49.)

III. Der Zweikampf und Hektors Tod. (250—366.)
  A. Hektors und Achilleus' Wechselgespräch vor dem Kampfe (250—72.)
  B. Der Kampf. (273—327.)
  C. Das Wechselgespräch nach dem Kampfe. Hektors Tod. (328—66.)

Schluß. Beschluß, den Leichnam nach den Schiffen zu führen. (367—94.)

3. Inhaltsangabe.

Die Troer sind von den Achäern in die Stadt gedrängt worden, und nur Hektor erwartet außerhalb der Mauern den Achilleus, welcher durch Apollon von der Verfolgung abgeleitet wurde, und nun, den Gott und seinen Betrug erkennend, sich eilend gen Ilion wendet. Den wie ein Stern weit hin Strahlenden erspäht zuerst der alte Priamos, und lautjammernd bittet er den Sohn, den schrecklichen Achilleus, der ihm schon viele Söhne geraubt, nicht zu erwarten. Er beschwört ihn, um des troischen Volkes wie um seiner selbst, des armen Vaters willen, in die Stadt zu kommen, und entwirft ein Bild von dem Elende, das ihrer warte, wenn der starke Hektor als Beschützer ihnen fehle. Der Greis rauft sich das graue Haar aus vor Schmerz, aber Hektor ist nicht zu bewegen. Selbst dann noch beharrt er bei seinem Entschlusse, als seine Mutter mit Thränen in den Augen ihn an die mütterliche Pflege erinnert, die sie ihm schon als Säugling habe angedeihen lassen, und klagend des möglichen Umstandes gedenkt, seinen gemordeten Leib vielleicht nicht mit der Ge-

mahlin beweinen zu können. Aber nun erwägt er selbst in seinem Innern, wie thöricht er gethan, schon früher der abmahnenden Stimme des Polydamas nicht gefolgt zu sein, der ihn jetzt verspotten werde, wenn er feige den Achilleus flöhe. Jetzt bliebe ihm nichts übrig, als entweder Achilleus zu töten, oder im rühmlichen Kampfe selbst zu fallen. Den sich ihm aufdringenden Gedanken, Achilleus durch Verheißung der geraubten Helena und ihrer Schätze zu versöhnen, weist er bestürzt zurück, überzeugt, daß Achilleus den friedlich sich Nahenden, Waffenlosen niederhauen würde. Deshalb beschließt er, zu bleiben.

Jetzt naht Achilleus, dem Ares gleich an Gestalt, und Hektor, bei seinem Anblicke zitternd, entflieht vor dem Furchtbaren, der hinter ihm herstürmt und ihn längs der Mauer, der Warte, dem Feigenhügel und den beiden Quellen vorbei, rastlos verfolgt. So kreisen sie dreimal um Priamos' Feste. Die ewigen Götter aber schauen zu, und Zeus beklagt das Geschick des von ihm geliebten Hektor und bittet die Götter, zu erwägen, ob er jetzt schon von Achilleus fallen solle. Da Athene ihre Verwunderung über Zeus' Bemühen, einen dem Verhängnis Verfallenen zu retten, ausspricht, so stellt ihr Zeus anheim, zu thun, was ihr wohlgefalle, und die Göttin schwingt sich zur Erde hernieder. Hier verfolgt Achilleus noch immer den Hektor, der längst schon erlegen wäre, wenn nicht Phöbus Apollon ihm Kraft verliehen hätte. Als aber nun Zeus die Todeslose abwägt und Hektors Wagschale sinkt, da verläßt diesen der schützende Apollon, und Athene rät dem Achilleus, nun von der Verfolgung abzulassen, da Hektor ihm doch nicht mehr entrinnen könne. Dann eilt sie, gehüllt in die trügerische Gestalt des Deïphobos, des älteren Bruders Hektors, zu diesem, und veranlaßt ihn, den Verfolger zu erwarten. Hektor, erfreut über diese unerwartete Hilfe und den Mut des geliebten Bruders, stellt sich dem Achilleus zum Kampfe, bittet ihn aber, mit ihm einen Eid zu leisten, daß sie gegenseitig ihre Leichname nicht mißhandeln, sondern sie dem befreundeten Volke zurückgeben wollen. Achilleus will nichts von Verträgen wissen, da sie bitterer Haß auf ewig trenne, und wirft die gewaltige Lanze nach Hektor. Dieser weicht, sich bückend, dem Wurfe aus, und greift dann nach dem eigenen Geschoß, nicht merkend, daß Athene dem Achilleus schnell die erfolglos entsendete Lanze zurückgegeben. Hektor wirft, aber die Lanze prallt von dem Schilde des Peliden ab, und da er bestürzt nach dem Bruder sich umschaut und diesen nicht mehr gewahrt, so erkennt er die Täuschung, welche Athene ihm bereitet, und ist nun seines Todes gewiß. Aber nicht ohne Gegenwehr will er fallen, und das gewaltige Schwert ziehend, stürmt er auf Achilleus los, der ihm wütend mit geschwenkter Lanze entgegentritt und nach einer Öffnung in der Rüstung späht, wo er ihm am leichtesten die tödliche Wunde

beibringen könne. Ganz in Erz eingehüllt, zeigt nur die Kehle eine Blöße, und diese durchbohrt ihm Achilleus, daß die Spitze der Lanze aus dem Genick hervordringt und Hektor in den Staub sinkt. Frohlockend ruft ihm Achilleus zu, daß er so thöricht gewesen sei, sich sicher vor seiner, des entfernt Gewesenen, Rache geglaubt zu haben, und daß nun die Hunde und Vögel sein Fleisch fressen würden, während Patroklos ruhmvoll von den Seinen bestattet werde. Der nur noch schwach atmende Hektor beschwört Achilleus, seinen Leichnam gegen ein kostbares Geschenk den Eltern auszuliefern; Achilleus aber entgegnet ihm, daß er Wut genug haben möchte, um sein Fleisch roh zu verschlingen, und daß er ihn nicht ausliefern würde, selbst wenn die Seinen ihn mit Gold aufwägen wollten. Nun erkennt Hektor, daß nichts den Furchtbaren erweichen könne, und stirbt, ihn an sein eigenes Geschick erinnernd, durch das er bestimmt sei, von Paris und Apollon zu fallen. Achilleus zieht die Lanze aus dem Leichnam und nimmt dem Hektor die Rüstung. Nun nahen die Achäer. Alle sind erstaunt über die herrliche, nun regungslos daliegende Heldengestalt, stimmen mit Achilleus den Schlachtgesang an und führen die Leiche den Schiffen zu.

4. Form der Darstellung.

Wir beschränken uns hier darauf, einige Eigentümlichkeiten der Homerischen Sprachweise hervorzuheben, die Voß im Deutschen trefflich nachgeahmt und auch bei vielen seiner Originalwerke angewendet hat.

Zuvörderst sind es die Wiederholungen gewisser Verse z. B. des 177. (= 238) u. 273. (= 289), die sich nicht bloß durch das erläuterte Stück, sondern durch das ganze Epos hindurchziehen; dann aber vor allem der eigentümliche Periodenbau, wie er sich in den Versen 25—32, 93—97, 139—44, 189—93, 199—201 zeigt,*) und der darin besteht, daß Vorder- und Nachsatz oft durch eine Menge Zwischensätze getrennt sind, die an und für sich wieder ein vollständiges Satzganzes bilden und dazu bestimmt sind, das im Vordersatze Gesagte noch ausführlich zu erläutern. Dadurch wird allerdings nicht selten der Stil schwülstig und bei gehäuften Zwischensätzen das Verständnis erschwert; allein wenn die Darstellung hierdurch an Klarheit verliert, so gewinnt sie andererseits an größerer Anschaulichkeit durch die vorzügliche Wahl der zum Verständnis des Vordersatzes dienenden Bilder.

Eine fernere Eigentümlichkeit sind die ausdrucksvollen, kernigen, verschiedenartig zusammengesetzten Epitheta der Hauptwörter:

---

*) Vergl. auch das S. 239 in der Anmerk. angeführte Stück aus Voßens „Luise“.

„saumnachschleppende Weiber" (105), „der helmerschütternde Streiter" (132), „der wirbelvolle Skamandros" (148), „der gaulbezähmende und helmumflatterte Hektor" (161 und 232), „der langhinbettende Tod" (210), „die erzgerüstete Esche" (225), „die weithinschattende Lanze" (273) u. a. m.

5. Lesevortrag.

Die schon oben beim „70. Geburtstag" angedeuteten Schwierigkeiten, welche das Lesen des Hexameter macht, finden sich auch bei dem vorliegenden Stücke. Besonderer Fleiß ist auf die richtige Betonung der Perioden zu verwenden, die leicht durch ein starkes Hervorheben der Zwischensätze aus ihrem natürlichen Zusammenhange gerissen werden. Schwierig ist ferner die Stelle von V. 111—22, die nur dann ihre Wirkung nicht verfehlt, wenn eine stufenweise ruhige Steigerung des Tons bis zu dem gewaltsamen, durch eine Pause zu markierenden Abbrechen des Gedankenganges in V. 121 beobachtet wird.

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Siegfried und Achilleus. Eine Parallele. 2. Siegfrieds und Hektors Tod.

5. Homers Odyssee.

1. Inhalt des Gedichts.

Der Dichter führt uns zuerst in die Versammlung der Götter im Olympos, in welcher die Heimkehr des Odysseus beschlossen und Hermes beauftragt wird, der Nymphe Kalŷpso, bei welcher Odysseus weilt, den Ratschluß der Götter mitzuteilen. Athene aber eilt in der Gestalt des Mentes, des Königs der Taphier, nach Ithăka, wo sie dem Tele'măchos, Odysseus' Sohne, Mut einhaucht, dem Frevel der um seine Mutter Freienden zu wehren, und ihm rät, sich bei Nestor in Pylos und Menelāos in Sparta nach dem lang abwesenden Vater zu erkundigen. Trotz der Einsprache der Freier reist Telemachos, begleitet von Athene, in der Gestalt Mentors, eines Freundes des Odysseus, zur Nachtzeit ab, wird von Nestor und Menelaos freundlich empfangen und erfährt von letzterem, daß sein Vater, laut einer Weissagung des Proteus, von Kalypso mit Gewalt zurückgehalten werde. Während dem verabreden die Freier, dem heimkehrenden Telemachos aufzulauern und ihn zu ermorden.

Jetzt erst versetzt uns der Dichter zu Odysseus selbst, der jammernd am Gestade der Insel Ogygia sitzt, und sehnsuchtsvoll der fernen Heimat gedenkt. Da erscheint der Götterbote, und

Kalypso muß nun den Trauernden entlassen. Auf selbstgezimmertem Flosse durchschifft er 17 Tage das Meer; am 18. aber sendet der ihm feindlich gesinnte Poseidon angesichts des phäakischen Landes einen furchtbaren Sturm, dem er jedoch mit Hilfe der Leukothea glücklich entkommt, um als Schiffbrüchiger an dem Gestade der Insel Sche'ria zu landen. Hier findet ihn des Morgens Nausikäa, des Königs Alkinöos Tochter, und von ihr geleitet, gelangt er zum Hause des gastfreundschaftlichen Königs, der für ihn ein Schiff ausrüsten läßt und dann beim Mahle nach des Gastes Namen und Schicksal forscht. Ausführlich schildert Odysseus seine Irrfahrten und Abenteuer von der Abfahrt von Troja an: seinen Kampf mit den Kikonen, das Abenteuer bei den Lotophagen, seinen Sieg über den Kyklöpen Polyphemos (Lesebuch IV. Nr. 68), sein Unglück mit den Winden des Äolös, den Kampf mit den Lästrygonen, den Aufenthalt bei der Zauberin Kirke, die Reise nach dem Hades und die dort geschauten Wunder, das Abenteuer mit den Seirenen (Sirenen), der Skylla und Charybdis, sein Unglück auf Thrinakia, der Insel des Helios, und endlich den Sturm, welcher ihn nach Ogygia brachte. Andern Tags fährt Odysseus nach der Heimat zu, die er schlummernd erreicht. Die Phäaken (Unterthanen des Königs Alkinöus) legen ihn, ohne ihn zu erwecken, am Strande nieder, und bergen die ihm beim Abschiede verehrten Geschenke aus dem Wege.

Morgens erwacht Odysseus und erkennt anfangs seine Heimat nicht wieder, bis ihm Athene in Gestalt eines Hirten das Land nennt und ihm Vorsicht und Verschwiegenheit empfiehlt. Auf ihren Rat geht er, als Bettler verkleidet, zum Sauhirten Eumäos, während Athene dem beim Menelaus weilenden Telemachos zur Heimkehr rät. Den auflauernden Feinden glücklich entronnen, gelangt er nach Ithaka und kommt bei Eumäos mit seinem Vater zusammen, der sich ihm zu erkennen giebt und das Weitere mit ihm verabredet. Des andern Tages begiebt sich Telemachos in die Stadt, und bald folgt ihm Eumäos mit dem verkleideten Odysseus, den nur noch der treue Hund Argos erkennt. Angesichts der schwelgenden Freier setzt sich Odysseus auf die Schwelle der Pforte, wird von den Freiern verhöhnt, und erhält erst dann von ihnen Speis' und Trank, als er den unverschämten Bettler Iros im Faustkampfe gezüchtigt. Die Erscheinung der edlen Penelopeia (Penélöpe) unterbricht nur auf kurze Zeit das Mahl, bis spät in der Nacht alle sich entfernen und nur Penelopeia zu dem allein zurückgebliebenen Odysseus tritt, um nach dem abwesenden Gatten zu fragen. Odysseus weiß sie zu täuschen; nur seine alte Amme Eurykleia erkennt beim Waschen seiner Füße an einer Narbe den geliebten Herrn, ohne ihn jedoch nach empfangenem Winke zu verraten, und nun billigt er den Entschluß

der Penelopeia, durch einen Wettkampf den Gemahl zu bestimmen. Der soll es nämlich sein, der da vermag, mit dem Bogen des Odysseus einen Pfeil durch die Öhre von 12 in gerader Reihe stehenden Äxten zu schnellen.

Andern Tages beginnt die Schwelgerei von neuem und wird ungestört fortgesetzt, obgleich einer der Freier in einem furchtbaren Gesichte ihren nahen Untergang verkündet. Nun erscheint Penelopeia mit der Waffe des Odysseus, macht die Freier mit ihrem Entschlusse bekannt und fordert sie dann auf, den Wettkampf zu beginnen. Während sie sich aber vergeblich bemühen, den Bogen zu spannen, verläßt Odysseus mit dem Sau- und Rinderhirten den Saal, giebt sich ihnen zu erkennen und teilt jedem mit, was er in dem bevorstehenden Kampfe zu thun habe. Hierauf kehrt er wieder in den Saal zurück und erbittet sich nun den Bogen. Scheltend verweigert ihn Antīnoos, der Freier Frechster; auf Telemachos' Befehl aber erhält ihn Odysseus, spannt ihn mit Leichtigkeit, prüft die erklingende Sehne, schnellt den Pfeil mitten durch die Äxte und wählt dann als nächstes Ziel den Antinoos. Die Sehne schwirrt abermals, und der Übermütigste der Freier sinkt tot zu Boden. Nun erhebt sich grauses Getümmel; Odysseus aber giebt sich ihnen in strafenden Worten zu erkennen und tötet mit Hilfe des Sohnes und der treuen Genossen alle Freier, mit Ausnahme des Sängers Phennios und des Herolds Medon. Nachdem die furchtbare Arbeit vollendet, läßt Odysseus den Saal reinigen und empfängt schluchzend die, welche ihm treu geblieben. Da erscheint auch Penelopeia, von Eurykleia aus festem Schlummer erweckt und vom Geschehenen benachrichtigt, und nun erkennt sie den lange entbehrten Gemahl und fliegt in seine Arme. Bald darauf eilt er hinaus zu dem alten Vater Laërtes, um sich auch ihm zu erkennen zu geben, und nachdem ein Angriff von seiten des Vaters des Antīnoos zurückgeschlagen worden, stellt Athene den Frieden zwischen Volk und Fürsten wieder her.

2. Gliederung der Odyssee.

Prolog. Ratschluß der Götter über Odysseus' Heimkehr. (I., 1—95.)

- I. Die Irrfahrten des Odysseus. (I. 96—XIII., 187.)
  - A. Die Fahrten des Telemachos. (I., 96—IV.)
  - B. Die Wiederkehr des Odysseus. (V.—VIII, 187.)
    - 1. Odysseus Abfahrt von Ogygia und der Schiffbruch. (V.)
    - 2. Sein Aufenthalt bei Alkinoos. (VI.—XII.)
      - a. Der gastliche Empfang. (VI.—VII.)
      - b. Die Erzählung des Odysseus. (IX.—XII.)
        - aa. Der Kampf mit den Kikonen. } (IX.)
        - bb. Die Lothophagen. } (IX.)
        - cc. Der Kyklop Polyphemos. } (IX.)

dd. Äolos und die Winde. (X.)
ee. Die Lästrygonen. (X.)
ff. Die Zauberin Kirke. (X.)
gg. Die Fahrt nach dem Hades. (XI.)
hh. Die Seirenen. (XII.)
ii. Die Skylla und Charybdis. (XII.)
kk. Abenteuer auf Thrinakia. (XII.)
ll. Ankunft auf Ogygia. (XII.)
c. Die Abfahrt des Odysseus von Scheria. (XIII., 1—187.)

II. Odysseus' Abenteuer im Vaterlande. (XIII., 187 bis XXII.)
A. Odysseus in der Hütte des Eumäos. (XIII., 187 bis XVII., 182.)
B. Odysseus im Palaste. (XVII., 182—XXII.)

Epilog. Die Wiedervereinigung des Odysseus mit seiner Gemahlin Penelopeia und seinem Vater Laërtes. (XXIII. XXIV.)

Wir gehen nun noch näher ein auf ein Stück

Aus dem 12. Gesange der Odyssee (Vers 144—450.)

Lüben, Auswahl. II. 102.

1. Erläuterungen.

V. 5. „Des schwarzgeschnäbelten Schiffes". Der vordere Teil des Schiffes heißt Schnabel und trägt gewöhnlich eine in Holz geschnitzte und bemalte Figur.

9. hat einen rhythmischen Fehler; der 5. Versfuß ist kein Dactylus.

26. „Denn ein Himmlischer senkte die Wallung", ein Gott ebnete die Wogen des Meeres.

74. „Pilot", Steuermann.

76. „Außer dem Rauchdampf hier", nämlich außerhalb des von der Brandung aufsteigenden Wasserdampfes.

92. Der Mythus von der Charybdis verdankt sein Entstehen dem in der Meerenge von Messina sich befindenden Strudel, dessen Gewalt durch die starke Strömung des Meeres an jenem Orte und die hinzutretende Ebbe und Flut noch vermehrt wird. Den Schiffen der Alten erschien bei ihrer Unkunde dieser Strudel um so gefährlicher, als sie in dem Streben, die Charybdis zu vermeiden, von den brandenden Wogen an den gegenüberstehenden Felsen der Skylla geschleudert zu werden fürchten mußten. Jetzt fahren die Schiffe bei ruhigem Meere sicher über den Strudel. Die Charybdis auf der sicilischen Seite heißt jetzt Calofaro, die Skylla an der calabrischen Küste la Rema. — Die

ganze Stelle von V. 92—100 erinnert lebhaft an die Verse in dem „Taucher" von Schiller (Leseb. V., Nr. 115, Str. 6):

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt, u. s. w.

124. „Des blinden Teiresias Warnung." Dieser hatte dem Odysseus bei seinem Besuche im Hades seine zukünftigen Schicksale vorhergesagt. (S. Odyssee, XI, 90—151.)

125. Kirke wird die „ääische" genannt, von ihrem Wohnorte, der Insel Ääa.

215. „Denn an gelblicher Gerste gebrach's". In Ermangelung der bei Opfern gebräuchlichen Gerste nahm man junges Eichenlaub, sowie man weiterhin zum Sprengen statt des Weins sich des Wassers bediente.

277. „Horde", Seiten, Wände des Schiffes.

280. Das Rahseil ist dasjenige Seil, mit welchem die Rah, d. h. die am Maste querlaufende Stange, an welcher das Segel befestigt ist, festgebunden wird.

2. Gliederung des Gesanges.

Einleitung. Abfahrt von Kirke. (1—9.)

I. Die Seirenen. (10—57.)
  A. Odysseus' Rat. (10—22.)
  B. Das Abenteuer selbst. (23—57.)

II. Die Skylla und Charybdis. (58—116.)
  A. Vorbereitungen zur Bestehung des Abenteuers. (58—90.)
  B. Das Abenteuer selbst. (91—116.)

III. Die Versündigung an Helios' geheiligten Rindern. (117—304.)
  A. Odysseus' Warnung. (117—160.)
  B. Aufenthalt auf Thrinakia. (161—257.)
    1. Die Not der Genossen. (161—195.)
    2. Eurylochos' Rat. (196—209.)
    3. Das Verbrechen und die Ahnung der Strafe. (210 bis 257.)
  C. Der Sturm als Strafe des Verbrechens. (258—304.)

Schluß. Ankunft bei Kalypso. (304—307.)

3. Inhaltsangabe.

Die Zauberin Kirke verlassend, fährt Odysseus mit seinen Genossen bei günstigem Fahrwinde über das Meer. Der Weissagungen der Zauberin gedenkend, teilt er den Gefährten die Kunde von der ihnen drohenden Gefahr mit, und giebt ihnen zugleich das Mittel an, sie zu bestehen. Jetzt nahen sie dem Eilande der Seirenen; sofort verklebt Odysseus die Ohren seiner Gefährten mit Wachs, und diese binden ihn mit Seilen an den Mastbaum fest.

Jetzt erschallt der zauberische, verlockende Gesang der Seirenen, und Odysseus verlangt, entfesselt zu werden. Aber nur noch fester umschlingen ihn die Genossen, bis sie aus dem Bereiche der Singenden gekommen sind, worauf sie sich das Wachs aus den Ohren nehmen und die Fesseln des Odysseus lösen.

Kaum sind sie dieser Gefahr entronnen, so verkündet die tosende Brandung eine neue. Odysseus macht sie auch damit bekannt, ihnen Mut einflößend und dem Steuermann gebietend, außerhalb der Brandung zu fahren; aber von Skylla schweigt er, um die Freunde nicht zu entmutigen. Dann wappnet er sich vollständig und erwartet auf dem Verdeck, mit zwei Speeren in den Händen, das Ungeheuer. Aber indem sie die Meerenge durchsteuern und mit Entsetzen die fluteinschlürfende Charybdis betrachten, entrafft Skylla sechs der Gefährten aus dem Schiffe und verzehrt sie erbarmungslos vor den Augen ihrer Freunde.

Bald darauf in die Nähe der Insel Thrinakia gelangend, ermahnt Odysseus die Genossen, die Insel des Gottes zu fliehen. Zürnend erwidert ihm Eurylochos, daß sie der Ruhe bedürften und es nicht wagen könnten, bei dunkler Nacht in das stürmevolle Meer hinauszusegeln, welchen Worten die übrigen beistimmen. Da Odysseus sieht, daß das Verhängnis ihm zu bleiben gebietet, so veranlaßt er wenigstens die Genossen, ihm zu schwören, der Herden des Helios zu schonen. Hierauf rudern sie einer schützenden Bucht zu und steigen dann ans Land, um die Nachtkost zu bereiten und zum Schlummer sich niederzulegen. Während der Nacht entsendet Zeus einen so furchtbaren Sturm, daß sie sich des Morgens genötigt sehen, das Schiff ans Land zu ziehen, um günstiges Wetter abzuwarten. Aber den ganzen Monat hindurch braust der Süd und Ost; bald ist der Speisevorrat zu Ende gegangen, und nun zwingt sie die Not, die Gegend nach Fischen und Vögeln zur Nahrung zu durchstreifen. Einst, als Odysseus, entfernt von den Freunden, die Götter um Rettung anfleht, rät Eurylochos den Genossen, die Kühe des Helios den Göttern zu opfern und zur Sühne für den Frevel bei ihrer Zurückkunft dem Sonnengott einen Tempel zu bauen. Sein Rat gefällt, und bald dringt dem erwachten Odysseus der Duft von dem Opfer der geschlachteten Rinder entgegen. Kaum aber hat Helios Kunde von dem Frevel erhalten, so eilt er zu Zeus und fleht um Rache, die auch bald durch grausige Zeichen den Gefährten des Odysseus sich ankündet. Sechs Tage schmausen diese von den Rindern; am siebenten setzen sie die Fahrt fort.

Bald hüllt sich der Himmel in düsteres Gewölk; ein gewaltiger Orkan erhebt sich und zerreißt die Taue des Mastes, so daß dieser mit lautem Gekrach in das Schiff stürzt und dem Steuermann das Haupt zerschmettert. Der Donner brüllt, ein Blitz

schlägt in das Schiff, die Gefährten stürzen heraus und finden, wie Krähen auf dem Meere schwimmend, ihren Untergang. Odysseus steht allein auf dem Schiffe; da löst sich auch dieses aus den Fugen, und den Mast mit dem Kiel durch ein Seil zusammenbindend, setzt sich der Unglückliche darauf und treibt auf dem Meere umher, der Wut des Sturmes überlassen. Jetzt wechselt der Wind; der Süd erhebt sich und schlägt den Schiffbrüchigen zur grausigen Charybdis zurück, als sie gerade das Wasser einschlürft. Behende schwingt sich Odysseus auf einen Feigenbaum, der sich auf dem Felsen erhebt, und wartet, bis sie den eingeschluckten Mast wieder hervorstrudelt. Schnell springt er dann auf die Balken, und von Skylla ungefährdet, treibt er weiter auf den Wogen umher 9 Tage lang. Am 10. landet er auf der Insel Ogygia, wo die schön gelockte Göttin Kalypso wohnt.

4. Form der Darstellung.

Was wir in Bezug hierauf von der Ilias gesagt haben, gilt auch von der Odyssee, und wir können uns deshalb hier auf die Bemerkung beschränken, daß die Übersetzung derselben Voß noch besser gelungen ist, als die der Ilias.

5. Vergleichung der Ilias mit der Odyssee.

Beide Gedichte unterscheiden sich wesentlich von einander, teils in Bezug auf die in ihnen vorwaltende Lebens- und Weltanschauung, teils der künstlerischen Anlage nach. In der Odyssee sind Sitten und sittliche Begriffe, Lebensart, Kunst und Kenntnisse der Menschen, das Staats- und das Götterleben anders und fortgerückter, als in der Ilias. Aber auch die Sprache ist vollendeter und der Gang der Ereignisse verwickelter. In der Ilias bildet der trojanische Krieg mit all' seinen ernsten und blutigen Scenen das Fundament des Ganzen, das sich einfach und mit strenger Berücksichtigung der Zeitfolge in seinen einzelnen Scenen fortbewegt. Sie geht deshalb gerade auf ihr Ziel los, während die Odyssee, auf der Mannigfaltigkeit der Heimkehrsagen basierend, uns mitten in die Begebenheiten hineinführt und die zu einem wunderbaren Knäuel verschlungenen Abenteuer kunstvoll vor unsern Augen entwirrt. Daher auch die Verschiedenheit der Charaktere der Hauptthelden in den beiden Epopöen: dort ist es der schreckliche männermordende Achilleus, hier der vielgewandte, erfindungsreiche Odysseus, die beide den Charakter des ganzen Gedichts in ihrem eigenen wiederspiegeln.

Trotz dieser Unterschiede läßt sich doch nicht leugnen, daß sie, was die künstlerische Einheit und Vollendung betrifft, gleich groß und erhaben dastehen. In beiden Epen herrscht das **Plastische** und **Natürliche** in der einfachsten und klarsten Form vor.

Nirgends macht sich in beiden die Subjektivität des Dichters geltend; in ernsten, heitern, erhabenen, lieblichen Schilderungen führt er uns in rein objektiver Weise das griechische Leben nach allen Richtungen vor. Aufs trefflichste und lebensvollste charakterisiert er die Götter und Menschen; alle treten als scharf gezeichnete Persönlichkeiten auf. Diese Vorzüge der beiden Epen erklären uns denn auch den ungeheuern Einfluß derselben nicht nur auf die griechische, sondern auf die europäische Kultur überhaupt; denn die Ilias und Odyssee waren die Volksbücher der Griechen, eine alle griechischen Stämme vereinigendes Erziehungsmittel, und in der neuen Zeit bezeichnet jeder Fortschritt in der Eröffnung des Verständnisses derselben den Anfang einer neuen kulturhistorischen Periode.

6. Über die Entstehung der beiden griechischen Volksepen.

Die Kämpfe der Heroenzeit beförderten die Entwickelung der epischen Poesie. Sänger und Dichter (Rhapsoden), welche bei den öffentlichen Spielen und Festmahlen der Heroen nie fehlen durften, verherrlichten die Thaten derselben. Auf diese Weise entstand ein Cyklus epischer Dichtungen, die später in ein einheitliches, künstlerisch abgeschlossenes Ganzes gebracht wurden. Als den Urheber der Ilias und Odyssee bezeichnet man den Ionier Homeros, der wahrscheinlich um das J. 900 v. Chr. in Smyrna lebte. So wie einst 7 Städte (Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis, Chios, Argos und Athen) um seine Wiege stritten, so streitet man noch jetzt um das Dasein des Dichters selbst. Die Behauptung des Philologen Aug. Wolf zu Ende des vorigen Jahrhunderts, daß die beiden Epen von einer jonischen Sängerschule herstammten, deren bedeutendstes Haupt Homer gewesen sei, ist siegreich widerlegt worden. Denn wenn auch zwischen der Ilias und Odyssee ein bedeutender Unterschied sich findet, so können doch beide nur das Werk eines poetischen Genius sein. Haben auch verschiedene Gesänge und Stellen in sprachlicher, metrischer und künstlerischer Hinsicht einen ungleich verschiedenen Wert, so müssen wir bedenken, daß dies einerseits eine Folge späterer Veränderungen ist, und daß dies anderseits auch der Fall ist bei Werken, deren Autorschaft nicht bezweifelt werden kann. So viel ist allerdings gewiß, daß die beiden Epen die Gestalt, in der wir sie besitzen, erst in einer viel spätern Zeit erhielten. Durch die Sängerschule der Homeriden wurden die einzelnen Gesänge jahrhundertelang mündlich fortgepflanzt, wodurch sie Veränderungen und vermeintliche Verbesserungen erlitten, bis sie endlich im 6. Jahrh. in Athen unter den Pisistratiden schriftlich zusammengestellt wurden durch der Sprache

kundige Männer, welche die Einheit des Ganzen wieder herzustellen suchten, und erst im alexandrinischen Zeitalter erhielten die beiden Epen die Gestalt, in der wir sie jetzt kennen.

7. Vergleichung der griechischen Volksepen mit den deutschen.

Das Übereinstimmende beider im äußern springt in die Augen. Diese wie jene basieren auf alten Volkssagen und gingen recht eigentlich aus dem Bewußtsein des Volks hervor. Deshalb ist auch die Geschichte ihrer Entstehung dieselbe, nur daß man bei den deutschen auch nicht einmal annähernd den Urheber der Epen als einheitliches Ganze kennt. Ihrem Wesen als Volksepen gemäß zeichnen sich beide durch die strengste Objektivität der Darstellung aus, und was die Sprache und die künstlerische Anlage betrifft, so stehen die griechischen wie die deutschen Volksepen in ihrem Kreise gleich erhaben da. Die Nibelungen und die Gudrun stehen in demselben Verhältnisse zu einander, wie die Ilias und die Odyssee, weshalb auch wohl einige Litteraturhistoriker die Nibelungen die deutsche Ilias und die Gudrun (zum Überdruß, da sie die erregten Erwartungen nicht zu befriedigen vermag) die deutsche Odyssee genannt haben. Daß dies auch noch nach andern Beziehungen hin gerechtfertigt erscheint, beweist die Verwandtschaft des Stoffes. Wie in der Ilias von vorn herein auf eine große tragische Katastrophe hingearbeitet wird, und ein tiefer Ernst das Ganze durchzieht, so auch in den Nibelungen; wie aber in der Odyssee der mannigfaltige Wechsel buntverschlungener Abenteuer unser Interesse fesselt, so zieht uns auch in der Gudrun die Mannigfaltigkeit der Scenerie und der Begebenheiten an, wozu noch die Gleichheit des Hauptschauplatzes und die Ähnlichkeit in dem Charakter der weiblichen Hauptpersonen, der Penelopeia und der Gudrun, kommt.

Indessen zeigen sich doch auch manche Unterschiede zwischen den griechischen und deutschen Nationalepen. Letztere führen uns mehr auf unser Inneres, wirken mehr auf die Empfindung; ferner vermissen wir bei ihnen die Fülle der Gestalten und den Reichtum der Verhältnisse, die reiche Menschenkenntnis und die gleichmäßig gebildete, weniger rohe Heldensitte, die menschlich reine Natur und die festen Formen der Griechen. Den Unterschied zwischen den Nibelungen und der Ilias giebt Biese treffend an: „In den Nibelungen haben wir mehr die Katastrophe einer Tragödie, als den ruhigen Ausgang eines Epos. Es bleibt hier nichts mehr zu hoffen, wogegen in Homers Ilias der unendliche Hintergrund das Große ist. Eine ganze Welt von Geschlechtern und Stämmen sinkt in jenem verhängnisvollen Sturme unter, und es sind von diesem Grabe nicht, wie von Ilions Mauern, viele Rückfahrten

möglich. In dem griechischen Gedicht gehört zwar der frühe Tod des ersten Helden und der Untergang Trojas zu dem Kreis der Sage, aber beides wird als erst bevorstehend und in der Ferne gezeigt. Hektors Leichenfeier schließt, als die letzte und höchste Verherrlichung seines Sieges, die Handlung der Ilias vollendend und tief beruhigend ab, indem Achill, vor Priamos seine Leidenschaft bezwingend, zum anerkennenden Gefühl des menschlichen Loses gelangt. Das Eigentümliche des Nibelungenliedes dagegen besteht eben darin, daß es auf die scheidende Heroenzeit der Deutschen gebaut ist. In sicherer und bestimmter Entwickelung werden wir der furchtbaren Endkatastrophe zugeführt, ahnungsvoll wird diese vorbereitet, und der Dichter sucht nicht zu wirken durch Mannigfaltigkeit von Episoden, die einen Reichtum von Verhältnissen und Zuständen in den Kreis der Darstellung ziehen, sondern die Hauptwirksamkeit besteht in den innern Konflikten und Gegensätzen, in dem künstlich geschürzten Knoten, in den spannenden Erwartungen, in der Entfaltung der Charaktere, kurz, gerade in dem, was eigentlich dramatisch ist. Das aus dem Dunkel treffende Schicksal hängt nicht mit dem geheimnisvollen Walten einer Götterwelt zusammen, wie bei Homer, sondern geht aus dem Charakter der handelnden Personen hervor. Kriemhild und Hagen sind die Träger des Schicksals, indem sie durch Eigenwillen sich nebst Freunden und Feinden ins Verderben reißen." (Gesch. d. National-Litteratur. I. 90.)

Eine Vergleichung der deutschen Sage von Hilde-Gudrun mit der griechischen von Helena, wie sie in neuester Zeit von Alb. Schott*) versucht worden ist, würde uns hier zu weit führen, weshalb wir nur auf die betreffende Abhandlung darüber verweisen.

Litteratur. Von den Bearbeitungen der griechischen Volkssagen für die Jugend sind die folgenden empfehlenswert:

1. **K. F. Beckers** Erzählungen aus der alten Welt. Herausgeg. v. F. A. Eckstein. 3 Tle. 9. Aufl. Halle, 1861. Mit 15 Stahlst. 4,50 M. — I. Ulysses. II. Achilles. III. Zerstörung Trojas. Ödipus. Herkules. Theseus u. a. kleinere Erzählungen.
2. **Gust. Schwab**, Die schönsten Sagen d. klass. Altertums. Nach s. Dichtern u. Erzählern. 3 Bde. 11. Aufl. Stuttg., 1877. geb. 13,50 M. I. Argonautenzug. Theseus. Ödipus. II. Troja. III. Tantalus. Odysseus. Äneas. — Wenn zwischen Beckers und Schwabs Erzählungen zu wählen ist, so möchten die ersteren dem Alter vom 10. bis 12. Jahre, die von Schwab den folgenden Jahren passender sein.
3. **B. G. Niebuhr**, Griechische Heroengeschichten. An s. Sohn erzählt. 4. Aufl. Gotha, 1870. 1,60 M.
4. Dr. **E. Knapp**, Die Heimfahrt des Odysseus. Mit 24 Holzschn. Hambg., 1850. 4,50 M. — In 24 Kapiteln nach d. 24 Gesängen des Odysseus, streng dem Original sich anschließend.

*) In seiner Einleitung zu Gudrun, herausgeg. v. Vollmer. Lpzg., 1845. 32 ff.

5. **Wiedasch**, Deutscher Haus- und Schul-Homer. Stuttg., 1857. 3 M.
6. **Ferd. Schmidt**, Heroengeschichten. Erzählungen aus der griechischen Vorzeit. Berlin. 1 M.
7. **Albert Richter**, Götter u. Helden. Lpzg., 1875. I. 1,20 M.

Leben und Charakteristik Voßens.

I.

Der Dichter erzählt selbst:*) „Ich ward geboren am 20. Hornung 1751 zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg und mit meines Vaters Namen, Johann Heinrich, getauft. Mein Vater, der nach abgelaufener Pacht eines grubenhagischen Vorwerkes ein städtisches Geschäft anfangen wollte, hatte, noch unschlüssig in der Wahl des Ortes, hier für den Winter ein bequemes Haus gefunden. Im Sommer zog er nach dem Städtchen Penzlin, wo er den Zoll von dem Baron Malzahn und ein Haus mit einigen Gärten, samt der Gerechtigkeit des Bierbrauens und Branntweinbrennens, gekauft hatte.

Die Ansiedelung meiner Eltern in Penzlin hatte gutes Gedeihen, zumal da der betriebsame Vater auch mit der Feder sich mancherlei Nebenerwerb, und zwar sogar als Sachwalter, zu verschaffen wußte. Er kannte das dort gültige lübsche Recht wie wenige; er entschied verwickelte Fälle mit Leichtigkeit und bestimmte die Anwendung des Gesetzes.

Hier also war es, wo ich zuerst Vater und Mutter lallte und die ersten Eindrücke der Kindheit empfing. Ein artiges Städtchen auf einer Anhöhe mit alter Mauer, bebüschtem Wall und einer verfallenen Burg; ein weites, sanft hügelichtes Stadtgebiet vom triebsamsten Grund, Waldungen von Eichen und Buchen, fischreiche Seeen, durch Wiesenbäche zusammenfließend; umher eine Menge adeliger Landgüter, die dort absetzten und einkauften; eine durch Fleiß und Verkehr wohlhabende und mutige Bürgerschaft von einfachen Sitten. Mit Vergnügen denke ich jener Abende, da bei uns, ihre Flasche Bier leerend, die gewanderten Meister samt dem Wundarzte, dem Musikanten, dem Kaufmanne, bald Bemerkungen über Länder und Städte austauschten, bald durch schalkhafte Laune sich belustigten. Selbst einige Edelleute, die dort mit wenigem anständig lebten, unterhielten die Gesellschaft von ihren Feldzügen. Einer hatte mit zierlicher Hand mehrere Bände Lieder von Hagedorn geschrieben, die er mir mitteilte. Ich hatte auch Zutritt in das Haus eines lateinischen Bürgermeisters, der den Terenz (ein römischer Dichter) liebte, des verständigen Apothekers,

*) „Erinnerungen aus meinem Jugendleben", wieder abgedr. in d. Briefen v. J. H. Voß, herausgeg. v. Abraham Voß. Halberstadt, 1829. I.

des mir unvergeßlichen Rektors und beider ehrwürdigen Prediger. Auch führte mich mein Vater zu benachbarten Landpredigern, Pächtern und Gutsherren, mit welchen er in Geschäften und freundschaftlichen Verhältnissen stand.

In der Oberschule wies mir der Schulmeister wegen meines fertigen Gedächtnisses den obersten Platz an. Die aufgegebenen Glaubenslehren oder Sprüche, für den kindlichen Begriff ausgewählt und erklärt, die Gebote und schönen Reime, ja Festlieder von Luther und Paul Gerhardt überlas ich ein paarmal, flüsterte für mich die Probe mit zudeckender Hand und erbot mich zum Aufsagen!

So sehr der Schulmeister mein Gedächtnis lobte, so unzufrieden war er mit meinem träumerischen Wesen, welches er Duselei nannte. Denn wo es etwas zu gaffen gab (und die Heerstraße von Penzlin war lebhaft), da vergaß ich das Weitergehen. Häufig also ward ich von dem Lehrer mit dem biblischen Ausdrucke empfangen: „Da kommt der Träumer her! Gewiß hat er schon wieder die Gassensteine und die Ziegel gezählt!“ Ich sollte durch solche Kränkung gebessert werden und mußte unter bittern Thränen mich untenan setzen. Was half's? Einige Tage machte die Demütigung mich zum Lernen unlustig; bald bei einer neuen Aufgabe: Schelm der letzte! zischelte ich zu den Schadenfrohen, sagte meinen Gesang her und rückte hinauf.

Von Kindheit an regte sich in mir eine unersättliche Wißbegierde. Ich beachtete die mannigfaltigen Arbeiten des künstlerischen Oheims und alle mir zugänglichen Werkstätten, und wo man nachpfuschen konnte, da ward keine Schwiele, kein Schnitt in die Hand geachtet. Als ich einst beim Nachbar Nagelschmied, das Spalten der Eisenbarren zu sehen, hinter einem Gesellen stand, legte plötzlich der Meister die glühende Stange auf den Ambos, und der Hammer sauste dicht vor meinem Ohre vorbei. Ein schneeweißer alter Mann, der gern mit Kindern an der Sonne saß, verjüngte sich bei meinem Nachfragen und erzählte, wie nach dem 30jährigen Kriege man die Spur eines Dorfes im aufgeschlossenen Walde gesucht, wie der große Komet so weit durch den Himmel gereicht, wie dann der Moskowiter und die Tataren gewirtschaftet, und wie vor dem Brande das alte Penzlin ausgesehen. Auch die Preußen des 7jährigen Krieges hatten an meiner Neugier und an den Märschen, die ich auf dem Klavier klimperte, ihre Lust und machten mir einen Musketierzopf. Stets aber, so oft es die Stunde gab, wurden Eltern und Oheim mit Fragen behelligt. Der Oheim, als wir abends auf der Bank an der Thüre die heimkehrenden Arbeiter und Herden betrachteten, hatte mir eben die fallenden Sterne und Lufterscheinungen erklärt; ich wollte mehr wissen und hörte beschämt: „ein Narr könne mehr fragen, als zehn Kluge beantworten.“

Eine neue Welt eröffnete sich dem lernbegierigen Knaben, als er mit einigen Knaben Penzlins und den Kostgängern des Rektors Latein lernte und durch die Fabeln des Phädrus in den Cornelius, Cäsar und Ciceros Briefe vordrang. Die griechische Sprache lernte er für sich. Sein lebhafter Wunsch, sich der Gelehrsamkeit zu widmen, bewog endlich den Vater, den 14jährigen Knaben auf die Schule nach Neubrandenburg (in Mecklenburg am Tollensee) zu schicken, wo er, gleich in die oberste Klasse gesetzt, vom Frühlinge 1766 bis zum Herbste 1769 blieb. Hier verlor sich zwar, wie er selbst sagt, der Blumenweg seiner Jugend in eine rauhere Dornenbahn, da er bei beschränkten Mitteln oft mit Not und Entbehrung zu kämpfen hatte; allein das Studium der Alten und namentlich auch die Lektüre der damals blühenden Dichter Klopstock, Haller, Hagedorn, Kleist, Ramler und Uz ließen ihn die Sorgen des Lebens vergessen. Schon damals dichtete er Idyllen und verfertigte Oden und Lieder, von denen das erste ein höhnendes Herausforderungslied an den Lehrjungen eines Nagelschmieds war.

Gern hätte nun Voß die Universität zu Halle bezogen, allein der in immer tiefere Armut versinkende Vater konnte ihm nicht mehr die geringste Unterstützung geben, und so nahm er bereitwillig mit der Absicht, die nötigen Mittel zum Studieren zu ersparen, eine Hauslehrerstelle bei einem adeligen Gutsbesitzer zu Ankershagen unweit Penzlin an und brachte dritthalb Jahre, von 1769—72, in diesem Verhältnisse zu, das ihm bei 210 Mark Gehalt und hochmütiger Behandlung ein sehr drückendes wurde. Von hier aus wurde er mit dem Prediger in Großen-Vielen, Brückner, bekannt, der selbst Dichter war, und auch ihn zu größeren poetischen Arbeiten aufmunterte, und so kam er in Verbindung mit Boie, dem Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, der ihn bewog, seine Hauslehrerstelle niederzulegen und nach Göttingen zu kommen. Dorthin ging er denn auch zu Ostern 1772, und bekam durch Boie einen freien Tisch, freie Kollegien und eine freie Stube, welche Boie bezahlte. Der Aufenthalt in Göttingen wurde für Voß insbesondere dadurch von großer Bedeutung, daß er hier gleichstrebende dichterische Genossen antraf, welche unter einander bald einen Bund stifteten, der unter dem Namen

Göttinger Dichterbund

oder Hainbund bekannt ist. In einem Briefe an Brückner nennt uns Voß seine Freunde: „Hölty, ein sehr malerischer Dichter; beide Millers, Vettern des Dr. Miller und Minnesänger; Wehrs, mehr Beurteiler als Dichter; Ewald, ein feuriges Genie, das sich aber von dem windigen Riedel hat

verführen lassen, ungefeilte Oden herauszugeben; Cramer, ein Sohn des berühmten Cramer,*) von dem Sie die Ode auf Bernstorffs Tod kennen, ein Kopf, der ungemein viel verspricht; Esmarch, ein bloßer Dilettant, der aber die Alten sehr vertraut kennt, und der mit mir jetzt, für den Unterricht im Französischen, den Pindar (ein griechischer Odendichter) liest; und Seebach, den Sie in vielem haben kennen lernen." Weiter erwähnt er noch des milden Fr. Hahn aus Zweibrücken, den er einen Feind aller Gallier, „die unser deutsches Vaterland mit ihren Sitten verderben", nennt. Noch gehörte zu diesem Bunde Cloßen aus Eßlingen, Clauswitz, die Stolberge, Graf Schönborn; auch Leisewitz und Klöntrup aus dem Osnabrückschen. Bürger war Freund, nicht Mitglied des Bundes.

Über die Entstehung des Bundes schreibt Voß an Brückner: „Ach, den 12. September (1772), mein liebster Freund, hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem entlegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns dann ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen und tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, — riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an, und versprachen uns ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urteilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Los zum Ältesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen." Die Bundesversammlungen schildert Voß in einem spätern Briefe also: „Alle Sonnabende um 4 Uhr kommen wir bei einem zusammen. Klopstocks Oden und Ramlers Gedichte und ein in schwarzvergoldetes Leder gebundenes Buch mit weißem Papier in Briefformat liegen auf dem Tische. Sobald wir alle da sind, liest einer eine Ode von Klopstock oder Ramler her, und man urteilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben und über die Deklamation des Vorlesers. Dann wird Kaffee getrunken, und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen und darüber gesprochen. Dann nimmt es einer, dem's aufgetragen wird, mit nach Hause und schreibt eine Kritik darüber, die des andern Sonnabends vorgelesen wird. Das obige

*) Liederdichter, Biograph Gellerts.

schwarze Buch heißt das Bundesbuch, und soll eine Sammlung von den Gedichten unseres Bundes werden, die einstweilen durchgehends gebilligt sind. Noch steht nichts darin, weil die Gesänge, die jeder über das Bündnis unter der Eiche gemacht, anfangen sollen, aber nach meinem Gefühl noch nicht eingeschrieben werden können."*)

Der Franzosenhaß der Bundesgenossen war allgemein, man haßte die Nation im ganzen. Bis tief in die Mitternacht wandelten einst Stolberg, Voß und Hahn im dunkeln Zimmer ohne Licht herum und sprachen von Klopstock, Deutschland, Freiheit, großen Thaten und Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achte. Mit Klopstocks Namen aber bezeichneten sie alles, was ihren heiligsten Eifer schnellte. Der Dichter hatte jedem der Jünger durch die Stolberge einen Kuß gesandt; er ließ ihnen die Probebogen der im Druck begriffenen Gesänge des Messias zusenden, und als sein Geburtstag am 2. Juli 1773 eintrat, hatte die Vergötterungslust der thatenlosen, aber thatendürstenden Jugend ihren Gipfel erreicht. Der regnerische Tag begünstigte die Feier im Freien nicht. Man kam deshalb am Nachmittag auf Hahns Stube, welche die größte war, zusammen. „Eine lange Tafel," schreibt Voß, „war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkojen bestreut, und auf ihm Klopstocks sämtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen, und Hahn etliche auf Deutschland sich beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee: die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Eberts, Goethes, Herders u. s. w. Klopstocks Ode „der Rheinwein" ward vorgelesen, und noch einige andere. Nun war das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopfe, von Deutschland, von Tugendgesang, und du kannst denken, wie. Dann aßen wir, punschten, und zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildnis. Klopstock, er mag's gehört oder vermutet haben, hat geschrieben, wir sollten ihm eine Beschreibung des Tags schicken."

Daß die schwärmerische Begeisterung der jungen Musensöhne vielfältig gemißdeutet und ins Lächerliche gezogen wurde, kann

---

*) Nach Auflösung des Hainbundes sah Voß das Bundesbuch als sein Eigentum an. Zur Zeit ist es im Besitze des Herrn Gymnasial-Direktors Prof. Dr. E. Klußmann in Rudolstadt. Es sind 2 Bde. in Großquart. Die Aufzeichnungen im Bundesbuche gehen vom 28. Septbr. 1772 — 3. Juli 1773. Sämtl. Gedichte sind von den Verfassern selbst geschrieben. Bei einigen steht von Joh. Mart. Millers Hand: „verworfen".

nicht befremden. Die meisten der gelehrten Herren Professoren warnten öffentlich vor den unnützen und brotlosen Spielen der Phantasie, stichelten auf schöne Geister, auf Empfindsamkeit und nichtige Ruhmsucht und beklagten die belletristische Ungründlichkeit. Andere erfanden geradezu Märchen, wie z. B. daß auf dem Stolbergschen Schlosse zu Wernigerode ein großer Saal sei, wo die Barden Deutschlands unter dem Ältesten, Gleim, um einen Tisch, dessen Ehrensitz für Klopstocks Geist ledig gelassen werde, bei Bier und Tabak ein jährliches Fest begingen. Die Bundesglieder kümmerten sich wenig um diese und andere Erfindungen und wirkten in dem ursprünglichen Geiste fort, d. h. sie gefielen sich nicht bloß in leichten poetischen Ergüssen, sondern lagen auch strengen Studien ob. Diese festlichen Gelage, deren Reihe sich dünn genug über das Jahr hinziehen mochte, wurden von vielen einsamen Tagen und bei der Lampe durchwachten Nächten unterbrochen, in denen der hehre Flug der Phantasie und der poetische Traum der bittern Wirklichkeit und der Sorge des Lebens weichen mußten. Manche jener Jünglinge übersetzten um den Groschen. Bürgers trübselige Lage ist schon oben erwähnt worden; Hölty saß Nächte lang beim Übersetzen englischer Werke. Und diese dunkle Seite ist nicht die einzige, die bei den Göttingern auffällt. Viele ereilte früher Tod. Hölty, Cloßen, Seebach, Hahn starben, ehe sie die Dreißig erreicht hatten. Die Überlebenden liefen in ihren Schicksalen wie in ihren Charakteren auseinander. Im Ringen um den Ruhm und die Hoheit des Vaterlandes hatten die Freunde zusammengestanden, so lange Träume, Empfindungen und edle Vorsätze die ganze Steuer waren; sie schieden, als sie selbst an den Kampf des Lebens herantraten. Daß dieser unserem Voß nicht leicht wurde, beweist der fernere Verlauf seines Lebens.*)

Ostern 1774 war er so glücklich, die langersehnte Reise nach Hamburg zu Klopstock machen zu können. Diese ward aber für Voß am wichtigsten dadurch, daß sie ihm Gelegenheit bot, auch nach Flensburg zu Boies Eltern zu reisen, mit deren Tochter Ernestine er sich verlobte. Im folgenden Jahre übertrug ihm Boie die Redaktion des Musenalmanaches, die er um so lieber übernahm, als er mit Sicherheit hoffen durfte, bis zu seiner Anstellung von derselben leben zu können. Um sich dem Unternehmen ganz ungestört hingeben zu können, zog er im April 1775 nach Wandsbeck, wo er in Claudius' Gesellschaft ein idyllisches Leben führte, **) das nur durch den Tod seines Schwieger-

---

*) Vergl.: Prutz, Der Göttinger Dichterbund. Zur Gesch. d. d. Litteratur. Lpzg., 1841.

**) Vossische Briefe von dort her lassen das am besten erkennen: „Ich schreibe dies, heißt es in einem derselben, auf Claudius' Stube, der mit seiner Frau und Miller nach dem Holze gegangen ist, die liebe Nachtigall zu

vaters und Höltys, die beide im J. 1776 starben, getrübt wurde. Voßens Bewerbungen um eine Professur in Kiel, sowie um das Konrektorat einer Schule in Hamburg waren erfolglos, und so entschloß er sich, ohne ein Amt zu heiraten. Im J. 1777 führte er seine Ernestine als Gattin heim und mit ihr einen Schatz von Lebensglück. Das höchste Glück im eigenen Hause bei stiller Thätigkeit findend, dehnten sie ihre geselligen Beziehungen nicht zu weit aus; doch fehlte es nicht an Besuchen von berühmten Schriftstellern. Der Verlust des Vaters, welcher im Juni 1778 starb, die Sorge um die verwitwete Mutter zu einer Zeit, wo der sich vergrößernde Hausstand ohnedies Sorge genug machte, stimmten Voßens Heiterkeit sehr herab und ließen ihm die Zukunft traurig genug erscheinen. Seine Pflichten als Familienvater im Auge habend, meldete er sich zu der Rektorstelle in Otterndorf im Lande Hadeln, die bei täglich sechsstündiger Schularbeit kaum 900 M. einbrachte. Er wurde gewählt und trat sein Amt im Herbst 1778 an.

So treu nun auch Voß in seinem Berufe arbeitete, so konnte doch sein rastloser Geist in der engen Sphäre des Schullebens nicht befriedigt werden, und sobald er einige Mußestunden gewann, arbeitete er an der Übersetzung der Odyssee, die er im J. 1779 vollendete.*) Der Umgang mit guten Menschen, namentlich mit seinem Schwager Boie,**) der seit 1781 Landvogt in Meldorf war, verschaffte ihm viele glückliche Stunden, und erst dann wurde ihm sein Aufenthalt in Otterndorf bedenklich, als das Marschfieber sowohl seine, als der Familie Gesundheit angriff. Daher war in der Zeit der durch Krankheiten hervorgebrachten häuslichen Leiden ein Brief Stolbergs mit der Nachricht, die Rektorstelle in Eutin sei offen, wie ein Lichtstrahl in dunkler Nacht, und am 1. Juli 1782 verließ er Otterndorf, um das neue Amt, dessen äußere Verhältnisse jedoch nicht so lockend waren, anzutreten. Hier hatte er mit mancherlei Not zu kämpfen, und erst, als er

---

hören. Heute morgen bin ich wacker im Holze herumgeschlendert. — Claudius hat uns eine Einladung in Knittelversen geschickt. Wir liegen den ganzen Tag im Walde, oder in seinem Garten auf einem Grasstück, hören die Nachtigall schlagen — — Wenn ich so des Abends mit ihnen sitze und das Herz sich öffnet, dann fühle ich's, daß es noch Rechtschaffenheit und Tugend giebt, und feuriger wird der Entschluß, immer besser zu werden."

„Abends," erzählt Ernestine Voß, „waren wir häufig mit Claudius zusammen, und in dem Hause, wo nach vorhergegangener Untersuchung das meiste Essenswürdigste sich fand, ward die Tafel gedeckt. — Auch bei Reisbrei und abgesotteten Kartoffeln konnten wir sehr lustig sein. Wenn Claudius bei uns war, so hatte er immer seine älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden; die ward dann in unser Bett gelegt, bis sie wieder heimgingen.

*) Sie erschien 1781.

**) Vergl.: H. Chr. Boie, Beitrag z. Gesch. d. deutschen Litteratur im 18. Jahrh. v. K. Weinhold. Halle, 1868. 4,50 M.

in einer Eingabe an den Minister Holmer mit bescheidener Freimütigkeit um Verbesserung seiner äußern Lage bat, ward ihm diese durch eine Gehaltszulage von 300 M., der später (1784) noch die Übergabe des wohl eingerichteten Hauses des Grafen von Stolberg als Amtswohnung folgte. Das beschwerliche Schulamt griff jedoch schon jetzt seine Gesundheit an, und eine große Reizbarkeit stellte sich bei ihm ein, so daß ihn die leichtesten Unannehmlichkeiten tief verstimmten. Er suchte die Heilmittel für seinen Zustand in der Beschäftigung und übernahm die Übersetzung der Ilias, die im Mai 1787 vollendet war. Die Übersetzung gab die Veranlassung zu einer Verstimmung zwischen Voß und Stolberg, da des letzteren Eitelkeit gekränkt worden war in dem Gefühle, von Voß übertroffen worden zu sein; ja das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden Männern wurde endlich ganz gelöst durch Stolbergs Übertritt zum Katholicismus, den Voß später in der Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" aus Stolbergs Charakter und Umgang zu erklären suchte.

Im J. 1789 gab Voß auf seine Kosten die Übersetzung von Virgils Gedicht vom Landbau heraus, über dessen Ton und Auslegung er zwei Jahre später eine kleine Rechtfertigungsschrift verfaßte. Damals verbesserten sich seine äußern Lebensumstände so, daß er einen Ruf nach Kiel mit 3000 M. Gehalt ausschlagen konnte. Das angestrengte Arbeiten rieb ihn jedoch so auf, daß er endlich sich entschloß, zur Stärkung seiner Gesundheit eine Reise nach Halberstadt und Weimar zu Gleim und Wieland zu unternehmen, die ihn schon seit längerer Zeit eingeladen hatten. Im Frühjahr 1794 führte er seinen Vorsatz aus und hatte dies nicht zu bereuen, da er nicht bloß die interessantesten Bekanntschaften anknüpfte, sondern auch so gestärkt zurückkehrte, daß er 1795 seine „Luise" vollenden und den 2. Teil seiner Gedichte für den Druck vorbereiten konnte. Auch die meisten seiner Übersetzungen entstanden in dieser Zeit, so namentlich Ovids Verwandlungen und Virgils Äneide. Die alten Übel kehrten aber, noch verstärkt durch anhaltende Arbeit und den Kummer über den Tod seines Schwagers Boie und des Kapellmeisters Schulz, immer wieder zurück, so daß er sich im J. 1802 zur Bitte um Entlassung aus seinem Amte genötigt sah. Seine Wünsche wurden erfüllt; der Herzog bewilligte ihm eine Pension von 1800 M. mit der Erlaubnis, im Auslande zu leben und sich nur als einen Verreisten zu betrachten, dessen Rückkehr zu jeder Zeit erfreulich sein werde.

Voß wählte nun Jena, wo seine beiden ältesten Söhne Heinrich und Wilhelm studierten, zu seinem neuen Wohnorte, und fand sich bald in den angenehmsten Verhältnissen. Der Umgang mit Schiller und Goethe wirkte höchst anregend auf seinen für alles Schöne empfänglichen Geist ein, und diese suchten ihn dem

Lande zu erhalten. Bald erhielt Voß den Antrag, die Stelle des Direktors am Gymnasium zu Weimar zu übernehmen, und da er ihn ablehnte, wurde er aufgefordert, die Oberaufsicht der Landesschulen zu führen; allein auch dieses ehrenvolle Anerbieten nahm er nicht an. Für seinen Sohn Heinrich errichtete man in Weimar eine neue Lehrerstelle, und eine Anweisung auf eine Naturalienlieferung von Holz, Korn und Wildbret, die sich auf 200 Thlr. belief, beweist die Gunst, welche Voß von dem Großherzog von Weimar erfuhr.

Eine Reise nach Süddeutschland hatte zur Folge, daß er von dem Kurfürsten von Pfalzbayern den Antrag erhielt, ohne weitere Verpflichtung, bloß um der Hochschule Glanz zu verleihen, mit einem Jahrgehalt von 1750 M. in Heidelberg sich niederzulassen. Mit Freuden nahm er dies Anerbieten an und begab sich im J. 1805 nach Heidelberg, wo er ein dauerndes Wohlsein fand und sich um so glücklicher fühlte, als sein Sohn Heinrich im Winter 1806 als Professor der Altertumswissenschaften an die dortige Universität berufen wurde. Aus dieser Periode stammen die Übersetzungen des Horaz, des Hesiod und anderer klassischen Schriftsteller; auch unternahm er gemeinschaftlich mit seinen Söhnen Abraham und Heinrich eine Übersetzung des Shakespeare, welche durch Treue und metrische Genauigkeit sich auszeichnet und sowohl in Bezug auf das Verständnis des englischen Dichters, als auch in Rücksicht der deutschen Sprache verdienstlich ist.

In seinen späteren Lebensjahren sollte Voß einen harten Schlag des Schicksals erfahren: am 20. Okt. 1822 stand er an dem Sterbebette seines teueren Sohnes Heinrich, den er nur um wenige Jahre überlebte; denn am 29. März 1826 starb der 75jährige Greis, noch bis auf die letzten Tage mit litterarischen Arbeiten beschäftigt.*) „Ein Mann war in ihm der deutschen Welt entrissen,“ sagt ein Biograph, „dessen Name mit Luthers und Lessings Namen zusammen genannt zu werden verdient, der so wahr, so einfach, so tapfer im Kampfe für die Wahrheit war, wie jene beiden, der wie sie keine kleinlichen Rücksichten, keine Sorge um persönlichen Vorteil, sei es des Geldes oder der Ehre, kannte, der ein Herz hatte für sein Volk, das er durch That, Wort und Schrift zu veredeln suchte, der das Glück des einfachen Standes und Lebens, der natürlichen Verhältnisse dichtend verherrlichte und dadurch im Volke einen zufriedenen Sinn zu verbreiten suchte, der an Lessings Quelle getränkt, aus Luthers Bibel mit Kraft der Sprache und Gesinnung ausgerüstet, ein Kämpfer war für die Freiheit des Denkens und für geläuterte Religion.

*) Am 2. Nov. 1875 wurden seine Gebeine, wie die seines Sohnes Heinrich u. s. Gattin Ernestine vom St. Annenkirchhofe nach dem neuen Kirchhofe in Heidelberg übergeführt.

II.

Überblicken wir am Schlusse seines Lebens seine gesamte Wirksamkeit als Dichter, so finden wir diese nach zwei Richtungen hin von Bedeutung. Seiner auf Beschränkung gerichteten Natur, der Art seiner Erziehung und seines Lebens in größtenteils ländlicher Umgebung entsprechend, wirkte er zunächst als Lieder- und Idyllendichter mit Erfolg. Schon als Jüngling hatte er mit Hölty den Plan gefaßt, Deutschland und Italien zu durchwandern und das Leben der Landbewohner veredelt in Idyllen und Liedern darzustellen, und er schrieb schon 1775 an den Markgrafen von Baden jenen merkwürdigen Brief, in welchem er dem edlen Fürsten, der den Bauernstand als die Wurzel betrachtete, aus welcher das Wohl des ganzen Staats emporblüht, vorschlägt, einen Landdichter zu bestellen, „den Herz und Pflicht antrieben, die Sitten des Volkes zu bessern, die Freude eines unschuldigen Gesanges auszubreiten, jede Einrichtung des Staats durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und ein regeres Gefühl seiner Würde beizubringen". Er selbst getraut sich mit Hilfe seiner Freunde in einigen Jahren eine ganze Sammlung Idyllen und Lieder zu liefern, die größtenteils eine nähere Beziehung auf die glücklichen Unterthanen von Baden hätten. Über den Wert seiner ländlichen Gedichte ist verschieden und meist sehr absprechend geurteilt worden. Wilhelm von Schlegel sagt u. a.: „Die Musen müssen nicht für die Haushaltung sorgen; sie hören auf, Göttinnen zu sein, wenn sie sich mit dem alltäglichen Treiben des Menschen so gemein machen, daß sie ihn vielmehr vor der unbedeutenden Leere des Lebens, in die er beständig zu versinken geneigt, bewahren sollten." Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß viele der ländlichen Gedichte sich nicht über das Gewöhnliche erheben und zu absichtlich belehren; aber desto wahrer ist das Urteil, welches Schlosser*) fällt: „daß die Wirkung seiner Gedichte auf die mittleren Stände, auf die Familien mit sehr mäßigem Einkommen sehr groß war. Voß söhnte diese durch die süße Täuschung einer Gattung Poesie, die ihren Verhältnissen angepaßt war, mit ihrem Schicksale aus: er lehrte sie den anscheinend ärmlichen Genuß idealisch erhöhen und eine harte Entbehrung durch eine Spannung des Gefühls, und einen Ausdruck, den man freilich Sentimentalität schalt, sich und den Ihrigen versüßen. Das Leben ward leichter durch die der Prosa desselben näher gebrachte Poesie; dadurch ward einer höhern Art von Dichtung der Weg eher gebahnt als gesperrt." Auch Goethe spricht sich beifällig aus**): „Diese Gedichte stellen zwar mehr die Reflexion eines

---

*) Gesch. d. 18. Jahrh. IV. 170.

**) Über J. H. Voßens Gedichte. Sämtl. Wke. 28. Bd., 91.

dritten, als das Gefühl des Gemeinen selbst dar; aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfner sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte finden wollte; wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft: so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist: wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken und ihn dabei wünschenswert zu finden gewöhnt wird."

In Bezug auf den Stoff zu den Idyllen griff Voß vielfach fehl; doch hat er in den besseren Stücken dieser Gattung, wie wir dies schon oben bei der Besprechung des 70. Geburtstags und der Luise nachgewiesen haben, Vorzügliches geleistet.

Die eigentliche litteraturgeschichtliche Bedeutung Voßens ruht in seinen Übersetzungen und namentlich in der Übersetzung des Homer. Nach dieser Richtung hin ist Voß der bedeutendste unter den Göttingern und ein bedeutungsvoller Förderer unserer Gesamtlitteratur. Ein Ehrenplatz unter den größten Geistern unserer Nation wird ihm stets gesichert bleiben. Von seinen übrigen Übersetzungen ist übrigens nur noch die der Georgica des Virgil mit Beifall aufgenommen worden.

Litteratur.

A. Voßens Schriften.

Sämtl. poet. Werke. Neue Ausg. 5 Bde. 16. Lpzg., 1853. 8 M. (Inh.: I. Biographie [von Frd. E. Theod. Schmid]. II. Luise. III. Idyllen. IV. Oden und Elegieen. V. Oden u. Lieder. Vermischte Gedichte. Epigramme.)
K. Gödeke, Voß' Luise. Mit Einl. u. Anmerk. Lpzg., 1869. 1,20 M.
Homers Wke. 2 Bde. 16. Stuttg., 1851. 3 M.
Virgils ländliche Gedichte. 2 Bde. Eutin u. Hambg.; 4 Bde. Altona, 1830.
Zeitmessung der deutschen Sprache. Königsbg., 1831. 5 M.
Virgils Werke. 3 Bde. Braunschw., 1822. 15 M.
Ovids Verwandlungen. 2 Bde. Braunschw., 1829. 8 M.
Horaz. 2 Bde. Braunschw., 1820. 10 M.
Tibullus. Tübgn., 1810. 7,50 M.
Aristophanes. 3 Bde. Braunschw., 1821. 14 M.
Hesiod. Heidelb., 1806. 3 M.
Theokrit, Bion und Moschus. Tübgn., 1808.
Aratus. Heidelbg., 1824. 8 M.
Äschylus. Heidelbg., 1839. 1,50 M.
(Homers) Hymnen an Demeter. Ebendas., 1826. 8 M.
Shakespeares Wke. 9 Bde. Lpzg., 1818—39. (Vollendet v. s. Söhnen.) 27 M.
Properz. Braunschw., 1830. 5 M.
Mythologische Briefe. 3 Tle. Stuttg., 1827. 20 M.
Antisymbolik. 2 Tle. Stuttg., 1824—26. 14,25 M.

Über Gleims Briefsammlung. Heidelbg., 1827. 75 ₰.
Über Götz und Ramler. Mannh., 1809. 3 M.
Abriß meines Lebens. Rudolst., 1818.
Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? (In Paulus' Sophronizon.) 1819.
Bestätigung der Stolbergschen Umtriebe. Stuttg., 1820. 2,60 M.
Voß gegen Perthes. Ebendas., 1822. 1,50 M.
Kritische Blätter. 2 Tle. Ebendas., 1828. 17,25 M.
Briefe von J. H. Voß. Herausgeg. v. Abraham Voß. 3 Bde. 12 M. Nebst erläut. Beilagen v. Ernestine Voß. Lpzg., 1840. (Hauptquelle für d. Gesch. d. Göttinger Dichterbundes.)

B. Schriften über Voß.

H. Döring, Voßens Biographie. Weimar, 1834. 2,65 M.
(Frd. C. Theod. Schmid), Voßens Biographie. Im 1. Bde. v. Voßens sämtl. poet. Wken.
W. Herbst, Joh. Heinr. Voß. Lpzg., 1872—76. 2 Bde. 22 M.

XLIV. Joh. v. Müller.

Schlacht bei Morgarten 1315.

Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft. Lpzg., 1825. II. 65 ff. Stuttg., 1832. III. 287. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 55. — Lüben, Auswahl II. 112.

1. Geschichtliche Vorbemerkung.

Nach des deutschen Kaisers Albrechts I. Tode (1308), unter welchem sich die Schweizer von dem österreichischen Drucke durch Verjagung der Landvögte freigemacht, wählten die Kurfürsten Heinrich VII. von Luxemburg, und dieser, der die Schweizer als unmittelbare Reichsvasallen betrachtete, schützte sie gegen Österreichs Übergriffe. Dankbar dafür, zeigten sie sich ihm als treue Anhänger und begleiteten ihn auf seinem Zuge nach Italien. Als aber Heinrich plötzlich starb und von zwei entgegengesetzten Parteien zwei Kaiser, Friedrich von Österreich und Ludwig von Bayern, gewählt wurden, brach wieder böse Zeit herein über das Volk der Schweizer. Denn Herzog Leopold von Österreich, ein Sohn des Kaisers Albrecht, wollte sie, die für Bayern sich erklärt hatten, zur Anerkennung Friedrichs zwingen und zog deshalb mit einem großen Heere herbei, um, wie er sagte, diese Bauern mit seinem Fuße zu zertreten. In drei Haufen bewegte sich die Macht des Herzogs heran; die eine Schar, 4000 Mann stark, sollte unter dem Grafen von Straßberg, vom Oberlande her über den Brünig, in Unterwalden, die andere von Luzern über den See einbrechen, und mit der dritten zog der Herzog selbst, umgeben von vielen Rittern, von Zug her gegen Schwyz. Dieser Macht stellten sich 1300 Eidgenossen, 600 von Schwyz, 400 von

Uri und 300 von Unterwalden entgegen. Bald sollte der Herzog diese Bauern zu seinem eigenen Verderben kennen lernen, wie uns das vorliegende Lesestück erzählt.

2. Erläuterungen.

„Morgarten“, eine Alpe östlich vom Ägeriesee.

1. Abschn. „Die Verschanzung der Eingänge des Landes“. Die Alpen sind eine natürliche Festung der Schweizer, deren Thore von mehr oder weniger schwer zu übersteigenden Pässen gebildet werden. Werden diese verschanzt, so kann schon eine geringe Anzahl entschlossener Männer überlegenem Feinde den Eingang wehren.

„Eidgenossen“ nennen sich die Schweizer, weil sie Genossen eines mit hohem Eide beschworenen Bundes sind. Dieser Eid verpflichtet sie unter anderm auch, einander gegenseitig Hilfe zu leisten, deshalb warten sie auf die „erste Mahnung eilender Hilfe“, d. h. auf den ersten Ruf um schnelle Hilfe, um dann sofort dem Feinde entgegen zu gehen. — Zur Zeit der Schlacht bei Morgarten bestand die Eidgenossenschaft aus den drei Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden.

„Weiler“, eine kleine ländliche Ortschaft ohne Kirche und eignes Gericht, zu klein, um ein Dorf genannt zu werden.

„Von Zug auf Arth“, zwei Ortschaften am Zuger See, erstere ein kleines Städtchen, letztere ein großes Dorf.

2. „Waldstätte“ hießen die Urkantone, weil sie am Waldstättersee lagen. Als 1332 auch das an diesem See gelegene Luzern dem eidgenössischen Bunde beitrat, wurde der See Vierwaldstättersee genannt.

3. „Landmarken“, Landgrenzen.

„Des gemeinen Besten“, der Gesamtheit, der Wohlfahrt aller.

„Inner und außer die Grenzen und Landmarken“, richtiger: innerhalb und außerhalb der Grenzen und Landmarken.

4. „Wintermonat“, November, der 15.

„Kürasse“, Brustharnische.

„Das Angedenken der Geschichte“, die Kunde von der Geschichte des Landes.

„Hallbarden“ oder Hellebarden sind kurze, mit einem Beile versehene Spieße, mit denen ebensowohl gehauen, als gestochen werden konnte.

„Und Landenberg nicht mehr verschont“. Bei der Befreiung der Schweiz am 1. Jan. 1308 wurde der Landenberg, der Landvogt in Unterwalden, zwar gefangen genommen, dann aber, als er geschworen hatte, die Waldstätte nicht wieder zu betreten, ungekränkt entlassen.

6. „Oberwaldner“ hießen die im höhern Gebirge wohnenden Eidgenossen des Kantons Unterwalden, im Gegensatz zu den am See wohnenden. Noch jetzt scheiden sich die Unterwaldner in die ob dem Walde und die nid dem Walde.

7. „Hergestellt“, wieder aufgenommen.

3. Gliederung.

I. Die Hauptschlacht gegen Herzog Leopold. (Abschn. 1—5.)
  A. Die Vorbereitungen zur Schlacht. (1—3.)
    1. Sammlung der Eidgenossen in Schwyz. (1.)
    2. Redings Rat. (1.)
    3. Auszug der Eidgenossen zur Schlacht. (2.)
    4. Vaterlandsliebe der 50 Verbannten. (3.)
  B. Die Schlacht selbst. (4. 5.)
    1. Anzug des feindlichen Heeres. (4.)
    2. Eröffnung der Schlacht durch die 50 Verbannten. (4.)
    3. Der Kampf der Dreizehnhundert. (4.)
    4. Der Sieg. (5.)
II. Der Kampf gegen Straßberg und die Luzerner. (6.)
  A. Der Anzug der Feinde.
  B. Die Zurückberufung der Unterwaldner.
  C. Der Sieg über die Luzerner.
  D. Die Flucht Straßbergs.
  E. Bemerkungen des Verfassers über die Stärke der beiden Heere und die Zahl der Erschlagenen.
III. Die Folgen des Sieges. (7.)
  A. Ankunft der Schwyzer und Urner.
  B. Belohnung der 50 Verbannten.
  C. Beschluß einer jährlichen Festfeier des Sieges.

4. Kurze Inhaltsangabe.

Auf die Kunde vom Anrücken des Hauptheeres sammeln sich die 1300 Eidgenossen in Schwyz und ziehen auf den Rat Redings, der den Verteidigungskrieg in engem Passe offenem Angriffe vorzieht, nach dem Berg Sattel, während 50 verbannte Schwyzer den diesem Berge gegenüber jenseit der Grenze liegenden Morgarten besetzen. Die feindliche Reiterei dringt zuerst in den Paß und wird durch den Angriff der Verbannten in Unordnung gebracht, worauf die Dreizehnhundert ihr in die Seite fallen und sie auf das Fußvolk zurückdrängen, bis die allgemeine Flucht der Feinde die Schlacht zu Gunsten der Eidgenossen entscheidet.

Mittlerweile sind die beiden andern feindlichen Heereshaufen in Unterwalden eingedrungen. Die Unterwaldner Krieger, die bereits mit ihren Kampfgenossen an den Waldstättersee hinabgekommen sind, werden zu Hilfe gerufen, fahren über den See und

schlagen die Luzerner, worauf Straßberg mit seinem Heere die Flucht ergreift. In der Freude des Sieges werden die 50 Verbannten wieder in die Eidgenossenschaft aufgenommen und wird beschlossen, den Tag der Schlacht alljährlich festlich zu feiern.

5. Form der Darstellung.

Die Darstellungsweise Joh. v. Müllers unterscheidet sich wesentlich von der aller übrigen großen Geschichtschreiber. Vor allem ist es Kürze und Bestimmtheit, welche seinen Stil charakterisiert, der jedoch, eben in dem Bemühen, den kürzesten Ausdruck zu wählen, oft dunkel, rauh und gesucht erscheint, weshalb erst eine längere Beschäftigung mit des Verfassers Schriften diese uns lieb gewinnen läßt.

Leben und Charakteristik Joh. v. Müllers.

I.

Johannes von Müller war bürgerlicher Abkunft und wurde am 3. Jan. 1752 in Schaffhausen geboren, wo sein Vater Prediger und Konrektor an der lateinischen Schule war. Sieben Jahre alt, besuchte er das Gymnasium zu Schaffhausen und später das Humanitäts-Kollegium, zeichnete sich schon früh durch Lernlust aus und gab durch eine im 9. Jahre in Fragen und Antworten abgefaßte Geschichte seiner Vaterstadt bereits die Richtung an, welche sein Geist in späteren Jahren nahm. Vom Vater für die Theologie bestimmt, bezog der Jüngling 1769 die Universität zu Göttingen, wo ihn der Geschichtschreiber Schlözer ganz für die geschichtliche Laufbahn gewann. 1772 wurde er Professor der griechischen Sprache in Schaffhausen, gab aber auf seines Freundes, des Freiherrn von Bonstetten, Rat, seinen Wirkungskreis 1774 auf, um Hauslehrer beim Staatsrat Tronchin in Genf zu werden, dessen Haus er jedoch 1775 wieder verließ, um sich seinen historischen Studien ganz hingeben zu können. Im Winter hielt er, meistens vor Engländern, Vorlesungen über Universalgeschichte, aus deren gründlicher Umarbeitung die „Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten“ hervorgegangen sind. Schon in Göttingen hatte er den Entschluß gefaßt, den Hauptteil seines Lebens der Abfassung der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft zu widmen. Er machte zu diesem Zwecke umfassende Quellenstudien und bereiste wiederholt alle Kantone seines Vaterlandes. Nach dem Tode seines Vaters (1779) erschien zu Bern 1780 der 1. Teil seines unsterblichen Werkes, der „Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft“. Müller stand zu dieser Zeit im 30. Lebensjahre und war immer noch ohne feste Stellung und Wirksamkeit. Um solche zu erlangen, gab er

1781 seine „Essais historiques“ (historische Versuche) in französischer Sprache in Berlin heraus und hoffte, sich dadurch Friedrich dem Großen zu empfehlen. Er erlangte auch eine Audienz bei demselben, gefiel aber nicht und blieb deshalb unberücksichtigt. Durch Empfehlung gelang es ihm jedoch noch in demselben Jahre, eine bescheidene Stelle als Professor der Statistik am Karolinum in Kassel zu erhalten. Müller stand in seiner Jugend mit seinen Ansichten der Kirche ziemlich feindlich entgegen. Schon von Göttingen aus schrieb er in diesem Sinne an seinen Vater: „Auf die Tafel meiner Seele haben Schlözer, die Theologen in Berlin, Rousseau, Montesquieu, Mosheim, Abbt, Voltaire — erhabene Wahrheiten geschrieben, die keine Zeit, keine Gewalt der Menschen, kein Schicksal austilgen soll.“ Ernste Beschäftigung mit der Geschichte, namentlich mit der Kirchengeschichte, bewirkte jedoch eine Änderung in seiner religiösen Anschauung; er kehrte zur Bibel zurück und ward gläubig. Ein Besuch bei Herder im J. 1782 befestigte ihn in der gewonnenen Überzeugung, der er dann während seines ganzen Lebens treu geblieben ist. In demselben Jahre schrieb er gegen Joseph II. stürmische Staatsreformen seine „Reisen der Päpste“, worin die Priesterherrschaft als Schutzwehr der Völker gegen fürstliche Gewaltherrschaft beredt dargestellt wird, und die ihm eine Anstellung in Rom verschafft hätten, wenn er seinen Glauben hätte ändern wollen. Die Verhältnisse in Kassel waren für Müller äußerlich und innerlich nicht befriedigend; er kehrte deshalb 1783 nach Genf in das gastliche Haus Tronchins zurück, fühlte sich jedoch in Folge einer Verstimmung hier nicht wohl, und ging deshalb zu Bonstetten in Bern, wo er fleißig an seiner Schweizergeschichte arbeitete.

Unterdessen war Müller dem Kurfürsten Karl Joseph von Mainz empfohlen worden, und erhielt von demselben 1786 einen Ruf als Bibliothekar, dem er gern folgte. Kaum war er ein Jahr dort, so ernannte der Kurfürst ihn zu seinem geheimen Kabinettssekretär, womit sich ihm die längst gewünschte politische Thätigkeit eröffnete. Friedrich der Große ging in dieser Zeit mit der Gründung eines deutschen Fürstenbundes gegen Österreich um und suchte dafür den Kurfürsten zu gewinnen. Die Verhandlungen wurden geheim gehalten; Müller wurde aber in dieselben eingeweiht und nahm daraus Veranlassung zu einer Staatsschrift von bleibendem Wert: „Darstellung des Fürstenbundes“ (1787). Der Kurfürst benutzte ihn nun mehrfach zu diplomatischen Geschäften. Mußestunden verwendete Müller zur Förderung seiner Schweizergeschichte, von der 1788 die erste Hälfte des 3. Bandes erschien. 1789 brach die französische Revolution aus. Müller war ein Gegner derselben, hoffte jedoch Gutes für Europa davon. Nach der Eroberung von Mainz wollte der französische General

Cüstine ihn an die Spitze der Verwaltung stellen; allein er lehnte es ab. „Es würde,“ entgegnete er, „den Anschein haben, als hätte ich zu diesen Ereignissen beigetragen, und ich würde die öffentliche Achtung verlieren; ich würde mir selbst und dem Charakter untreu werden, den ich stets behauptet habe.“ Mit dem zerfallenden Kurfürstentum hörte Müllers Thätigkeit in Mainz auf, was ihn 1792 bestimmte, eine sich darbietende Stelle in der Hofkanzlei in Wien anzunehmen. Um ihn für Österreich zu gewinnen, hatte der Kaiser ihn schon 1791 in den Adelstand erhoben. Seine neue Stellung gewährte ihm Muße, die er zur Fortsetzung seiner Studien und seiner Schweizergeschichte benutzte. Im J. 1800 erhielt er zu seiner großen Freude die Stelle des ersten Kustos der kaiserlichen Bibliothek, was zur Folge hatte, daß er sich nur wenig mehr mit Politik beschäftigte. Nach und nach erwachte jedoch seine Teilnahme für das öffentliche Leben wieder. Seine politische Freimütigkeit und seine Konfession wurde ihm aber bei Hofe sehr verdacht, und er hatte daher keine Aussicht auf Weiterbeförderung. Mit Freuden nahm er daher 1804 einen Ruf nach Berlin als Sekretär der Akademie, Historiograph des königlichen Hauses und Censor der politischen und historischen Schriften an. Drei große Werke nahm er hier zugleich in Angriff: die Fortsetzung der Schweizergeschichte, die Sammlung für ein großes Werk über allgemeine Geschichte und die Vorbereitungen zur preußischen Geschichte. In diese Zeit fällt auch seine Beihilfe zur Herausgabe von Herders Werken. Die geschichtliche Einleitung zum Cid ist von Müller. 1805 erschien auch hier der 5. Band seiner Schweizergeschichte.

Durch die Schlacht bei Jena wurde der preußische Staat zerrüttet; die Franzosen besetzten Berlin; Müller kam mit Napoleon in Berührung und zog sich dadurch den Ruf der Achselträgerei zu, weshalb er 1807 als Professor nach Tübingen gehen wollte. Unterwegs wurde er durch einen Kurier Napoleons nach Fontainebleau eingeladen, und erhielt hier trotz seiner Einsprache die Bestallung als königlich westfälischer Minister-Staatssekretär, welche Stellung er jedoch wegen Kränklichkeit schon 1808 wieder aufgab, um nun als Staatsrat und General-Direktor des öffentlichen Unterrichts in Kassel zu wirken. Vieles that er in diesem Amte für die Wissenschaft, aber mancherlei Hindernisse, welche sich seinen Absichten entgegenstellten, vielfache Kränkungen, welche er erfuhr, Gram über die Ungunst der Zeit und eine große Schuldenlast nagten mit an seinem Leben. Sein Vaterland wollte ihn noch einmal an sich ziehen, damit er in Muße seine Schweizergeschichte vollenden könnte, als der Tod ihn am 29. Mai 1809 schnell hinweg nahm. Der nachherige König Ludwig von Bayern kaufte seine Grabstätte auf dem Kirchhofe zu Kassel und ließ ihm 1835 ein Denkmal errichten.

II.

Müller gehörte zu den genialsten Männern seiner Zeit. Durch anhaltenden Fleiß, unterstützt durch ein ausgezeichnetes Gedächtnis, hatte er sich einen außerordentlichen Schatz von Kenntnissen, namentlich von historischen, erworben. Ebenso besaß er tiefe Einsicht von politischen Verhältnissen, und erkannte schon als 22jähriger Jüngling in der „Encyklopädie“ eine Quelle des Umsturzes der französischen Monarchie. Diese Eigenschaften, verbunden mit großem Scharfsinn und lebhafter Einbildungskraft, machten ihn zum ersten deutschen Geschichtschreiber seiner Zeit und zu einem Vorbilde aller späteren Historiker. Müller war auch der erste deutsche Geschichtschreiber, der mit vollem Bewußtsein auf die künstlerische Darstellung Wert legte und nach solcher strebte. Es leitete ihn dabei der Gedanke, daß eine gute Darstellung ein wesentliches Mittel sei, durch die Geschichte auf die Bildung und politische Entwicklung der Völker einzuwirken. Er war zuerst durch Rousseaus großartigen Vorgang auf die Macht der Rede aufmerksam gemacht worden. „Dieser Rousseau,“ schrieb er an seinen Freund Bonstetten, „zeigt mir eine einige, sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit — die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzündet; sind sie nicht alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen und lernen — nichts; beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt, wie Jupiter seinen Donner! So will ich denn auch dieses großen Instruments mich bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt; von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben; von Leibnitz und Voltaire räsonniert: so will ich *sprechen*. In unsern Alpen rollt der Donner und widerhallt durch ganze Kantone; aus ihren Eingeweiden ergießen sich der Rhein und die Rhone; sie stürzen von den Felsen der Eidgenossen mit majestätischem Brausen in die niedern Flächen der Germanen und Belgen; warum denn, o Freund, gleicht die Sprache, selbst unserer schönen Geister, nur dem Staubbach und spritzt bloß nassen Staub in die Augen, reißt nicht die Herzen fort?“ Mit der größten Hingebung suchte er diesen Zweck zu erreichen und studierte zu diesem Behufe die Alten und die Neueren. Vollkommen erreicht hat er das Ideal, nach dem er strebte, allerdings nicht; man muß vielmehr bekennen, daß er der Sprache durch sein Streben nach Kürze und Gedrängtheit oft Zwang anthut. Aber höchst Bedeutendes hat er bei alle dem geleistet; seine Darstellung ist von einer bis vor ihm ungeahnten Kraft und Anschaulichkeit und erweist sich namentlich in seinen Schilderungen, in den idyllischen Gemälden, wie in den Schlachtstücken wahrhaft großartig.

Müllers bedeutendstes, leider unvollendet gebliebenes Werk

ist die Geschichte seines Vaterlandes, woran sich würdig seine „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten“ reihen, welche erst nach seinem Tode herauskamen. Wie ernst er aber auch seine Arbeit nahm, beweist das Wort an einen Züricher Freund: „Ich habe das Ganze wohl sechsmal vernichtet und wieder neu geschrieben.“

Litteratur.

A. Schriften Joh. v. Müllers.

Ges. Wke. in 40 Bdn. Stuttg., 1831—35. 42 M. (Inh.: I–III. Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders europäischer Menschheit. IV—VII. Biograph. Denkwürdigkeiten. VIII. Kleine histor. Schriften u. Reden. IX. Schriften zur Gesch. d. deutschen Fürstenbundes. X—XII. Historische Kritik [Recensionen]. Die übrigen Bde. enth. d. Briefe v. Bonstetten u. d. Gesch. d. Schweizer Eidgenossenschaft in 5 Tlen. — Fortsetz. d. Schweizergeschichte v. Glutz, v. Blozheim u. Hottinger. Lpzg., 1825 u. 1826.

B. Schriften über Joh. v. Müller.

Heeren, Müller der Historiker. 1809. 1 M.
Roth, Lobschrift auf Müller. Sulzbach, 1811. 75 ₰.
H. Döring, Das Merkwürdigste aus d. Leben v. Johannes v. Müller. Quedlinb., 1841. 1,50 M.
Julian Schmidt, Joh. v. Müller u. seine Zeit. Grenzboten, 1858.
J. C. Mörikofer, Die schweizerische Litteratur des 18. Jahrh. Lpzg., 1861. 459—525.

XLV. Johann Georg Adam Forster.

Aus: Ansichten vom Niederrhein.

Forsters sämtl. Schriften. Lpzg., 1843. III. 3 ff. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 56. — Lüben, Auswahl II. 116.

1. Erläuterungen.

1. **Abschn.** „Das Rheingau“, auch der Rheingau nennt man die Gegend an beiden Ufern des Rheins zwischen Mainz und Bingen.

„Verzeih’ es mir der Nationalstolz meiner Landsleute!“ nämlich der Stolz auf den mächtigsten und schönsten deutschen Strom, bei dessen Anblick man nichts anderes denken sollte.

„Winterliche Gegend“. Der Verfasser sah das Rheingau zu Ende März.

2. Die „Probstei (Wohnung eines Probstes, Obergeistlichen) Johannisberg“ wurde gegen Ende des 11. Jahrh. gegründet und 1563 aufgehoben. Der Fürstabt Adalbert v. Walderdorff (gest. 1759) bauete da, wo das Kloster gestanden, das jetzige

Schloß, das dem Fürsten Metternich gehört. Auf der Südseite des Schloßberges wächst der edelste Wein des Rheingaues.

„Der Mäuseturm" bei Bingen, im Mittelalter ein Zollturm, ein Mautturm, korrumpiert in Mäuseturm, gab Veranlassung zu der bekannten Sage von Hatto II., Erzbischof von Mainz (968—69), welche Kopisch poetisch bearbeitet hat. „Die am Felsen ihr (der Probstei Johannisberg) gegenüber hängende Warte" ist die im 13. Jahrh. erbaute Burg Ehrenfels am Rüdesheimer Berg, dessen oberer Teil der „Niederwald" heißt.

Die Brücke über die Nahe soll von Drusus erbaut sein; der Erzbischof Willegis erneuerte sie. Die Burg am Ufer der Nahe (oberhalb Bingen) ist die schon zu den Zeiten der Völkerwanderung erbaute Klopp, jetzt eine schöne Ruine.

„Die mächtigen Fluten des Rheins stürzten ihrer Umarmung entgegen", eine Prosopopöie, da sich der Verfasser der beiden Flüsse als belebte Wesen (Nymphen) denkt.

3. „Niveau", wagerechte Linie oder Fläche.

Die Felsen des sogenannten Binger Lochs, die früher der Schiffahrt sehr hinderlich waren, sind jetzt zum größten Teil weggesprengt.

4. „Hypothesensucht", die Sucht, etwas vorauszusetzen, zu vermuten.

„Empirische Weisheit", auf Erfahrung gegründete Weisheit.

„Hochheim", ein nassauischer Marktflecken am rechten Ufer des Mains.

„Organisiert", eingerichtet, gebildet.

„Fixiert", befestigt, festgehalten.

5. „Imposant", Achtung oder Ehrfurcht gebietend, Eindruck machend, bedeutsam.

„Der adeligen Räuber", der sogenannten Raubritter.

„Orcusbildern", Bildern der heidnischen Unterwelt.

2. Gliederung.

I. Einleitende Bemerkungen über das Wetter auf der Fahrt durch das Rheingau. (1.)

II. Schilderung des Rheingaus. (1—4.)
   A. Charakter der Vegetation. (1.)
   B. Die landschaftliche Schönheit des Rheingaus. (2.)
   C. Betrachtungen über den jetzigen und frühern Lauf des Rheins. (3.)
   D. Betrachtungen über den Weinbau. (4.)
      1. Einfluß der Lage auf die Stärke des Weins.

2. Einfluß der mineralischen Bestandteile auf die Eigenschaften des Weins.
a. Im allgemeinen.
b. Mit besonderer Anwendung auf den Hochheimer.
c. Allgemeine Betrachtungen über den Einfluß der Kohle auf den Wein.

III. Schilderung des Felsthals des Rheins unterhalb Bingen. (5.)
A. Charakter des Gebirges.
B. Charakter der Burgen und Städte.

3. Form der Darstellung.

Unser Lesestück bildet fast den ganzen 1. Abschn. der in Tagebuchform geschriebenen, aus 27 völlig ausgearbeiteten und 4 unvollendeten Abschnitten bestehenden „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai und Junius 1790“. Über das Formelle der Darstellung in diesem ausgezeichneten Werke sagt Gervinus*): „Daß sich Forsters Stil zu der seltenen Klarheit und Präcision bildete, die ihn in der That auszeichnet, lag in einer angebornen Ordnung der Ideeen, die seinem reinlichen Geiste so natürlich war, wie seiner äußern Erscheinung Anstand und Wohlgefälligkeit; doch versäumte er auch nichts, von den Mustern der Sprachrichtigkeit zu lernen, und die Vorbilder der ihm eigenen Eleganz waren Jacobi**) und Garve, ohne daß er in seinem deutschen Stile in die triviale Breite des letztern oder in Jacobis sachleere Beredung gefallen wäre. Vielmehr stand seine ausgebildete Schreibart auf der Höhe der Kunstwerke, die in den Neunziger-Jahren erst unserer Sprache klassische Gestalt gegeben haben, auf der Höhe von Schillers und Humboldts philosophischen Arbeiten, die sie in den vorzüglichsten Aufsätzen vielleicht noch übertrifft, durch jene Heiterkeit und Popularität, die doch nicht einen Augenblick die höchste Würde ablegt. Eher ist Forsters Stil stellenweise angestrengt, durch die Neigung, sich immer auch von jedem kleinen Gegenstande zu allgemeinen Betrachtungen zu erheben.“

Leben und Charakteristik J. G. A. Forsters.

1. Joh. Georg Adam Forster wurde am 26. Nov. 1754 in dem Dorfe Nassenhuben bei Danzig geboren. Sein Vater,

*) In seiner Charakteristik G. Forsters: Dessen sämtl. Schriften. VII. 49.

**) Friedr. Heinr. Jacobi, geb. 1743 zu Düsseldorf, gest. als Präsident der Akademie der Wissenschaften in München 1817. — Fr. H. Jacobis Leben, Dichten u. Denken. Von E. Zirngiebl. Wien, 1867.

Reinhold Forster, war ursprünglich Prediger, fand jedoch mehr Befriedigung in der Erforschung der Natur, als in der Erörterung von Glaubenssätzen, und widmete sich deshalb der Botanik. Wie dieser, erst in reiferen Jahren vollzogene Wechsel, so zeugen auch viele andere seiner Handlungen von großer Energie. Diese lobenswerte Eigenschaft ging aber nicht selten in Starrsinn und Härte über, unter der hier und da auch die Familie zu leiden hatte. In Georg erscheint des Vaters Willensstärke verstärkt und mit Gerechtigkeitsliebe und Duldsamkeit gepaart.

Den ersten Unterricht, namentlich den naturhistorischen, erhielt Georg von seinem Vater. Die Pflanzen und Tiere seiner Heimat waren ihm bald alte Bekannte, da er sie durch eigene Anschauung kennen lernte. Georg blieb aber nicht bei der äußeren Kenntnis der Naturkörper stehen, sondern dachte nach über die an ihnen wahrgenommenen Erscheinungen und suchte weitere Belehrung beim Vater, wenn die erlangten Resultate ihn nicht befriedigten. Dadurch kam dieser aber nicht selten in Verlegenheit, der er durch Bücher aber abzuhelfen suchte, was ihn dann veranlaßte, Auskunft gebende Bücher von Danzig kommen zu lassen. So förderten Vater und Sohn sich gegenseitig.

Reinhold Forster wurde von der russischen Regierung beauftragt, die Ansiedelungen an der Wolga zu inspizieren. Georg begleitete ihn auf dieser Reise und hatte dabei Gelegenheit, seine naturhistorischen Kenntnisse zu erweitern. Auch erhielt er hier den ersten Anstoß zu der ihm später eigentümlichen Richtung, die Natur des Menschen und der menschlichen Einrichtungen zu erforschen.

Für fremde Sprachen hatte Georg großes Talent; daher lernte er sie meistens durch den Umgang mit seinem Vater. Von seinem 12. Jahre an mußte er demselben schon bei seinen vielen Übersetzungen behilflich sein. Da Reinhold Forster von der Reise nach der Wolga nicht den gehofften materiellen Nutzen erlangte, so übersiedelte er sich 1766 nach England und nahm dort in der Nähe von Manchester eine Lehrerstelle an. Georg wurde 1767 nach London in ein Handelshaus gebracht; eine Krankheit führte ihn jedoch wieder dem elterlichen Hause zu.

In jener Zeit hatte die englische Regierung beschlossen, unter Leitung des berühmten Kapitän Cook eine zweite Weltumsegelung ausführen zu lassen. Die Umstände fügten es, daß Reinhold Forster aufgefordert wurde, bei dieser Expedition die Naturwissenschaften zu vertreten. Er ging darauf ein und machte nur zur Bedingung, daß sein jetzt 18jähriger Georg ihn begleiten dürfe, was gern zugestanden wurde. Am 13. Juli 1772 begann die Fahrt und dauerte bis zum 30. Juli 1775, also etwas über 3 Jahre. Aufgabe derselben war, die südliche Halbkugel bis zum 60. Breitengrade zu untersuchen und festzustellen, ob dort im gemäßigsten

Erdstrich ein großes festes Land vorhanden sei oder nicht. Die Aufgabe wurde befriedigend gelöst, und neben dem Hauptergebnis der Reise erzielte man noch eine Menge Nebenresultate, woran die beiden Forster bedeutenden Anteil hatten. Da es dem Vater verboten war, Mitteilungen über die Reise zu veröffentlichen, so beschrieb Georg dieselbe. Alexander von Humboldt sagt in Bezug auf dieses Werk: „Durch Forster begann eine neue Ära wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Länder- und Völkerkunde ist. — Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Tahiti und andern damals glücklichen Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schilderte Georg Forster mit Anmut die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsstoffe, in Beziehung auf die Gesittung der Menschen nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung.“ Die von Forster gesammelten Naturalien sind ein Raub der Wellen geworden, die von ihm angestellten Beobachtungen und gemachten Erfahrungen aber blieben ihm als unvergänglicher Bildungsstoff.

Die Weltumsegelung wurde für die Familie Forster zu einer Quelle vieler Verlegenheiten und Drangsale. Reinhold Forster zeigte sich bei den Verhandlungen über die Bearbeitung der auf der Reise von ihm und Cook geführten Tagebücher starrsinnig, die englische Regierung aber kleinlich und zum Teil ungerecht; sie verwarf seine Arbeiten zweimal und entzog ihm damit die Existenzmittel; es kam endlich so weit, daß er in den Schuldturm mußte. Georg begab sich nach dem Kontinent, um eine passende Anstellung für seinen Vater zu erlangen. Er besuchte Frankreich und lernte dort 1777 Buffon, den glänzenden Künstler in naturgeschichtlicher Darstellung, und Franklin kennen, „der mit unbestechlicher Vernunft bis an sein Ende Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden, Brudertreue, Liebe und gegenseitige Duldung predigte, und in jeder dieser Tugenden mit großem Beispiel voranging.“ Auch Holland und Norddeutschland besuchte er und lernte in letzterem die berühmtesten Männer jener Zeit kennen, in Düsseldorf den Dichter Heinse und Friedr. H. Jacobi, den Busenfreund Goethes, in Göttingen Lichtenberg, Heyne und Blumenbach, in Braunschweig Lessing, in Berlin, wo er zu seinem Verdruß fast „zu Tode gefragt wurde“ nach seinen Reiseerlebnissen, Spalding, Nicolai, Engel, Ramler, Sulzer u. a. In Kassel wurde ihm in Folge eines kleinen Vortrags, den er gehalten, eine Lehrerstelle am Karolinum angeboten, die er annahm, als er sahe, daß seine Empfehlung seines Vaters dafür erfolglos war. Später gelang es ihm, seinen Vater aus dem Schuldturme zu befreien und ihm eine Professur in Halle zu verschaffen.

Voller Begeisterung trat der 24jährige Georg im März 1779

sein Lehramt in Kassel an, und schätzte sich glücklich in dem schönen Vorrecht, alle Geisteskräfte seiner Zöglinge entwickeln und glückliche Menschen und rechtschaffene Bürger aus ihnen bilden zu können. Da ihm Kassel nur unzureichende litterarische Hilfsmittel darbot und wenig Anregung für den Geist gab, so machte er häufig kleine Reisen und namentlich auch nach Göttingen. Hier trat er in nähere Beziehung zu dem gelehrten Prof. Lichtenberg, und einigte sich mit ihm zur Herausgabe des „Göttingenschen Magazins“, durch welches die Wissenschaft mehr gefördert werden sollte, als es durch den „Deutschen Merkur“ und das „Deutsche Museum“ geschah. Solche Beschäftigungen trugen dazu bei, daß er sich immer mehr läuterte und namentlich auch von einem Anfluge von religiöser Schwärmerei, der den Vater besorgen ließ, er werde zur katholischen Kirche übergehen, befreite.

Im April 1784 folgte Forster einem Rufe als Professor nach Wilna. Die dortige Hochschule lag sehr darnieder; man machte jedoch die glänzendsten Hoffnungen, sie zu heben, ohne aber nachher Wort zu halten. In dieser Zeit verheiratete er sich mit der Tochter des Prof. Heyne aus Göttingen. Die Zustände in Wilna waren so trauriger Art, daß sie ihn nicht befriedigen konnten. Alle wissenschaftlichen Hilfsmittel waren unzureichend; nicht einmal ein Buchhändler befand sich im Orte. Auch die öde, sandige Gegend bot dem Naturforscher nichts. Höchst erwünscht kam Forster daher die Einladung der russischen Regierung zu einer zweiten Weltreise. Alles war bereits dazu vorbereitet, als der Türkenkrieg ausbrach und das großartige Unternehmen auf unbestimmte Zeit hinausschob. Forster benutzte jedoch die günstige Gelegenheit zur Auflösung der unangenehmen Verhältnisse in Wilna. Er wandte sich nach Mainz und erhielt dort 1788 durch Joh. von Müller, den damaligen Beamten des Kurfürsten, die Stelle eines Bibliothekars.

Von den verschiedenen Reisen, welche Forster von hier aus unternahm, ist die nach Holland und England im J. 1790 die wichtigste, indem unter den Einwirkungen derselben sein Meisterwerk: „Die Ansichten vom Niederrhein“, erwachsen ist. Alex. von Humboldt war auf dieser Reise sein Begleiter.

Im J. 1792 näherten sich die französischen Heere der Rheingrenze und bedrohten auch Mainz. Der Kurfürst Erthal floh in einem Wagen mit abgekratztem Wappen aus der Stadt, und die Gegner der Republik folgten seinem Beispiel. Auch Forster suchte man zu bewegen, sich den Fliehenden anzuschließen; er blieb jedoch auf seinem Posten. Nach dem Einzuge des Generals Cüstine suchte er sich seinen Mitbürgern so nützlich als möglich zu machen, gewann ihr Vertrauen, wurde in den Verwaltungsrat gewählt und im März des J. 1793 nach Paris geschickt, um den Anschluß des Rhein-

landes an die französische Republik zu bewirken. Forster that diesen wichtigen Schritt in der Überzeugung, daß zur Glückseligkeit der Völker auch die politische Freiheit derselben gehöre. Wohin er aber in Deutschland blickte, da fehlte diese Freiheit. Darum richtete er mit andern den Blick auf Frankreich, wo man einen Versuch zur Herstellung dieser Freiheit gemacht hatte. Die Adresse der Mainzer wurde im Nationalkonvent mit Jubel aufgenommen, und die Einverleibung der von den Franzosen besetzten Rheingegend in die Republik Frankreich sofort beschlossen. Der Aufenthalt in Paris brachte aber Forster wenig Freude. Er war verurteilt, thatlos Zeuge zu sein von dem Anfange der Schreckenszeit, die 1793 über Paris hereinbrach. Die Hinrichtungen gewannen einen Umfang, daß auch die Besten nicht mehr sicher waren; Forster selbst schwebte in Gefahr. Der Kummer ergriff ihn und brach seine Kraft. Er starb am 12. Jan. 1794, noch nicht 40 Jahre alt, an einem Schlagfluß nach einer langen gichtischen Krankheit in Paris.

II.

Forster ist einer der hervorragendsten Geister der deutschen Nation. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn erforschte er die Natur und das Menschenleben und gewann über alle Verhältnisse die klarste Einsicht. Die Glückseligkeit seiner Mitmenschen zu fördern, war ein Ziel, das er mit mehr Eifer verfolgte, als sich den Ruf eines Gelehrten zu erwerben. Ohne Freiheit konnte er sich aber kein wahres menschliches Glück denken. Von diesem Gesichtspunkte aus ist sein Eingreifen in die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes, seine Beteiligung an der Revolution zu beurteilen. Er hat die Greuel derselben nie gebilligt, hoffte aber, daß endlich doch Gutes daraus hervorgehen werde. In dieser Überzeugung wußte er es auch zu ertragen, als seine besten Freunde sich nach seiner Reise nach Paris von ihm zurückzogen und lossagten, als die Fürsten ihn für einen Landesverräter erklärten und 100 Dukaten auf seinen Kopf setzten. Forsters Charakter steht tadellos da, auch wo der Schein gegen ihn spricht; er ist sich selbst treu geblieben. „Ich habe mich," schreibt er am 6. Jan. 1793 an Sömmering, der sich nach lange bewiesener Freundschaft auch von ihm gewandt hatte, „für eine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß. *Eins allein ist unantastbar*, weil nur ich allein es antasten könnte, *das ist mein Bewußtsein*."

Forsters Leistungen als Schriftsteller sind von unsern besten Kennern als bedeutend anerkannt worden. Er versteht es, der

Sprache diejenigen Formen abzugewinnen, welche die reifen Gedanken seines hohen Geistes am klarsten und anziehendsten wiedergeben. „Es giebt keinen Schriftsteller seines Ranges, der die Eindrücke von Natur und Kunst, von Geschichte und Politik mit solcher Lebendigkeit in sich aufgenommen und so schöpferisch wiedergegeben hätte, keinen, der alle diese reichen Elemente so harmonisch in einander gefügt und zur festen Ausprägung eines heroischen Charakters verwertet hätte, daß er in gleichem Maße den Namen eines ganzen Menschen verdiente" (Moleschott S. X). Durch seine „Ansichten vom Niederrhein" insbesondere kann nicht nur die reifere Jugend, sondern auch das männliche Alter mannigfaltige und gediegene Bildung erlangen, Bildung des Stils, Bildung des Geschmacks und vor allem politische Bildung, die uns Deutschen so not thut. Merkwürdig und unerklärlich bleibt es daher, daß Forsters Schriften so wenig bekannt sind und gelesen werden.

Litteratur.

A. Forster Schriften.

Sämtl. Schriften, herausgeg. v. Forsters Tochter u. begleitet mit einer Charakteristik Forsters v. G. G. Gervinus. 9 Bde. Lpzg., 1843. 27 M. (Inh.: I. u. II. Reise um die Welt 1772—75. III. Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. 1790. IV—VI. Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- u. Länderkunde, Naturgeschichte u. Philosophie d. Lebens. Mit Abbildungen. VII. Joh. Georg Forster. Von Gervinus. Briefwechsel. VIII—IX. Briefw. Sakondala, ein indisches Schauspiel von Kalidas, übersetzt.)

W. Buchner, Forsters Ansichten vom Niederrhein. Mit Einleitung u. Anmerk. Lpzg., 1868. 2 Bde. 2,40 M.

B. Schriften über Forster.

J. G. Forsters Briefw., nebst einigen Nachrichten v. s. Leben. Herausgeg. v. Th(erese) H(uber) geb. H(eyne). (Die an Huber verheiratete Witwe Forsters.) 2 Tle. Lpzg., 1829. 23 M.

H. König, G. Forster in Haus und Welt. 2 Tle. 2. Aufl. Lpzg., 1858. 10,50 M. (Wird von Moleschott scharf getadelt.)

Jac. Moleschott, Georg Forster, Der Naturforscher des Volks. 2. Aufl. Mit Forsters Porträt. Berlin, 1862. 4 M.

Fr. Mann, Georg Forster. Ein deutsches Lebensbild. Frauenfeld, 1861. 1 M.

H. Hettner, G. Forsters Briefw. mit S. Th. Sömmering. Braunschw., 1877. 12 M.

XLVI. Goethe.

I. Periode. Von 1770—1786.

1. Götz von Berlichingen.

1772.

I. Aus dem dritten Akte.

Sämtl. Wke. in 36 Bdn. Stuttg., 1867. IV. 56 u. f. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr 58. — Lüben, Auswahl. II. 121.

1. Erläuterungen.

„Im Bambergischen Geleite", in Begleitung einer Schutz- oder Sicherheitswache (Bedeckung) auf Bambergischem Grund und Boden.

„Niederwerfen", überfallen.

„Die Köpfe der Hydra". Die Hydra oder lernäische Schlange war ein fabelhaftes Ungeheuer mit neun Köpfen, von denen der mittelste unsterblich war und die übrigen beim Abschlagen verdoppelt wieder nachwuchsen. Herkules tötete den Drachen, indem er die geschlagenen Wunden ausbrannte und den mittelsten Kopf unter einem großen Felsblock begrub.

„Bann", Einschließung in bestimmte Grenzen.

„Session", Sitzung.

2. Inhaltsangabe.

Zwei Nürnberger Kaufleute erwarten den Kaiser Maximilian in einem Garten zu Augsburg, um ein Hilfegesuch anzubringen. Der Kaiser naht in Begleitung Weislingens und fragt, unmutsvoll über den Unfrieden im Reich, die sich ihm zu Füßen werfenden Kaufleute um ihr Begehren. Diese flehen ihn um Hilfe an gegen einen von Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz verübten Raub und wiederholen ihre Bitte, als der Kaiser seine Verwunderung über die Kühnheit der beiden krüppelhaften Raubritter ausspricht. Ihr Gesuch hat jedoch für jetzt nicht den gewünschten Erfolg, weil der Kaiser die Ursache seiner verunglückten Unternehmungen in der Selbstsucht der Kaufleute zu finden glaubt. Die Bittsteller entfernen sich auf den Rat Weislingens, welcher die durch den mitgeteilten Raubanfall noch mehr gereizte Stimmung des Kaisers benutzt, um ihm unerbittliche Strenge gegen alle Empörer anzuempfehlen. Er glaubt, daß namentlich durch die Beseitigung des Sickingen, Selbitz und Berlichingen die Ruhe in dem allein noch vom Bürgerkriege heimgesuchten Franken und Schwaben herzustellen sei, und macht den Kaiser, der diese Leute gern schonen will, darauf

aufmerksam, daß diese Schonung nur dazu dienen würde, die Rebellen noch mehr an ihre Anführer zu ketten, welche obendrein die kaiserliche Milde nur mißbrauchten. Überdies könne nur Strenge die bereits hier und da stattfindende Auflehnung der Unterthanen gegen die Oberherrschaft unterdrücken. Durch alle diese Vorstellungen fühlt sich der Kaiser zu dem Versprechen bewogen, bei der Session auf die Gefangennahme des Berlichingen und Selbitz anzutragen, welchem Vorschlage Weislingen im voraus die allgemeinste Zustimmung prophezeit.

3. Die Personen.

Die Kaufleute. Dürfen wir der Schilderung, welche der Kaiser von den Kaufleuten im allgemeinen macht, vollen Glauben schenken, so wären auch unsere Kaufleute des Mitleids und des Beistandes kaum wert, obgleich die klägliche Schilderung des ersten auf einen sehr bedeutenden Verlust schließen läßt. Vielleicht hätte der Kaiser in günstiger Stunde milder über die Kaufleute geurteilt und in Anschlag gebracht, daß sie wirklich sehr viel von den Raubrittern zu leiden hatten. Der zweite Kaufmann scheint sich übrigens mehr von dem Einfluß der Begleitung des Kaisers, als von diesem selbst zu versprechen, da es bekannt war, daß er Götz und dessen Freunde schützte.

Der Kaiser. Wir lernen den großen Mann hier bloß in verdrießlicher Stimmung kennen; dennoch verleugnet sich der Grundzug in seinem Charakter, die Milde und Leutseligkeit, nicht, die er auch in dem Gespräch mit Weislingen genugsam an den Tag legt. Der Bescheid, den Weislingen den Kaufleuten giebt, läßt uns schließen, daß sie den Kaiser in seiner gewöhnlichen Laune günstiger gestimmt für die Abhilfe ihrer Not finden werden. In seiner witzigen Bemerkung über die körperlichen Gebrechen der beiden Ritter liegt weniger Spott, als vielmehr die Neigung zu einem derben Humor, der ihn bei mehr als einer Gelegenheit über seine eigne große Nase lustig machen ließ.

In Weislingen sehen wir den ganzen Hofmann, der stets bereit ist, aus allen Launen und Eigenheiten seines Fürsten Vorteil zu ziehen. Es ist ihm nicht genug, den ehrlichen, offenen Götz mit dem schmählichsten Verrat hintergangen zu haben, er will ihn ganz vernichten, weil dies seinen selbstsüchtigen Plänen, die er aber hier wohlweislich verhüllt, förderlich ist. Wohl kennt er die Vorliebe des Kaisers für die tapferen und edlen Ritter, darum zeigt er ihm dieselben von der ungünstigsten Seite, als Anführer der Rebellen, und ist nun sicher, bei dem friedliebenden Kaiser seinen Zweck zu erreichen. Die Freude darüber spricht sich in seinen letzten Worten genug aus.

II. Aus dem vierten Akte.

Sämtl. Wke. in 36 Bdn IV. 84—89. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 58. — Lüben, Auswahl. II. 123.

1. Erläuterungen.

„Weinschröter", Ablader, welche Weinfässer in die Keller und aus denselben schroten, d. h. fortwälzen.

„Und hier wohl beschlagen", sie haben Mut.

„Das Stühlchen riecht so nach armen Sündern" u. s. w.; bildlich für: Es hat ganz das Aussehen, als ob auf demselben die Verbrecher verurteilt worden wären, zu welchen sich natürlich Götz nicht zählte.

„Auf Gnade und Ungnade", ohne alle Bedingung mit gänzlicher Anheimgebung an die Barmherzigkeit des Mächtigen.

„Was gebt ihr mir, wenn ich's vergesse?" d. h. wenn ich meine Gefangennahme nicht räche?

„Das Reich geht mich nichts an" könnte Götz sagen, weil er als Reichsritter unter dem unmittelbaren Befehl des Kaisers stand.

„Gemessene Ordre", bestimmten Befehl.

„Turn und Türner", oberdeutsch für Turm und Türmer.

„Du solltest mir den Räuber fressen oder dran erwürgen!" Ich würde entweder dich zwingen, den Schimpf zurückzunehmen, Abbitte zu thun, oder im Weigerungsfalle meine beleidigte Ehre durch deinen Tod rächen.

„Kaiser und Reich hätten unsere Not nicht in ihrem Kopfkissen gefühlt", sie hätten sich keine schlaflosen Nächte durch das Nachdenken über die Abhilfe unserer Not gemacht. Darum half ich mir lieber selbst.

„Hasenjäger", Feiglinge, die wohl Hasen, aber nicht tapfere Männer fangen können.

„Vor dem Schlag", vor dem Schlagbaum, der den Eintritt in die Stadt verwehrte.

„Wie die Herren von Heilbronn allen Vorschub thäten", d. h. den kaiserlichen Rat in seinen Handlungen gegen Götz unterstützten.

2. Inhaltsangabe.

Einer der Ratsherren von Heilbronn teilt dem ersten kaiserlichen Rate mit, daß er auf seinen Befehl eine Anzahl tüchtiger Handwerker zur Gefangennahme des Götz versammelt habe, worauf dieser hereingerufen wird. Götz tritt im Bewußtsein seines Rechts ritterlich stolz, furchtlos und entschlossen auf, verweigert es, sich auf den für die Angeklagten bestimmten Stuhl zu setzen und giebt

nicht undeutlich zu verstehen, daß man ihm Unrecht gethan habe. Der kaiserliche Rat erinnert ihn daran, daß ihm des Kaisers Gnade anstatt eines Kerkers Heilbronn zum Aufenthaltsorte angewiesen habe, und verkündet ihm, daß der Kaiser ihm verzeihen und ihn von der Acht und aller wohlverdienten Strafe lossprechen werde, wofern er Urfehde schwören wolle. Götz unterwirft sich des Kaisers Willen, beklagt sich aber bitter über die Weigerung des Rats, ihm über das Schicksal seiner Leute Auskunft zu geben. Der Schreiber beginnt die Urfehde vorzulesen, in welcher sich Götz als Rebell erklären soll. Er will deshalb nichts weiter hören, beteuert, daß er sich nie gegen den Kaiser und das Haus Österreich aufgelehnt, stets aber durch seine Handlungen bewiesen habe, daß er dem Kaiser Gehorsam schuldig sei. Auf seine Weigerung, das Aktenstück zu unterschreiben, bedeutet ihn der Rat, daß er in diesem Falle Befehl habe, ihn in den Turm werfen zu lassen, und weist Götzs Entrüstung über den Bruch einer gegebenen Zusage mit der Bemerkung zurück, daß sie einem Räuber keine Treue schuldig seien. Im höchsten Grade aufgebracht über diese Worte, versichert Götz, daß er die Beleidigung furchtbar rächen werde, wenn der Rat nicht im Namen des Kaisers erklärte, daß er um einer edeln That willen gefangen sitze, und nur das Schwert ergriffen habe, um seinen Knecht zu befreien und sich seiner Haut zu wehren. Da auf einen Wink des Rats bewaffnete Bürger eintreten, sich seiner zu bemächtigen, so rät diesen Götz in ihrem eigenen Interesse, ihm nicht nahe zu kommen, und schlägt, da dies dennoch geschieht, einen derselben zu Boden, so daß die übrigen zurückweichen. Auf den wiederholten Befehl des Rats, sich gefangen zu geben, erklärt Götz, daß er dies nur thun werde, wenn man ihm ritterlich Gefängnis verspreche, und rät den Bürgern nochmals, ruhig nach Hause zu gehen. Die weitern Bemühungen des Rats, den Bürgern Mut zum Angriffe einzureden, werden durch die Meldung unterbrochen, daß Sickingen mit mehr als 200 Mann vor der Stadt halte und gesonnen sei, diese anzugreifen und zu plündern, wofern man seinen Schwager nicht frei lasse. Diese Nachricht wirkt so entmutigend auf die Ratsherren ein, daß sie den kaiserlichen Rat bitten, nachzugeben. Dieser rät dem Götz, Sickingen von seinem Vorhaben abzumahnen, und Götz flüstert seiner an der Thür harrenden Frau zu, daß sie Sickingen auffordern solle, hereinzubrechen, aber nur im Falle der Not Gewalt zu brauchen.

3. Die Personen.

Der Charakter des Götz tritt nirgends so scharf und bestimmt hervor, als in dieser trefflich dargestellten Scene. Gleich seine ersten Worte bezeichnen den kühnen, offenen, sich seines Rechtes bewußten Ritter, der wohl dem kaiserlichen Befehle Folge giebt

und sich ihm unbedingt unterwirft, aber zu stolz ist, sich vor einem Menschen zu demütigen, den er für einen Verbrecher hält. Furchtlos sagt er diesem offen oder mit versteckten Seitenhieben die bittersten Wahrheiten, so daß er den über so unerhörte Dreistigkeit erstaunten Schreiber in Verlegenheit bringt. Die ritterliche Ehre geht ihm über alles, darum sein Zorn, als er sich für einen Rebellen erklären soll, und der Rat ihn mit dem Gefängnisse gemeiner Verbrecher bedroht. Wir fühlen, daß er mit demselben Gleichmute den ihn beschimpfenden Rat zu Boden schlagen würde, wie er dies mit dem ihn angreifenden Bürger thut, wenn er nicht in jenem die Person des Kaisers ehrte. Können wir auch die von ihm für erlaubt gehaltene Selbsthilfe von unserm Standpunkte aus nicht verteidigen, so erscheint sie doch mit Rücksicht auf die damaligen Zeitverhältnisse und das Eigentümliche der ritterlichen Anschauungsweise gerechtfertigt, zumal sie ein schönes Zeugnis für die Liebe des Götz zu seinen Leuten abgiebt. Götz will keinen Kampf aus Liebe zu diesem selbst; er will nur sein Recht; wo ihm aber dies verweigert wird, kommt's ihm auch nicht darauf an, Repressalien zu ergreifen; ja, einen Schurken niederzustoßen, gilt ihm für ein verdienstliches Werk. Es ist die wahre Tugend des zur Unabhängigkeit erzogenen, alles Niedrige und Gemeine hassenden, nur Gott und den Kaiser über sich erkennenden Vertreters des zum letztenmale sich aufschwingenden mittelalterlichen Rittertums.

Der kaiserliche Rat ist das Bild eines gemessenen, ruhig kalten, schlau das Recht verdrehenden, sich in die Verhältnisse schickenden, mit dem weitesten Gewissen begabten Hofmannes, das grelle Gegenbild des geraden Götz, mit dem er deshalb auch in die unfreundlichste Berührung tritt. Die Worte: „Einem Räuber sind wir keine Treue schuldig", und „Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?" charakterisieren ihn vollständig als den Vertreter des damaligen ränkevollen, jesuitischen und herrschsüchtigen Beamtentums.

Der Ratsherr ist die demütigste Unterthänigkeit in Person, ein ehrsamer Vater der guten Stadt, der voll heiliger Scheu dem Mächtigeren sich beugt und nicht mehr Selbstvertrauen und Mut zeigt, als seine Schmiede und Weinschröter. „Mir ist's, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe!" Er repräsentiert trefflich das nur für den materiellen Wohlstand besorgte Bürgertum jener Übergangsperiode.

Der Hauptmann ist ein würdiger Kollege des Ratsherrn: „Wir könnten umkommen! — Wir gewinnen im Nachgeben!"

4. Schriftliche Aufgaben.

Die Gerichtsscene auf dem Rathause zu Heilbronn. Als Gemälde beschrieben.

III. Das ganze Gedicht.

1. Gedankengang.

Die Handlung ist in 5 Akte verteilt. Im ersten finden wir Götz von Racheplänen gegen den Bischof von Bamberg bewegt, der ihm „einen Buben hat niederwerfen lassen". Er hat dem Bischof, als dieser aus dem Bade kam, aufgelauert; und weil ihm der Anschlag mißlang, will er nun den Weislingen, des Bischofs rechte Hand, seinen ehemaligen Freund und jetzigen Widersacher, aufheben. Weislingen wird gefangen und sein schwankendes Gemüt durch die biedere Treuherzigkeit seines alten Freundes so umgestimmt, daß er sich entschließt, dem Bischof zu entsagen und sich mit Götz durch die Verheiratung mit dessen Schwester zu verbinden. Er wird von Götz vertrauensvoll entlassen.

Im 2. Akte wird der Faden einer neuen Handlung angeknüpft, neben welcher Götz' Thätigkeit und Verhältnisse fast ganz zurücktreten. Wir erfahren nur von ihm, daß er den Nürnbergern Fehde angesagt, weil er in Erfahrung gebracht, daß sie seinen Buben an die Bamberger verraten haben; die Hauptperson des Aktes ist die am Hofe zu Bamberg lebende Adelheid von Walldorf. Ihrer will sich der Bischof von Bamberg als eines Werkzeuges bedienen, um Weislingen wieder an sein Interesse zu ketten. Sie geht darauf ein, verfolgt aber dabei ihre eigenen Pläne. Der gewandte, einflußreiche Weislingen soll für sie ein Mittel sein, zunächst ihre Güter wieder zu gewinnen, die in der Gewalt ihrer Feinde sind; dann geht sie in ihren ehrgeizigen Entwürfen unaufhaltsam weiter; und als Weislingen, ihre Absichten ahnend, eine drohende Sprache annimmt, enthüllt sie ganz ihren kühnen Sinn, dem gegenüber Weislingen als ein schwaches Rohr erscheint, mit dem Wind und Wellen spielen. —

Im 3. Akte finden wir Götz, aus Veranlassung eines Raubanfalls auf Nürnberger Kaufleute, in die Reichsacht erklärt. In dem Kampfe gegen das Exekutionsheer und besonders bei der Verteidigung seines belagerten Schlosses zeigt sich seine ritterliche Tüchtigkeit im hellsten Glanze.

Im 4. Akte sehen wir den gefangenen Götz vor den kaiserlichen Räten mit unbeugsamem Sinne sich verteidigen, bis er durch Sickingen befreit wird. Götz, dessen Mut durch den Verrat, den man an ihm verübt hat, besonders durch Weislingens Treulosigkeit, schon gebrochen ist, benutzt den durch Sickingen erlangten Vorteil nur dazu, um auf sein ritterlich Wort nach seiner Burg entlassen zu werden, wo er sich still zu halten verspricht.

Der 5. Akt versetzt uns mitten in den Bauernkrieg. Götz wird von den rebellischen Bauern zur Annahme der Hauptmannsstelle bewogen, obwohl er sein Wort gegeben, sein Gebiet nicht zu

verlassen, bis seine Sache entschieden ist; Götz' Kampf wird hier zu einem Seelenkampfe, der den Frieden aus seinem Herzen verscheucht. In diesem inneren Streite wird seine Kraft ganz gebrochen, und wir finden ihn am Ende des Stückes in tiefer Seelenfinsternis, die seinen Tod herbeiführt.

2. Die Personen der Dichtung.

Die Personen der Dichtung sind zum Teil historisch, zum Teil Erfindungen des Dichters. Zu den letzteren gehören von den Hauptpersonen: Elisabeth, Marie, Adelheid, Georg, Lerse und Weislingen. Für die Charakterisierung des Götz schöpfte Goethe das Material aus einer im schlechtesten Deutsch geschriebenen Selbstbiographie dieses Helden und aus historischen Werken über das 16. Jahrh., benutzte es jedoch mit der größten Freiheit. Alle Charaktere, die historischen wie die erfundenen, sind wahr und scharf ausgeprägt, gehaltvoll und mannigfaltig. Die Zeichnung der Frauen ist vorzüglich, wie in allen Dichtungen Goethes.

1. Der ritterlich mannhafte Kaiser Maximilian erscheint ein vom Alter gedrückter Mann, dessen Händen die Zügel der Regierung entfallen sind, der die Fürsten über sich herrschen läßt und mit Unmut darüber erfüllt ist, daß er dem Übel nicht Einhalt zu thun vermag. Die mannigfachen Verdienste, welche sich derselbe erworben hat, ließ der Dichter absichtlich außer Acht, da er ein Bild der Schwäche und der Zerfallenheit jener Zeit geben wollte. (Vergl. das oben über den Kaiser Gesagte.)

2. Götz*) von Berlichingen ist eine historische Person, mit dessen Leben Goethe durch eine von dem Ritter selbst verfaßte Biographie bekannt wurde.

Götz wurde 1480 in der Burg Jagsthausen (Jaxthausen), unweit Heilbronn, geboren. Von Kindheit an bezeigte er große Lust „zu Pferden und Reiterei". Nachdem er ein Jahr lang die Schule zu Niederhall am Kocher besucht, wurde er Knappe bei seinem Vetter, dem Ritter Konrad von Berlichingen. Vom Jahre 1500 an zog er als Ritter auf Abenteuer aus und widmete seine Dienste bald Freunden bei ihren Angriffen, bald Bedrückten, wurde auch nach und nach in mancherlei eigene Fehden verwickelt. Bei Landshut verlor er im Dienste des Kaisers Maximilian seine rechte Hand, ließ sich aber dieselbe durch eine sehr kunstvoll eingerichtete eiserne ersetzen und wurde dadurch wieder kampffähig. Im J. 1513 hatte er Fehde mit den Nürnbergern, die einen seiner Freunde gefangen genommen und einen seiner Knechte verwundet hatten. Da er denselben viel Schaden zufügte, so verklagten sie ihn beim Kaiser, der darauf über ihn und seinen Bruder die Acht aussprach.

*) Götz ist eine Diminutivform von Gottfried.

Als Ulrich von Württemberg von dem schwäbischen Bunde vertrieben wurde, geriet Götz, der ihm beistand, in Gefangenschaft und mußte viertehalb Jahre in Heilbronn zubringen. Sehr unangenehm wurde sein Verhältnis zum Bauernkriege, der 1525 in Schwaben ausbrach. Er wurde von den Bauern gezwungen, sich an ihre Spitze zu stellen und versprach, einen Monat hindurch ihr Führer zu sein. Die strenge Zucht und Ordnung, welche er jedoch forderte, machte ihn dem ruchlosen Haufen verhaßt; daher benutzte er nach Ablauf des Monats eine günstige Gelegenheit und machte sich ganz von ihnen los. Trotzdem kam er wegen ihm zur Last gelegter Beschädigungen im Bauernkriege in Untersuchungshaft. Der Prozeß endete damit, daß er ein obsiegliches Erkenntnis erwirkte, welches dem Ehrenzeugnis entsprach, das im J. 1526 die „drei Männer von Kunzelsheim", zwei Personen, die zu der Bauern Rat gehört hatten und der gewesene Hauptmann der kunzelsheimer Bauern, über ihn ausstellten, indem sie alles, was Götz zur Last gelegt wurde, verneinten und übereinstimmend erklärten, sie wüßten nichts anderes von ihm auszusagen, als daß er im Bauernkriege überall gehandelt habe, „wie einem Biderman zusteet, darauff wollten sie sterben". Der schwäbische Bund nötigte ihn aber, ruhig auf seinem Schlosse Hornberg zu bleiben. Erst die Auflösung desselben befreite ihn aus diesem Zustande, und er hatte die Genugthuung, später noch zweimal in kaiserlichen Diensten die Waffen zu führen. Im J. 1541 forderte ihn Karl V. auf, mit 100 Reitern zu den kaiserlichen Fahnen zu stoßen, um gegen Sultan Soliman zu fechten. Drei Jahre später zog er mit den Kaiserlichen gegen Franz I. von Frankreich. Nach seiner Heimkehr auf Schloß Hornberg lebte er in stiller Zurückgezogenheit noch beinahe 18 Jahre. Er starb am 23. Juli 1562 und wurde im Erbbegräbnisse Derer von Berlichingen im Kreuzgange des Klosters Schönthal beigesetzt.

Wie wir Götz aus seiner Selbstbiographie kennen lernen, so hat Goethe ihn uns in seiner Dichtung vorgeführt, unbedeutende Umstände abgerechnet. Er erscheint darin als ein gerader, biederer, tapferer Ritter, dessen Seele von Freiheit, Recht, Männlichkeit und Treue erfüllt ist. Feinere Bildung geht ihm ab und wird auch nicht von ihm angestrebt; aber er ist darum nicht ohne Gefühl für alles Edle. Seine Religion giebt sich als unerschütterliches Gottvertrauen und in lebendigem Sinn für Recht und Gerechtigkeit kund. Seine Gattin liebt er innig und hält sie wert; für die Schwester, deren Schicksal ihn bekümmert, sorgt er in brüderlicher Treue und bemüht sich, ihr das Leben leicht und angenehm zu machen; auf dem lieblichen Knaben ruht sein Auge mit väterlicher Lust, wenngleich es ihn schmerzt, daß dieser sich zu einem beschaulichen Leben hinneigt und keine Hoffnung zu einem ritterlichen

Stammhalter giebt. Mit seinen Knappen und Streitgenossen steht er im besten Verhältnis, da er sie gut behandelt und allezeit Freud' und Leid, Anstrengung und Ruhe, Genuß und Entbehrung mit ihnen teilt. Dafür sind sie ihm auch in unverbrüchlicher Treue ergeben und bereit, für ihn in den Tod zu gehen. In hohem Grade ist er für Freundschaft empfänglich, wie sein Verhältnis zu Weislingen zeigt; sein Herz geht ihm auf, als er sich mit demselben alten Erinnerungen hingiebt, und tief gebeugt wird er, als dieser die bewiesene Freundschaft mit Verrat und Treubruch lohnt. Den Kaiser liebt und verehrt er und erkennt in ihm das einzige Oberhaupt auf Erden an. Gern möchte er ihm dienen und in Nöten beistehen; es erfüllt ihn mit Schmerz, daß er den alten, schwachen Mann so schlecht beraten und von herrschsüchtigen Fürsten in seiner Macht und Würde geschmälert sieht. Sein höchster Wunsch ist ein starkes, großes, einiges Reich, in welchem Recht und Freiheit herrschen. Da dieser Wunsch aber nicht in Erfüllung gehen will, Fürsten und Städte vielmehr nur die Erweiterung ihrer eigenen Macht im Auge haben, so nimmt er sich auf eigene Hand der Bedrückten an und sucht sich durch Selbsthilfe Recht zu verschaffen, ohne jedoch dabei gegen Gebrauch und Sitte damaliger Zeit zu verstoßen.

Die Art, wie Götz stirbt, ist des Dichters Erfindung.

3. Georg ist ein verjüngter Götz, in welchem alle Tugenden des Helden im Glanze frischester Jugend strahlen: gläubig hängt er an Gott, in liebevoller Bewunderung an Götz, in innigster Neigung am Ritterstande; Mannhaftigkeit, Recht und Treue sind die Leitsterne seines mit selbstbewußter Kühnheit ahnungsvoll vordringenden, seinem Meister froh nacheifernden Lebens, dessen Blüte leider so früh gebrochen wurde.

4. Lerse hat sich in allen Lagen als tüchtiger, tadelloser Knappe bewährt. Götz liebt und bewundert er und hat ihm Kraft und Leben geweiht. Bei der Belagerung des Schlosses erweist er sich geschickt in Rat und That, betreibt die Unterhandlungen mit Umsicht und leistet später den Frauen Beistand.

5. Wie Götz, so lebt auch Selbitz mit dem hölzernen Beine für Recht und Freiheit, haßt jede Wortbrüchigkeit als eine Niederträchtigkeit, und ist stets bereit, jedes Unrecht mit dem Schwerte zu ahnden. Von Götz' männlicher Tapferkeit ist er ganz hingerissen, und daher immer bereit, ihm im Kampfe zur Seite zu stehen. Von der Gemütlichkeit aber, die Götz so vorteilhaft auszeichnet, von der edlen Treuherzigkeit, die diesen Helden ins Verderben bringt, findet sich bei Selbitz keine Spur. Die Freuden des Familienlebens, die ohne einen Zug zur Gemütlichkeit nicht denkbar sind, scheint er niemals genossen zu haben.

6. Sickingen ist ein edler Mann; jede Niederträchtigkeit

ist ihm bis in den Tod verhaßt. Götz' Gemütlichkeit geht ihm jedoch ab; er bietet daher dessen Schwester seine Hand weniger aus zarter Neigung, als um sich mit dem tapfern Götz zu verbinden, um eine Königin seiner Schlösser zu haben. Seine Pläne verfolgt er mit Klugheit und sucht sie nötigenfalls mit ungestümer Gewalt durchzusetzen. Dem Recht und der Freiheit Bahn zu schaffen, genügt ihm nicht; seine Seele wird von dem ehrsüchtigen Streben getrieben, durch eigene Kraft sich aus seiner Stellung als freier Ritter hervorzuheben, sich unter den Fürsten Deutschlands eine selbständige Stellung zu erkämpfen.

7. Weislingen zeichnet sich, wie Adelheid, durch körperliche Schönheit aus, ist aber ohne Seelenadel. Er gehört zu der großen Zahl von Menschen, denen jeder sittliche Halt fehlt, deren Handeln von zufälligen Anreizen abhängt, von denen man also, je nach der Beschaffenheit ihrer Umgebung, bald Gutes, bald Schlechtes erwarten kann. In der Umgebung des wackeren Götz ist Weislingen ein liebenswürdiger Ritter und den edelsten Gefühlen zugänglich; am Hofe des herrschsüchtigen Bischofs zu Bamberg saugt er dessen Haß gegen Götz ein und läßt sich zu feindseligen Handlungen gegen den alten, wohlwollenden Jugendfreund hinreißen. Zu dieser Charakterschwäche kommt bei Weislingen noch, daß er sich von Leidenschaften beherrschen läßt, von maßlosem Ehrgeiz und ungezügelter Liebe zu den Frauen. Jener bringt ihn in die Intrigue des bischöflichen Hofes, diese wirft ihn in die Arme des herzlosesten Weibes, das seine Liebe mit Gift lohnt. Sein Ende versöhnt uns einigermaßen mit ihm, da er in Mariens Gegenwart sein Unrecht erkennt und so weit gut zu machen sucht, als ihm noch möglich ist.

8. Franz zeichnet sich durch kindliche Gutmütigkeit und hingebende Treue gegen seinen Herrn aus. Aber wie dieser, so läßt auch er sich von seiner bis zur Leidenschaft gesteigerten sinnlichen Begierde beherrschen und zur ungeheuersten That hinreißen, ohne zu erkennen, daß er nichts weiter als das Werkzeug eines ränkevollen Weibes ist. Erst als er seinen geliebten Herrn durch seine Schuld entsetzlich leiden sieht, da kommt er wieder zur Besinnung, bekennt sein Verbrechen und giebt sich verzweiflungsvoll den Tod.

9. Elisabeth ist ihrem Götz in treuer Liebe ergeben und verehrt in ihm das Musterbild eines Mannes. Sein Streben hat sie richtig erkannt und billigt es von Herzen. Durch innigste Teilnahme, welche sie seinen Unternehmungen widmet, und äußerste Sorgsamkeit in der Erfüllung ihrer Obliegenheiten als Hausfrau sucht sie an ihrem Teil ihm die Aufgabe lösen zu helfen, die er sich gestellt hat. In allen Nöten steht sie ihm zur Seite, alle seine Qualen empfindet sie tief mit, nichts versäumt sie, was dienlich sein könnte, sein widriges Geschick zu mildern. Sie ist das wohlgelungene Bild einer echt deutschen, ebenso gemütvollen als

starken Hausfrau. „Sie gleicht jener Hiltgund und Kriemhild des echten deutschen Altertums. Ein verständiger Sinn, Besonnenheit und Willenskraft verbinden sich mit einem reinen Gefühle, das von der Kälte und von der Sentimentalität gleich weit entfernt ist. Aus ihrem ganzen Wesen leuchtet der Adel einer schönen kunstlosen Natur, und sie ist deshalb, obgleich ihr Charakter durchaus national ist, als ein Gebilde des echten Menschensinnes auch mit der verständigen Penelope, mit der hochherzigen und zartfühlenden Andromache und anderen Frauen der griechischen Sage verwandt." (Cholevius, II. 235.)

Goethes Mutter erkannte sich in diesem schönen weiblichen Charakter wieder.

10. Marie, Götz' Schwester, besitzt einen zarten, frommen Sinn, neigt zu einem stillen Gefühlsleben hin, und ist nur in Augenblicken ungewöhnlicher Erhebung einer festen Entschlossenheit fähig. An dem wilden Ritterleben findet sie keine Freude, und hört daher den Erzählungen von dem gemütlichen Zusammenleben ihres Bruders mit Weislingen viel lieber zu, als seinen Mitteilungen von gefährlichen Abenteuern. Die sanfteren Züge Weislingens nehmen sie für ihn ein, noch ehe sie ihn sieht; sie wird seine Verteidigerin gegen ihren Bruder. Hieraus ist es zu erklären, daß Weislingen so bald ihr Herz und ihre Hand gewinnt. Ihrem Bruder sucht sie die liebevolle Fürsorge, welche er ihr beweist, durch Treue und Hingebung zu vergelten, so weit sie nur vermag. Den unverdienten Schmerz, den ihr Weislingens Treulosigkeit bereitet, mildert ihr der wackere Sickingen einigermaßen, indem er sich in der Zeit der größten Not mit ihr vermählt. Jedenfalls hat Goethe in der fromm-duldenden Maria der Geliebten von Sesenheim ein Denkmal setzen wollen.

11. Adelheid bildet den schneidendsten Gegensatz zu Marie, da sie jeder reinen, zarten Empfindung unfähig ist. Sie zieht die Männer nur in ihre Netze, um sie zu beherrschen und durch sie zu herrschen. Ihre hochfliegenden Pläne kennen keine Grenzen. Weislingens Streben genügt ihr nicht; ihr Blick ist auf den Nachfolger des Kaisers gerichtet. Als Weislingens erwachsende Eifersucht sie vom Hofe entfernen will, greift sie zum schnödesten Verbrechen. Franzens aufzehrende Glut schmeichelt ihrer Eitelkeit. Für wahre Liebe ist in ihrem Herzen kein Raum; List, Ränke und Herrschsucht füllen dasselbe aus.

3. Idee des Gedichtes.

Der Dichter hatte durch das Studium der Biographie des Götz diesen Ritter lieb gewonnen und beschloß, ein Charaktergemälde von demselben zu schaffen. Dies aber war nicht möglich, ohne zugleich das Zeitalter zu zeichnen, dem er angehört.

Die Dichtung ist dadurch Charakter- und Zeitgemälde zugleich geworden, letzteres jedoch nicht im strengsten Sinne des Wortes, da Goethe manches unberücksichtigt läßt, an die sehr wichtige Reformation der Kirche z. B. nur schwach durch den zwar tieffühlenden, aber aller Thatkraft ermangelnden Bruder Martin erinnert. Goethe sah es vorzugsweise darauf ab, den Kampf zweier Zeitalter darzustellen: eines scheidenden, in dem das Recht so wenig gehandhabt wird, daß die Ritter zur Selbsthilfe schreiten und dabei vielfache Gewaltthaten verüben, sich aber zu kräftigen, unabhängigen Charakteren entwickeln, und eines beginnenden, in dem unter dem Schutze des Gesetzes feige und falsche Intriguanten ihr Wesen treiben. Durch Götz ist die im Verklingen begriffene Zeit repräsentiert, weshalb der Dichter alles darauf angelegt, daß wir mit Götz' Tod jenen Zeitraum als abgeschlossen betrachten sollen. „Es kommen die Zeiten des Betrugs," sagt der sterbende Götz, „es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen."

Was Goethe mit seinem Götz gewollt hat, sagt er uns selbst in nachstehenden Versen, welche neben vielem andern bei einem zur Feier der Anwesenheit der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna in Weimar am 18. Dez. 1818 veranstalteten Maskenzuge von der Maske des Götz gesprochen wurde:

Die Schreckenstage, die ein Reich erfährt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Gesetz verstummt, der Fürst entflieht,
Und niemand Rat und niemand Rettung sieht,
Die schildr' ich nicht: denn ewig ungepaart
Bleibt solchem Fest Erinn'rung solcher Art.

Doch dieses Bild führt uns heran die Zeit,
Wo Deutschland, in und mit sich selbst entzweit,
Verworren wogte, Scepter, Krummstab, Schwert
Feindselig eins dem andern zugekehrt;
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegrisch aufgewühlt;
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Vermischte Habsucht, kühne Wagnis galt.

Ein deutsches Ritterherz empfand mit Pein
In diesen Wust den Trieb, gerecht zu sein.
Bei manchen Zügen, die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam;
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daß zuletzt die Woge, die ihn trug,
Auf seinem Haupt verschlingend, überschlug;
Er, würdig-kräft'ger Mann, als Macht gering,
Im Zeitensturm unwillig unterging.

Ihm steht entgegen, selbstgewiß, in Pracht,
Des Pfaffenhofes listgesinnte Macht,
Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenschaftlich wirkend Frauensinn.
Das wankt und wogt, ein streitend Gleichgewicht,
Die Ränke siegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite steht des Landmanns Heiterkeit,
Der jeden Tag des Leidlichen sich freut.
Und fernerhin Zigeuner zeigen an,
Es sei um Ordnung in dem Reich gethan:
Denn wie die Schwalbe Sommer deutend schwebt,
So melden sie, daß man im Düstern lebt,
Sind räuberisch, entführen oft zum Scherz,
Wahrsagerinnen, Menschen Geist und Herz.
(Goethes Werke. Stuttg., 1867. Bd. XVI. 217.)

4. Dichtungsart. Komposition.

1. Goethe nennt den „Götz von Berlichingen“ in der Bearbeitung für die Bühne ein Schauspiel, während er der ältesten Darstellung die Überschrift „dramatische Geschichte Gottfriedens von Berlichingen“ gegeben hatte. Die Bezeichnung „dramatisches Gedicht“ möchte wohl die zutreffendste für die Dichtung sein, da es den herkömmlichen Begriffen nach weder Schauspiel, noch Drama ist. Gleich beim Erscheinen des Gedichtes zerbrach man sich den Kopf darüber, welchen Platz man demselben unter den Dichtungsarten anweisen sollte, stand aber schließlich davon ab und erkannte an, daß es eben einzig in seiner Art sei, ganz in dem Sinne, wie Rat Goethe unsern Dichter als einen „singularen Menschen“ bezeichnete. Ein Recensent (M.) [H. Schmid in Gießen oder Meusel?] nennt das Gedicht im „deutschen Merkur“ (Sept. 1773) S. 267 ein Stück, „worin alle drei Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist, und doch das schönste, interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten“, Gedanken, die auch Wieland in seiner Recension (Teutscher Mercur VI, 1. Stück, April 1774, 321—33) adoptiert. Lessing nannte jedoch die Recension auf Grund seiner Dramaturgie und der Emilia Galotti ein Wischi-waschi.

2. Die Einheit an sich kann man aber dem Gedicht gewiß nicht absprechen. Denn wenngleich Götz nicht Träger der dramatischen Handlung ist, so bildet er doch den Mittelpunkt, in dem alle Radien zusammenlaufen. Alles, was auf den ersten Blick als Charakteristik der damaligen Zeit erscheint, läßt bei genauer Betrachtung Beziehungen auf Götz erkennen. Goethe sagt selbst, er habe in Götz einen rauhen, biedern Selbsthelfer in wilder, anarchischer Zeit dargestellt, und wir können hinzufügen: er hat in ihm den Gegensatz einer geraden, treuen Seele gegen ein schon zu ränkevoller Schlauheit und Hinterlist neigendes Zeitalter dargestellt,

eines von natürlichem Rechtsgefühl beseelten Mannes gegen ein Geschlecht, das sich tückisch hinter künstlichen Gesetzen zu verschanzen begann, eines uneigennützigen, weiten Herzens gegen eine in Selbstsucht versinkende Welt, den Gegensatz eines unabhängigen, freien Sinnes gegen politische Zahmheit, frischer, naturwüchsiger Einfachheit gegen überhandnehmende Verschrobenheit der Gesinnung, gediegener, tüchtiger Kraft und Tapferkeit gegen wachsende Schlaffheit und Weichlichkeit. Sollten diese Gegensätze alle in dem einen Götz veranschaulicht werden, so mußte der Dichter diese Gestalten unter den mannigfachsten Reflexen zeigen. Und so finden wir sie auch wirklich. Das Mönchstum, wie es sich im Bruder Martin kund giebt, das Leben der damaligen höheren Geistlichkeit, vorgestellt in dem ränkevollen Bischof und dem „Weinfaß in Fulda"; die Reichsfürsten in ihrem heuchlerischen, selbstsüchtigen Treiben; der Kaiser in seiner bedauerlichen Lage, in der er gern helfen möchte und doch nicht kann; der Bauernstand, der Jahrhunderte lang unter schwerem Drucke geseufzt und nun endlich die Schranke in unmenschlichster Weise durchbricht; der Bürgerstand, der in Liebetraut und Olearius in zwei emporgekommenen Individuen vorgeführt wird, die im Hofleben Geradheit und Würde des Charakters verloren haben; die Ritter, die, wie Sickingen und Selbitz, dem Götz ähnlich sind, oder, wie Weislingen, den Wert eines freien Reitersmannes verkennen, „der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst"; — alle diese Persönlichkeiten, die Repräsentanten der verschiedensten Stände, sie werden in direkte Beziehung zu der Hauptperson gestellt und verleihen dem Gedicht die notwendige Einheit. Und darum trifft das Werk in dieser Beziehung kein Vorwurf.

Anders sieht es in betreff der Handlung des Gedichtes aus. Obwohl Götz der Hauptcharakter, der Mittelpunkt der ganzen Dichtung ist, so ist er doch nicht der Hauptträger der Handlung derselben. Er verfolgt zu vielerlei, als daß eine planmäßige und unaufhaltsam fortschreitende Handlung, ein Kampf des Helden mit dem Schicksal, möglich wäre. Anfangs ist er erfüllt mit Rachepläne gegen den Bischof von Bamberg, und als diese mißlingen, wendet er sich gegen Weislingen, seinen ehemaligen Freund und jetzigen Widersacher. Durch Gefangennehmung desselben ist sein Zweck erreicht. Nun folgt die Scene an der bischöflichen Tafel zu Bamberg, die uns zwar mit einigen Klassen der Gesellschaft bekannt macht, aber die Handlung selbst nicht fortführt. Weislingens schwankendes Gemüt ist unterdessen durch die biedere Treuherzigkeit seines alten Freundes so umgestimmt worden, daß er sich entschlossen hat, dem Bischof zu entsagen und sich mit Götz durch Verschwägerung so zu verbinden, daß alle Zwietracht ein Ende nimmt. Dadurch wird der 1. Akt so geschlossen, daß der

Zuschauer ohne Spannung bleiben und keine Fortsetzung erwarten würde, wenn der Dichter nicht noch ganz am Schluß das Auftreten des Franz dazu benutzt hätte, uns für die Beständigkeit des eben geschlossenen oder vielmehr erneuerten Freundschaftsbundes einige Besorgniß einzuflößen.

Im 2. Akt sehen wir den Götz wieder einen andern Plan verfolgen; er ist mit den Nürnbergern in Fehde, weil sie seinen Buben an die Bamberger verraten haben. Hierdurch wird diese Partikularhandlung nur sehr schwach mit Weislingens Gefangennehmung in Verbindung gebracht. Mittlerweile spinnt sich am Hofe zu Bamberg eine Nebenhandlung an, die solche Breite gewinnt, daß man nicht recht weiß, ob man sich für Götz oder für Weislingen interessieren soll, es ist, als wenn die Scenen von zwei Schauspielen untereinander gemischt worden wären. Hierzu kommt noch, daß der Dichter bei der in diesem Akte auftretenden Adelheid so lange verweilt, daß es den Anschein gewinnt, als solle sie zum Mittelpunkt der Handlung gemacht werden; sie wird wirklich Trägerin einer stetig durchgeführten Handlung.

Im 3. Akte, in dem sich Götz bei der Verteidigung seines Schlosses im Glanze seiner ritterlichen Tüchtigkeit zeigt, spinnt sich die Handlung mit genügender Stätigkeit fort, da sich der Kampf mit dem Exekutionsheer aus der Fehde mit den Nürnberger Kaufleuten folgerichtig entwickelt. Dasselbe kann auch vom 4. Akte gesagt werden, in dem sich der gefangene Götz vor den kaiserlichen Räten mit unbeugsamem Sinne verteidigt — bis zu seiner Befreiung durch Sickingen. Hier aber tritt wieder eine Unterbrechung ein, wie sie wohl im Epos, nicht aber im Drama zulässig ist. Götz, dessen Mut durch den gegen ihn verübten Verrat und durch Weislingens Treulosigkeit schon gebrochen ist, benutzt den durch Sickingen erlangten Vorteil nur dazu, um auf sein ritterliches Wort nach seiner Burg entlassen zu werden, wo er sich still zu halten verspricht. So schließt der Akt, ohne daß man ahnt, wie die für ihn drückende Muße enden soll. Um ihn herauszureißen, benutzt der Dichter zu Anfange des 5. Aktes den Bauernkrieg, dessen bisher mit keiner Silbe gedacht, der daher auch nicht im mindesten vorbereitet worden ist. Götz würde durch seine Teilnahme an diesem großen Ereignis gewonnen haben, wenn er nicht auch hier so passiv, so vom Strome der Begebenheiten fortgerissen erschiene. Er zeigt sich zwar in der Unterhaltung als ein kühner, kräftiger Mann, aber der Dichter läßt uns im Zweifel, ob der Held sich durch die Vorstellungen von der drohenden Gefahr, oder davon, daß er Gutes stiften könne, zur Übernahme der Anführerstelle bestimmen läßt. Nun erregt aber Götz als Hauptperson ein echt tragisches Interesse. Sein Kampf wird hier zum Seelenkampfe; der Streit wird in seine Brust verlegt. Er hat sein Wort gegeben, keine Fehde ein-

zugehen, sein Gebiet nicht zu verlassen, bis seine Sache entschieden ist; und dennoch läßt er sich von den Aufrührern die Hauptmannsstelle aufdringen. Dadurch wird der Frieden aus seinem Herzen gescheucht, wie wir aus Elisabeths Mund in ihrem Gespräch mit Lerse erfahren. In diesem inneren Kampfe wird Götz' Kraft gebrochen, und wir finden ihn am Ende des Stückes in tiefer Seelenfinsternis. Sein Tod macht einen niederbeugenden Eindruck, der nur durch den Hoffnung verkündenden Ruf: „Freiheit! Freiheit!" etwas gemildert wird.

5. Litteraturhistorisches.

Während Goethe in Straßburg verweilte, um die Rechte zu studieren, vertiefte er sich in die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, und wurde besonders durch die auf Selbsthilfe gerichteten ritterlichen Befehdungen angezogen, welche durch den vom Kaiser Maximilian I. endlich glücklich durchgesetzten ewigen Reichslandfrieden (1495) für rechtslos erklärt und der strengsten Verfolgung anheimgegeben wurden. Erst nach seiner Rückkehr nach Frankfurt scheint er Götz' Lebensbeschreibung in die Hände bekommen und fleißig studiert zu haben. Auch die Vertiefung in den Kunstbau des Straßburger Doms nährte seine Liebe zum Mittelalter und ließ ihn dasselbe als eine große Zeit erkennen. Sein Bedürfnis, Angeschautes und nach allen Richtungen Durchdachtes und innerlich Erlebtes schriftlich und in möglichst lebendigen Gestalten darzustellen, führte ihn auf die „dramatische Geschichte Götz' von Berlichingen mit der eisernen Hand". Nachdem er den Stoff lange mit sich umhergetragen, begann er, nach seiner eigenen Aussage, eines Morgens im November 1771 zu schreiben, ohne vorher auch nur einen Entwurf aufgesetzt zu haben, und am Abend schon las er die ersten Scenen der Schwester vor. Durch Beifall und zugleich durch Äußerung des Zweifels an seiner Beharrlichkeit reizte sie ihn zur Fortsetzung. Er schrieb darüber an einen Straßburger Freund: „Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen werden. Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes." In etwa 6 Wochen hatte er die Freude, das ganze Manuskript geheftet zu erblicken. Später nahm er noch zwei Bearbeitungen vor, von denen diejenige von 1772 (die mittlere), aus welcher unsere Proben sind, die beste ist.

Das Gedicht erregte als Sammlung historischer Holzschnitte die größte Aufmerksamkeit der Zeitgenossen, die deutsche Nation begeisterte sich für Selbständigkeit und männliches Streben;*)

---

*) Ein Buchhändler besuchte Goethe und bat sich, augenscheinlich von dem Werte seiner Idee selbst tief durchdrungen, ein Dutzend solcher Stücke aus, er wolle sie gern honorieren.

denn ein jeder wurde angezogen durch den vaterländischen Stoff, durch das warme Nationalgefühl, welches sich darin kund gab, durch die kraftvolle, malerische, durchsichtige, dramatische Sprache, durch die Klarheit der Gedanken, durch die Neuheit der ganzen Auffassung. Indes fehlte es ihm in dem Lager der französisch Gebildeten auch nicht an heftigen Gegnern; Friedrich II. nannte Götz eine „abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke", was jedoch Justus Möser (Kleinere Schriften. Berlin, 1843. IX. 143 ff.) geistvoll widerlegte und den Götz verteidigte. Das Stück rief eine Unzahl von wirklich abscheulichen Ritterspielen und Ritterromanen hervor; es fand sich aber niemand, der in die Fußstapfen des großen Dichters getreten wäre und ein echtes Volksdrama geschaffen hätte.

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Wodurch giebt sich in Götz von Berlichingen der Eintritt einer neuen Zeit kund? 2. Inwiefern ist Goethes Götz von Berlichingen ein Produkt der Sturm- und Drangperiode? (Vergl. Kluge, Themata zu deutschen Aufsätzen.) 3. Parallele zwischen Cid und Götz von Berlichingen.

Litteratur.

Lebensbeschreibung Herrn Gözens von Berlichingen, zugenannt mit der eisern Hand, eines zu Zeiten Kaiser Maximilians I. u. Caroli V. kühnen u. tapfern Reichs-Cavaliers, worinnen derselbe 1. alle s. v. Jugend auf gehabten Fehden u. im Krieg ausgeübten That-Handlungen, 2. seine in dem Bauernkrieg a. 1525 widerwillig geleisteten Dienste und dann 3. einige andere, außerhalb dem Krieg und denen Fehden gethane Ritter-Dienste aufrichtig erzählet und dabei seine erlebten Fatalitäten mit aufführet. Mit verschiedenen Anmerkungen erläutert u. mit einem vollständigen Indice versehen, zum Druck befördert v. Verono Franck von Steigerwald. Nürnbg., 1731.

Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand u. s. Familie. Nach Urkunden zusammengest. u. herausgeg. v. Fr. Wolfgang Götz Graf von Berlichingen-Rossach. Mit 10 lithograph. Tafeln. Lpzg., 1861. 18 M. — Diese schöne Ausgabe macht die vorstehende Schrift entbehrlich.

Leben, Fehden und Handlungen des Ritters Götz von Berlichingen, zubenannt mit der eisernen Hand, durch ihn selbst beschrieben. Nach der alten Handschrift, nebst einigen noch ungedruckten Briefen des Ritters, herausgeg. v. Ottmar F. H. Schönhuth. Mit Götzens Bild u. Handschrift. Mergentheim, 1858. 1,20 M.

Goethes Götz von Berlichingen. Erläut. v. H. Düntzer. Jena, 1858. 40 ₰.

— —. Von Dr. Hasper. (Im „Pädagog. Archiv" v. Langbein. Stettin, 1861. Nr. 3.)

— —. V. G. Wustmann. Lpzg., 1871. 1,80 M.

— —. Schauspiel. Erste vollst. Bühnenbearbeitung nach der Goetheschen Handschr. der Universitätsbibliothek in Heidelberg. Karlsruhe, 1878. 3,50 M.

2. Leiden des jungen Werthers.
1773.

I. Zwei Briefe.

1.

Sämtl. Wke. in 36 Bdn. VII. 6 u. f. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 59, 1. — Lüben, Auswahl. II. 127.

1. Fragen zur Erleichterung des Verständnisses.

In welcher Gemütsstimmung finden wir den Verfasser des Briefes? Er ist heiter, freudig und glücklich. — Was trug zu dieser Stimmung bei? Die schöne Frühlingszeit und die Umgebung des Dichters. — Welchen Einfluß hat dies auf seine Kunst? Er glaubt, die herrliche Gegend durch keine Zeichnung, sondern nur in Worten darstellen zu können. — Was schildert er zuerst? Das dampfende Thal und den finstern, nur an der Oberfläche von der Sonne beschienenen Wald. — Warum nennt er das Innere des Waldes Heiligtum? Weil es, wie das Innere eines Tempels, den Besucher mit heiligem Schauer erfüllt. — Was macht der Dichter nach diesem Blick auf das große Ganze zum ferneren Gegenstande seiner Betrachtung? Die Mannigfaltigkeit der Pflänzchen um ihn her und das Leben einer Menge kleiner Tiere zwischen denselben. — Was empfindet er lebhaft bei diesen Betrachtungen? Die Gegenwart Gottes, des Allmächtigen und Alliebenden. — Mit welchem Ausdrucke bezeichnet er sein allmähliches Vergessen der Außenwelt? „Wenn's dann um meine Augen dämmert.“ — Welche Worte lassen den höchsten Grad seiner Empfindung erkennen? „Welt und Himmel ruhen in meiner Seele.“ — Welchen Wunsch hat er in diesem Zustande? Die empfangenen Eindrücke schriftlich wiedergeben zu können. — In welchem Maße wünscht er dies? So, daß das Geschilderte ein treues Abbild seines Zustandes wäre. — Was muß er jedoch schließlich bekennen? Daß die durch die Betrachtung der Natur in ihm erweckten Empfindungen und Gefühle zu tief und zu mächtig sind, als daß er sie bewußtlos darstellen könnte.

2. Inhaltsangabe.

Der Dichter giebt sich in seiner Einsamkeit mit ganzer Freude den Empfindungen hin, welche der Frühling in einer herrlichen Gegend in ihm erweckt. Da er sich unfähig fühlt, seine Umgebung im Bilde darzustellen, so versucht er, diese, so wie seine Gefühle in Worten zu schildern. Er versetzt uns in ein stilles, bewaldetes Thal, dessen Schatten selbst von der hohen Mittagssonne nicht verscheucht werden. Die Schönheit seines Ruheplatzes, die Mannigfaltigkeit so vieler, sonst wohl übersehener Pflänzchen, das regsame

Leben einer Menge kleiner Tiere ruft ihm so recht die Gegenwart und sorgende Liebe des Schöpfers in den Sinn. Er umfaßt in diesem Gedanken die ganze Welt mit um so innigerer Neigung und empfindet eine Freude, eine Seelenruhe, welche ihm Vorschmack des Himmels scheint. Er wünscht, diese Gefühle auch andern mitteilen zu können, erkennt aber, daß dies unmöglich ist, und daß die Sprache der Natur zum Menschenherzen sich nur unvollkommen durch die Sprache des Menschen wiedergeben läßt.

3. Grundgedanke.

Die Herrlichkeit der Natur im großen und kleinen und die Allmacht und Liebe des Schöpfers sind unaussprechlich

2.

Sämtl. Wke. in 36 Bdn. VII. 49—51. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 59, 2. — Lüben, Auswahl. II. 127.

1. Fragen zum Verständnis.

Welche Ansicht setzt die vorwurfsvolle erste Frage des Dichters voraus? Die Ansicht, daß die Ursache des menschlichen Glücks zugleich die Quelle seines Elends sei. — Worauf wendet er diese Ansicht an? Auf seinen Umgang mit der lebendigen Natur, der ihm sonst Wonne, jetzt Qual verursacht. — Wohin versetzt er sich in der Erinnerung zurück? Auf die Höhe eines Felsen, von dem aus er ein fruchtbares Thal mit einem Flusse überschaut. — Was schließen wir aus der Bemerkung, daß es um ihn keimte und quoll? Daß er das Thal im Frühlinge überschaute. — Was ist das erste, das ihn noch in der Erinnerung an jene Betrachtung entzückt? Die schattigen, dichten, alle Berge von unten bis oben bekleidenden Wälder. — Wodurch erhält die Landschaft einen besonderen Reiz? Durch den sanften, die Wolken abspiegelnden, zwischen schilfbewachsenen Ufern dahingleitenden Fluß. — Was läßt uns die Ruhe dieses Bildes vorzugsweise empfinden? Der sanfte Fluß, die lispelnden Rohre, das Abspiegeln der vom Abendwinde herüber gewiegten Wolken, der sanfte Abendwind. — Wodurch erhält die Landschaft des Dichters Leben? Durch den Gesang der Vögel im Walde, durch das Tanzen der Millionen Mückenschwärme, durch das Summen des Käfers im Grase. — Worauf machte ihn das letztere aufmerksam? Auf das Leben der niedern Tiergeschlechter am Boden. — Worin erblickte er jedoch auch das Leben der Natur? In dem Moose, das selbst am härtesten Felsen noch Nahrung findet, und dem auf dürren Sandhügeln wuchernden Geniste. — Warum nennt er dies Leben in der Natur ein inneres, glühendes, heiliges? Ein inneres, weil es nicht auf den ersten oberflächlichen Blick

sich offenbart, ein glühendes, weil es nie erlischt, und ein heiliges, weil es uns mit Schauern der Ehrfurcht vor dem Schöpfer erfüllt, der kein Atom seines Reiches unbelebt ließ. — Was für einen Eindruck machte jene Abendlandschaft auf den Dichter? Er fühlte sich wie vergöttert und trug ein lebendiges Bild von der Unendlichkeit der Natur und des Lebens in ihr in seiner Seele. — In welchen Worten malt er dieses innere Bild? „Ungeheuere Berge — mannigfaltigen Geschöpfe". — Wen stellt er nun mit der Unendlichkeit der Welt vergleichend zusammen? Die sich als Herrscher dieser Welt betrachtenden Menschen. — Worin glaubt er den Grund von dem Stolze des Menschen zu finden? In seiner Kleinheit. — In welchen Worten stellt er diese sehr bezeichnend dar? In Häuslein sich zusammen sichern und sich annisten. — Zu welcher Betrachtung führt ihn die Erinnerung an die Kleinheit und Schwäche der Menschen? Zu der Betrachtung der Allgegenwart und Seligkeit des Ewigschaffenden. — Welchen Wunsch rief diese in ihm hervor? Nur einen geringen Teil dieser Seligkeit des Schöpfers fühlen zu können. — Warum glaubt er diese am Ufer des Meeres eher zu finden? Weil die Unermeßlichkeit desselben am eindringlichsten an die Unendlichkeit des Schöpfers erinnert.

2. Inhaltsangabe.

Der Dichter fühlt sich verstimmt durch den Gedanken an die Unvollkommenheit der menschlichen Glückseligkeit, in deren Genusse auch stets die Quelle des Elends liege. Er glaubt, diese Wahrheit namentlich bei der Betrachtung der Natur gewonnen zu haben und vergegenwärtigt sich deshalb die früher beim Anblicke einer herrlichen Abend-Landschaft empfangenen Eindrücke. Er sieht von neuem das zu seinen Füßen liegende bewaldete Thal mit dem sanften Flusse, bemerkt das mannigfaltige Leben in der Natur, das sich nicht bloß in den Äußerungen lebendiger Geschöpfe, sondern auch im dürftigsten Moose und Geniste offenbart, vergegenwärtigt sich dabei das genossene Glück und die Vorstellungen, welche die Betrachtung des Lebens in der Natur in ihm erweckte, hält nun neben die Unermeßlichkeit der Welt und die Allgegenwart und Seligkeit ihres Schöpfers die Kleinlichkeit der Menschen und erinnert sich lebhaft des sehnsuchtsvollen Wunsches, die Seligkeit des Schöpfers, wenn auch nur im geringsten Maße, mitempfinden zu können.

3. Gliederung.

I. Der ungetrübte Genuß des Glücks ist dem Menschen versagt.

> „Des Lebens ungemischte Freude
> Ward keinem Irdischen zu teil."
>
> Schiller (Ring des Polykrates.)

II. Nachweis dieser Wahrheit durch die Darstellung der bei Betrachtung der Natur gehabten Empfindungen.
  A. Die Empfindungen des Glücks beim Anblicke einer schönen Landschaft.
    1. Die Landschaft im ganzen.
      a. Das bewaldete Thal.
      b. Der sanfte Fluß.
      c. Der lieblich bewölkte Abendhimmel.
    2. Das Leben in der Natur.
      a. In der Tierwelt.
        aa. Die Vögel im Walde.
        bb. Die Mückenschwärme in der Luft.
        cc. Das Leben im Grase.
      b. In der Pflanzenwelt.
        aa. Das Moos am Felsen.
        bb. Das Geniste am Sandhügel.
  B. Die durch die Betrachtung des Lebens in der Natur hervorgerufenen innern Bilder.
    1. Von der Unermeßlichkeit der Fülle des Lebens in der Natur.
      a. Im Walde und Gebirge.
      b. Im Innern der Erde.
      c. In der Luft.
    2. Von der Armseligkeit des Menschen im Gegensatz zu der Allgegenwart und Seligkeit des Schöpfers.
  C. Sehnsucht nach der Teilnahme an der Seligkeit des Schöpfers.

4. Grundgedanke.

Das Bewußtsein von der Unmöglichkeit, an der Seligkeit des Schöpfers teil zu nehmen, verkümmert den Genuß irdischer Glückseligkeit. — Das Gefühl unbefriedigter Sehnsucht nach dem höchsten Genusse ist allen jugendlichen, strebsamen, schwärmerischen und überreizten Naturen eigen. Vor dem Elende, das durch dieses Gefühl erzeugt wird, kann nur der Umgang mit Gott und göttlichen Dingen, ein tieferes und besonnenes Erforschen der Naturgegenstände und Naturgesetze und das Hineinleben in die Verhältnisse des wirklichen Lebens retten.

5. Vergleichung beider Briefe nach Inhalt und Form.

Auch ohne Angabe des Datums erkennen wir, daß Nr. 1 früher geschrieben sein muß als Nr. 2. Zwischen beiden liegt eine Zeit, in welcher der Geist des Dichters durch Erfahrungen oder Nachdenken eine bedeutende Umwandlung erlitten hat. Dort fühlt er sich glücklich in dem Genusse der Natur und bedauert nur, dieses Glück nicht durch Bild oder Wort fixieren zu können; hier fühlt er zwar jenes Glück in der Erinnerung noch, aber es

hat die Sehnsucht nach noch Größerem, nie zu Erlangendem rege gemacht. Der Dichter ist immer noch der Bewunderer der Natur und der Fülle des Lebens in derselben, aber es stehlen sich in seine Betrachtungen verstimmende, niederschlagende Vergleichungen desselben mit dem Leben des Menschen, in deren Umgange der Dichter traurige Erfahrungen gemacht zu haben scheint. Dort begnügt er sich mit dem menschlichen Genießen, hier will er Gott sein.

Schon bei Besprechung des 2. Briefes ist uns die Übereinstimmung des Landschaftsbildes mit dem 1. Briefe aufgefallen. In beiden sehen wir das liebe Thal vor uns mit den undurchdringlichen Wäldern, und wir kommen auf die Vermutung, daß wirklich beide Schilderungen ein und dieselbe Landschaft zum Gegenstande haben, nur daß sie in dem 2. Briefe in anderer Beleuchtung und von einem anderen (höheren) Standpunkte aus, der uns auch noch den Fluß in seinen Krümmungen sehen läßt, erscheint.

Auch in der Form findet eine wesentliche Übereinstimmung statt. Nach einem kurzen Eingange, der uns mit der Stimmung des Briefschreibers bekannt machen soll, folgt eine prachtvolle, sechsgliederige Periode, der sich im 2. Briefe noch einige Sätze anschließen. Die Wahl des Ausdrucks, musikalisch und plastisch zugleich, ist in beiden Briefen gleich meisterhaft, und läßt uns mehr an ein Gedicht, als ein Prosastück denken. Jean Paul sagt von den beiden Landschaften, daß sie „als ein Doppelstern und Doppelchor durch alle Zeiten glänzen und klingen würden.“ — Der Schluß der ersten Periode wird durch die Aufeinanderfolge zweier Genitive und eines diesen gleichlautenden Dativs etwas schleppend. Besser wäre es vielleicht gewesen, wenn der Dichter gesagt hätte: „Ich erliege der Gewalt dieser herrlichen Erscheinung.“

6. Lesen.

Es erfordert für beide Stücke eine tüchtige Übung, da es nicht leicht ist, die notwendige Steigerung auf so lange Vordersätze zu verteilen, wie wir deren hier haben. Im 2. Stücke wird besonders auch der Gegensatz zwischen der unendlichen Lebensfülle in der Natur und der Armseligkeit des Menschen hervorgehoben werden müssen; doch darf der Ton des mit Bedauern gemischten Spottes nicht in den der Verachtung übergehen.

7. Schriftliche Aufgaben.

Die Frühlingslandschaft als Schilderung — als Gemälde.

II. Die ganze Dichtung.

1. Historische Grundlage.

„Werthers Leiden“ sind im eigentlichsten Sinne des Wortes Wahrheit und Dichtung und darum nur ganz zu verstehen und

als Kunstwerk richtig zu würdigen, wenn man mit den Personen und Verhältnissen bekannt ist, welche darin vorgeführt und dargelegt werden. Im voraus sei bemerkt, daß der Dichter uns in der Hauptperson, im Werther, sich selbst vorführt, sich aber natürlich nicht buchstäblich kopiert, sondern als Dichter verfährt, und mit seinen Anschauungen und Empfindungen auch zugleich die Anschauungen und Empfindungen seiner Zeit ausspricht.

Goethe begab sich 1772 nach Wetzlar, um als Praktikant beim Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht vertraut zu werden, und machte in dem Dorfe Garbenheim (im Werther Wahlheim genannt), Kestners Bekanntschaft. Am 9. Juni dieses Jahres wohnte er einem ländlichen Ball in Wolpertshausen bei und lernte dort die zweitälteste Tochter des Amtmanns Buff, Charlotte, kennen (vgl. den Brief im Werther vom 16. Juni), deren frische, natürliche Heiterkeit, physische und sittliche Gesundheit, wie praktische Tüchtigkeit und Pflichttreue ihn anzogen. Er wußte nicht, daß sie bereits mit Kestner, damals Legationssekretär bei der hannoverschen Gesandtschaft zur Kammergerichtsvisitation, verlobt war; als er es erfuhr, vermochte er seiner Empfindungen nicht mehr Herr zu werden und benahm sich, als ob seiner Liebe kein Hindernis entgegen stehe. Lotte, liebreich und heiter gegen alle, ließ ihn gewähren, wie man ein liebes Kind gewähren läßt, dachte aber in reiner Unbefangenheit nicht daran, ihn zu erhören und ihrem Verlobten ungetreu zu werden. Nach und nach wurde dies Verhältnis für Goethe unerträglich, weshalb er Wetzlar nach 4 Monaten am 11. Sept. 1772 verließ. Ihrem festen und sicheren Wesen hat er es zu verdanken, daß er nicht zu Grunde ging, ja daß er beim Scheiden ein besserer Mann war als bei der ersten Begegnung. An die Stelle des persönlichen Umgangs trat nun der briefliche Verkehr. In seinen Briefen fließt seine Seele von Liebe zu Lotte über, und dies Glück ohne Ruhe bildet den 1. Teil des Werther. Der andere Teil hat eine ähnliche Neigung zur Grundlage, nur trug dieselbe nicht den reinen, unschuldigen Charakter jener. Der junge Jerusalem, Sohn des verdienten Abtes Jerusalem zu Riddagshausen bei Braunschweig, war bereits im Februar 1771 als braunschweigisch-lüneburgischer Gesandtschaftssekretär nach Wetzlar gekommen. Er erwarb sich bald das Wohlwollen des Präsidenten Grafen Bassenheim und wurde vielfach von ihm eingeladen. Als er aber einst nach Tische etwas länger im Hause desselben verweilte, erfuhr er eine Ehrenkränkung des Präsidenten, indem dieser ihn nötigte, vom Spieltische aufzustehen, da „Gesellschaft komme", Assessoren und Referendare nämlich, die nur aus Adeligen bestanden. Von nun an lebte er zurückgezogen und war sehr verschlossen. Eine Neigung zu der Frau des pfälzischen Sekretärs Herdt, die nichts weniger

als erwidert wurde, hatte so unerwartete Folgen für ihn, daß seine peinliche Lage unerträglich wurde. Am 29. Okt. 1772 erschoß er sich mit einem Pistol, das er von Kestner unter dem Vorwande, eine Reise zu machen, geborgt hatte. Aus diesem Jerusalem und sich schuf Goethe eine einzige Person, den Werther.

2. Inhaltsangabe.

Um unangenehme Verbindungen zu lösen, hat Werther sich in die Einsamkeit zurückgezogen. Er hält sich für geheilt und hofft ein ungestörtes Glück. Er ist Maler und Dichter. Die frischen Frühlingsmorgen, die lieblichen kühlen Abende beruhigen und kräftigen ihn. Er wählt einen Platz unter Lindenbäumen, die Stunden zu verlesen und zu verträumen. Seinen Griffel zum Zeichnen und seinen Homer nimmt er mit dahin. Alles interessiert ihn dort: die alte Frau, die ihm den Kaffee bringt, die Kinder, die um ihn spielen, die Erlebnisse einer armen Familie. In dieser Ruhe der Wiedergenesung lernt er Lotte kennen. Der Eindruck, den sie auf ihn macht, ist ein mächtiger; eine neue Leidenschaft erwacht in ihm und bestürmt seine Seele. Sein einförmiges Dasein bekommt eine neue Gestalt. Täglich besucht er Lotte und wird im Hause des Amtmanns ganz heimisch. Durch körperliche Thätigkeit versucht er sein Sehnen und Verlangen hinwegzubannen, erreicht jedoch seinen Zweck nicht. Wie die Tage wechseln, so ändert sich seine Stimmung: bald in Hoffnung hoch hinaus, bald in Verzweiflung wie vernichtet. Der Winter kommt, kalt, traurig, düster. Nun muß er fort. Er tritt wieder in die Gesellschaft ein, aber sie ekelt ihn an. Die Einförmigkeit und Leere des Geschäftslebens befriedigt seine Ansprüche nicht, der Hochmut des Adels verletzt das Bewußtsein seiner Überlegenheit. Nachdem er seine Entlassung vom Hofe genommen und auch das Anerbieten eines Fürsten, bei ihm nach Gefallen zu leben, nach kurzem Versuche abgelehnt hat, kehrt er zurück nach dem friedlichen Schauplatz seines früheren Glückes; er findet dort Lotte, die Kinder, seine Wälder und Spaziergänge wieder, aber die gesuchte Ruhe findet er nicht. Die Hoffnungslosigkeit seiner Lage überwältigt ihn endlich; der Welt überdrüssig, in seinem Streben unbefriedigt, stirbt er von eigner Hand.

3. Charakteristik der Hauptpersonen.

Die Zahl der auftretenden Hauptpersonen ist gering, durfte aber auch nicht größer sein, wenn der Zweck der Dichtung erreicht werden sollte. Die Zeichnung der Hauptcharaktere ist aber mit großer Sorgfalt und Naturtreue ausgeführt, vor allen die des Werther.

1. Werther ist ein Charakter, der sich in echt dichterischer

Weise vor dem Leser entwickelt. Goethe charakterisiert ihn selbst in einem Briefe an Schönborn als „einen jungen Menschen, der, mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulationen untergräbt, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, sich eine Kugel vor den Kopf schießt.“ Das treueste Bild von diesem jungen Menschen entwirft uns Gervinus, indem er sagt (IV. 476): „Ein Charakter entwickelt sich vor uns, dem alles Bestehende Hindernis und Schranke scheint; wie er in der Kunst der Regel spottet, so auch der bürgerlichen Gesellschaft, die die Natur in uns zerstöre und nichts als Anständigkeit dafür biete. Kollegien und Ämter scheinen ihn, den Menschen, zu vernichten, und an seiner Stelle nur Philister und Strohmänner zu bilden; die Gesetze sind ihm kaltblütige Pedanten; Regel und Ordnung ist ihm in Wohnung, Kleid, Amt, Schrift und Rede verhaßt; er schlägt aus gegen alle Mäkeleien an der Handlungsweise des Gefühls, an dem Glauben des Volks, an allem, was Empfindung und Phantasie angeht; ihn reuete keine Leidenschaft, die auch an Wahnsinn und Trunkenheit grenzte; denn er hatte begreifen lernen, warum man alle außerordentliche Menschen von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. Ein solcher Mensch bekriegt alle Welt und verzärtelt nur sein eignes Herz, lebt ihm ganz zu Gefallen und verübelt sich's nicht, weil ein Gefühl des Menschlichen in diesem Herzen schlägt; er wendet sich von den Erwachsenen weg zu den Kindern, die ihm nicht wehe thun; von den Menschen zur Natur, die ihm nicht widerspricht; von der Wirklichkeit weg zur Dichtung, und innerhalb der Dichtung von der bewegten Welt des Homer zu den formlosen schwermütigen Schatten Ossians. Über Klopstock und Kleist begegnet seine Seele einem gleichgestimmten Wesen, das ihm die Verhältnisse entziehen; an Entbehren ist er nicht gewöhnt, an einen Vertrag, das Band des Lebens nicht einseitig aufzulösen, kann der Feind des Lebens nicht glauben. Er wird ein Raub der Empfindung, die mit einer Glut und Wahrheit geschildert ist, daß wir nie ohne Seelenbewegung der Entfaltung dieses Charakters folgen werden, der die Marionetten im Grandiosen und in der Heloise*) in gewaltigen Schatten warf.“

2. Albert bildet den Gegensatz zu Werther. Ohne gerade kalt und gefühllos zu sein, ist er doch frei von der düsteren Schwermut, der zerfließenden Weichheit, dem schmerzhaften Naturgefühl, der Selbstquälerei mit gemachter oder wenigstens durch Grübeln gesteigerter Empfindung, kurz von der psychischen Krankheit der Zeit, woran Werther leidet. Er versteht es, sich in die Ansprüche des Lebens, in die Pflichten des Amtes, in die Konvenienz der

*) Schriften Rousseaus.

Gesellschaft mit Geduld zu fügen, ohne darüber den Sinn für höhere Gemütsforderungen, für edlere Geistesbildung geradezu einzubüßen. Aber seine Empfindung ist doch nicht lebhaft genug, und er erscheint daher nicht bloß Werther gegenüber, sondern überhaupt etwas philiströs und pedantisch, als ein wohlgeratener Zögling der damaligen Gesellschaft mit ihren geistlosen und verknöcherten Formen.

3. Lotte nimmt die schöne Mitte ein zwischen Albert und Werther. Leibliche und geistige Schönheit sind in ihr zu einem wahrhaft harmonischen Bilde vereint; sie ist ein Charakter, den man bewundert. Die Mutter hat ihr auf dem Sterbebette ihre noch unerzogene Kinderschar übergeben, und was Lotte in dieser schweren Stunde, in der höchsten Erregung ihres Gemüts versprochen, das hält sie; sie wird ihren Geschwistern eine treue Mutter, wofür am besten die große Liebe spricht, mit der ihr dieselben zugethan sind. Über den Ernst, mit dem das Leben schon früh an sie herantritt, verliert sie aber nicht den heiteren Charakter des Mädchens, sie behält Interesse für die kleinen Freuden desselben, für einfachen Putz und Tanz. Sie ist zufrieden mit ihrem engen Dasein, was bei Werther in so geringem Maße und zu seinem Unglück nicht der Fall ist. Dagegen ist sie ihm verwandt durch das reiche Gefühl, durch die Fülle ihres Gemüts und durch den idealen Zug ihres Herzens, und diese Eigenschaften sind es auch vorzugsweise, welche sie ihm und jedem, der mit ihr in Berührung tritt, so unendlich wert macht. „So viel Einfalt,“ sagt Werther von ihr, „bei so viel Verstand; so viel Güte bei so viel Festigkeit und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit.“

4. Die Aufgabe der Dichtung.

Der Dichter hatte sich bei seinem Werke offenbar die Aufgabe gestellt, die Schilderung einer Seelenstimmung zu liefern. Insofern diese zugleich eine Schilderung jener Zeit ist, die an befremdender Heftigkeit der Empfindung bei unwichtigen Anlässen litt, kann die Dichtung auch als ein psychologisches Zeitgemälde angesehen werden. „Jene namenlose Unruhe,“ sagt Carlyle, „das blinde Ringen einer in Knechtschaft befangenen Seele, jene schmerzvoll sehnsüchtige Unzufriedenheit, die jede Brust erfüllte, hatte auch Goethe beinahe zur Verzweiflung getrieben. Alle teilten dies Gefühl, ihm Ausdruck geben konnte er allein.“ Wie in andern Fällen, so befreite sich Goethe durch diese Arbeit von dem Übel, an dem er litt. Beim Erscheinen des Werkes machte man dem Dichter den Vorwurf, daß er durch dasselbe den Selbstmord predige; selbst Lessing sagte, daß Goethe ein angemessenes Schlußkapitel hinzufügen müsse, wenn ein so warmes Produkt nicht mehr schaden als nützen solle.

Offenbar übersah er mit andern Zeitgenossen, daß dichterische Schönheiten nicht auch zugleich moralische Schönheiten sein müssen. Nicht Moral wollte Goethe lehren, sondern ein Gemälde liefern von einer tief empfindsamen, leidenschaftlich sich anklammernden Seele, die mit feinstem Gemüte und edelstem Menschensinne aus der ganzen umgebenden Welt volle frische Nahrung und belebenden Genuß zu schöpfen bestrebt ist und sich grenzenlos unglücklich fühlt, wo sie auf Widerstand stößt, oder ihr schöner, die reine Natur als höchstes Evangelium verehrender Sinn verletzt wird. Wer daran festhält, der kann den Werther ohne Gefahr lesen; ja, er wird durch denselben die heilsame Erkenntnis gewinnen, daß es unrecht sei, sich dem Hange zu einem unthätigen Mißmut zu überlassen.

5. Dichtungsart. Wert der Dichtung.

„Werther" ist ein Roman, zu dem der Dichter den Stoff in sich und seiner Zeit fand, also aus zuverlässigen Quellen schöpfte. Die dafür gewählte Briefform ist eigentümlich, aber sehr passend, da der sich aus dem lebhaft geführten Briefwechsel entwickelnde Dialog dramatische Handlung herbeiführt. Hierzu kommt eine stufenweis und rasch fortschreitende Entwickelung der Charaktere und eine höchst kunstvolle Darlegung der schon fester ausgeprägten, wofür namentlich die Schilderung Lottens als Beweis dienen kann. In Bezug auf die Darstellung gehört Werther zu den Meisterstücken ersten Ranges. „Nach so klaren sinnigen Bildern, nach solcher Fülle von Leben, nach so feiner, zarter Einfachheit durchsucht man die ganze deutsche Litteratur vergebens. Die Sprache ist ein steter Strom von Musik; in den Grenzen der Prosa erfüllt sie alle Bedingungen der Poesie — lieblich wie das Rauschen fallender Wasser und voll süßer Melancholie wie ein Herbstabend." (Lewes.) Nach der Kraftsprache im Götz konnte man eigentlich auf solche Lieblichkeit nicht gefaßt sein.

Die Wirkung des Werther war daher auch eine außerordentliche. Vielleicht hat eine Dichtung niemals die Welt so in Aufregung und Entzückung versetzt, wie diese. Die verschiedenartigsten Menschen, alle Klassen der Gesellschaft wurden davon ergriffen. Der Werther begleitete Napoleon nach Ägypten, drang bis nach China; in Deutschland wurde er ein Volksbuch. Während seiner italienischen Reise erhielt Goethe einen Brief von einem jungen Franzosen, der ihm gestand: „Ihnen verdanke ich die beste That meines Lebens, die natürlich viele andere erzeugen wird, und für mich ist Ihr Buch ein gutes Buch. Wenn ich das Glück hätte, mit Ihnen in demselben Lande zu wohnen, so würde ich zu Ihnen kommen, Sie umarmen und Ihnen mein Geheimnis erzählen; aber unglücklicherweise lebe ich in einem Lande, wo niemand an das Motiv meiner Handlungsweise glauben würde. Möge es Ihnen zur Be-

friedigung gereichen, daß Sie auf 300 Meilen Entfernung das Herz eines jungen Mannes auf den Weg der Ehre und der Tugend haben zurückführen können; eine ganze Familie darf nun ruhig sein, und mein Herz genießt das Bewußtsein einer guten That." So dachten, sprachen und schrieben viele andere.

Daß ein Werk so eigentümlicher Art auch auf Gegner traf, ist natürlich. Lessing schätzte es als Kunstwerk hoch, hielt es aber in moralischer Beziehung für gefährlich, wie schon oben bemerkt wurde. Nicolai in Berlin, der ein großer Feind aller Schwärmerei und dabei etwas beschränkt war, schrieb statt einer Kritik eine Parodie: „Die Freuden des jungen Werther". Darin erschießt sich Werther auch, aber nur mit Hühnerblut; er bleibt am Leben, heiratet Lotte, und sie bleiben vergnügt bis an ihr seliges Ende. Übrigens verkannte Nicolai des Dichters Talent nicht, er erklärte sich nur gegen die Richtung des Werkes.

Schmerzlich berührt wurden Kestner und Lotte vom Werther. Sie sahen darin ihre Verhältnisse an die Öffentlichkeit gezogen, und zugleich so entstellt, daß sie bei allen, die einigermaßen mit den Personen und Lokalitäten vertraut waren, im schlimmsten Lichte erschienen. Auf das mit einem Briefe übersandte Exemplar erhielt der Verfasser einen ziemlich vorwurfsvollen Brief von Kestner. Indes gelang es Goethe doch bald, sie wieder zu beruhigen und ihre alte Liebe ganz wieder zu gewinnen.

Litteratur.

Goethes Leiden des jungen Werthers. Erläut. v. H. Düntzer. Leipzig. 1 M.

A. Kestner, Goethe und Werther. Briefe Goethes, meistens aus s. Jugendzeit. Mit erläut. Dokumenten. 2. Aufl. Stuttg., 1855. 4 M.

J. W. Appell, Werther u. s. Zeit. Zur Goethelitteratur. Lpzg., 1855. 3 M.

Wer sich für die Wertherlitteratur interessiert, findet die vollständigsten Angaben darüber in Gödekes Grundriß zur Gesch. d. deut. Dichtung. II. 881. Dresden, 1862.

3. Mahomets Gesang.
1774.

Goethes Wke. in 36 Bdn. II. 38. — Lüben, Auswahl. II. 129.

1. Erläuterungen.

V. 4. „Über Wolken", also hoch oben im Gebirge.

15. „Und mit frühem Führertritt". Schon als Bach findet er hoch im Gebirge seinen Weg nach dem Thale, wohin er die sich in ihn ergießenden Quellen mitnimmt.

60. „Cedernhäuser trägt der Atlas auf den Riesenschultern". Bezeichnung der Kraft des mit dem Riesen (Titanen) Atlas verglichenen Stromes. „Cedernhäuser", Schiffe.

67. „Dem erwartenden Erzeuger", d. h. dem Ozean, der als Vater des Stromes betrachtet wird. (V. 48.)

2. Inhaltsangabe.

Der Dichter malt uns den Lebenslauf eines Stromes. Hoch oben im Gebirge über den Wolken entquillt er geheimnisvoll, stürzt dann hinab durch die Felsen, oft als Schaumwelle gen Himmel spritzend, und führt die mit ihm sich vereinigenden Quellen mit sich hinab ins Thal, wo er die Wiesen netzt und Blumen an seinen Ufern sprossen. Aber rastlos eilt er in Schlangenwindungen der Ebene zu, die mit dem herrlichen Strome prangt. Aus der Ebene und von den Bergen eilen Flüsse und Bäche ihm zu, die sich sehnen, dem Sande der Wüste, der brennenden Sonne oder dem hemmenden Hügel zu entkommen, um in die Arme des ihrer harrenden Vaters, des Ozeans, zu fallen. Er nimmt sie alle mit, schwillt herrlich an, und verbreitet Segen und Reichtumsfülle in allen Landen, die er durchströmt. Auf seinen Wogen trägt er die stattliche Flotte mit den wehenden Flaggen, und so ergießt er sich mit den aufgenommenen Bächen und Flüssen, mit all' seinen Schätzen in die Fluten des Ozeans.

3. Deutung der Allegorie.

Der Dichter besingt das hohe Geschick, die erhabene Bestimmung Mahomets, oder allgemeiner, der großen, gotterfüllten Genien, die ein Licht, ein Leitstern ganzer Völker für Jahrhunderte werden. — Gehen wir nun an die Deutung des Einzelnen, so haben wir uns zu hüten, daß wir in die kleinen Detailzüge, die zur Ausmalung des Bildes dienen, nicht zu viel hinein deuteln. — Ein solcher Genius ist hohen, reinen Ursprungs, mit ursprünglichem Adel der Seele geboren (V. 1—3); tiefes Geheimnis ruht über seinen ersten Regungen in der frühesten Kindheit; diese Zeit ist bei dem einzelnen Menschen das, was bei Völkern das mythische Zeitalter, eine noch ganz unter göttlichem Einfluß stehende Vorgeschichte (4—7). — Mit frischen Kräften tritt der Jüngling in das Alter des klaren Selbstbewußtseins; aber sein Streben ist noch ein ideales, himmelwärts gerichtetes (8—12), seine ganze Thätigkeit ist noch spielend, aber selbst im Spiel bewährt er schon seine geistige Überlegenheit über andere, er ist überall Tonangeber und Führer (13—17). Weiter im Leben fortgeschritten, den Mannsjahren sich nähernd, beginnt er, sich der Welt erfreulich und segensreich zu erweisen (18—21); schöne Verhältnisse knüpfen sich an und drohen, ihn auf ein engeres Gebiet zu beschränken; das tiefe Gefühl seines höheren Berufs läßt ihn den Lockungen widerstehen (22—27). Die Welt beginnt seine edlere Natur, seine große Bestimmung zu erkennen; erst schließen sich in kleineren Kreisen unter-

geordnete Kräfte hilfreich seinen Bestrebungen an (28 u. 29), dann in immer weitern und weitern Kreisen (32). Von allen Seiten ergeht an ihn der Aufruf, die Welt aus den Banden des Irdischen, des Gemeinen zu erlösen, die Geister vom Staube zum Göttlichen zu erheben (35—48). Tausend Herzen, die von tiefer Sehnsucht nach dem Göttlichen erfüllt waren, blieben am Staube haften, drohten sich ganz im Irdischen zu verlieren (42), sich in zwecklosem Treiben zu verflüchtigen, durch die geringsten Hindernisse in ihrem bessern Treiben gehemmt zu werden (43—45), so lange sie vereinzelt waren: sie alle erwarten von ihm Befreiung aus den Fesseln des Irdischen. — Glänzend entspricht er ihren Erwartungen (49—68). Dieser letzte Abschnitt läßt sich ganz im einzelnen nur auf einen welterobernden, Staaten und Dynastieen stiftenden Religionsgründer, wie Mahomet, deuten, der, indem er seine Brüder, seine Kinder dem Erzeuger an das Herz bringt, zugleich auch äußerlich eine halbe Welt umgestaltet. V. 53—59 schildern dieses Umgestalten, sein unaufhaltsames Erobern und seine schöpferische Thätigkeit, V. 60—64 seine Macht und Herrlichkeit auf ihrem Gipfelpunkte; V. 65—68 deuten wieder auf seine ursprüngliche, nun erreichte Bestimmung, die Menschen zum Göttlichen zu erheben, zurück. (Viehoff, Goethes Gedichte, I, 222.)

4. Form der Darstellung.

Wir haben hier einen allegorischen Hymnus in freien Rhythmen, die sich dem Inhalte treffend anschließen, indem das durchgängig festgehaltene trochäische Versmaß mit dem unaufhaltsam Fortschreitenden, was im Ganzen liegt, im Einklange steht.

5. Litterar-historische Bemerkungen.

Vorstehender Gesang war ursprünglich zur Einschaltung in ein von Goethe projektiertes Drama „Mahomet" bestimmt, weshalb er auch zuerst (im Göttinger Musenalmanach von 1774) unter der Überschrift „Gesang" als dramatischer Wechselgang zwischen Ali und Fatema erschien. Im 1. Akte sollte Mahomet, nachdem er sich selbst bekehrt, seine Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mitteilen; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im 2. Akte versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben unter seinem Stamme auszubreiten. Hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit; der Streit wird gewaltsam, Mahomet muß fliehen. Im 3. Akte bezwingt er seine Gegner und macht seine Religion zur öffentlichen. Aber er muß auch zur List seine Zuflucht nehmen; das Irdische wächst, das Göttliche tritt zurück. Im 4. Akte verfolgt Mahomet seine Eroberungen; die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im 5. Akte

fühlt er sich selbst vergiftet. Seine große Fassung, seine Wiederkehr zu sich selbst macht ihn bewundernswürdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt. — Den uns vorliegenden Gesang sollte, nach Goethes eigener Angabe, Ali, zu Ehren seines Meisters, auf dem höchsten Punkte des Gelingens vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geschieht, womit die oben erwähnte Einrichtung zu dramatischem Wechselgesange freilich nicht recht stimmt. Die neuere Überschrift: „Mahomets Gesang“, ist nicht zu billigen, da man es ihr nicht ansehen kann, daß sie heißen soll: Besingung des Mahomet, Preislied auf Mahomet. (S. W. in 40 Bdn. XXII. 225.)

6. Vergleichung des Gedichtes mit Stolbergs „Felsenstrom“.*)

Wie schon beide Hymnen der Form nach viel Verwandtes haben, nur daß Stolberg das fortstürmende Element im ganzen durch Daktylen, Goethe hingegen durch Trochäen zu versinnlichen strebt, so haben sie auch dem Inhalte nach große Ähnlichkeit. Beide gebrauchen den Lauf des Stromes zu einer allegorischen Darstellung des menschlichen Lebens und beginnen in den ersten 7 Versen mit demselben Gedanken, da auch der Anfang des Stolbergschen Gedichtes auf den geheimnisvollen Ursprung menschlicher Vortrefflichkeit hindeutet. Das Bild des Jünglings ist bei Goethe minder großartig gezeichnet als bei Stolberg, aber es befriedigt mehr, da es zu der prachtvoll dargestellten Manneskraft und Mannesthätigkeit hinüberführt, während Stolberg das Schicksal des Jünglings nur ahnen läßt, und zwar das Schicksal, das nur dem schwachen Geiste droht. Er fürchtet, daß der Strom sich in dem See verlieren, seine ursprüngliche Freiheit einbüßen werde, während Goethes Strom durch keine Lockungen und Hindernisse sich aufhalten läßt, den See durchflutet und frei, stolz und segensreich seinem großen Ziele entgegeneilt. Man wird dabei unwillkürlich an die Lebenswege der Dichter selbst erinnert.

Schließlich möge hier eine ganz ähnliche Allegorie folgen, die dem vortrefflichen Werke „Nach der Natur“ (Hamburg, 1850. I. 139), dessen Verfasser wir nicht kennen, entnommen worden ist.

„Man hat das Leben oft genug mit einem Strome verglichen, und es giebt in der That keinen bessern Vergleich. Erst ist es ein Bach, still spielend und in sich hineinmurmelnd. Die schlanken Erlenstämme mit ihren dunkeln Laubkronen, die bunten Wiesenblumen spiegeln sich darauf oder schwimmen in den Wellen. Idyllischer Friede ist rings. — Die Fluten drängen sich vorwärts, der Kampf mit Felsbarrikaden beginnt. Nicht mehr gemächlich plauder-

*) S. oben S. 211.

haft, sondern ruckweise dahinschießend, stürzend, an Steine prallend, schäumend, zerstäubend, äußern sie jetzt ihre Thätigkeit. Sie wollen etwas, aber entweder das Wollen selbst ist ihnen nicht klar, oder es fehlt ihnen an Kraft, das Gewollte durchzusetzen. Sie grollen mit sich selbst und zürnen, daß man sie in solche Schranken presse. Raum! eifern sie, und wir leisten Ungeheures. Sie würden es auch. Oft aber würden sie nur zerstören, ohne in ihrer Flüchtigkeit bauen zu können. Sie gewinnen Raum, der Bach wird zum Strome, nachdem er unendlich viel Fremdes in sich aufgenommen. Die Wellen spiegeln nicht mehr die Büsche an den Ufern, nicht mehr nackte Felsenwände, an denen nur der Epheu unserer Träume hinklettert. Sie gleiten an stolzen Städten, an Schlössern und Burgtrümmern vorbei. Vergangenheit und Gegenwart ruht auf ihrem mächtigen Nacken, und der Zukunft tragen sie schwerbeladene Schiffe entgegen. Der Strom schwillt und wächst fort, bis er großartig in den Ozean hineinbraust oder müde im Sande verrinnt."

Vergl. auch die Krummachersche Parabel „Der Rhein" im III. Tle. dieses Werkes.

4. Adler und Taube.
Um 1773.

Goethes Wke. in 36 Bdn. II. 55. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 60. — Lüben, Auswahl. II. 130.

1. Erläuterungen.

V. 4. „Der rechten Schwinge Sennkraft". Flügel werden Schwingen genannt, wenn sie durch Länge und Leichtigkeit geeignet sind, den Vogel durch geringe Bewegung lange in schwebendem Fluge zu erhalten, wie dies z. B. beim ganzen Falkengeschlechte der Fall ist. — Sennkraft, Kraft der Senne, gewöhnlicher: Sehne (Spannschnur am Bogen) ist hier die vermittelst zäher, dehnbarer Körper den Flügel in Spannung und Ausdehnung erhaltende Kraft.

6. „Fraß u. s. w."; er ertrug seinen Schmerz mit Ingrimm, ohne Äußerung.

9—11. „Zuletzt heilt' ihn allgegenwärt'ger Balsam allheilender Natur", er genas ohne künstliche Mittel, bloß durch die Kraft der Natur.

17. „Unwürd'gem Raubbedürfnis nach". Der Adler ist der König der Vögel, strebt nach der Höhe, lebt (horstet) auf fast unzugänglichen Felsen und verzehrt daselbst geraubte größere warmblütige Tiere; jetzt muß er zur Erhaltung des Lebens mit seiner unwürdigem Raube, mit niederen Tieren sich begnügen.

26 u. 37. „Golden“ bezeichnet hier überhaupt das Wertvolle.

27. „und ruckt einander an“ unter den ihnen eigentümlichen Tönen „ruckedigû“ bewegen sie sich stoß-, ruckweise zu einander.

28. „Ihr rötlich Auge buhlt umher; es blickt mit einer gewissen Innigkeit und Zutraulichkeit umher. Dieselbe Nebenbedeutung liegt auch in den Worten „liebelt“ im 33. Verse.

2. Inhaltsangabe.

Ein junger Adler wird durch einen Schuß so verletzt, daß er zu Boden stürzt, und obgleich nach drei Tagen wieder geheilt, doch sich nicht wieder zu erheben vermag. Indem er sehnsüchtig zum Himmel hinauf blickt, nähern sich ihm zutraulich zwei Tauben. Der Tauber sucht ihn zu trösten und heißt ihn sich zu begnügen mit dem, was die Natur umher ihm reichlich bietet. Der Adler, noch tiefer in sich versinkend, antwortet kurz, stolz und spöttelnd, indem er die Taube eine Weise nennt, die gerade so rede, wie sie es verstehe.

3. Deutung der Fabel.

Der Adler ist der nach Höherem strebende Mensch, die Tauben dagegen bezeichnen solche Menschen, die nicht im Erhabenen, sondern im Anmutigen, nicht in hohen, edlen Thaten, sondern im harmlosen Genusse ihr Glück suchen. An dem Bilde des Adlers und der Taube zeigt der Dichter, wie ein Mensch den andern nicht begreifen kann, weil die Natur ihm einen ganz andern Charakter gegeben hat. Wer von Natur sanft und genügsam, im engen Kreise glücklich ist, kann den mächtigen Drang eines reichbegabten und hochstrebenden Jünglings nicht fassen, der sich nach Thaten sehnt, die seinen Fähigkeiten angemessen sind, und hat keine Ahnung von dem Schmerze desselben, wenn er sich durch das Unglück (vorgestellt durch des Jägers Pfeil) mit allem heißen Trieb und Verlangen in einen kleinen Wirkungskreis gebannt sieht. Die guten Lehren jener genügsamen Taubennaturen sind an sich richtig und gut; aber auf den Adlerjüngling lassen sie sich nicht anwenden, denn es paßt nicht ein Maßstab für alle Charaktere.

4. Form der Darstellung.

Diese Fabel nähert sich der Parabel, weil der Inhalt auf das Seelenleben des Menschen eine Beziehung hat. Das Gedicht zerfällt nicht in Strophen, sondern nur in zwei Absätze, und bewegt sich in freiem Rhythmus, doch so, daß der Jambus vorwaltet. Da der Gedanke, die Betrachtung vorwaltet, so fehlt der Reim, der mehr zu dem gebundenen, liederartigen leichten Rhythmus paßt. Das Bild des gelähmten Adlers, noch mehr

aber das der Tauben, ist treffend gezeichnet und wirkt in jedem Zuge prägnant und charakteristisch auf die Phantasie.

5. Veranlassung zum Gedicht.

Je mehr man sich mit Goethes Dichtungen beschäftigt, desto mehr gewinnt man die Überzeugung, daß sie fast ohne Ausnahme zunächst aus individuellen persönlichen Anlässen und Beziehungen hervorgegangen, wenngleich in vielen das individuelle Gepräge durch die Freiheit der dichterischen Behandlung so sehr ausgelöscht ist, daß sie nur ganz allgemein menschliche Beziehungen darzustellen scheinen. — Wetzlar mit seiner Liebe und seinem Leide lag hinter unserem Dichter, als er in den Sommermonaten des J. 1773 mit der wirklichen Ausarbeitung des Werther begann, der im Februar und März des folgenden Jahres seine Vollendung erhielt. Doch scheinen in unserem Gedichte die letzten Spuren seines Herzenswehs zu verschwinden. Goethe weiß Kestner und Lotte — ein Taubenpaar im Myrtenhain — glücklich verheiratet, welche Verbindung ihm, dem Adlersjüngling, für einige Zeit die Schwingkraft weggeschnitten hatte. Sein jugendlicher Dichterflug war ihm gehemmt, er „zuckt in Schmerz und Qual". Doch heilt ihn zuletzt „allgegenwärtiger Balsam allheilender Natur": der sentimentale Goethe kommt zur Ruhe, der schmachtende Jüngling reißt sich aus der trübseligen Wertherstimmung heraus. — Das Gedicht erschien S. 109—11 im Göttinger Musenalmanach auf das J. 1774. Da derselbe schon Anfang September 1773 ausgegeben wurde, kann die Abfassung der Parabel spätestens in den August desselben Jahres fallen.

6. Lesen.

Die Worte des Taubers sind in dem Tone gemütlichen Zuredens und am Schlusse in wohlgemeinter und selbstgefälliger Belehrung, die des Adlers in dem ernsten Sinnens, bei dem man aber das Ironische (Spöttelnde) leicht durchhören muß, zu lesen.

5. Vorfrühling.

Um 1775.

Goethes Wke. in 36 Bdn. V. 37. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 169. — Lüben, Auswahl. II. 132.

1. Erläuterungen.

V. 3. „Im Thale grünet Hoffnungsglück". Der Dichter nennt die emporsprossenden Gewächse Hoffnungsglück, weil uns ihr Anblick auf die schöne Sommerzeit hoffen läßt, und diese Hoffnung beglückt.

7. „Ohnmächtige Schauer körnigen Eises“, Reif, Graupeln. Insofern diese nur je zuweilen und vorübergehend erscheinen, auch keine verderblichen Wirkungen hinterlassen, ist der Ausdruck „ohnmächtige Schauer“ gerechtfertigt.

22. „Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden“, aus den natürlichen Beschränkungen der Freiheit, welche der Betrieb eines Handwerks oder Gewerbes mit sich führt. — Handwerk und Gewerbe stehen in dem Verhältnis der Unter- und Überordnung zu einander. Gewerbe, von ahd. huërpan, mhd. wërben, sind Verrichtungen, Thätigkeiten um etwas, sind Beschäftigungen als Nahrungszweig, als Erwerb, sind Beschäftigungen zur Gewinnung des Nahrungsunterhaltes; insofern diese Beschäftigungen aber nur unter körperlicher Anstrengung (mit Hilfe der Hand) mechanisch ausgeführt werden, nennt man sie ein Handwerk.

23. „Aus dem Druck von Giebeln und Dächern“. Der Dichter bezeichnet mit diesem gut gewählten Ausdruck das beengende Gefühl, das jeden ergreift, der längere Zeit in der Stadt verweilt.

25. „Aus der Kirchen ehrwürdigen Nacht“. Das geheimnisvolle Dunkel unserer meisten Kirchen stimmt uns zur Andacht und Ehrfurcht vor Gott.

28. „Zerschlägt“, zerteilt.

36. „Des Volkes wahrer Himmel“, der Ort, an welchem es sich am glücklichsten fühlt.

38. „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“, hier bin ich nicht an die die Freiheit in der Wahl meiner Vergnügungen beschränkenden Förmlichkeiten des Stadtlebens gebunden. Diese Worte sind der Ausdruck der ihrer kurzen Freiheit sich erfreuenden Menge.

2. Gedankengang und Gliederung.

Der Dichter steht am Ostertage auf einer Anhöhe (V. 14), an deren Fuße sich eine Stadt ausdehnt, die er soeben verlassen hat. Denn darauf deuten die Worte hin: „Kehre dich um“, die er an seinen nicht weiter erwähnten Begleiter richtet. Der Ruhepunkt auf der Anhöhe bezeichnet zugleich einen Wendepunkt in der Schilderung des Frühlings selbst, die nun von der Betrachtung der leblosen Naturgegenstände zu der des Menschenlebens inmitten des Frühlings ungesucht übergeht. Es ist vielleicht der erste Frühlingstag, den er außerhalb der Mauern der Stadt zubringt. Darum giebt er sich ganz den Eindrücken hin, welche die Landschaft auf ihn macht. Das erste, was ihm in die Augen fällt, sind die vom Eise befreiten Gewässer, die nun wieder munter dahinströmen. Sie sind belebt durch den Blick des Frühlings, den er sich, wie auch den Winter, persönlich denkt. Das grünende Thal aufwärts

durchwandelnd, vergegenwärtigt er sich in lebendigen Bildern das Entfliehen des Winters, der, ein schwacher Greis, in die rauhen Berge sich zurückzieht, die noch mit Schnee bedeckt sind. Von dorther äußert er noch in den kälteren Luftströmungen, welche die Ausdünstungen der Erde zu Reif gefrieren machen, seinen Einfluß, den aber die Sonne, der Blick des Frühlings vernichtet. Unter ihren Strahlen strebt alles keimend und neu sich bildend nach oben, alles färbt sich in ihrem Lichte.*) Aber noch fehlt es an Blumen, ein Mangel, der durch die von dem freundlichen Sonnenlicht herausgelockten geputzten Menschen ersetzt wird. Auf diese Wendung wird der Dichter ganz ungesucht gebracht, da er jetzt auf der Höhe angelangt ist, von wo aus er das Gewimmel unter sich erblickt. Wie die Blumen von neuem dem Schoß der Erde entsprießen werden, so gehen auch die Menschen zu neuem Leben hervor und zwar an demselben Tage, an welchem einst der Herr auferstand. Sie legen die fesselnden Geschäfte des Tages bei Seite, verlassen die dumpfen Stuben, die engen Straßen und dunkeln Kirchen, um den ersten hellen Frühlingstag zu begrüßen. Der Dichter sieht von seiner Höhe aus, wie das bunte Gewimmel außerhalb des Thores sich zerteilt. In einzelnen Gruppen durchwandeln diese die Gärten und Felder; jene besetzen die Kähne bis zum letzten fast überladenen, um über den Fluß zu fahren, oder von seinen Fluten weiter hinab sich treiben zu lassen; ja selbst auf den Pfaden des Berges, der die Landschaft in der Ferne begrenzt, blinken farbige Kleider. Das Ziel fast aller dieser Lustwandelnden sind die nahe gelegenen Dörfer. Nach einem derselben wendet sich auch der Dichter und läßt uns in den Schlußzeilen noch den Ausgang der Auferstehungsfeier des Frühlings auf dem Lande ahnen.

Übersichtlich würde sich die Gliederung des Gedichtes so darstellen lassen.

I. Die Erde am Ostertage. (V. 1—11.)
  A. Die Macht des Frühlings. (1—3.)
  B. Die Ohnmacht des Winters. (4—8.)
  C. Der Einfluß der Sonne. (9—11.)
II. Das Menschenleben am Ostertage. (12—38.)
  A. Drang der Menschen nach dem Lichte. (12—26.)
  B. Die Lustwandelnden. (27—34.)
    1. Die belebten Gärten und Felder. (27. 28.)
    2. Der belebte Fluß. (29—32.)
    3. Die belebten Berge. (33. 34.)
  C. Das Glück des Landlebens. (35—38.)

*) Eine bekannte Erscheinung, von deren Richtigkeit man sich überzeugen kann, wenn man Gewächse, die im Dunkel gezogen sind (z. B. Kartoffelpflanzen im Keller) mit solchen vergleicht, die unter dem Einfluß des Lichts ersproßten, wenn man ferner die Pflanzen- und Tierwelt der Polargegenden mit der in der heißen Zone vergleichend zusammenstellt.

3. Inhaltsangabe.

Neues Leben regt sich in der Natur: das Eis ist von den Gewässern verschwunden, junges Grün bekleidet das Thal, und nur die rauhen Berge sind noch mit Schnee bedeckt. Die von dort herabwehenden Luftströme bringen je zuweilen noch Reif; aber bald verschwindet dieser vor den wärmenden Sonnenstrahlen, unter deren Einfluß alles bunt sich färbt. Den Mangel der Blumen ersetzen die geputzten Menschen, welche die beengende Stadt mit ihren fesselnden Geschäften und die dunkeln Kirchen verlassen haben, um das Fest der Auferstehung als Selbstauferstandene im Freien zu feiern. Sie beleben die ganze Landschaft, die Gärten und Felder, den Fluß, die fernen Berge, und das Getümmel im Dorfe verkündet ihnen heitern, zwanglosen Genuß des Lebens.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine in freien Reimen dargestellte und durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit ausgezeichnete Schilderung. Es stammt wahrscheinlich aus dem J. 1775 und ist ein kleines Bruchstück aus Goethes Faust, dessen 1. Teil 1806 erschien, den Dichter aber schon lange Jahre vorher beschäftigte. Auf den Faust näher einzugehen, liegt nicht in unserer Absicht.

6. Heidenröslein.

1775. (1771?)

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 10. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 29. — Lüben, Auswahl. II. 133.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Morgenschön", schön, frisch wie ein Morgen; eine glückliche Bezeichnung der in ihrer Frische doppelt reizenden Blüte.

2. In dem Gleichklang „Ich steche dich" und in dem entschlossenen „Und ich will's nicht leiden" ist der naive Trotz prächtig ausgedrückt. So droht das schwache Kind dem starken Manne, der neckend mit ihm anbindet.

2. Inhaltsangabe.

Ein Knabe sieht auf der Heide ein eben aufgeblühtes, frisches Röslein stehn, läuft hinzu, um es näher zu betrachten, freut sich darüber und will es brechen. Das Röslein warnt ihn vor seinen Stacheln und wehrt sich, aber trotzdem und ungeachtet der Klagen des Rösleins bricht er es doch.

3. Form der Darstellung.

Ein schmuckloses Volkslied im Charakter der Ballade. Der Strophenbau und das Versmaß (4- u. 3füßige Trochäen, deren

sieben eine Strophe bilden) sind regelmäßig und eignen ganz besonders für den Volksgesang.

Otto Vilmar sagt in seiner Schrift „Zum Verständnisse Goethes“ über dies Lied: „Wie einfach ist das berühmte Heidenröslein, welcher alltägliche Vorgang ist es, daß eine Rose gebrochen wird — sie ist doch dazu gewachsen; und wird eigentlich mehr erzählt in dem kleinen Liedchen, als daß die Rose gebrochen ist. Woher der unnachahmliche Reiz dieses kleinen Gedichtes? Warum hat es schon mehr als einen Komponisten angeregt, eine Melodie dazu zu finden? Im Stoff liegt diese Anziehungskraft, die jeder an sich erfahren haben wird, äußerlich betrachtet, nicht — und in der Darstellung? Kann es Einfacheres, Anspruchsloseres geben, als die Art, wie dieser, fast möchte man sagen, triviale Stoff dargestellt ist? Wenn irgendwo, so ist hier die Herrlichkeit Goethescher Poesie eine verborgene, eine unbewußte. Aber die Herrlichkeit ist vorhanden, es ist doch ein tragischer Stoff, der hier uns vorgeführt wird, und gerade daß er ohne Phrase, ohne Sentimentalität, ohne hochtrabende Reden, welche sonst die Tragödie begleiten, geboten wird, das ist das Anziehende.

„Auch das Schöne muß sterben, das Götter und Menschen erfreut“

sagt Schiller, und Goethe klagt:

Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heide.

und beide sagen, in seiner Weise aber jeder, dasselbe, der eine sagt es mit imponierender Hoheit, der andere mit kindlicher Vertraulichkeit — wir werden Schiller bewundern, Goethes Kindlichkeit aber nimmt unser Herz gefangen.“

4. Grundgedanke.

Das Gedicht kann als einfache volkstümliche Darstellung eines natürlichen Vorganges, des Brechens eines Heidenröschens durch einen Knaben, angesehen werden, läßt jedoch auch eine allegorische Beziehung zu. Das Heidenröslein würde dann das Bild einer Jungfrau in anspruchsvoller Liebe sein, die nach einigem Widerstreben ihrer Bestimmung nachkommt und dem Manne zu eigen wird, der ihren Besitz ernstlich erstrebt.

In der Ballade „Das Veilchen“ hat Goethe die bescheidene Liebe dargestellt.

5. Lesen des Gedichtes.

Der Refrain (die beiden letzten Zeilen der Strophen) wird am besten von einem Chore gelesen, der in der 1. Str. ein warnendes: Nimm Dich in acht!, in der 2. ein ahnendes: Du wehrst Dich umsonst!, in der 3. ein klagendes: Du dauerst uns! zu Gehör zu bringen hat.

6. Litterar-historische Bemerkungen.

Ursprünglich gehört das Lied Herder an, der es aus dem Munde des Volks aufzeichnete und in seinen „Stimmen der Völker in Liedern", 2. Abtl. (Herders smtl. Wke. in 40 Bdn. II. Abtl. IV. 379) veröffentlichte.*) Es lautet dort so:

1. Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn, es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

2. Der Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Daß ich's nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

3. Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.**)

Goethe war Herder bei seiner Sammlung behilflich und trug wahrscheinlich viel zur ersten Aufzeichnung und Fassung des Volksliedes bei. In der Form hat das Goethesche Lied durch den reinern Rhythmus, der durch Weglassung des „Es" zu Anfange, des überflüssigen „Und" in Str. 1 V. 5 und der Artikel vor „Knabe" und „Röslein", wodurch das Ganze eine volkstümlichere Färbung erhielt, gewonnen. Auch der Inhalt ist bei Goethe durch die Veränderung des 4. u. 5. V. in der 3. Str. ein anderer und besserer geworden, da das Schicksal des Röschens jedenfalls das Wichtigste ist, in der Herderschen Fassung aber der Knabe in den Vordergrund gestellt wird.

7. Der Fischer.

1778; 1779 zuerst gedruckt. Vergl. „Volks- und andere Lieder, in Musik gesetzt von Siegmund Freiherrn von Seckendorf."***)

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 131. — Lüben, Auswahl. II. 133.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Dem Angel". Männlich wurde das Wort im Alt- und Mittelhochdeutschen gebraucht, im Neuhochdeutschen sagt man die Angel.

V. 2 u. 3 müssen als Zwischensätze angesehen werden, so daß man also zu lesen hat: das Wasser schwoll kühl bis ans Herz hinan.

„Ein feuchtes Weib", eine Wassernixe.

2. „Hinauf in Todesglut!" an die Sonne. Die Sonnenwärme an sich ist für die Fische keine Todesglut, sie

*) Zuerst erschien es 1773 in den Blättern von deutscher Art u. Kunst.
**) Das gesperrt Gedruckte sind die Varianten.
***) Der Text hat hier und in den unechten Ausgaben manche Abweichungen.

wird es erst durch die Angel des Fischers, welche jene aus dem kühlen Grunde herauflockt und in den wärmeren Wasserschichten todbringend erfaßt.

V. 6. „Wohlig“ ist ein von Goethe neugebildetes Wort, was wahrscheinlich von Wohl abgeleitet ist, wie wonnig von Wonne.

V. 8. Wie der Fischer trügerisch die Fische zu einem schönern Leben hinauflockt in die Todesglut, so lockt ihn das Wasserweib trügerisch zu einem schönern Leben hinunter in das kühle Wassergrab.

3. „Wellenatmend“ bezeichnet Sonne und Mond als lebende Personen und bildet einen kühnen Gegensatz zu dem Atmen solcher Geschöpfe, die nicht im Wasser leben.

„Lockt dich dein eigen Angesicht“, wenn du dich nämlich im Spiegel der Wellen siehst.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Ein Fischer sitzt angelnd am Wasser und schaut still und sehnsuchtsvoll in die Flut, aus welcher plötzlich eine Nixe emportaucht.

2. In lieblichem Gesange macht sie ihm Vorwürfe über seine Beschäftigung und malt ihm in dem Leben der Fische das Angenehme und Verlockende des kühlen Elements.

3. Dies Verlockende zeigt sie ihm ferner in den Spiegelbildern der Sonne und des Mondes, des blauen Himmels und seines eigenen Angesichts.

4. Den bethörenden Lockungen der Nixe und seiner eigenen Sehnsucht nachgebend, sinkt der Fischer in die Flut.

3. Gedankengang und Gliederung.

Wie im Erlkönig, so lehnt sich auch hier der Dichter an den Volksglauben an, nur daß er nicht Elfen, sondern Wassernixen einführt. Wir finden einen Jüngling angelnd sitzen am Wasser, dessen Anmut, wie Goethe selbst sagt, auf unser Gefühl so wirkt, daß wir unwiderstehlich zum Baden gelockt werden. Zunächst wird von der Natur und ihrem unwiderstehlichen Reize aus- und dann in die Gemütswelt des Menschen übergegangen, um die Wirkung des Zaubers zu schildern. Wir hören das Rauschen des Wassers, sehen den angelnden Fischer; seine Stimmung ist die der Sehnsucht, mit der er in die Tiefe hinabblickt und sich in die Spiegelflut zu versenken wünscht. Der Umgebung gemäß ist Ruhe das vorherrschende Gefühl. Die ruhige, gleichförmige Bewegung der Wasserfläche harmoniert mit dem stillen Sinnen des Jünglings und bereitet vor auf ein Geheimnisvolles, das sich aus der Tiefe hervorthun wird. Die Nixe tritt als die Gestalt des ahnungs-

vollen Sinnens selbst hervor. Ein zartes, geheimnisvolles Gebilde der Volkspoesie, ist ihre Sprache ganz Wohllaut und Gesang. Als Schutzgöttin des Wassers stellt sie das sinnliche Behagen im Genuß des reinen Naturlebens dem Menschenwitz und der Menschenlist, wie der Todesglut bei den Menschen entgegen. Alles Verlockende, was das klare, liebliche Wasser im Sommer für einen empfindsamen Menschen haben kann, sich hineinzustürzen, ist mit allem Zauber der Sprache und des musikalischen Klanges in dem Gesange der Nixe ausgegossen. Sonne und Mond und der ganze Himmel tauchen hinab, um sich daran zu laben und verschönert zurückzukehren; ja, das eigene Angesicht dessen, der ins Wasser sieht, strahlt verschönert ihm entgegen; alles erscheint in der Tiefe des wunderbaren Elements verklärt. In der letzten Str. kehrt das Gedicht gleichsam zu seinem Anfange (durch den Refrain in V. 1) zurück. Die lockende Stimme wirkt, das bezauberte Herz wächst ihm, von namenloser Sehnsucht geschwellt; er ist der Herrschaft über sich selbst vollständig beraubt und stürzt willenlos in die Fluten.

Die Gliederung ist eine sehr einfache, durch die Strophensätze in den Hauptteilen markierte.

I. Der angelnde Fischer u. die Erscheinung des Wasserweibes. (Str. 1.)

II. Die Verlockung des Wasserweibes. (2. 3.)
  A. Die häßliche Seite des Menschenlebens.
  B. Das geheimnisvolle Naturleben.

III. Der Sieg der Nixe. (4.)

4. Grundgedanke.

Goethe selbst sagt in den Gesprächen mit Eckermann (I, 79), es sei in dieser Ballade „bloß das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmutige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden". Die lockende Stimme des Wasserweibes läßt also eine symbolische Bedeutung zu. In der Nixe sehen wir das dem Menschen verwandte, ihm freundlich gesinnte Element, zu dem sich der Mensch selbst hingezogen fühlt. Mehr hat Goethe nicht gewollt. Echtermeyer faßt die Idee tiefer auf, indem er sagt: „Der Fischerknabe versinnlicht die lockende, einschmeichelnde Gewalt des listigen Elements, das auf seiner glatten Fläche den Himmel mit den Gestirnen spiegelt und unser „eigen Angesicht" in freundlichem Widerscheine uns entgegenstrahlt und doch auf immer den Unbesonnenen der Licht- und Tageswelt entrückt, der sich ohne Widerstand in den ewigen Tau hinabziehen läßt — ein Gleichnis der sinnlichen, der bloß natürlichen Liebe, die, wie das „feuchte Wasserweib", den, der sich willenlos ihr ganz zu eigen giebt, mit ihren Lockungen um seine Seele bringt." Einfacher

ausgedrückt: Der Mensch stürzt sich ins Verderben, wenn er seinen natürlichen Trieben ohne sittlichen Einhalt nachgiebt.

5. Form der Darstellung.

1. Was die Form dieser Art von Ballade betrifft, so gilt von ihr vorzugsweise, was Goethe allgemein von der Ballade sagt: „Der Ballade kommt eine mysteriöse Behandlung zu, durch welche das Gemüt und die Phantasie des Lesers in diejenige ahnungsvolle Stimmung versetzt wird, wie sie sich, der Welt des Wunderbaren und den gewaltigen Naturkräften gegenüber, im schwachen Menschen notwendig entfalten muß.“ Dieser Forderung entspricht die Form unserer Ballade auf das vollkommenste. Goethe hat hierin alles erreicht, was sich überhaupt in der Darstellung einer poetischen Idee erreichen läßt. „Märchen, noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr.“ Wenn Goethe indes „das Walten der unmittelbaren Naturkräfte“ und „ihren Eindruck auf die Menschenseele“ als notwendigen Inhalt der Ballade festhält, so gilt dies doch nur immer für eine bestimmte Form derselben, die Elfen- und Geisterballaden, aus denen sich allerdings die deutsche, (moderne) Ballade entwickelt hat. Rudolf Gottschall (Poetik, Breslau 1873. II. 48 ff.) gebührt das Verdienst, die Grenzstreitigkeiten zwischen Ballade und Romanze, deren Verwirrung durch den schwankenden Gebrauch unserer großen Dichter noch vermehrt ist, ein- für allemal grundrechtlich reguliert zu haben, daß eine Vermischung und Verwechselung derselben nicht mehr möglich ist. Nach ihm ist die Ballade das epische Lied, ein Lied, in welchem der Ton der Stimmung und die sangbare Form vorwaltet, und welches daher das Ereignis ganz in Empfindung auflöst. Die Bezeichnung Ballade ist wie der Name Romanze (vergl. II. 158) auch südlichen Ursprungs, indem das italienische „ballata“ im 12. Jahrh. sonett- und madrigalartige kleinere Gedichte bezeichnet. Für das epische Volkslied wurde dieser Name im 14. Jahrh. zuerst in England und dann in Schottland angewendet. Aus solchen Volksliedern sind nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Rußland die großen Volksepopöen entstanden; doch wandte man die Bezeichnung Ballade in Deutschland erst an, als die englisch-schottischen Vorbilder bei uns eingebürgert wurden. Der nordische Charakter gab dem epischen Volksliede etwas Schroffes, Springendes, Phantastisches, aber auch jene Lakonismen der Empfindung, welche sich, durch den Gesang hervorgehoben, an die musikalische Begleitung anlehnen konnte. Das Gespensterhafte, Unheimliche der alten nordischen Sage war eine mehr zufällige Zuthat, und es muß ungeeignet erscheinen, den Unterschied der Ballade von der Romanze auf dies Hereinragen einer dämonischen oder spuk- und märchenhaften Welt in die

Begebenheiten des Lebens zu begründen. Die Ballade ist ein Lied, die Romanze eine Erzählung; die Ballade sangbar, die Romanze nicht; die Ballade hebt die Handlung in der Stimmung auf, die Romanze die Stimmung in der Handlung; die Ballade ist von seelenvoller Kürze, die Romanze von farbenreicher Ausführung; die Ballade skizziert das Epische nur in traumhaften Umrissen, die Romanze giebt ihm den vollen Glanz der Schilderung; die Ballade ist wesentlich lyrisch, die Romanze vorwiegend episch.

Musterhafte moderne Balladen sind Goethes „Erlkönig", Schillers „Ritter Toggenburg", Heines „Grenadiere", „die Heimführung", „die Botschaft", „Belsazar", „die Fensterschau", „die Lorelei", Uhlands „das Schloß am Meere", „der Traum", „Abschied", Zedlitz' „die nächtliche Heerschau".

2. Es fragt sich nun: womit hat er es erreicht? worin bestehen die Dichterkünste? Jedenfalls in einer sinnlichen Vergegenwärtigung des Darzustellenden. Dazu diente

a. eine gewisse Symmetrie in den gegenübergestellten Satzgliedern, wie namentlich in folgenden Versen:

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Und wie er sitzt, und wie er lauscht } Str. 1, V. 1 u. 5.
Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm
Mit Menschenwitz und Menschenlist } Str. 2, V. 1 u. 3.
Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Halb zog es ihn, halb sank er hin. } Str. 4, V. 1, 5. u. 7.

Das hier durch die Vershalbierung erreichte Paarweise im Ausdruck tritt auch sonst überall hervor, so daß schon hierin der Gegensatz von Menschen- und Naturleben und das Verhältnis des Wasserweibes zu dem Fischer gleichsam hingemalt erscheinen.

b. Der jambische Rhythmus mit lauter männlichen Reimen. Das Energische und Mächtige der Empfindung in dem sehr rein gehaltenen Reime ist gepaart mit dem Zarten und Sentimentalen des Rhythmus; kurz, die Leidenschaft der Sehnsucht hat darin ihren angemessensten Ausdruck gefunden.

c. Der Wechsel der konsonantischen und noch mehr der vokalischen Laute. Kurz sagt hierüber: „Die beinahe geheimnisvolle Wirkung des Wortlautes in diesem Gedichte ist dem Schreiber Dieses einst recht klar geworden, als er Gelegenheit hatte, es einigen der deutschen Sprache unkundigen Ausländern vorzulesen, die bei ihrem eingewurzelten Vorurteile gegen dieselbe eben aus dem unendlichen Reichtume an Wohlklang, den ihnen dieses Gedicht darbot, den Schluß zogen, es sei in italienischer Sprache abgefaßt, und selbst dann noch zweifelnd und in halbem Unglauben den Kopf schüttelten, als ihnen der Beweis seiner Nationalität geliefert worden war." Sehen wir zunächst auf den

Wechsel der Laute in den **Reimen**, so schreiten dieselben in der 1. Str. von **o** nach **a** und **au** fort, in der 2. Str. von **i** nach **u**, in der 3. von **i** nach **e** und von **i** nach **au**, endlich in der 4. Str. von **o** nach **u** und von **i** nach **e**. Die Laute stehen aber in einem bestimmten innern Verhältnisse zu den Dingen selbst und bewirken in dem, welcher sie vernimmt, dieselbe Empfindung wieder, so daß die Bewegung von dem einen auf den andern übergeht. Die hellen Vokale i, e, a sind in den Äußerungen der Freude, die dunkeln in denen des Schmerzes vorherrschend; jene sprechen auch im Reime, welcher den Gefühlsausdruck am meisten zu malen hat, mehr unsere Heiterkeit an, während die dunkeln dem Trübsinne, der Trauer und dem Schmerze zusagen; die Umlaute und Diphthongen entsprechen den gemischten Gefühlen, wie der Wehmut, Sehnsucht, Hoffnung u. s. w.

d. **Die Assonanz.** In den 4 ersten Versen der 1. Str. ist **a** assonierend; in der 2. Str. haben alle in **u** reimenden Verse die dunkleren Töne **o**, **au**, **u** innerhalb, dagegen die andern wogen auf und nieder zwischen **a**, **e**, **i**, **u**, **ü**, **ei**, doch so, daß im ganzen **i** und **e** vorherrschen. In Str. 3 ist die Assonanz nicht so merkbar, in der 4. Str. tritt sie aber bedeutend hervor; hier assoniert zuerst das **u**, dann das **a**.

e. **Die Allitteration.** Die Konsonannten **w**, **s**, **ss**, **ß**, **tz**, und **sch** in Str. 1 malen das Vorüberrieseln der Wellen, das **w** in V. 5 u. 6 der 2. Str. das Wohlige im Wasser. Von großer Wirkung sind namentlich auch das **l** in dem 1. V. und das **m** in dem 2. V. der 3. Str.

f. **Die Wiederholung gleicher Anfangsworte** (Anaphöra), wie wir sie in den unter a. angeführten Versen finden und wie sie durch das Ganze hindurch geht. „Das ist," bemerkt Götzinger treffend, „die Melodie, welche alle Volksdichtung schon ohne Musik in sich hegt."

6. Vergleichung des „Fischers" mit dem „Erlkönig".

In beiden Balladen lehnt sich der Dichter an den Volksglauben an, indem er dämonische Wesen handelnd einführt. Wie im Erlkönig die Liebe der Elfen zu den Kindern die Handlung trägt, so hier die Liebe der Nixen zu den Jünglingen der Oberwelt. Hierin liegen die Gegensätze beider Gedichte. Dem tückischen Kobold, der mit Gewalt das Kind raubt, wenn es nicht gutwillig gehen will, steht das lieblich lockende Wasserweib gegenüber, dem der stumm bleibende Fischer freiwillig folgt. Im Erlkönig sehen wir die rohe, den Menschen feindselige Naturkraft, im Wasserweibe das dem Menschen freundlich gesinnte, ihn geheimnisvoll anziehende Element. Diese Gegensätze prägen sich auch in der Form aus: in dem Erlkönig durch Anwendung des dramatischen Dialogs und der aphoristischen

Kürze einer nur andeutenden Behandlungsweise, im Fischer durch das hervortretende Malen des flüssigen Elements. Der musikalische Wohllaut ist in beiden Gedichten durch dieselben Kunstmittel erreicht; doch tritt er im Fischer noch mehr hervor, als im Erlkönig.

7. Schriftliche Aufgaben.

1. Der Fischer. (Vergl. Gude.) 2. Hat Goethe Recht, wenn er von seiner Ballade „der Fischer" sagt, dergleichen lasse sich nicht malen? (Vergl. Leuchtenberger, Dispositionen. Bromberg 1875. 145.)

8. Das Chamouni-Thal.
1779.

Goethes Wke. in 36 Bdn. VII. 158. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 61. — Lüben, Auswahl II. 134.

1. Vorbemerkung.

Im Herbste des J. 1779 machten der Herzog Karl August von Weimar und Goethe, nur begleitet von dem Oberforstmeister von Wedel und im tiefsten Inkognito, eine Reise nach der Schweiz. In Genf angekommen, faßte der Herzog den Entschluß, über Cluse nach Salenche ins Chamouni-Thal, und sodann über Valorsine und Trient nach Martinach ins Wallis zu gehen. Herr von Saussure, der kühne Besteiger des Montblanc, der auf seinem Landgute besucht und befragt wurde, hob die Bedenklichkeiten wegen der Jahreszeit, und so brachen die Reisenden am 3. Nov. auf. Doch teilte sich die Gesellschaft beim Abschiede; der Herzog, mit Goethe und einem Jäger, wollte nach Savoyen, Herr von Wedel mit den Pferden durch das Pays de Vaud ins Wallis. Jene fuhren in einem leichten Kabriolet nach Cluse, wo übernachtet wurde. Am nächsten Tage besuchten sie die Tropfsteinhöhle bei Balme, zu deren Eingange sie mühsam auf einer Leiter und Felsstufen, mit Hilfe übergebogener Baumäste und daran befestigter Stricke, hinauf mußten. In Salenche schickten sie das Kabriolet zurück und setzten den Weg zu Fuß fort, indes ein Maulesel mit dem Gepäck folgte. Und hier beginnt unsere Schilderung, datiert von Chamouni aus, den 4. Nov. abends gegen neun.

2. Erläuterungen.

„Das Thal fing an zu stocken", es ward steiler, indem es sich den Hochgebirgen näherte.

„Die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen", indem sie nämlich nicht plötzlich aus dem Lieblichen ins Furchtbare überging, sondern nach und nach, unmerklich, das Ungeheure den Blicken darstellte.

„Die Plejaden“, ein Nebelfleck im Sternbilde des Stier, der schon durch ein mäßiges Fernrohr als eine Gruppe von 50 bis 60 hellen Sternchen erscheint.

3. Form der Darstellung.

Goethe tritt uns in diesem Stücke wieder als Landschaftsmaler entgegen. Finden wir in der ganzen Schilderung nicht jene begeisterte Sprache der Poesie, welche uns die Wertherschen Briefe so anziehend macht, so dürfen wir nicht vergessen, daß dort die Schilderung nicht Selbstzweck war, sondern nur dazu dienen sollte, den Gemütszustand eines schwärmerischen Jünglings ins rechte Licht zu setzen. Hier ist alles objektiv und so klar veranschaulicht, daß wir den Dichter Schritt für Schritt begleiten können. Dabei ist die Sprache edel und die Wahl des Ausdrucks stets gelungen zu nennen. Wir erinnern nur an die Beschreibung der „Schäfchen“.

9. Gesang der Geister über den Wassern.
1779.

Goethes Wke. in 36 Bdn. II. 41. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 62. — Lüben, Auswahl II. 135.

1. Erläuterungen.

V. 12. „In Wolkenwellen“, d. h. die zerstäubten Wellen des Baches gestalten sich bei ihrem Falle aus bedeutender Höhe zu Wolken. (Staubfälle.)

15. „Wallt er verschleiernd“. Von kleinen Gewässern gebildete und über glatte Felsen rauschende Wasserfälle bilden gewissermaßen einen Schleier, durch welchen man den Fels erblicken kann; sie heißen deshalb auch Schleierfälle.

26. „Weiden (laben, erquicken) ihr Antlitz alle Gestirne“. Der Dichter überträgt hier auf die Sterne das angenehme Gefühl, welches das Eintauchen des Gesichtes in die kühlen Wellen verursacht. Die Stelle erinnert an folgende im Fischer:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?

2. Inhaltsangabe.

Der Dichter vergleicht die Seele des Menschen mit dem Wasser, das in ewigem Wechsel sich befindet, und stellt dann das Element in verschiedenen Zuständen dar: zuerst als hoch herabstäubenden, leise über den Felsen herniederrauschenden Schleierfall, dann als einen über Klippen herabstürzenden Katarakt, hierauf als Wiesenbach und glatten See und zuletzt als mit dem Winde spielend oder kämpfend, den er mit dem Schicksale des Menschen vergleicht.

3. Deutung der Allegorie.

Der einzelne Mensch fühlt, seiner Doppelnatur zufolge, sein ganzes Leben hindurch die Seele bald von Irdisch-Gemeinem, bald von Himmlisch-Hohem angezogen; so schwebt seine Seele, dem Wasser gleich, in ewigem Wechsel zwischen Himmel und Erde.

Der lieblich herabstäubende, vom glatten Fels leicht empfangene, leisrauschende Wasserfall ist ein Bild der Seele, wenn sich ihrem Streben und Wünschen keine mächtigen Hindernisse entgegenstellen, wenn ihr keine schweren Entsagungen aufgebürdet werden, wenn sie sich frei und fröhlich entfalten darf.

Aber nicht immer ist der Mensch so glücklich. Ein andermal fühlt sich die Seele in ihren feurigsten Wünschen gehemmt und gehindert; dann wird sie von Unmut ergriffen, aber nicht in ihrem Streben gänzlich aufgehalten; sie müht sich, die Hemmnisse zu überwinden, und dringt, wenn auch mit manchen Unterbrechungen („stufenweise“) nach ihrem Ziele hin.

Schleicht das Wasser „in flachem Bette“ durch ein freundliches Wiesenthal daher, dann ist es ein Bild der Menschenseele in lieblicher, freundlicher Ruhe, im behaglichen Genusse; und sammelt und breitet es sich zum tiefen und daher „glatten See“, in dem alle Gestirne ihr Antlitz weiden, so sehen wir in ihm das Symbol einer großen und ruhigen Menschenseele, die hohe und himmlische Gedanken und Empfindungen in sich hegt.

Wie die Welle vom Winde bald lieblich gekräuselt, bald von Grund aus stürmisch aufgewühlt wird, so fühlt sich auch die Seele von der Leidenschaft, in welcher Goethe stets das Schicksal des Menschen erblickte, bald sanft und schmeichelnd erregt, bald heftig und schmerzlich ergriffen.*)

Zur Vergleichung schalten wir hier die nachstehende Erklärung des Gedichtes ein, welche Cholevius in seinen „Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen“ in Form einer Disposition giebt.

A. Erster Teil, Strophe 1.

1. Die Seele wird vom Himmel in das Reich der Zeitlichkeit hinabgesendet und kehrt einst wieder zu ihrem ewigen Ursprunge zurück.

2. Die Anspielung auf die Seelenwanderung (eine mehr dichterische, als erweisliche und fruchtbare Annahme) hätte fehlen können.

B. Zweiter Teil, Strophe 2.

1. Der Lebensgang der Menschen ist verschieden. Manchem verfließt das Dasein ohne Kämpfe und Leiden, in kindlichem Frieden

*) Vergl. Viehoff, Goethes Gedichte I. 468 ff.

mit Gott und der Welt, ihre innere Entwickelung und ihre äußeren Schicksale sind ein ruhiges, regelmäßiges Fortschreiten zum Ziele.

2. Dem Bilde nach ist diese Strophe der Hauptteil des Gedichtes, denn sie schildert den Staubbach. Derselbe stürzt senkrecht aus einer Höhe von 282 m herab. „Ein gewaltiger Wasserkörper zersetzt sich in freier Luft in einen feinen Nebel, der in mannigfachem Farbenspiele schimmernd, unten nicht mit dem Getöse einer schweren Masse auf den glattgewaschenen Felsen aufstößt, sondern leise murmelnd in das Becken sinkt."

C. Dritter Teil, Strophe 3 und 4.

1. Das Leben anderer ist ein steter, leidenschaftlicher Kampf mit der Außenwelt und mit ihrem eignen Herzen.

2. Wie aber selbst der tosende Gießbach, unten angelangt, das Wiesenthal als ein glatter und klarer See bedeckt, in welchem sich der Himmel mit den Gestirnen abspiegelt, so gelangt endlich auch der leidenschaftliche Mensch in reiferen Jahren zu einer tiefen, stillen Beruhigung.

D. Vierter Teil, Strophe 5 und 6.

Das Gedicht hätte mit Str. 4 schließen können. Dieser Zusatz enthält keinen neuen Gedanken, sondern nur ein neues Bild.

1. Wie der Wind einmal, als leiser Luftzug, die Wellen neckt, so tändelt das Schicksal mit derjenigen Klasse der Menschen, denen ein friedliches, idyllisches Leben beschieden ward.

2. Ein andermal wirft sich der wütende Sturm über die Gewässer, daß sie sich bis in den tiefsten Grund regen und schäumend aufbrausen; so das Schicksal, wenn es den Menschen in einen wilden Kampf mit der Not und mit heftigen Leidenschaften verwickelt.

Schluß. Verzage nicht, wenn Dir ein solcher Kampf bestimmt ist, und suche bei Zeiten jenen Frieden, welcher höher ist als der Frieden dieser Welt.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht. H. Heine.

4. Form der Darstellung.

Der etwas mystische Titel könnte leicht auf den Gedanken führen, es sei dieses Gedicht ein Fragment irgend einer dramatischen Dichtung, wie dies mit „Mahomets Gesang" der Fall ist. Es steht jedoch selbständig da als **allegorischer Hymnus**. Die freien Rhythmen, in denen es geschrieben ist, reihen sich schon mehr einem bestimmten, regelmäßigen Schema an, sowohl durch eine konstantere Verslänge, als durch ein bestimmtes Hervortreten des daktylischen Maßes; und so deutet dies Gedicht durch seinen mehr

stetigen als gesetzmäßigen metrischen Gang auf eine sanfter gewordene Strömung der Gedanken und Empfindungen des Dichters hin.

5. Entstehung.

Goethe dichtete den „Gesang“ auf seiner Schweizerreise zu Thun am 14. Okt. 1779. Der Staubbach im Thale von Lauterbrunnen hat ihm die erste Anregung zu dieser Dichtung gegeben.

10. Erlkönig.

1781.

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 129. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 116. — Lüben, Auswahl II. 136.

1. Erläuterungen.

„Erlkönig“. In dem Singspiele „die Fischerin“, zu welchem unser Gedicht gehört, bezeichnet Goethe die Scene, wo Dortchen die Ballade singt, mit den Worten: „Unter hohen Erlen um Flusse stehen Fischerhütten u. s. w.“ Daraus scheint hervorzugehen, daß er bei dem Worte „Erlkönig“ an den Erlenbaum gedacht habe. Über den Namen „Erlkönig“ oder „Erlenkönig“ sagt das Wörterbuch der Gebrüder Grimm: „In „Herders Stimmen der Völker“ wurde das dänische „ellerkonge“, ellekonge, d. i. elverkonge, elvekonge, also Elbkönig, Elbenkönig, gleichbedeutend mit „Beherrscher der Elbe“ falsch übersetzt, was hernach auch Goethen verführte. Einen Erlkönig giebt es in keiner Sage.“ — Simrock bemerkt in seiner Übersetzung der Frithjof-Sage, Stuttg. 1875. I. Str. 7: „Die Elfen gehören keineswegs bloß dem Norden an; bei uns heißen sie Elben; der Alb und das Albdrücken sind bekannt. Bekanntlich führt der Erlkönig diesen Namen nur durch einen Übersetzungsfehler: er sollte Elbenkönig heißen. Der Unterschied, welchen die jüngere Edda zwischen Lichtalfen und Schwarzalfen (Zwergen) aufstellt, scheint in den Liedern nicht begründet, und die einen wie die andern sind ursprünglich wohlthätige Wesen.“

Str. 2. „Mit Kron' und Schweif“. Durch das Wort „Krone“ wird der Erlkönig als Herrscher, durch das Wort „Schweif“ als scheußlicher Dämon bezeichnet.

4. „Mein Vater, und hörest du nicht“. Durch das „und“ wird der Vokativ (Anredefall) „Mein Vater, mein Vater“ als Stellvertreter eines ganzen Satzes angedeutet: „Vater, stehe mir bei!“ (Viehoff.)

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Der Vater reitet in später Sturmnacht mit seinem Knaben, den er sicher und warm hält.

2. Das Kind gewahrt in der Ferne den Erlkönig und schmiegt sich bangend an den Vater an, der es durch die Bemerkung zu beruhigen sucht, daß die Erscheinung ja nur ein Nebelstreif sei.

3. Der lockende Dämon kommt dem Knaben näher und sucht ihn durch Versprechungen und Schmeicheleien zu bethören.

4. Der Knabe macht den Vater auf die Worte des Erlkönigs aufmerksam, und der Vater tröstet ihn mit der Versicherung, daß es nur das Säuseln des Windes sei.

5. Der Erlkönig wird zudringlicher, seine Lockungen werden sinnlicher und bezaubernder.

6. Der Knabe glaubt die Zauberjungfrauen im düstern Hintergrunde zu sehen, während der Vater nur alte graue Weiden erblickt.

7. Da Erlkönigs Lockungen vergeblich sind, so braucht er Gewalt. Diese fühlt der Knabe und klagt es dem Vater.

8. Dem Vater wird es unheimlich; er eilt mit dem ächzenden Kinde dem Hofe zu und findet es tot in seinen Armen.

3. Gedankengang.

In unserer Ballade erscheint ein böser Elf, der ein Kind rauben will, das auch Elf werden soll. Der Dichter versetzt uns in der 1. Str. durch Frage und Antwort gleich mitten in die Scene hinein. Diese ist grausig: Sturm und Nacht. Es ist Spätherbst (Str. 4, V. 4); das fiebernde Kind sieht in seiner aufgeregten Phantasie den Elfenkönig, ganz den Mächten des Volksglaubens hingegeben, während der rüstige Vater nichts davon hört und sieht; denn dem praktischen Verstande des Mannes ist das geheime Naturleben samt den Wundern verschlossen. An die reizbarere, dem Überirdischen und Wunderbaren leichter zugängliche Natur des Kindes, nicht an den gereiften Mann reicht die Macht der Elfen heran. Die Angst des aufgeregten Kindes spricht sich gleich in den ersten Strophen aus. Es schmiegt sich bange, wie vor dem Schrecken des Todes, bei dem Anblicke des dämonischen Wesens an den kräftigen, sorgsamen Vater an. Dieser sieht da nur einen Nebelstreif, wo jenes „den Erlkönig mit Kron' und Schweif" erblickt. Erlkönig lockt das Kind mit den süßesten Worten zu den schönen Spielen, zu den bunten Blumen am Strande, zu den güldenen Gewändern seiner Mutter; der Vater vernimmt nur das Säuseln des Windes in den dürren Blättern. Erlkönig malt die Freuden des Lebens, welches den Knaben erwartet, noch weiter aus, indem er auf den nächtlichen Reihen der Töchter hinweis't; der Vater sieht nichts von den Töchtern am düstern Orte, wo die alten grauen, aber melancholisch stimmenden Weiden, stehen. Da faßt der Elf das immer mehr zagende Kind selbst an, und ächzend stirbt es in den Armen des Vaters.

4. Gliederung.

Die ganze Begebenheit wird im Wechselgespräche zwischen den drei handelnden Personen dargestellt, nur die Exposition (Str. 1) und die Katastrophe (Str. 8) sind erzählend, weil sie nicht unmittelbar Teile der Begebenheit sind. Sie bilden den epischen Rahmen der dramatisch behandelten Begebenheit. Der Hauptteil enthält die Handlung nach drei Epochen, so daß sich die ganze Gliederung übersichtlich etwa also gestaltet:

I. Einführung in das Lokal u. die Situation der Hauptpersonen. (1.)
II. Die Handlung selbst. (2.—7.)
  A. Der Knabe sieht den Erlkönig. (2.)
  B. Er hört ihn sprechen. (3.—6.)
    1. Des Erlkönigs Verlockungen durch Hindeutung auf Spiele, Blumen und Gewänder. (3. 4.)
    2. Weitere Verlockungen durch Hinweisung auf seine Töchter. (5. 6.)
  C. Der Knabe fühlt sich vom Erlkönig angefaßt. (7.)
III. Der Tod des Knaben.

5. Wirkung der Kontraste auf Phantasie und Gefühl.

Die Wirkung auf Phantasie und Gefühl, welche das Gedicht ausübt, ist stärker, als bei irgend einem andern. Dies liegt in den Kontrasten der Handlung, in den Kontrasten zwischen Vater und Sohn, zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem. Eine geheimnisvolle, unergründliche Gewalt wirkt hier auf zwei Personen zugleich, die, obgleich sie zu einander gehören, sich doch in ihrer Empfänglichkeit ganz entgegengesetzt sind. Der König des Elfenreichs weis't bedeutsam und deutlich, so daß wir mit unsern Augen alles zu erblicken glauben, auf das Treiben der Seinigen hin. An die Mutter wird erinnert, die Töchter selbst werden geschaut. Der Strand mit den bunten Blumen deutet auf das mit dem Lande kontrastierende und die Phantasie anregende Wasser; wir denken an den Glanz der Kleider, an die lieblichen Spiele und Tänze der leichthinschwebenden Töchter beim Mondenscheine. Gleichsam zwei Ordnungen laufen neben einander hin und erregen durch ihren Kontrast die bildende Kraft der Phantasie. In der sichtbaren Natur steht der Nebelstreif, wie der Vater ihn im Wiesengrund sieht, der Krone und dem Schweife des vom Knaben geschauten Erlkönigs gegenüber. Dem säuselnden Winde entsprechen die leisen Versprechungen des Königs, endlich den alten grauen Weiden des Erlkönigs Töchter am düstern Orte. Nur das Ächzen und Sterben des Kindes macht dem Vater die unsichtbare Gewalt greifbar kenntlich. Unser Gefühl wird von Grauen erregt, nachdem es durch die Umgebung in Nacht und Sturm, durch die Sorgfalt des Vaters,

die Bangigkeit des Kindes, die Schmeicheleien und endlich die tückische Gewalt des Königs, zum Schlusse durch den allein noch überlebenden und im Hofe ankommenden Vater erschüttert ist. Die Scenerie ist außerordentlich einfach und wirkt deshalb um so stärker auf die Phantasie. Nacht, Sturm, der düstere Hintergrund mit den alten Weiden, alles dies begünstigt das innerliche Schauen der Phantasie, welche ihre glänzenden Bilder im Gegensatze zu dem dunkeln Hintergrunde hell hinmalt. (Becker.)

6. Grundidee.

Die geheimnisvollen Kräfte der Natur bewältigen und erdrücken das unerfahrene, dem Wunderbaren sich hinneigende Gemüt.

7. Form der Darstellung.

1. In dieser mustergiltigen Elfenballade (vergl. S. 326) herrscht eine gewisse Schauerlichkeit; selbst die Sprache hat einen mysteriösen Charakter. Die Zeichnung des besorgten Vaters, des furchtsamen und doch neugierigen Knaben, des geisterhaften und doch einschmeichelnden Erlkönigs, der erst zuletzt Gewalt braucht, alles dieses ist in kurzen, meisterhaften Zügen dargestellt. „Vielleicht tritt die Macht des Tons," sagt H. Kurz über das vorliegende Stück und Goethes „Fischer", „an und für sich, abgesehen von dem Inhalte des Gedichtes, nirgends herrlicher und entschiedener hervor, als in diesen zwei Balladen. Im Erlkönig spricht jeder Laut das Düstere und Unheimliche aus, das in dem Gedichte liegt. Man bemerke nur die hohlen, dumpfen Klänge, die geisterhafte Gleichförmigkeit des Tons in den Reden des Erlkönigs, durch die Verschmelzung der Allitteration und der Assonanz auf das glücklichste hervorgebracht."

2. In dieser Hinsicht ist besonders Str. 3 interessant. Das Vorherrschen des Vokals i und die Annomination (Wörter-Gleichklang) „Spiele, spiel' ich" in den beiden ersten Versen, wodurch das Lockende so kräftig sich ausspricht, das Dumpfe, Ausdrucksvolle, in den allitterierenden und assonierenden Worten „bunte Blumen", das doppelte „Manch" und das häufige M. in dem Schlußverse, das allitterierende G in „gülden Gewand" und das K im 1. V. sind von großer Wirkung. In der 5. Str. wird durch die Wiederholung derselben Wörter — „meine Töchter" — (Anaphöra) das Bild der Phantasie des Knaben stärker eingedrückt, und durch die polysyndetische Verbindung in V. 4 — „Und wiegen und tanzen und singen" — werden diese einzelnen Begriffe „zu einer sinnebethörenden Gesamtvorstellung in einander verstrickt und verschlungen". (Viehoff.) — Der wörtliche Ausdruck von Natur-lauten (Onomatopöie) in den Worten: „In dürren Blättern säuselt der Wind" (Str. 4, V. 4) vergegenwärtigt uns ganz die

schauerliche herbstliche Scenerie, sowie die Wiederholungen der Reden von Vater und Sohn — „Mein Vater, mein Vater" — „Mein Sohn, mein Sohn" — das liebevolle und innige Verhältnis beider zu einander treffend veranschaulichen.

3. Das Volkstümliche des Ganzen prägt sich namentlich auch in dem Metrum aus, das wohl einen singbaren Takt von vier Hebungen, aber keine strengen Versfüße hat. Der Vorteil, den es dadurch gewährt, zeigt sich in Str. 7, V. 1. Da man diese Zeile, welche eigentlich 5 Hebungen hat, dem durchgehenden Gesetze gemäß, vieraccentig lesen muß:

Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt —

so erhält der Vers eine größere Raschheit und drückt nun den Zorn des Gespenstes in der rythmischen Bewegung aus. Überhaupt paßt das ungestüme Fortstreben des steigenden Rhythmus mit den scharfen, männlichen Versenden vortrefflich zum Inhalt und Charakter des Gedichtes, sowohl zu der raschen Bewegung des Reitens, wie der steigenden Angst des Knaben und des Vaters und der wachsenden Begierde des Erlkönigs. Erhöht wird dieser Eindruck des Rhythmus noch durch die Form der Sätze, die fast durchgehends ohne grammatische Verbindung als kleine Hauptsätze hintereinander fortstürmen. (Viehoff.)

8. Zur Geschichte des Gedichtes.

An einem Apriltage 1781 nahm ein wohlhabender Landwirt aus dem Dorfe Kunitz sein einziges, von einer bösartigen Krankheit befallenes Kind mit sich auf sein Pferd und ritt nach Jena zu einem berühmten Professor der Medizin. Als aber der Arzt erklärte, den todkranken Knaben nicht retten zu können, jagte der Vater mit dem Kinde trostlos an dem einsam gelegenen Gasthause „Zur Tanne" vorüber nach dem heimischen Dorfe zurück. Ehe er jedoch dasselbe erreichte, war der Liebling in seinen Armen verschieden. Goethe kam einige Tage nach dieser Begebenheit in die dortige Gegend, wo man ihm den traurigen Ritt des Landwirtes erzählte. Ergriffen und begeistert von dem Stoffe, zog der Dichter sich in das Eckzimmer „Zur Tanne" zurück und dichtete hier die herrliche Ballade.

9. Vergleichung mit Herders „Erlkönigs Tochter".*)

Die Ähnlichkeit dieses Volksliedes mit dem „Erlkönig" in Anlage, einzelnen Zügen, metrischer Form u. s. w. ist unverkennbar. Schon der Anfang: „Herr Oluf reitet spät", und der Schluß: „und er war tot", erinnern lebhaft an den Erlkönig. Fragt man aber, ob Goethe denn auch sein Vorbild übertroffen habe, so läßt

*) S. oben S. 65.

sich die Antwort nicht einfach mit Ja oder Nein geben. Das dunkle, geheimnisvolle Naturgefühl, in dem der ganze Volksglaube an die Elfen wurzeln mag, ist ohne Zweifel von Goethe kräftiger versinnlicht, als in dem dänischen Liede. „Im Erlkönig haben wir," so deutet Echtermeyer den Sinn des Gedichtes, „das noch unentwickelte Bewußtsein des Kindes der durch die Nacht und ihre Phantasmagoriien (Scheinzaubereien) aufgeregten Einbildung erliegend, während der Vater, dessen Verstand sich gegen Trug behauptet, durch die zunehmende Angst und den Tod des Kindes zuletzt selbst mit in das Grausen hineingezogen wird. Dieser Gegensatz zwischen dem freien Bewußtsein und der überwältigten Phantasie, und der Übergang von einer gewissen Lust, die den Beginn jedes Schauers, der allmählich an uns herankommt, zu begleiten pflegt, zum endlichen Gipfel der Angst, der Übergang von den süßen Verheißungen des Elfen bis zu seinen erstickenden Drohungen — dies sind die bewegenden Momente, der lebendige Pulsschlag des Gedichtes." Jenes Grauen nun vor der Nacht und den schwankenden Nebelgebilden, die ihrem Schoße entsteigen, dem Flüstern des Windes im herbstlich dürren Laube, den gespensterhaften Gestalten der grauen Weiden, die in zweifelhaftem Lichte aus dem tiefen Dunkel hervorschimmern, — alles dies spricht nicht so zu uns in dem dänischen Volksliede, so daß wir mit Recht behaupten können: das deutsche Gedicht, obwohl auf dem Boden moderner Kultur erwachsen, trägt noch entschiedener den Charakter der Volkspoesie, als das dänische Lied. Vergleichen wir aber beide Gedichte an und für sich, ohne Rücksicht auf das Naturgefühl, woraus die ihnen zu Grunde liegende Sage hervorgewachsen, so scheint uns das dänische in einem wichtigen Punkte im Vorteil zu sein. Die Liebe, die Erlkönigs Tochter zu Herrn Oluf zeigt, erscheint ohne weiteres in sich besser motiviert, als Erlkönigs Wunsch, den fremden Knaben zu besitzen. Die Elfenmädchen lieben, wie die Nixen, schöne Männer der Menschenwelt, so wie auch die Männer der Wasserwelt es auf schöne Jungfrauen abgesehen haben. Durch die Eifersucht, die in Erlkönigs Tochter erwacht, als sie von Herrn Olufs naher Hochzeit hört, ist ihr rasch auflodernder Zorn motiviert, der sie den tödlichen Schlag auf sein Herz führen läßt.

Eine weitere Vergleichung beider Gedichte in Beziehung auf die sprachliche und rhythmische Darstellung ergiebt ebenfalls große Ähnlichkeiten. Bei Herder ist, wie bei Goethe, die häufige Wörter- und Satzwiederholung, sowie die Alliteration (Str. 5, V. 1, Str. 6, V. 2, Str. 14, V. 2 u. s. w.) von bedeutender Wirkung, doch tritt die Meisterschaft Goethes auch in dieser Beziehung klar hervor.

10. Vortrag.

Sind die Worte und der Charakter der Personen, so wie die Situation, in welcher sie sich befinden, durch das Vorhergehende

dem Schüler zum bewußtvollen Verständnis gekommen, so wird er den gemessenen Ton in der 1. u. 8. Str., den liebender Vorsorge in den Worten des Vaters, den der sich steigernden Angst in der Rede des Kindes und die anfangs lockenden, zuletzt drohenden Worte des Erlkönigs richtig vorzutragen wissen.

Colshorn sagt in seinem „Deklamator": „Im „Erlkönig" müssen Str. 1 u. 8 im erzählenden Tone vorgetragen werden, die letzte Zeile zitternd und weit langsamer und leiser, als die vorhergehenden; der Vater muß beschwichtigend, das Kind ängstlich sprechen, in seiner zweitletzten Zeile aufschreiend, in der letzten stockend, gebrochen; Erlkönig muß lockend, flüsternd reden, in seiner letzten Zeile verbissen, grimmig."

11. Der Sänger. (1782.) (1827.)

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 122. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 63. — Lüben, Auswahl. II. 137.

1. Vorbemerkung.

Diese Ballade findet sich zuerst, wenn auch in etwas anderer Fassung, in dem Romane: „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (G. Werke, Stuttgart 1867. Bd. VIII, Teil I, II. Buch, 121). Wilhelm ist in einer fröhlich erregten Gesellschaft von Schauspielern, als ein alter Harfner eintritt und alsbald mehrere Lieder mit Begleitung seines Instruments vorträgt. Sein Vortrag erregt so sehr die Bewunderung und den Beifall, als sein Äußeres das Mitleiden der Hörer. Wilhelm wendet sich zu ihm und spricht: „Wer du auch seist, der du, als ein hilfreicher Schutzgeist, mit einer segnenden und belebenden Stimme zu uns kommst, nimm meine Verehrung und meinen Dank! Fühle, daß wir alle dich bewundern, und vertrau' uns, wenn du etwas bedarfst." Da ergreift noch einmal der Alte seine Harfe und singt die in Rede stehende Ballade.

2. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1 u. 2. Der Zusammenhang läßt schließen, daß „auf der Brücke" nur eine nähere Bestimmung des „draußen vor dem Thor" sein soll.

„Page", adeliger Diener an Fürstenhöfen, Edelknabe.

2. „Schließt, Augen, euch!" Des Sängers Sinne haften nicht an der Herrlichkeit der Erdengüter; er schließt die Augen zu, zieht sich in sich zurück, um sich zu seinem Liede zu sammeln.

3. „Der Sänger drückt die Augen ein, ein etwas starker Ausdruck für das gewaltsame Schließen der Augen, die sich dem Glanze der Umgebung wieder öffnen möchten. Doch will er sich nicht zerstreuen lassen, sondern ganz bei seinem Gegenstande sein.

„Schlug in vollen Tönen", griff volle Accorde. Man

sagte früher auch Orgelschlagen statt Orgelspielen, was in der älteren unvollkommneren Struktur des Instruments seinen Grund hatte.

4. „Gieb sie dem Kanzler, den du hast“, anstatt: gieb sie deinem Kanzler. Diese Konstruktion klingt etwas ungewöhnlich und brachte Götzinger zu der Annahme, eine Ironie darin zu finden, nämlich: „Du hast einen Kanzler, d. h. einen Mann, welcher dir deine Regentengeschäfte abnimmt, so daß du und deine Hofleute den Genuß der Ehre haben, er die Last der Arbeit.“ Goethe will damit aber wohl nur sagen: „Einen Kanzler, wie du ihn hast, der dir und deinem Dienste angehört, kannst du mit solcher Gabe für seine Mühen belohnen und fester an dich ketten, nicht aber den Sänger, den du nicht hast, der nur sich und seiner Kunst angehört, für seine Lieder, die an sich ein reicher Lohn sind.“

5. „In purem Golde“. Der Ausdruck ist gut gewählt, da „pures Gold“ der Pracht und dem Reichtume des Königshauses angemessen ist und zugleich dadurch das Ablehnen der goldenen Kette in ein bedeutsames Licht gestellt wird. Der Sänger erscheint dadurch als ein Ebenbürtiger.

3. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Der König wird durch Gesang vor den Thoren seines Palastes überrascht und befiehlt, sogleich den Sänger in den Saal zu führen.

2. Dieser tritt grüßend ein und erstaunt über die glänzende Gesellschaft. Er bemüht sich, seine Unbefangenheit wieder zu gewinnen.

3. Das Lied, welches jetzt der Harfner erschallen läßt, entflammt in den Rittern den Mut, während es in den Damen sanftere Gefühle erregt. Der erfreute König will den Sänger mit einer goldenen Kette belohnen.

4. Dieser lehnt das Geschenk dadurch ab, daß er den König bittet, die Gabe auf entsprechendere Weise für die Ritter oder den Kanzler zu verwenden, auf dessen glänzendes, aber mühevolles Amt er hindeutet.

5. Der Sänger sagt, daß er in seiner goldenen Freiheit schon reichlich für die Kunst belohnt werde, der er sich gewidmet. Er bittet nur um einen Becher Weins.

6. Dieser wird ihm gereicht. Er leert ihn und preis't das Haus glücklich, in dem eine so köstliche Gabe Kleinigkeit ist. Scheidend ermahnt er zum Danke gegen den Geber alles Guten.

4. Inhalt des Gedichtes.

Ein König, umgeben von den vornehmsten Herren und Damen seines Hofes, hört von ferne Gesang erklingen und befiehlt, sogleich

den Harfner in den Saal zu lassen. Der Glanz des königlichen Saales, die Pracht der versammelten Gäste machen einen lebhaften Eindruck auf ihn; er muß die Augen schließen, um sich zu einem Liede sammeln zu können. Aber so gern sich sein Sinn an der Herrlichkeit der Erdengüter weidet, so wenig haften seine Wünsche daran. Der Mitgenuß ist ihm willkommen, der Besitz gleichgiltig. Er weis't den Lohn für sein Lied zurück und rät dem Könige, seine Geschenke denen zuzuteilen, die für ihn kämpfen und sorgen und sinnen. Gesangeslust ist ihm Gesangeslohn. Was man ihm zuteilt, wünscht er als freie Gabe der Neigung zu erhalten. Als Geschenk bittet er sich aber einen Becher des besten Weines in purem Golde aus. Obwohl ein willkommener Gast, weilt er nicht lange. Nachdem er sein Lied gesungen und den Becher geleert, setzt er den Stab weiter. Was er aber beim Abschiede als Geschenk, als Dank für die freundliche Aufnahme hinterlassen möchte, ist eine heitere, frohe, genügsame Stimmung, gleich der seinigen, dankbare Anerkennung des vom Himmel verliehenen Guten.

Welche Worte sagen uns, daß Goethe die Scene dieser Ballade ins Mittelalter verlegt hat?

5. Grundgedanke.

Der wahre Lohn des Dichters besteht in dem Glücke des Schaffens selbst, oder kürzer: Gesangeslust ist Gesangeslohn. — Ziehen Fürsten und Große den Dichter in ihren Kreis und überhäufen ihn mit Ehren, so ist er für das Volk und für die freie Ausübung seiner Kunst verloren; denn er kann nun nicht mehr singen, wie Natur und Gewissen ihm gebieten, sondern hat mit der Last der Ehren auch die Last auf sich genommen, im Sinne der Gönner zu arbeiten.

6. Form der Darstellung.

Wie in den meisten Balladen Goethes haben wir hier nicht sowohl eine fortschreitende Handlung mit bedeutungsvollem Wendepunkte, als vielmehr eine ruhig sich ausbreitende Scene vor uns. Eine Eigenschaft des Gedichtes, die jedem Leser sogleich auffallen muß, ist die wundersame Kürze des Ausdrucks, die Enthaltsamkeit in Beziehung auf schildernde Züge. Man betrachte nur die 3 letzten Verse der 1. Str. Man kann nicht kürzer sprechen. Alles, was der zurückkehrende Knabe meldet, ist weggelassen. Eine zweite, ebenso hervorstechende Eigenschaft des Ausdrucks ist die schlichte Natürlichkeit der Sprache. Keine Wendung erhebt sich über die Sphäre des mittleren Stils, wenn nicht etwa Str. 4, V. 3 u. 4. Das Poetische liegt nur in den Situationen und Gesinnungen und der kunstvollen Fassung des Stoffes.

Das Metrum ist vollkommen regelrecht gebaut. Vierfüßige

Jamben mit männlichen Reimen wechseln mit dreifüßigen und weiblichen Reimen. Die letzte Zeile reimt sich auf keine ihrer Vorgänger. Eine besondere Berücksichtigung verdient auch die innige Anschließung des Strophenbaues an den Gedankengang. V. 1, 3, 5 u. 6 sind vollständige jambische Dimeter (Doppelfüße), V. 2, 4 u. 7 unvollständige. Die Natur dieser Strophe verlangt, daß nach den unvollständigen Dimetern beim Lesen eine Pause gemacht werde. Untersucht man nun den Satzbau des Stückes, so zeigt sich, daß er nicht allein eine strenge Befolgung dieses metrischen Gesetzes zuläßt, sondern sogar seinerseits zur Beachtung desselben hindrängt, kurz, daß die Gedankenpausen mit den rhythmischen allenthalben zusammenfallen.

7. Veranlassung zum Gedicht.

Diese Ballade fällt in das J. 1782, in welchem Goethe Kammerpräsident und geadelt wurde. Es hat, obwohl symbolisch, genauen Bezug auf Goethe, der in den Gesprächen mit Eckermann (I, 107) sagt: „Mein eigentliches Glück war poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dies durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert. Hätte ich mich mehr von dem öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können: ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben." In der That schuf er auch zehn Jahre lang nichts von Bedeutung und floh endlich, um nur die poetische Zeugungskraft wieder herzustellen, nach Italien. Goethes damalige Stimmung spricht sich auch ganz ähnlich, wie im Sänger, in einem dem griechischen Dichter Anakreon nachgebildeten Liedchen vom J. 1781 aus, das der Vergleichung halber hier einen Platz finden möge:

An die Cicade.

Sämtl. Wke., II. 317.

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend, wie ein König lebest!
Dir gehöret eigen alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeschädigt,
Du, den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bote!
Ja, dich lieben alle Musen,
Phöbus selber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberstimme;
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte, Dichterfreundin,
Ohne Fleisch und Blut Geborne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen!

In die Sammlung der Gedichte kam „der Sänger" zuerst 1800, nachdem Goethe zahlreiche Veränderungen und Verbesserungen des Textes vorgenommen hatte, die denn auch in den Ausgaben von 1806 u. 15 beibehalten wurden. Für die Ausgabe letzter Hand

von 1827 veränderte Goethe aufs neue drei Stellen. Aus dem von ihm beobachteten Verfahren ersieht man aber ganz deutlich, daß es seine Absicht gewesen ist, zwei Fassungen des Gedichtes, die eine für Wilhelm Meisters Lehrjahre Tl. 1, Buch II, Kap. 11, die andere für die Gedichtsammlung, neben einander bestehen zu lassen. Korrekt steht das Gedicht in: Goethes Wke. Berlin, Hempel. I, 228.

8. Vortrag.

Der Vortrag verlangt eine besondere Innigkeit und lebhafte Deklamation. In Str. 1 sind namentlich die 3 letzten Verse mit rascher Stimme zu sprechen. In den Worten des Sängers müssen sich Unbefangenheit, Gefühl der Freiheit und des edeln Berufs in der Betonung aussprechen.

9. Schriftliche Aufgaben.

1. Ein Tag aus dem Leben eines wandernden Spielmannes. 2. Der Sänger (vergl. Gude, Erläuterungen. 1.). 3. Die Sänger im Mittelalter (cf. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur, S. 195 ff.). 4. Warum verschmähet der Sänger die goldene Kette, bittet aber um den Becher mit Wein? 5. Welchen Moment würde der Maler wählen, um nach Goethes Ballade „der Sänger" ein Bild zu entwerfen? (Über 4. u. 5. vergl. G. Leuchtenberger, Dispositionen. Bromberg, 1875.)

12. Mignon.

1782. (?)

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 121 u. XVI. 169. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 64. — Lüben, Auswahl. II. 138.

1. Vorbemerkung.

Auch dieses Lied findet sich in „Wilhelm Meisters Lehrjahren". Am Schlusse der Lehrjahre klärt es sich auf, daß Mignon die Tochter eben jenes Harfenspielers ist. Die Verwandten hatten das Kind seiner Mutter früh weggenommen und guten Leuten zur Erziehung gegeben, und in der größeren Freiheit, die es hier genoß, zeigte sich bald eine besondere Lust zum Klettern. „Die höchsten Gipfel zu ersteigen, auf den Rändern der Schiffe wegzulaufen und den Seiltänzern, die sich manchmal im Orte sehen ließen, die wunderlichsten Kunststücke nachzuahmen, war ein natürlicher Trieb. Um das alles leichter zu üben, liebte sie mit den Knaben die Kleider zu wechseln. Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führten sie manchmal weit, sie verirrte sich, sie blieb aus und kam immer wieder. Meistenteils, wenn sie zurückkehrte, setzte sie sich unter die Säulen des Portals vor einem Landhause in der Nachbarschaft;

man suchte sie nicht mehr, man erwartete sie. Dort schien sie auf den Stufen auszuruhen, dann lief sie in den großen Saal, besah die Statuen, und wenn man sie nicht besonders aufhielt, so eilte sie nach Hause." Diese Stelle wirft ein helleres Licht auf die 2. Str.:

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an.

Aber zuletzt blieb das Kind aus: man vermutete, es sei bei seinem Klettern zwischen den Felsen verunglückt. In der That aber war Mignon von einer Seiltänzergruppe aufgefangen, durch einen Schwur zum Schweigen über ihre Heimat gezwungen und über die Alpen nach Deutschland gebracht worden, wo Wilhelm sie aus den Händen ihres grausamen Gebieters errettete. Die Erinnerung an die Schweiz hat ihr die 3. Str. unseres Liedes eingegeben:

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.

Aber auch ohne diesen geschichtlichen Zusammenhang ergreift das Lied aufs tiefste.

2. Erläuterungen.

Str. 3. „Wolkensteg", der den Berg hinauf durch die Wolken führende Steg.

„Der Drachen alte Brut". Die Sage verlegt den Aufenthaltsort fabelhafter Ungeheuer gewöhnlich in die Höhle wilder Gebirgsklüfte. So erzählt man namentlich in der Schweiz die Sage von einem in den Gebirgen Unterwaldens in grauer Vorzeit lebenden Drachen, der von Struth von Winkelried getötet wurde. (S. J. Gotthelf, der Knabe des Tell. S. 30 ff.) „In der Nähe von Stanz ist das Drachenried mit dem Drachenloch (Struthan von Winkelried)." Heer, Geographie der Schweiz.

3. Inhaltsangabe.

In dem ganzen Gedichte spricht sich Sehnsucht nach dem fernen Süden aus. Ein zartes Dichtergemüt malt sich die Bilder der längst verlassenen Heimat mit lebendigen Farben, die blühende Landschaft mit dem ewig blauen Himmel, das säulengetragene Dach des Hauses, in welchem es sinnend oft verweilte, das Hochgebirge mit seinen Höhlen und Wasserfällen, durch welches der Weg nach der Heimat führt. Sehnsuchtsvoll spricht es den Wunsch aus, mit dem Geliebten und Beschützer nach Italien zu ziehen, und schließt mit der dringenden Bitte an den Vater, mit ihm den Weg dahin zu nehmen.

4. Grundgedanke.

Das Gedicht drückt die tiefste Sehnsucht eines „armen Kindes“ nach seinem schönen Heimatlande Italien aus. Die Schönheit der italienischen Natur und die herrlichen Denkmale der Kunst und Poesie ziehen es dorthin, wie noch heute jeden Deutschen. Dieser Zug geht durch die ganze deutsche Geschichte, und schon die deutschen Kaiser folgten diesem unwiderstehlichen Dahin, dahin! Noch heute lebt die ganze deutsche Kunst nur von diesem Dahin, dahin! und sie wird so lange nicht aussterben, als sie dieses Lied und seine tiefe Sehnsucht wahr und ganz nachfühlen und mitempfinden kann.

5. Form der Darstellung.

In holdern Tönen, sagt Viehoff, hat sich vielleicht nie und irgendwo, im ganzen Bereiche deutscher Poesie, ein tiefes und inniges Gefühl ausgesprochen; jede Zeile klingt wie der lieblichste Gesang. Hier fühlt man recht, was vollkommene Harmonie von Form und Inhalt ist. Die reizenden Bilder, die so rein und klar unserm innern Sinne vorgeführt werden, die schöne Musik, die im Wechsel der Vokale liegt, das Vorherrschen der flüssigen Konsonanten, die so wohlthuend das Ohr umspielen, der sehnsüchtig fortschreitende jambische Rhythmus, — das alles ergreift mit unwiderstehlicher Gewalt. Und nun in der je 5. Zeile der wiederholte Ausruf „dahin!“, der wie die Sehnsucht selber klingt, und dem eine metrische Pause von einem ganzen Fuße Zeit läßt, recht auszuhallen! Der Charakter des sehnsüchtigen Fortstrebens, das in dem Metrum liegt, ist teilweise in dem Einschnitt (Cäsur) begründet, der, mit Ausnahme eines einzigen Verses (Str. 2, V. 3), allemal auf die 4. Silbe folgt.

Das Gedicht gehört zu den Balladen.

6. Vortrag.

Goethe selbst giebt in den Lehrjahren für die Deklamation des Gedichtes wichtige Fingerzeige, „Mignon,“ sagt er, „fing jeden Vers feierlich und prächtig an, als ob sie auf etwas Sonderbares aufmerksam machen, als ob sie etwas Wichtiges vortragen wollte. Bei der 3. Zeile ward der Gesang dumpfer und düstrer; das: Kennst du es wohl? drückte sie geheimnisvoll und bedächtig aus; in dem Dahin! dahin! lag eine unwiderstehliche Sehnsucht; und ihr Laß uns ziehen!*) wußte sie bei jeder Wiederholung dergestalt zu modifizieren, daß es bald bittend und dringend,

---

*) Goethe meint hiermit den letzten V., der nur in d. 3. Str. mit laß uns ziehn! schließt.

bald treibend und vielversprechend war.“ Diesen Wink scheint auch Beethoven bei der Komposition des Gedichtes trefflich benutzt zu haben. In der Komposition von Reichardt beginnt mit dem dahin das crescendo, bei der 2. Hälfte des folgenden Verses das diminuendo.

7. Litterar-historische Bemerkung.

Aus Goethes „Wahrheit und Dichtung“ wissen wir, daß die Sehnsucht nach Italien, die er hier Mignon aussprechen läßt, in den ersten achtziger Jahren sich allmählich bei ihm selbst zu einer Art Krankheit steigerte, welche ihn 1786 so plötzlich über die Alpen trieb. Er durfte zuletzt keinen römischen Schriftsteller, keine Zeichnung einer italienischen Landschaft mehr ansehen. „Die Begierde,“ heißt es in dem ersten Briefe aus Rom, „dieses Land zu sehen, war überreif.“ Goethe sagte zu Herders Frau, er habe 14 Tage vor seiner Reise nach Italien täglich geweint wie ein Kind.

8. Schriftliche Aufgaben.

Woraus erklärt sich die große Sehnsucht der Deutschen nach Italien?

13. Wanderers Nachtlied.

Gedichtet 1776, gedruckt 1789.

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 69. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 137. — Lüben, Auswahl. II. 139.

1. Inhaltsangabe.

Der Dichter spricht in dem Liede in den sehnsüchtigsten Tönen das Verlangen nach Ruhe und Frieden aus. Schmerz und Lust bedrängten seine Seele, Schmerz vielleicht um die poetischen Gestalten, die sich in seinem Busen drängten, und denen er in der Zerstreuung jener Tage nicht Gestalt zu geben vermochte, Lust um all das Schöne, Liebe und Erfreuliche, womit man von allen Seiten sein Dasein umringte.

2. Form der Darstellung.

Das trochäische Versmaß paßt ganz für die ernste, wehmütige Stimmung, welche in dem Liede vorherrscht. Durch den kurzen Vers — „Süßer Friede!“ („der du von dem Himmel bist“) besonders hervorgehoben.

3. Zur Geschichte des Liedes.

Goethe sandte dieses Gedicht der Frau von Stein zu und darunter die Worte: Am Gang des Ettersberges, den 12. Febr. 1776. Auf der Rückseite des Briefes steht von anderer Hand

geschrieben: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Joh. 14, 27. Dies als Antwort von der Hand meiner Großmutter Schardt, einer ernsten, frommen, gefühlvollen Frau — v. St." Das Lied ist auch in ein Gesangbuch übergegangen, nämlich in das Bremer vom Jahre 1812. Die 4 letzten Verse sind aber also verändert:

Ach, ich bin des Wogens müde
banger Schmerzen, wilder Lust,
Gottes Friede, Gottes Friede,
komm' und wohn' in meiner Brust.

Komponiert ist es von Reißiger, Reichardt, Zelter, Becher, Hauptmann, Schnyder von Wartensee, Löwe, Greef. Das Lied war auch eines der Lieblingslieder von Pestalozzi. (S. Lienhard u. Gertrud. I. 59.)

14. Ein Gleiches.

(Wanderers Nachtlied.)

1783.

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 70. — Lüben u. N. Leseb., IV. Nr. 177. — Lüben, Auswahl. II. 139.

1. Erläuterungen.

Goethe ging Ende August 1783 auf einige Tage nach Ilmenau, um den Geburtstag des Herzogs, der diesmal von Weimar abwesend war, durch ein größeres Gedicht zu verherrlichen. Am 2. Sept. bestieg er, um die ungestörte Einsamkeit zu genießen, die Höhe des Gickelhahns (873 m) und schrieb hier mit Bleistift an die südliche Wand des dortigen Bretterhäuschens die herrlichen Verse: Über allen Gipfeln ist Ruh.*) Den folgenden Tag dichtete er seinem Fürsten zum Geburtstage: Ilmenau. (Düntzer.)

2. Gedankengang.

Der Dichter steht am Fenster des kleinen Häuschens und sein Blick schweift über die bewaldeten Höhen, hinter denen die Sonne hinabgesunken ist. Der Wind, der sonst empfindlich diese Höhe beherrscht, hat sich gelegt, Todesstille liegt in der Luft, kaum ein Hauch regt sich in den Wipfeln der hohen Tannen, das Lied der Vöglein ist verstummt. Diese allgemeine Stille und Ruhe in der ihn umgebenden Natur ruft auch seine Sehnsucht nach Ruhe

*) Nach Gödeke, Grundriß, II. 757 u. 765 soll Goethe es schon am 6. Sept. 1780 auf dem Gickelhahn gedichtet haben und begründete seine (jedenfalls irrtümliche) Behauptung mit Goethes Briefe an Frau v. Stein vom 6. Sept. 1780. (s. Goethes Briefe an Frau v. Stein. Weimar, 1848. I. 332.)

wach. Jedenfalls sind seine Kräfte erschöpft durch anstrengende Tagesarbeit. Bald wird er vom Schlafe umfangen sein.

3. Form der Darstellung.

Die ungemeine Wirkung dieser wenigen, schlichten Verse ist zum großen Teile der glücklichen metrischen Form zuzuschreiben, und zwar zuerst dem Wechsel des trochäischen, jambischen und daktylischen Rhythmus. Der trochäische versinnlicht die Nachtruhe — „Über allen Wipfeln" —, der jambische und daktylische die damit kontrastierende innere Aufregung, deren Wellen aber schon leiser und sanfter zu fluten beginnen.*)

Zum andern unterstützen die Reime den Wohllaut des Ganzen, da sie fast nur auf Hauptbegriffen ruhen, und die nach einander folgenden Reimvokale **i, u, au, a.****)

Kleine Liedchen, wie das vorliegende, nennt man Madrigale (wahrscheinlich so viel als Schäfergedichte). In der strengen Form bestehen sie aus 6—11 Versen mit 2—3 Reimen.

4. Zur Geschichte des Liedes.

Nach Düntzer soll die Überschrift unseres Liedes ursprünglich gelautet haben: Am 2. Septbr. 1783. Nachtlied. 1814 nahm es Goethe mit der jetzigen Überschrift in seine Gedichte auf, setzte aber statt Vögel im 6. V. „Vögelein". Nach dem Zeugnisse Riemers und des Berginspektors Mahr steht es fest, daß Goethe zweimal, zum letztenmal bei seiner Anwesenheit in Ilmenau am 29. Aug. 1831, eine Abschrift des Gedichtes auf dem Bretterhäuschen des Gickelhahns nehmen ließ, und daß noch deutlich das J. 1783 zu lesen war, weniger deutlich das zerkratzte Datum. Goethe scheint statt des 2. den 7. Sept. gelesen zu haben.

Um der Feier seines Geburtstages in Weimar auszuweichen, begab sich Goethe mit seinen Enkeln am 26. Aug. 1831 nach Ilmenau. Am folgenden Tage fuhr er in Begleitung des Berginspektors Mahr zu Kammerberg***) auf den Gickelhahn, wo er sogleich nach dem kleinen Jagdhaus aus Zimmerholz und Bretterbeschlag eilte und rüstig die steile Treppe nach dem oberen Stocke heraufstieg. Beim Eintritt in das Zimmer sagte er: „Ich habe in früherer Zeit einen kleinen Vers an die Wand geschrieben.

---

*) Düntzer will jedoch das Gedicht jambisch-anapästisch gelesen wissen, da diese Freiheiten in der Silbenmessung Goethe und den Dichtern seiner Zeit erlaubt erschienen.

**) Das Adverbium „balde" von dem verlorenen Adjektiv „balt" = schnell, kühn, ist eine Altertümlichkeit, die damals und noch heute in Thüringen geläufig ist.

***) S. das Weimarer Sonntagsbl. 1855, Nr. 29; auch Schaefer, Goethes Leben. Lpzg., 1877. Bd. II. 382.

Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen." Mahr zeigte ihm diesen am südlichen Fenster. Goethe las die friedenhauchenden Verse laut vor sich hin, und Thränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Thränen und sprach in sanftem, wehmütigen Tone: Ja warte nur, balde ruhest du auch! schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald und wendete sich darauf zu Mahr mit den Worten: Nun wollen wir wieder gehen.

Am 28. August wurde sein Geburtstag von den Ilmenauern festlich und sinnig gefeiert: ein Musikchor begrüßte ihn in der Frühe mit dem Choral: Nun danket alle Gott, und einige junge Mädchen überreichten ihm ein Festgedicht. Der Oberjägermeister, Geheimer von Fritsch hatte zu Ehren des Tages ein Festmahl veranstaltet, bei welchem Goethe sehr heiter und lebendig in der Unterhaltung war. Bei diesem Mahle muß Goethe dem Herrn von Fritsch die Bitte ausgesprochen haben, die Bleistiftzüge des kleinen Gedichts erneuern zu lassen. Diesen Wunsch erfüllte Fritsch gleich am folgenden Tage und schrieb darunter: Renov. den 29. Aug. 1831.

Heute ist das Original nicht mehr vorhanden; denn in der Nacht vom 11. zum 12. Aug. 1870 wurde dieses Häuschen durch ruchlose oder verwahrloste Brandstiftung vernichtet. Doch sind in dem neuen, dem alten vollkommen ähnlichen Häuschen, die photographierten Verse an der ursprünglichen Stelle unter Glas und Rahmen zu lesen.

Über die Feier seines Geburtstages schreibt Goethe an seinen Freund Zelter, Weimar, den 4. Sept. 1831 (Briefw. zwischen Goethe u. Zelter. Berlin, 1834. VI, 280): „Sechs Tage und zwar die heitersten des ganzen Sommers, war ich von Weimar abwesend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich in früheren Jahren viel gewirkt und eine lange Pause des Wiedersehens gemacht hatte. Auf einem einsamen Bretterhäuschen, des höchsten Gipfels der Tannenwälder, rekognoszierte ich die Inschrift vom 7. Sept. 1783 des Liedes, das Du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast: Über allen Gipfeln ist Ruh u. s. w. Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt."

Komponiert ist dieses Lied von Zelter, Kuhlau, Klein und Löwe.

II. Periode. 1786—1806.

15. Briefe aus Italien.

1.

Venedig, den 9. Oktbr. 1786.

Goethes Wke. in 36 Bdn. XIX. 88. — Lüben u. N., Leseb., V. Nr. 16. — Lüben, Auswahl II. 139.

1. Erläuterungen.

Den Anfang des Briefes fügen wir des bessern Verständnisses wegen hier bei:

„Heute Abend ging ich auf den Markusturm: denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Flut, von oben gesehen, wollt' ich sie auch zur Zeit der Ebbe, in ihrer Demut schauen, und es ist notwendig, diese beiden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es sieht sonderbar aus, ringsum überall Land erscheinen zu sehen, wo vorher Wasserspiegel war. Die Inseln sind nicht mehr Inseln, nur höher bebaute Flecke eines großen, graugrünlichen Morastes, den schöne Kanäle durchschneiden. Der sumpfige Teil ist mit Wasserpflanzen bewachsen und muß sich dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe und Flut beständig daran rupfen und wühlen und der Vegetation keine Ruhe lassen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals ans Meer, dort habe ich heute die Wirtschaft der Seeschnecken" u. s. w.

1. Abschn. „Patelle", Patella vulgata, gemeine Napfschnecke, ein zur Ordnung der Bauchfüßler gehöriges, einschaliges, 5 cm langes, eßbares Weichtier.

„Taschenkrebs", Cancer pagurus, gemeiner Taschenkrebs, ein Krustentier, das zur Ordnung der Krebse gehört, fast 30 cm breit und $2^1/_2$ kg schwer wird und sehr schmackhaft ist.

„Ein Lebendiges", ein eigentümlicher und passender Ausdruck hier, wo Goethe dabei an das wunderliche „Gewimmel" denkt. Der Ausdruck erinnert an Rückerts „Doppellebiges".

„Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend!" Goethe bewundert das richtige Verhältnis der Lebenskraft zur Organisation des Körpers und nennt Äußerungen der Lebenskraft wahr und seiend, weil sie auf das genaueste mit dem Willen des Lebendigen übereinstimmen.

2. Form der Darstellung.

Das Interesse, mit welchem der Verfasser die wunderlichen Bewohner des Meeres beobachtet hat, spricht aus allen Teilen der

Schilderung und macht sie anschaulich und lebendig. Vorzüglich sind es die zierlichen und affenartigen Geberden des Taschenkrebses, die wir lebendig vor uns zu sehen glauben.

2.

Rom, den 22. November 1786, am Cäcilienfeste.

Goethes Wke. in 36 Bdn. XIX. 137. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 65, 1. — Lüben, Auswahl. II. 140.

Erläuterungen.

1. **Abschn.** Der Maler Johann Heinrich Tischbein (geb. 1751 zu Heyna in Hessen) war für Goethe bei seinen Kunstwanderungen durch Rom ein Führer von unschätzbarem Werte. Unser Dichter hatte mit ihm schon früher in einem guten Verhältnisse gestanden; doch knüpfte sich erst jetzt in Rom eine recht nahe Verbindung an. „Ich werde nie," schrieb Goethe über ihn aus Rom, „und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweitenmale zu besuchen, so viel in kurzer Zeit kennen lernen, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes." *)

„Michel Angelo", sprich Mikel A'ndschĕlo, mit seinem vollständigen Namen Angelo Michel Buonarotti (geb. 1474 zu Caprese oder Chiusi), erwarb sich als Maler, Bildhauer, Architekt und Dichter unvergänglichen Ruhm. Unter Papst Julius II. vollendete er die Freskomalereien in dem Gewölbe der sixtinischen Kapelle binnen 20 Monaten, und in seinem 67. Lebensjahre schuf er das eben daselbst befindliche jüngste Gericht. Er starb zu Rom 1564.

2. „Tivoli", das alte Tibur, liegt am Teverone, der in der Nähe die so berühmten Wasserfälle bildet. Frascati, ein Städtchen von 5000 Einwohnern, in dessen Nähe das alte Tusculum, Ciceros Landhaus, gestanden haben soll. Der Marktflecken Castelgandolfo ist der Sommeraufenthalt des Papstes.

„Tambour" in der Baukunst ein turmartiger, durchbrochener Aufsatz auf Kuppeldächern, hier der trommelförmige, von Säulen getragene Bauteil über der Kuppel. Über ihm ruht auf kegelförmigem Aufsatz der kupferne, vergoldete Knopf.

3. „Mosaïk", oder Musīv-Arbeit eingelegte Bildnerei, von verschiedenfarbigen Glas-, Holz- oder Steinstückchen, die zusammen ein Gemälde bilden.

---

*) In der Schrift: Tischbein. Aus meinem Leben. Herausgeg. von Dr. C. G. W. Schiller. 2 Bde. Braunschw., 1861 (7,20 M). gedenkt der Verf. seiner Reise mit Goethe mehrfach.

3.

Neapel, den 6. März 1787.

Goethes Wke. in 36 Bdn. XIX. 194. — Lüben u. N., Leseb., VI. Nr. 65, 2. — Lüben, Auswahl. II. 142.

1. Erläuterungen.

2. **Abschn.** „Calesse" oder Kalesche, ein leichter, offener Reisewagen.

3. „Plutonisches", durch Gewalt des unterirdischen Feuers Hervorgebrachtes.

„Gurtgesimse", die hervorragenden Ränder an Gebäuden zwischen den Stockwerken.

5. Die „Somma", ein aus zerbrochenem Fels gebildeter Vulkan in solcher Nähe des Vesuvs, daß man lange Zeit geglaubt hat, beide seien früher vereinigt gewesen, indem sie einen Krater von einigen Kilometern im Umfang bildeten.

8. „Eruptionen", Ausbrüche.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Goethe schildert in diesem Briefe eine Besteigung des Vesuvs, die er in Gesellschaft Tischbeins unternahm. Auf alles achtend, was in Beziehung mit dem Vulkan steht, erkennt er schon in den Vorstädten an dem alle Gegenstände überziehenden aschgrauen Staube eine plutonische Erscheinung. Zwei rüstige Führer empfangen sie am Fuße des Vesuvs und schleppen sie bis auf die Fläche, von welcher der eigentliche Kegelberg emporsteigt. Hier erfreuen sie sich an der herrlichen Aussicht auf die Umgegend und an mehreren, in regelmäßigen Pausen stattfindenden Eruptionen, bis Goethe auf den Gedanken kommt, den Rand des Kraters zu besteigen. Nachdem er sich mit dem jüngern Führer zu dem Wagestück gehörig vorbereitet, läßt er sich in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen an den Schlund hinaufschleppen. Da dieser von Qualm erfüllt ist, so verweilt Goethe, um doch noch etwas von dem Innern zu erspähen, länger, als die Ruhe des Berges dauert, und wird nun von dem unvermuteten Ausbruche desselben überrascht. Indessen fliegt die Ladung, ohne sie zu beschädigen, vorbei, und schnell eilen sie den Kegelberg hinab, an dessen Fuße sie Tischbein freundlich empfängt. Die noch übrige Zeit ihres Besuchs beschäftigten sie sich mit Untersuchungen der älteren Laven, über welche die Führer ihnen mancherlei Aufschlüsse mitteilen.

3. Gliederung.

I. Der Weg nach dem Vesuv. (1—3.)
   A. Das Gewühl der Stadt.
   B. Vulkanische Erscheinungen in den Vorstädten.

II. Die Besteigung des Vesuvs.
   A. Der Weg zum eigentlichen Kegel.
   B. Schilderung der stattfindenden Eruption.
   C. Besteigung des Kraterrandes.
      1. Der Entschluß und die Vorbereitungen.
      2. Die Ausführung.
      3. Der Rückzug.
   D. Untersuchung der Laven.

4. Form der Darstellung in den beiden letzten Briefen.

Sowohl der Eindruck, welchen die Kunst, als der, welchen die Natur auf den Dichter machte, teilen sich dem Leser durch die lebendigsten und anschaulichsten Schilderungen mit. Namentlich ist es die Darstellung der vulkanischen Ausbrüche, die uns mächtig erfaßt und das großartige Bild mit allen seinen Einzelnheiten uns vergegenwärtigt. Daher ist die Sprache gewählt, korrekt und der Ausdruck kurz und bestimmt.

16. Iphigenie auf Tauris.
1787.

I. Der Eingangsmonolog.

Goethes Wke. in 36 Bdn. VI. 3 ff. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 66. — Lüben, Auswahl. II. 144.

1. Erläuterungen.

V. 1—4. „Heraus — Gefühl." Der heilige Hain und das Innere des Tempels der Diana stehen hier im Gegensatze zu einander. Iphigenie schaudert, sie mag nun den Hain oder den Tempel betreten.

6. „Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher." Den Grund hiervon spricht sie erst im 10. und den folgenden Versen aus.

8. „Ein hoher Wille", der Göttin.

16. 17. „Ihm zehrt der Gram das nächste Glück vor seinen Lippen weg." Das „von" in manchen Ausgaben ist jedenfalls ein Druckfehler, da, wie auch Knebel in seinem Aufsatz: — „über die Kunst zu lesen" bemerkt, der Gram innerer Schmerz und Kummer ist und also nicht wohl von den Lippen wegzehren kann. Goethe meint, daß der Gram den Genuß des Glücks, den er sich unter dem Bilde eines Trinkenden denkt, nicht zulasse, sondern ihn zerstöre.

18. „abwärts", seitwärts, von der Gegenwart ab.

21. „Mitgeborne", von denselben Eltern, im selben Hause.

29. „Eng-gebunden“, auf einen kleinen Kreis, auf wenige Dinge beschränkt.

31. „Pflicht und Trost“, nämlich der Trost, den treue Pflichterfüllung gewährt.

38. „In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest.“ Sie nennt die Sklavenbande ernste, heilige, weil die Jungfrau durch sie an den Dienst einer Göttin gefesselt ist.

39. „Zu freiem Dienst“, aus innerem Triebe, dem der Dankbarkeit.

49. „Die Gattin“, Klytämnestra; „den Sohn“, Orestes.

50. „Die schönen Schätze“. Hinter Schätze darf das Komma nicht übersehen werden, da „die schönen Schätze“ ein verkürzter Attributivsatz ist, der sich auf „Elektren und den Sohn“ bezieht. Elektra ist die Schwester des Orestes.

2. Inhaltsangabe.

Iphigenie betritt den heiligen Hain der Göttin und gesteht, daß sie nie an ihr jetziges Leben sich gewöhnen könne, weil das Meer sie von ihrer Heimat und ihren Lieben trenne. Sie beklagt jeden, der entfernt von seinen Eltern und Geschwistern, entfernt von den Hallen des väterlichen Hauses leben müsse, findet aber namentlich den Zustand der Frauen beklagenswert, indem sie ihr Los mit dem des Mannes vergleicht. Während nämlich dieser im Hause und im Kriege herrsche und in der Fremde sich zu helfen wisse, sei des Weibes Glück allein auf den Trost beschränkt, den die Erfüllung ihrer Pflichten selbst gegen den rauhesten Gatten gewähre; ganz elend aber sei sie in der Fremde. Dadurch wieder an ihr eigen Schicksal erinnert, gesteht sie, daß sie der Göttin nur mit Widerwillen diene, ihr, die ihr das Leben gerettet habe, und auf deren Hilfe sie noch immer hoffe. In innigem Gebete sich zur Göttin wendend, bittet sie dieselbe, nach glücklicher Heimkehr ihres Vaters und Erhaltung seiner Schätze auch sie wieder zu den Ihrigen zu bringen, und sie abermals vom Tode zu retten.

3. Vortrag.

Da wir über Aussprache und Deklamation der 1. Scene der Iphigenie die trefflichsten Bemerkungen in Knebels Aufsatz „über die Kunst zu lesen“ *) finden, so halten wir es für angemessen, das Bezügliche hier folgen zu lassen. Knebel sagt:

„So wie ich das Buch zur Hand nehme, bedenke ich, was ich lesen werde. Ein Gedicht, ein ernsthaftes, dramatisch-tragisches; Helden und Personen der Vorzeit — Griechenlands! Die Sprache muß edel sein, tönend, blühend, sanft und gewaltsam. Mäßigung

*) Knebels litterar. Nachlaß u. Briefwechsel. Lpzg., 1836. III. 279.

des Charakters bei einer Anlage zu allen Fähigkeiten wird den edelsten Hauptzug des Gedichtes und folglich auch der Deklamation ausmachen.

Die Dichtung erfordert das Phantasiereiche, den vollen Umfang der Sprache, auch zuweilen über das Gewöhnliche, in die Gegenden, wohin die Phantasie Ton und Sprache mit sich nimmt.

Noch eine Bemerkung über den Vers. Der zehn- und elffüßige (-silbige) Jambus will stark gelesen sein. Man darf ihn öfters fühlen lassen. Es ist unglaublich, wie die Deklamation durch Gefühl und Kenntnis des Silbenmaßes gewinnt, wenn der Leser dadurch gehörig den gemessenen Gang der Rede zu verändern weiß. Es ist wahr, daß in der dramatischen Poesie zumal alles auf die Darstellung des Hauptaffekts ankommt; aber diese kleinern Modifikationen sind doch Mittel und Wege zur Beförderung desselben, und es ist nötig, daß das Ohr in einem beständigen Zauber erhalten werde.

Noch ist zu bemerken, daß die männliche Endung gemeiniglich ein geringes Anhalten, einen Stillstand giebt; die weibliche hingegen öfters sanft überfließt, oder, wo sie endigt, ein gelindes Fallen verursacht.

Also zum 1. V. „Heraus in eure Schatten. — Das Herz lag in langer Verschlossenheit, in unterdrücktem Kummer, in stiller Sehnsucht; hier bricht es endlich aus. Ton und Stimme bricht wie eine langverborgene Feuerflamme hervor, nur der Charakter der Priesterin, selbst die Heiligkeit des Orts mäßigen sie.

Der Ton dieser Stelle ist übrigens feierlich, ernst, voll innigen Gefühls; die Lebhaftigkeit, womit sie sich anfänglich hervorthut, sinkt zurück auf die eigene Stärke in sich, die sich durch Widerstreben äußert:

„So manches Jahr verwahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber."

Es ist ein wunderbares Gewebe um das, was man in der Rede einen Perioden nennt. Gegenwärtiger ist offenbar mit vieler Kunst gestellt, er hat aber eben deshalb nicht ganz das gleiche Glück, wie der vorige. Wenn wir mit der 3. Zeile schließen, wie es die Interpunktion im Originale verlangt, so schließt die Rede mit demselben Sinne, wie im vorhergehenden Perioden, nur um vieles schwächer: und dies thut eine böse Wirkung. Dort gewöhnt sich der Geist der Priesterin nicht an diesen

Ort, sondern betritt ihn stets mit schaudérndem Gefühl; und hier bleibt sie an demselben nur immer noch fremd. Ich weiß wohl, daß der Geist der hohen Dichtung an einen so abgemessenen Stufengang sich nicht gewöhnt, sondern vielmehr wie die wogende Welle zuweilen wieder zurückschlägt, um stärker vorzudringen; es ist aber nötig, daß der etwas kältere Leser solches bemerke, um sich bei einer solchen Stelle nicht zu lange zu verweilen. So läßt also die Stimme diese 3. Zeile schnell fallen und tritt hervor zu dem „Denn ach!“

Hier schlägt die Flamme aufs neue hervor; man sieht den ganzen Grund des Unglücks; das Herz ergießt sich. Hier ist eine verworrene Art zu reden, die aber der Affekt billigt und sie zur Schönheit macht. Eigentlich sollte es heißen: „Ich stehe am Ufer und suche mit der Seele das Land der Griechen — aber mich trennt das Meer von ihnen.“

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend“, — erfordert den sehnsuchtsvollsten, schmachtendsten Ausdruck, der sich mit dem hohen Charakter der Priesterin verträgt.

„Nur dumpfe Töne“ — muß abgebrochen und mit einigem Widerwillen gelesen werden.

„Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg;
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborene spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.“

Die Rede, und folglich auch der Ton der Stimme, reißt hier gänzlich ab. Die Priesterin sucht die tiefere Ursache ihres Kummers und läßt die vorgehende sinnlichere fallen. Es ist eine glücklich-traurige Erinnerung voriger Tage, ihrer ersten Kinderjahre. Der Ton kommt also aus der Tiefe des Herzens hervor und wird zur betrachtenden Erinnerung geführt. Ein empfindungsvoller, etwas tieferer, aber gleicher Mittelton wird hierzu geschickt sein.

„Ihm schwärmen“, schildert eine freudige Erinnerung hinter einem trüben Schleier. Die Rede muß daher schnell folgen und selbst schneller und freudiger, als wenn sie einen gegenwärtigen Glückszustand schilderte. Das gegenwärtige Glück gebiert Ruhe; das entfernte Unruhe, Verlangen. Man sucht sein vergangenes Glück in einem Augenblicke falscher Wonne auf, um sich desto schneller wieder in sein gegenwärtiges Elend einzuhüllen.

„Mit sanften Banden an einander knüpften“ — muß mit vieler Weichheit gelesen und die Worte gleichsam an einander geknüpft werden.

Nun folgt ein kälterer Zustand der Betrachtung und der Vernunft:

„Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswert.
Zu Hauſ' und in dem Kriege herrscht der Mann,
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz, ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie eng-gebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!"

Der tiefe tragische Ton geht immer fort. Der große Sinn sieht nur das Unglück im allgemeinen und großen und läßt sich nicht auf das Besondere ein. Das Glück malt sich ihr etwas heller aus, denn sie hat keinen Anspruch darauf.

Auch hier ist die Interpunktion etwas verändert. Die dazwischen stehenden Punkte mögen als Kolons oder Halbpunkte gelten.

Die Stelle wird mit besonderer Deutlichkeit ausgesprochen, und in gemäßigter Folge gesagt. Das Einzelne vorzustellen, als:

„Zu Hauſ' und in dem Kriege herrscht der Mann" — wird die Stimme etwas erhoben.

„Wie eng-gebunden" — hier geht eine merkliche Pause vorher. So wie die Schilderung von des Mannes Schicksal freier gesagt wird, so wird hier, bei des Weibes Schicksal, die Stimme etwas enger und bekümmerter.

„Ist Pflicht und Trost". — Diese beiden Worte wollen auf die Art gelesen sein, daß erhellen möge, daß dieser Trost eben nur aus der erfüllten Pflicht komme. Ich würde also dem Worte Pflicht eine gewisse sich unterwerfende Beschränktheit, zugleich mit etwas Erhebung der Stimme, geben, gleichsam als wenn man zu einem Gesetz aufsähe; in dem Worte Trost aber eine beruhigende Resignation andeuten, welche auf Erfüllung der Pflicht folgt.

„So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest."

Der Ton wird etwas gesunkener. Er kommt vom Allgemeinen aufs Besondere zurück — auf ihr eigen Schicksal; darum etwas inniger.

„Ein edler Mann" — ist mit Empfindung und Würde auszudrücken.

„— heil'gen Sklavenbanden" — muß wohl mit einiger Besorgnis gesagt werden, weil die darauf folgende Anrufung um Entschuldigung bittet.

„O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir, meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet sein.

Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verstoß'ne Tochter,
In deinen heil'gen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus', wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängstigtest;
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Trojas umgewandten Mauern rühmlich
Nach seinem Vaterland zurückbegleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
Die schönen Schätze, wohl erhalten hast:
So gieb auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!“

„*O wie beschämt*“ — hier ist aller Ausdruck jungfräulicher Zartheit vonnöten. Innigkeit, Zutrauen, Anhänglichkeit suchen den Fehler des Widerwillens auszutilgen. „*Mit stillem Widerwillen*“ — muß selbst mit Schmerz und Kummer ausgedrückt werden. „*Mein Leben sollte zu freiem Dienste dir gewidmet sein*“ — ist eine Art von Entschuldigung und erfordert daher einen zuversichtlichern Ton. Nun drängen sich alle Bewegungen der Seele in *ein* Verlangen, in *einen* Wunsch zusammen, nämlich Befreiung, Rückkehr. „*Des größten Königes verstoß'ne Tochter*“ — erfordert Selbstgefühl. *Ja, Tochter Zeus'*“ — die Rede wird immer schneller, immer heftiger. „*Die Tochter fordernd, ängstigtest*“ — hier kommt Tochter in vier Versen dreimal vor; dies letzte muß also etwas schnell übergangen und der Nachdruck des Verses auf das letzte Wort gelegt werden. „*Den göttergleichen Agamemnon*“ — mit vornehmem Anstande. „*Sein Liebstes zum Altare brachte*“ — mit schmerzhafter zärtlicher Erinnerung. Sie war es selbst; darum fordert der Blick wenigstens Dankbarkeit, wenn auch die Stimme sie nicht hinlänglich sollte bezeichnen können. „*Von Trojas umgewandten Mauern — rühmlich*“. — Es sind des Vaters Thaten. „*Die Gattin ihm, 'Elektren und den Sohn*“. — Sie zählt die „Schätze“ vor und freut sich, immer noch einen neuen hinzuthun zu können; die Stimme erhebt sich also mit jedem Etwas — „*wohl erhalten hast*“. — Der Geist der Dichtung muß den Leser überall beseelen; darum darf er kein Wort, das Bedeutung hat, ohne Bedeutung vorübergehen lassen. Selbst bloßer Wohlklang hat seine Bedeutung. Der Accent auf *wohl* muß die Redensart von der Gemeinheit retten. „*So gieb auch mich*“ — das vorige waren Ursachen, Beweggründe; hier kommt die volle Bitte. Alle Innigkeit der vollen Stimme muß dazu angewandt werden, doch so, daß der Charakter, die Würde der Priesterin überall zu erkennen sei. Überhaupt darf nie oder nur sehr selten ein Affekt oder Ton bis an die letzte Grenze des

Ausdrucks gebracht werden. Hierin besteht eigentlich das Große der Kunst. Es giebt dem Charakter jedes Dinges und also auch vorzüglich den menschlichen Eigenschaften und Affekten ein gewisses Unendliches, wenn man solches nicht sinnlich ganz umfassen und auf solche Weise seine Grenzen bestimmen kann. Was unsern Kräften gleich oder wohl gar geringer als dieselben ist, das achten wir nicht lange; was wir aber nicht erreichen können, das spannt unaufhörlich unsere Aufmerksamkeit, zumal, wenn die Fülle erkannter gegenwärtiger Eigenschaften sein Dasein uns notwendig oder reizend macht. Die menschliche Natur will durch unaufhörliche Spannung aufrecht erhalten sein. Darin liegt und dadurch erhält sich die Hoheit unseres Wesens. Wir suchen selbst in einem Zustande nach diesem Leben die Ursachen auf, unsere Existenz zu erhöhen und die moralischen Gesinnungen zu befestigen, die wir für so notwendig und vorzüglich erkennen und zu denen es uns immer an hinlänglicher Tendenz fehlt, oder welche in uns durch Überströmung der Affekten gar leicht aus ihrem Gleichgewichte gebracht werden. Daher hat alle Größe solche Gewalt auf uns, und der Weg, den die vortrefflichsten Künstler dazu nehmen, diesen hohen Reiz des Großen für die menschliche Natur noch dauernder und bleibender zu machen, war, bei Absonderung alles Kleinlichen und Schwächlichen, dem Reichtum des Daseins gleichsam eine Fülle der Ruhe mitzuteilen und so die Folgen der Bewegung nur ahnen zu lassen. So ist auch das Geschrei weibisch und kleinlich, und auch die Stimme muß sich bei Ausdrückung hoher Gegenstände in einer gewissen Mäßigung erhalten, welche noch immer mehr von ihrem Reichtum erwarten läßt."

II. Das ganze Gedicht.

1. Historische Grundlage.

Iphigenie ist die Tochter Agamemnons, der mit den übrigen griechischen Helden zur Belagerung von Troja auszieht. Windstille hält die ganze griechische Flotte und die kampfesmutigen Helden im Hafen von Aulis zurück, und als man, in diesem ungünstigen Zeichen den Zorn der Götter erkennend, den weisen Seher Kalchas um Rat fragt, fordert die Göttin Artĕmis (Diāna), tief gekränkt darüber, daß Agamemnon in ihrem heiligen Haine einen ihr geweihten Hirsch geschossen, zur Sühnung dieses Frevels des Agamemnon Tochter. Das Vaterland, die Besiegung des Feindes steht dem Helden höher, als das Leben des eigenen Kindes, und vom heimatlichen Herde läßt er sie zum Griechenheere kommen, um sie der Artemis zu opfern. Diese aber setzt unvermerkt eine Hirschkuh an die Stelle der Jungfrau und entrückt sie nach Tauris (Stadt auf der Halbinsel Krim), wo im geheiligten Tempel das

Bild der Göttin stand, das vom Himmel sollte hernieder gefallen sein. Dort wird Iphigenie Priesterin und muß als solche die Fremden opfern, welche der Sturm zur Insel verschlagen. Als aber Oréstes, von den Erinnyen verfolgt, weil er seine Mutter Klytemnästra erschlagen, zum Apollon fleht um erbarmenden Schutz, gebietet dieser ihm, gen Tauris zu gehen und das dortige Bild der Artemis nach Griechenland zurückzuführen. Mit seinem Freunde Pylädes unternimmt er die mühevolle Fahrt; aber auf Tauris angelangt, sollen, dem Gesetze gemäß, die Fremdlinge auf dem Altar der Artemis geopfert werden, und Iphigenie ist es, die sie töten soll. Da erkennt sie im Gespräch den Bruder, und mit ihm und Pylades flieht sie, das heilige Bild mit sich fortführend, zu dem in einer Bucht verborgenen Schiffe, das sie glücklich von dannen trägt.

Dieser Stoff ist bereits von zwei alten griechischen Dichtern zu Tragödien (Dramen) benutzt worden:

von Äschylos (geb. 525 v. Chr.) in der Orestie, die aus drei zusammengehörigen Stücken besteht (und darum Trilogie heißt): aus dem Agamemnon, den Choëphoren oder Totenspenderinnen und den Eumeniden,

von Euripides (geb. 480 v. Chr.) in zwei Iphigenien, in der Iphigenie in Aulis und der Iphigeneia unter den Tauriern. Auch die Elektra und der Orestes dieses Dichters gehören hierher.

Die Euripideische Iphigeneia unter den Tauriern ist die nächste Quelle, aus der Goethe schöpfte. Für ein genaueres Verständnis der Goethischen Dichtung ist es wichtig, hierauf zurück zu gehen. Übersetzungen derselben sind mehrfach vorhanden, so z. B. in den „Klassikern des Auslandes" (Stuttg., Metzler).

2. Gedankengang.

In dem 1. Aufzuge tritt uns zuerst die edle Griechenjungfrau allein entgegen. Sie schildert ihre Sehnsucht nach der Heimat, das Schicksal, durch welches sie von derselben getrennt worden, und was sie an diesen Ufern, in der Fremde, leide. Arkas, ein Feldherr des Königs Thoas, tritt zu ihr, um sie auf die Ankunft des Königs vorzubereiten, der bald erscheint und seinen schon früher gemachten Antrag, sich mit ihr zu vermählen, wiederholt. Diese lehnt ihn ab, indem sie den König mit der schrecklichen Geschichte ihres Hauses bekannt macht, und nun besteht Thoas, erbittert über ihre beharrliche Weigerung, darauf, daß der alte Gebrauch des Menschenopfers, den er nur um ihretwillen bisher unterlassen, an zwei Gestrandeten wieder angewendet werde. Allein gelassen, betet sie zur Göttin, daß sie ihre Hände vom Blute enthalte und ihr Wege zeige, sich und die unglücklichen Gestrandeten zu retten.

Der 2. Aufzug führt zunächst Orest und Pylades vor, die beiden Unglücklichen, auf deren Ankunft schon des Königs Worte vorbereitet haben. Orest ist durch die Leiden, die auf seinem Geiste lasten, müde und nicht mehr fähig, Mut zu fassen, so daß der Schwergebeugte nicht daran denkt, dem Tode entrinnen zu wollen, da er durch Menschenhand zu fallen als sein beschiedenes Los erblickt und nur schmerzlich empfindet, den Freund so frühe mit in sein Verderben zu ziehen. Pylades aber, voll Jugendkraft und Rüstigkeit, bietet mit offenem Sinn der Gefahr die Stirn und späht mit scharfem Auge nach dem Wege, auf welchem sie der Gefahr entrinnen können. Ihr Gespräch wird geendet durch die Dazwischenkunft der Iphigenie; der vorsichtige Pylades heißt den Orest gehen und erzählt ihr, der als Griechin freudig Erkannten, sein und seines Gefährten Schicksal in einer Mischung von Dichtung und Wahrheit, um sie auf des Orestes Zustand vorzubereiten. Sie selbst weist seine dringende Frage um ihre Herkunft zurück und erfährt von ihm Trojas und ihres Vaters Schicksal, nicht aber das Ende der Mutter. Der tiefe Anteil, welchen Iphigenie an Agamemnons Schicksal nimmt, läßt den Pylades vermuten, daß sie seinem Hause befreundet oder bekannt sei, und er schöpft daraus eine Hoffnung, so wie auch das Schlußwort der Jungfrau: „Du wirst mich wiedersehen", die in ihr erwachte Versuchung andeutet, mit Hilfe und in Gemeinschaft dieser Griechen in ihre Heimat, zu den Ihrigen, zu fliehen.

Der 3. Aufzug zeigt uns Iphigenie und Orest; sie löst ihm die Bande, wie es dem Opfer geschehen mußte, wagt aber noch nicht an die Erfüllung des Schauderhaften zu denken. Ihre innere Bewegung treibt sie von Agamemnons Los zu sprechen und dann nach Orest zu fragen. Sie erfährt von Orest den Muttermord, und daß er ihr Bruder sei; aber als sie sich ihm zu erkennen giebt, ist seine kranke Seele, durch die Erzählung des Gräßlichen heftig aufgeregt, in ihren Wahnsinn verfallen, so daß Iphigenie den Pylades zu Hilfe holt. Allmählich kommt der Unglückliche aus seinen wilden, das Unheil seines ganzen Hauses anstarrenden Träumen zu sich und fühlt sich der Schwester gegenüber nach diesem Sturm neu belebt und von seinem Fluch befreit. Pylades erinnert sich endlich, daß die Zeit gemessen sei, und daß es schnellen Entschlusses bedürfe, wenn die Flucht gelingen solle, welche die Götter zu begünstigen scheinen.

Im 4. Aufzuge tritt der innere Kampf ein zwischen dem Widerwillen, den König undankbar zu hintergehen, und der Sehnsucht, sich und die Ihrigen in die Heimat zu retten. Verleitet durch Pylades und Orest, hintergeht sie den König wirklich, indem sie ihm durch Arkas sagen läßt, daß sie das durch den mit Blutschuld befleckten Orestes besudelte Bild der Göttin zur See bringen

müsse, um es zu reinigen. Arkas nimmt die Weisung der Priesterin willig an, aber erneuert bei dieser Veranlassung den schon früher gestellten Antrag und unter den jetzigen Verhältnissen mit tieferem Eindruck. Ihre eigene Reinheit, womit sie ihres Hauses Geschick zu sühnen gehofft hatte, durch einen Trug zu beflecken, bewegt sie tief, und auch das menschliche Gefühl, den Boden und die Menschen zu verlassen, wo sie Wohlwollen gefunden, wenn auch ihre Seele mit Sehnsucht nach der Heimat verlangt, ergreift ihr Herz; doch das Verlangen, den nun geheilten Bruder zu retten, herrscht vor. Pylades hat die Gefährten in einer Felsenschlucht gefunden und treibt und drängt zum Handeln die Widerstrebende, welche nach wiederholtem innern Kampfe an das Lied der Parzen sich erinnert, das sie nach Tantälus, ihres Ahnherrn, Falle sangen.

5. Aufzug. Arkas und Thoas haben aus der Weigerung Iphigeniens, das Opfer zu vollziehen, Verdacht geschöpft. Der König macht sich Vorwürfe, daß er sie durch Nachsicht und Güte zum Verrat gebildet. Er fragt die Herbeigerufene, warum sie das Opfern aufschiebe. Ihre Antworten sind ausweichend, bis am Ende das Herz sie drängt, die volle Wahrheit zu sagen. Indessen sind Orest und Pylades samt ihren Gefährten in Kampf geraten mit den Tauriern. Die erstern eilen zu Iphigenien, sie zu beeilter Flucht zu treiben, und finden den König bei ihr. Auf seinen und des Orestes Befehl schließen die Kämpfenden Waffenstillstand. Thoas will von Orestes Beweise seiner königlichen Abkunft; der Zweikampf zwischen beiden soll entscheiden. Da tritt Iphigenie dazwischen und hebt durch ihre Angaben jeden Zweifel. Orest beruhigt den König über die Wegraubung des Bildes durch eine sinnvolle Deutung des Orakelspruchs, und dieser, begütigt durch die Bitten der Iphigenie, entläßt die Scheidende gütig und versöhnt. —

So finden wir also im 1. Akte die Grundlegung, im 2. u. 3. die äußerlich herantretende Versuchung, im 4. die Verwickelung und im 5. deren Lösung.

3. Die Personen der Dichtung.

Die Charakterisierung der Personen der Iphigenie ist dem Dichter in hohem Grade gelungen und verleiht der Dichtung einen großen und bleibenden Wert. Wir fühlen uns zu denselben hingezogen durch das warme, kräftige, unmittelbare Leben, das sich in ihnen kund giebt, durch die Wahrheit und Natur ihres Wesens und ihrer Erscheinung, bei dem entschiedenen Gepräge ihrer Idealität. Ihr Denken und Handeln ist sittlich rein, der Ausdruck des wahrhaft Schönen und Guten des Volkes, dem sie angehören. Diese glückliche Verbindung des Idealen mit dem Realen ist es, welche uns so sehr befriedigt.

1. Hoch hervor unter den Personen ragt Iphigenie. Sie

ist ein Bild der Schönheit und Tugend im höchsten Sinne, ein Muster eines ebenso zarten als tüchtigen Charakters, möge man sie als Weib, als Tochter und Schwester, als Griechin oder als Priesterin betrachten. Ihr Wollen und ihre Pflichten finden sich in schönster Harmonie, und darum gelingt es ihr, die Klippen des Lebens, an denen so viele scheitern, glücklich zu umschiffen, aus allen Konflikten siegreich hervorzugehen. Als Weib überschreitet sie nicht die natürlichen Schranken, ist keine von Eitelkeit und Ruhmbegierde getriebene Heldin, sondern fühlt sich vielmehr ganz als schwaches, hilfloses Weib; die duldende, treue, anschmiegende, nur in und für andere lebende Gesinnung des Weibes ist ganz und rein in ihr. Der Ruhm und die Größe ihres Vaters, dem sie ihre ganze Existenz hat zum Opfer bringen müssen, begeistert ihre kindliche Seele und läßt nicht den leisesten Ton von Mißstimmung wegen des erlittenen Schicksals aufkommen. Die Wohlfahrt ihres Hauses, die Hoffnung desselben, Orestes, ist in der Fremde ihr liebster, ihr die herben Tage der Trennung versüßender Gedanke, die Heimkehr in das Vaterland, die Wiedervereinigung mit den Ihren ist es, was sie in der unerhörtesten Lage aufrecht erhält. In würdiger Fassung und Ergebenheit hat sie sich dem Willen der Göttin, die sie rettete, unterworfen; eben diese Rettung aber ist ihrem frommen Sinne die Bürgschaft, daß die Göttin nicht auf ewig strafen und das geliebte Kind ihm fern halten werde. Den König, der ihr so Großes bietet, ehrt und liebt sie mit kindlicher Ehrfurcht und würde, in der schönsten Gelassenheit ihres Sinnes, auf seine Wünsche eingehen, wenn nicht die klar erkannte höhere Pflicht es ihr verböte. In dieser klaren Pflichterkennung findet sie den ehernen Schild, der sie schützt. Sie wird in ihrer Zuversicht nicht getäuscht: was ihr Herz ihr gesagt hat, geht aufs schönste in Erfüllung. Damit sie sich aber einer solchen Entwickelung ihres Geschickes auch ganz würdig zeige, muß der letzte Schein eines Unrechts von ihrem Thun verschwinden: sie muß dem unverfälschten Gefühl des Rechten treu bleiben und der Lüge auch da nicht Raum geben, wo sie ihr scheinbar vollkommen entschuldigt und gerechtfertigt ist.

Bewundernswürdig ist die schöne Ruhe und Milde, die über Iphigeniens ganzes Wesen ausgegossen ist, jener sanfte Friede, der sie umschließt, jene mit Vertrauen und Verehrung uns erfüllende Würde und Sinnigkeit, die sich in ihrer Erscheinung ausdrückt. Es ist, als hätte der Dichter eine jener hehren, göttlichen Frauengestalten der griechischen Bildkunst von ihrem Fußgestell steigen und lebendig werden lassen. Sie wirkt auf alles, was in ihre Nähe kommt, wie eine Göttin, und bleibt dabei doch immer das menschliche Weib.

2. Orestes steht der in voller Glorie des fleckenlosen sitt-

lichen Wertes strahlenden Schwester würdig zur Seite. Schwärmerische Schwermut und feuriger Heldenadel sind in eigentümlicher Weise in ihm verschmolzen. Das drückende Bewußtsein seiner That drängt ihn tief in sich selbst hinein, macht ihm die äußern Dinge gleichgültig, ja zuwider, erfüllt ihn auf allen Schritten mit Scheu, Mißtrauen und dumpfer Verzweiflung; sein Wesen hat etwas Geisterhaftes, es gemahnt uns an jenen bänglich-schwülen, gewitterschwangeren Horizont, der das Losbrechen eines Sturmes verkündet.

Wahrhaftigkeit und Geradsinn, die sich in dem mutigen Trotze der Heldenkraft kundgeben, sind die Grundelemente in dem Charakter des Orestes. Er verschmäht jede Maske, weil die Zuversicht, seine Thaten mit dem Schwerte vertreten zu können, sie ihm entbehrlich macht. Diese Zuversicht tritt in aller Frische und Stärke der Thatenlust hervor, so wie er durch die wiedergewonnene Schwester von der über ihn verhängten Schwermut befreit ist. Im vollen Selbstgefühl und aller Überlegenheit seines königlichen Sinnes stellt er sich dem Thoas gegenüber, um das Glück seiner Unternehmung durch die Waffen besiegeln zu lassen.

3. Pylades ist der unzertrennliche Gefährte des Orestes und so treu in seiner Freundschaft gegen ihn, daß er jeden Augenblick bereit ist, sich für ihn aufzuopfern. Er sucht dem Leben und insbesondere den traurigen Geschicken desselben immer die beste Seite abzugewinnen. Orest sagt von ihm:

„Da (zu jener Zeit) du, ein immer munterer Geselle,
Gleich einem leichten, bunten Schmetterling
Um eine dunkle Blume, jeden Tag
Um mich mit neuem Leben gaukeltest,
Mir deine Lust in meine Seele spieltest,
Daß ich, vergessend meiner Not, mit dir
In rascher Jugend hingerissen schwärmte."

Seinem Vorbilde, Ulysses, getreu, ist er eben so sehr aufgelegt zu mutiger That, wie zu schlauem Rate und listig und humoristisch angelegten Plänen. Die ganze Handlung, innerlich getragen durch Iphigeniens holde Weiblichkeit, wird durch Pylades' kluge Thatkraft äußerlich geführt, und beider einklingendes Zusammenwirken gleicht glücklich aus, was Orestes' leidenschaftlicher Ungestüm Verderbliches anzurichten Gefahr läuft.

4. Thoas wird von Iphigenien schon in dem Einleitungsmonolog als „ein edler Mann" bezeichnet und bewährt sich als solcher auch bis zum Schluß. Die höheren Jahre, die Vereinsamung, in der er sich auf seinem Throne findet, der schweigende Gehorsam, den sein wildes, kriegerisches Volk ihm erweist, geben seiner Erscheinung eine düstere Majestät. Aber er hat darum nichts Abstoßendes; Iphigenie würde ohne Widerstreben seine Gattin werden, wenn nicht höhere Pflichten sie daran hinderten. Es berührt uns schmerzlich, daß seine beharrliche Bewerbung ohne

Erfolg ist, namentlich, als er nach Iphigeniens offener Mitteilung über ihre Abstammung vom Geschlecht des Tantalus so vorurteilsfreie, hochherzige, echt fürstliche Gesinnungen ausspricht. Der Ausbruch seines Rachegefühls, daß die gefangenen Fremden jene Zurückweisung seiner Anträge entgelten sollen, ist verzeihlich; es ist nicht wilde Blutgier, die ihn treibt, es ist der Unmut eines schwergekränkten Willens, der, keinen Widerspruch zu finden, so berufen als gewohnt ist, in einer edlen Absicht sich durchkreuzt fühlt: er ahndet vorausgesetzten Undank nicht mit maßlos tobender Zornwut, sondern lediglich mit Beschränkung der bisher, aus Nachgiebigkeit gegen die liebliche Fürsprecherin, in halbem Zweifel, ob auch die Götter damit einverstanden seien, in einer altheiligem Brauche geübten Milde.

Seinem edlen Charakter nach ist Thoas ein würdiges Glied der Gruppe, die durch das treffliche Geschwisterpaar gebildet wird.

5. Arkas ist ein biedergesinnter Diener und Vertrauter des Königs. Gern übernimmt er daher die Rolle des Vermittlers zwischen ihm und Iphigenie, zugleich hoffend, daß er dadurch sein Volk, als dessen wohlwollender Freund er sich zeigt, werde vor den Folgen des Mißmuts seines Herrschers bewahren können. So übt Arkas nach der scythischen Seite hin das Amt, welches Pylades nach der griechischen hin zu erfüllen hat.

Den civilisierten Griechen gegenüber bilden die beiden Scythen das barbarische Element in der Dichtung. Es ist Goethe trefflich gelungen, ihrem natürlichen Charakter, der sich durch Mißtrauen, leicht zu reizenden Trotz, wortkarge Düsternheit verrät, so viel biedere Würde und rauhen Adel beizumischen, daß sie uns anziehend und liebenswürdig werden. Sie erinnern dadurch an die alten Germanen.

4. Die dramatische Handlung.

Die Grundlage für die dramatische Handlung bildet Iphigeniens Befreiung aus dem Barbarenlande, wo sie gezwungen verweilt. Dieser Erfolg wird uns durch den Eingangsmonolog als das Wünschenswerte nahe gelegt, und auf ihn wird Schritt für Schritt durch das ganze Drama mit unverrückter Festigkeit hingestrebt. Um unser Interesse für die nach der Heimat sich sehnende Iphigenie in dem Maße zu erhöhen, daß sie den Mittelpunkt der Dichtung bilden konnte, war es nötig, an ihre Heimkehr noch wichtige Momente zu knüpfen und auf diese das Interesse zu richten. Zweierlei ist es, wodurch der Dichter dies erreicht. Iphigenie erregt nämlich zunächst eine innige Teilnahme durch ihre Schicksale an und für sich, insbesondere aber durch ihren hochherzigen, reinen Charakter. Dann ist sie aber auch bestimmt, den alten, auf ihrem Hause ruhenden Fluch zu lösen, ihren Bruder von den Gewissensqualen des Muttermordes, von der Verfolgung der Rachegöttinnen

frei zu machen und den Frieden, den Segen, den Glanz der Macht und Herrschergröße unter Agamemnons Dach zurückzuführen. Beide Situationen sind ergreifend und ganz geeignet für einen dramatischen Charakter. Erhöht wird das Interesse der Handlung noch durch den Umstand, daß Thoas in Liebe für die Priesterin erglüht, da hierdurch Iphigeniens Liebenswürdigkeit dargethan wird und gleichzeitig die Persönlichkeit des Königs einen größeren Wert erlangt. Dabei ist diese Liebe so innig mit dem Gang der Handlung verbunden, daß sie als eingreifender Hebel erscheint; in dieser Liebe ist nämlich der Grund gegeben, weswegen dem König daran liegen mußte, Iphigenie bei sich zurückzuhalten.

Das Mittel, welches zur Erlösung Iphigeniens dient, ist die Ankunft ihres Bruders Orestes, der auf Befehl Apollos die Schwester heimholen soll und zu diesem Zwecke mit Pylades am Ufer der Barbaren gelandet ist. Das Götterwort:

„Bringst du die Schwester, die an Tauris' Ufer
Im Heiligtume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland, so löset sich der Fluch."

ist zweideutig, da ebenso gut die Schwester Apollos als die eigne gemeint sein kann. Bedeutsam ist, daß die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs durch den Umstand, daß die Ankömmlinge sofort entdeckt und gefangen werden, um sich der Göttin opfern zu lassen, sehr ins Ungewisse, ja ins scheinbar Unmögliche geschoben, und damit die Erwartung, wie sie sich aus diesem Labyrinthe loswickeln werden, aufs höchste getrieben wird. Dieser Knoten wird durch Erkennung der Geschwister gelöst, die Erkennungsscene selbst durch das Vorgeben des Pylades, sie seien Kretenser und Orestes durch Brudermord befleckt, angemessen gefördert. Sehr wirksam ist auch, daß hierbei Orests Befreiung von den Furien erfolgt, um derentwillen er eigentlich die ganze Pilgerfahrt unternommen hatte. Es ist die segnende Kraft der Schwester, durch welche diese Heilung bewirkt und damit auch das Orakel erfüllt wird. Sehr vorteilhaft wirkt schließlich der Umstand, daß Orestes im richtigen Verständnis des Götterausspruches abstehen kann von der Entführung des Dianenbildes. Denn nun stehen alle Beteiligten fleckenlos da, indem auch Iphigenie nicht gezwungen wird, die vom Könige so reichlich empfangenen Wohlthaten mit Undank zu vergelten.

Die dramatische Handlung läßt sonach nichts zu wünschen übrig; sie schreitet stetig fort, spannt durch die mannigfachen und bedeutungsvollen Interessen, welche sie darbietet, löst die Verwickelung in befriedigendster Weise und läßt alle Charaktere sich rein und edel entwickeln.

5. Form der Darstellung.

Goethe nennt sein Gedicht ein Schauspiel und folgt hierbei dem Herkommen. Nach dem jetzigen Sprachgebrauch muß es als

Drama bezeichnet werden. Schiller fand die Dichtung dieser Forderung nicht ganz entsprechend. In einem Briefe an Körner sagt er: „Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie sonst, ob es gleich immer ein seelenvolles Produkt bleibt. Sie ist aber auch so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles, was ein Werk zu einem echten dramatischen spezifiziert, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Ansehen aber hat es sich auch mir so bewährt." Denn entspricht das Werk nicht ganz und gar den Forderungen, die man an ein Drama machen muß, so ist es doch jedenfalls ein dramatisches Gedicht ersten Ranges. „Der große und feierliche Fortgang seiner Entwickelung entspricht den ebenso umfassenden wie einfachen Gedanken, die es ausspricht. Seine Ruhe ist Majestät. In der spiegelhellen Klarheit der Sprache erscheint die geistige Entwickelung der Charaktere so durchsichtig, wie die Arbeit der Bienen in einem Bienenkorbe von Glas, und der stete Klang erhabener Musik, die das Gedicht durchtönt, stimmt den Leser zur Andacht, als sei er in einem heiligen Tempel. Und über allen Zauber im Einzelnen geht der eine große Zauber, der sonst griechischen Statuen vor allen andern Schöpfungen von Menschenwitz und Menschenkunst eigentümlich angehört — die vollendete Einheit im Eindruck des Ganzen; da scheint nichts gemacht, sondern alles steht in organischer Zusammengehörigkeit, nichts ist zu besonderer Wirkung da, sondern das Ganze ist Wirkung. Das Gedicht nimmt uns die Seele ein, aber so schön die einzelnen Stellen sind, in unserer Bewunderung denken wir selten an Einzelnheiten, wir denken an das zauberische Ganze." (Lewes.)

„Iphigenie ist die entschiedenste Verneinung der Sturm- und Drangperiode und zugleich die edelste Frucht derselben." (Hettner. Westermanns Monatshefte. 1861, 157.)

Die Iphigenie steht in ihrer vollendeten Gestalt ganz und gar auf dem Höhepunkte der klassischen Periode Goethescher Poesie; der Fortschritt, den der Dichter vom Götz an bis zur Iphigenie gemacht hat, ist ein unverkennbarer und ganz außerordentlicher.

6. Idee der Dichtung.

Ein Drama erlangt seinen Wert nicht durch Darlegung irgend einer Idee, sondern durch das, was es als Ganzes ist, durch die Angemessenheit seiner Handlung, die Charakterisierung der Personen, durch die ganze Ausdrucks- und Darstellungsweise. Es ist daher im Grunde eine mißliche Sache, irgend einen Gedanken als leitende

Idee, als Grundgedanke bezeichnen zu wollen. Will man das aber hier, so kann man die Grundidee wohl am besten mit den Schlußworten des Orestes bezeichnen:

Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt, und reines, kindliches Vertrauen
Zu einem edeln Manne wird belohnt.

Kieser findet die Idee in der Kraft, womit sittliche Wahrheit, tief ergreifende Innerlichkeit und Reinheit des weiblichen Gemütes verklärend, sühnend und versöhnend auf alles wirkt, was in ihre Nähe kommt. Verklärend wirkt Iphigenie auf ihre ganze Umgebung, auf Thoas und seine Scythen; sühnend erweist sie sich in der Heilung des Orest und der Lösung des alten Fluchs, der auf dem Hause des Tantalus ruht; versöhnend erscheint sie in der Verhinderung des Streites, der schon zwischen Orest und Thoas zu entbrennen beginnt.

Weber legt den Hauptaccent auf die heilende, sühnende Kraft, und damit stimmt des Dichters eigne Erklärung überein in den Versen an den Schauspieler Krüger (Smtl. W. XVI, 119), die er in ein Pracht-Exemplar seines Dramas schrieb:

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Verbrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Dem entsprechend sind auch Iphigeniens Worte nach Erkennung ihres Bruders (S. 44):

O, wenn vergossnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hilfreiche Götter vom Olympos rufen?

7. Entstehung des Dramas.

Der erste Entwurf der Iphigenie stammt aus dem J. 1779 und ist in poetischer Prosa geschrieben (Bd. XXX der smtl. Wke.). Diese Form genügte dem Dichter nicht. Als er 1786 nach Italien reiste, nahm er das Manuskript mit, um es dort in Jamben darzustellen. Die ersten Linien der neuen Bearbeitung zog er am Gardasee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo er wenigstens so allein war, wie seine Heldin am Gestade von Tauris. In Verona, Vicenza und Padua ward die Arbeit fortgesetzt, am fleißigsten aber in Venedig, geriet sodann ins Stocken, wurde indessen in Rom wieder aufgenommen und mit ziemlicher Stetigkeit zu Ende geführt. Abends beim Schlafengehen bereitete er sich aufs morgende Pensum vor, welches er

dann sogleich beim Erwachen angriff. Sein Verfahren dabei war ganz einfach: er schrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile für Zeile, Periode für Periode erklingen. Am 6. Jan. 1787 konnte er seinen Freunden melden, daß er das Drama fertig, d. h. in zwei gleichlautenden Exemplaren vor sich auf dem Tische liegen habe.

Litteratur.

Goethe, Iphigenia auf Tauris. Ein Schauspiel. Stuttg., 1867. 50 ₰.
— — Dasselbe. Wohlf. Min.-Ausg. 1868. 20 ₰.
— —, Schulausg. m. Anmerk. v. Prof. Denzel. Stuttg. 80 ₰.
Ad. Stahr, Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt. Mit e. einleit. Abhandlg. über d. Verh. d. ersten z. 2. Bearbeitg. Oldenbg. 1839. 2,25 M.
Krit. Beurteilg. v. Goethes Iphigenie; beleuchtet u. m. Noten versehen v. e. Pränumeranten des Wiener Theaterjournals. Wien, 1800.
C. H. Puder, Über Goethes Iphigenia, ein ästhetisch-literar. Versuch, als Beitrag zu Vorstudien über Goethe. Marienwerder, 1832. 3 M.
R. H. Hiecke, Entwurf d. Ganges d. Handlung in Goethes Iphigenie. Zeitz, 1834. (Schulprogr.) Jetzt auch enth. in: Ges. Aufsätze z. deutschen Litteratur v. R. H. Hiecke. Herausgeg. v. Wendt. Hamm, 1864.
— —, Entwickelung d. Handlung in Goethes Iphigenie. Zeitz, 1827. (Schulprogramm.)
H. Viehoff, Beitrag z. dramaturg.-ästhetisch. Erläuterung der Iphigenia in Tauris v. Euripides, m. Rücks. auf d. gleichnamige Goethesche Schauspiel. Emmerich, 1838. 1 M.
W. E. Weber, Goethes Iphigenie. Erläutert. 2. Aufl. Bremen, 1878. 1,60 M.
J. P. E. Greverus, Würdigung der Iphigenia auf Tauris d. Euripides, m. Rücks. auf d. Bearbeitung Goethes. Oldenbg., 1841. (Schulprogr.)
O. Jahn, Über Goethes Iphigenie auf Tauris. Ein Vortr. Greifsw., 1843. 75 ₰.
K. F. Rinne, Goethes Iphigenie auf Tauris. Goethe u. d. griech. Alterthum. Festgabe z. Jubelfeier d. Dichters. Lpzg., 1849. 1,50 M.
H. Düntzer, Die 3 ältesten Bearbeitgn. v. Goethes Iphigenie. Mit 2 Abhandlgn. z. Gesch. u. vergleich. Krit. d. Stückes begl. Stuttg., 1854. 4,50 M.
— —, Goethes Iphigenie auf Tauris. Erläut. 3. Aufl. Lpzg. 1 M.
Herm. Hettner, Goethes Iphigenia in ihrem Verhältnis zur Bildungsgeschichte des Dichters. In Westermanns „Illustr. deutsche Monatshefte“. Braunschw., 1861. Maiheft, 157 u. ff.
Wieck, Goethes Iphigenie, erklärt mit Rückblick auf die antike Tragödie: In: Gude, Erläuterungen deutsch. Dichtgn. 2. Reihe. 7. Aufl. Lpzg., 1881. 3 M.
Gutekunst, Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel v. Goethe. Für Schule u. Haus erläutert. Stuttg., 1865. 90 ₰.
F. Schultz, Die Nachbildung der Antike in Goethes Iphigenie. Preuß. Jahrb. 1881. 9. Heft.

17. Zwei Epigramme.

Venedig, 1790.

1.

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 253, 8. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 67, 1. — Lüben, Auswahl. II. 147.

1. Erläuterungen.

Die venetianische Gondel ist ein leichtes, an beiden Enden spitz auslaufendes, vorn geschnäbeltes, schwarz angestrichenes Fahr-

zeug ohne Segel, in der Mitte mit einer Kajüte, von Goethe Kästchen genannt. Der große Kanal zieht sich in Gestalt eines S mitten durch Venedig hin.

2. Inhalt.

Goethe vergleicht die Gondel wegen ihres sanften Schaukelns mit einer Wiege, die Kajüte darauf wegen Form und Farbe mit einem Sarge, den großen Kanal mit der Lebensbahn des Menschen, auf welcher er, zwischen Wiege und Sarg, eben so schwanke und schwebe, wie der Schiffende zwischen der Gondel und ihrem Gemache. Das letztere ist etwas gezwungen, da man nicht eigentlich sagen kann, er befinde sich zwischen Gondel und Kästchen, indem das letztere ein Bestandteil des ersteren ist.

2.

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 261, 54. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 67, 2. — Lüben, Auswahl. II. 147.

1. Erläuterungen.

„Frankreichs traurig Geschick", nämlich die infolge der Revolution entstandenen, alle Verhältnisse gewaltsam erschütternden Begebenheiten, welche namentlich die „Großen", die Adeligen und reichen Grundbesitzer, verderblich trafen. — Unter der „Menge" versteht der Dichter die Masse des der Revolution anhängenden Volkes, im Gegensatze zu der geringen Anzahl der Anhänger des Königtums.

2. Inhalt.

Der Dichter gemahnt die Großen des Reichs an das Schicksal des Staates, den sie zum Teil durch ihre eigene Schuld an den Rand des Verderbens gebracht hatten; aber er weist auch die Kleinen, die Masse des gemeinen Volkes, auf Frankreichs Schicksal hin, indem er sie daran erinnert, daß das aus eigener Machtvollkommenheit handelnde Volk nicht imstande gewesen sei, sich gegen die aus seiner eigenen Mitte auftauchende rohe, gesetzlose Gewalt zu schützen, daß das Volk als Souverain sein eigener Tyrann gewesen sei, sich selbst zerfleischt habe.*)

3. Form der Darstellung.

Die inhaltschweren Gedanken unserer beiden Gedichtchen sind ganz passend in der kurzen, schlagenden Form des Epigramms

*) G. Forster erzählt in s. „Erinnerungen aus dem J. 1790", daß die Hofdamen zu Versailles der Entstehung eines Tumultes mit den Worten zugesehen hätten: „voyons s'entr' égorger cette canaille!" (Wir wollen doch sehen, wie das Volk sich unter einander mordet!)

ausgesprochen, dessen Schönheit eben in dem Gegensatze des Inhalts und der Form besteht. Mit demselben Gedanken, den Goethe in vier Zeilen ausgedrückt hat, könnte man eben so viele Bogen füllen; dann aber hätten wir kein Epigramm mehr, sondern eine Abhandlung oder dergleichen. Die Form der venetianischen Epigramme ist eine antike metrische, indem der Dichter das Distichon (Doppelzeile) angewendet hat, das aus der Verbindung eines Hexámĕters mit einem Pentámĕter besteht.

4. Veranlassung zu den Epigrammen.

Als die Herzogin Amalie von Weimar im Frühjahr 1790 von ihrer Reise nach Italien zurückerwartet wurde, entschloß sich Goethe, ihr entgegenzureisen, jedoch früh genug, um in Venedig, bis zu ihrer Ankunft daselbst, auch eine Zeitlang für sich leben zu können. Dort nun entstanden, wenigstens in frühester Anlage, die Epigramme, 104 an der Zahl. In ihnen ließ er, wie in den Gedichten der ersten Periode, die augenblicklichen innern Zustände sich abspiegeln, die sich äußerlich in einer gewissen Herbheit der Stimmung zeigten, welche nicht selten in den Epigrammen sich auf eine fast verletzende Weise Luft macht. Die gegenwärtige Gestalt erhielten die Epigramme im Sommer 1799.

18. Reineke Fuchs.

1793.

Der Inhalt dieses Tierepos ist bereits im I. Bde. d. Werkes, S. 169 u. f. d. 8. Aufl. angegeben worden.

Aus dem 2. Gesange.

Goethes Wke. in 36 Bdn. III. 104. V. 1—262. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 68. — Lüben, Auswahl. II. 147.

1. Erläuterungen.

V. 29. „Määnder", Windungen und Krümmungen; von dem kleinasiatischen Flusse Mäandros (jetzt Meinder), dessen Lauf sich durch endlose Krümmungen auszeichnet.

35. „Ich habe Vesper gelesen", d. h. das zur Vesper- (Nachmittags-) Zeit übliche Gebet der römischen Kirche.

66. „versetzte der Rote". Nur an zwei Stellen des Reineke Vos wird Reineke de rôde genannt. Einmal da, wo er Braun den hinterlistigen Vorschlag wegen des Honigs macht: V. 574: do sprak wedder Reinke, de rode und V. 3197: wo Bellîn unde Reinke, de rode, Lampen hebben gebracht tom tode. Rot ist hier nicht auf das rote Fell des Fuchses zu beziehen; denn dergleichen stabile Beiwörter kommen sonst im Reineke nicht vor. Es bezeichnet, wie deutlich aus dem Zusammen-

hange hervorgeht, die bekannte Charaktereigenschaft des Fuchses, falsch, listig, die man im mhd. sich allerdings wohl mit der Farbe seines Felles im Zusammenhange stehend dachte.

230. „Barétt", eine von den Geistlichen getragene runde oder eckige Mütze ohne Schirm. Reineke bezeichnet hiermit den blutenden obern Teil des Kopfes.

231. „Seid ihr ein Abt?" Bekanntlich muß dieser, wie jeder Ordensgeistliche, den obern Teil des Hauptes so sich scheren lassen, daß nur ein Kranz von Haaren rund um den Kopf her stehen bleibt.

2. Inhaltsangabe.

Auf den Befehl des Königs wandert Braun, der Bär, nach Malepartus, der Burg Reinekes. Da er die gewöhnliche Pforte verschlossen findet, so ruft er laut, daß er als königlicher Bote gekommen sei, ihn vor Gericht nach Hofe zu fordern. Obwohl Reineke die Aufforderung vollständig gehört, so bleibt er doch einstweilen still, überlegend, wie er den Stolz des Bären strafen könne, und nachdem er sich versichert, daß Braun allein gekommen ist, geht er hinaus, heißt ihn willkommen, entschuldigt sich, daß er, vertieft in das Gebet, ihn habe warten lassen, beklagt ihn wegen der Beschwerden der Reise und versichert, daß er sich vorgenommen, den nächsten Tag frei nach Hofe zu gehen, und daß ihn nur der übermäßige Genuß des Honigs, mit dem er kümmerlich sein Leben habe fristen müssen, verhindere, dies schon heute zu thun. Braun ist ganz erstaunt, sein Lieblingsgericht so ganz verschmäht zu sehen, und bittet den Fuchs, ihm etwas davon zu verschaffen. Reineke stellt sich, als ob er den Worten Brauns keinen Glauben schenke; als aber dieser die Wahrheit seiner Worte hoch beteuert, so verspricht ihm Reineke, ihn trotz seines Unwohlseins zum Bauer Rüsteviel zu bringen, der unendlichen Honig habe; nur solle er ihm dafür auch behilflich sein, die Klagen seiner Feinde zu entkräften.

Arglos folgt der Braune dem listigen Reineke und gelangt mit ihm abends in den Hof des Zimmermanns, in welchem sich ein eichener Stamm befindet, der, durch zwei Keile gespalten, oben ellenweit auseinander klafft. Auf Reinekes Versicherung, daß sich in diesem Baume Honig befinde, von dem er ihm überdies rät, ja nicht zu viel zu fressen, steckt Braun den Kopf und die Vorderfüße in die Spalte. Sogleich zieht Reineke mit vieler Mühe die Keile heraus, und Braun ist gefangen. Sein Geheul erweckt den Zimmermann. Als ihn Reineke mit dem Beile nahen sieht, macht er den Bär spottend auf seine Ankunft aufmerksam und läuft davon. Rüsteviel erblickt den Gefangenen und ruft die Bauern aus der Schenke herbei, die in aller Eile erscheinen. Selbst der

Pfarrer und Küster und viele Weiber kommen herzu, so daß bei dem wachsenden Lärm der Bär in seiner Angst den Kopf und die Füße gewaltsam und unter argen Verletzungen aus der Spalte reißt. Nun fällt alles über ihn her und schlägt mit Stangen, Spießen, Beilen, Hammer und Zange, Spaten und Dreschflegel auf ihn los. Von einem mächtigen Schlage auf das Haupt getroffen, springt er wütend auf und fährt unter die Weiber, von denen einige, darunter des Pfarrers Köchin, ins Wasser stürzen. Dies ist sein Glück; denn während die Männer auf des Pfarrers Geheiß zur Rettung herbei eilen, kriegt Braun ins Wasser und wird von den Wellen hinabgetragen. Verdrießlich bemerken es die Bauern und begnügen sich nun damit, auf die Weiber zu schelten und den Entflohenen zu verhöhnen.

Mittlerweile hat der Strom den Bären eine Meile weit hinunter getragen. Dort kriecht er keuchend ans Land und flucht den Bauern und dem listigen Verräter. Dieser aber hat eben ein geraubtes Huhn verzehrt und trinkt nun aus dem Flusse, froh, dem ihm feindlich gesinnten Bären vergolten zu haben. Da bemerkt er den Totgeglaubten kläglich am Ufer sich wälzen. Heimlich auf Rüsteviel schimpfend, daß er eine solche Speise sich habe entgehen lassen, nähert er sich dem Bären mit unerhörtem Spotte, fragt ihn, ob er etwas bei Rüsteviel vergessen, wie der Honig geschmeckt, und ob er ihn auch redlich bezahlt habe, ob er, da er ein rotes Barett trage, ein Mönch geworden sei und beim Scheren der Platte auch die Ohren, das Fell von den Wangen und die Handschuh eingebüßt habe. Braun muß diesen Spott ruhig hinnehmen, kriecht aber endlich aus Verdruß wieder ins Wasser und läßt sich weiter hinabtreiben. Lebenssatt wünscht er sich den Tod, rafft sich endlich aber doch auf und kommt nach vier Schmerzenstagen bei Hofe an, wo ihn der König kaum erkennt und, nachdem er sein Unglück erfahren, feierlich schwört, den ihm angethanen Schimpf an Reineke zu rächen.

3. Form der Darstellung.

Das Ganze besteht aus 12 Gesängen und ist durchgängig in Hexametern geschrieben, die, wenn sie auch nur zu einem geringen Teile der vom antiken Hexameter abgezogenen Theorie vollkommen entsprechen, doch durchgehends wohlklingend, leicht und fließend sind und den Forderungen des deutschen Ohres genügen, wodurch das alte Lied flüchtiger und vergeistigt wird, ohne daß ihm von seinen soliden Eigenschaften etwas entzogen wird. Eine andere Frage ist die, ob überhaupt die antike Form des Hexameters für die deutsche Sage angemessen ist. Wir müssen sie, wenigstens für die Nibelungen und Gudrun, verneinen. Goethe bewog zur Wahl dieses Versmaßes die Hoffnung, das Gedicht dadurch dem Ge-

schmack der gebildeten Welt anzunähern, vielleicht auch bloß der Wunsch, sich an irgend einem Stoffe in der Handhabung des ihm lieb gewordenen Versmaßes zu üben.

4. Über die Entstehung des Reineke.

Man hat sich oft gefragt, warum Goethe jener ernsten Zeit (während der französischen Revolution) nicht ernste Dichtungen entgegengehalten habe, wie Schiller in seinem Wallenstein. Viehoff glaubt, da Goethe in jenen ungeheuren Ereignissen nicht, wie Schiller, den Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel, um der Menschheit große Gegenstände, sondern bloß ein verworrenes Getriebe von Willkür und schlechten Leidenschaften, einen Streit um Macht und Einfluß gesehen habe, gegen dessen widerlichen Eindruck auf ihn er sich nur dadurch schützen konnte, daß er die Politik ins Komische zog und sie von der heitersten Seite betrachtete. Welcher Stoff konnte ihm da günstiger sein, als die alte Tiersage, die er einmal als eine Satire zu betrachten gewohnt war.

5. Verhältnis des Goetheschen Reineke zur alten Tiersage.

Goethe sah in der Tiersage das Satirische und Didaktische für die Hauptsache an, oder er trug wenigstens den leisen und feinen Anflug von Parodie in sie hinein, da er manche Stellen eingeschoben, die dem Geiste des alten Werkes ganz widersprechen. Halten wir hiermit die Form zusammen, die er seinem Gedichte gegeben, so ist ersichtlich, daß von der alten Tiersage wenig mehr geblieben ist, als die Reihenfolge der Hauptentwickelung der einzelnen Abenteuer. Erwägen wir jedoch, daß unserm Dichter, wie jedem der frühern Bearbeiter, das Recht zustand, den Standpunkt und die Ideeen seiner Zeit hineinzudichten, so läßt sich die Abweichung von den ältesten Bearbeitungen wohl rechtfertigen. Daß das Werk im ganzen eine schöne Blume in Goethes reichem, poetischen Kranze ist, hat auch Schiller anerkannt; denn er schreibt an W. v. Humboldt am 25. Jan. 1796: „Reineke Fuchs ist das beste poetische Produkt, das seit vielen, vielen Jahren in Umlauf gekommen ist."

Litteratur.

Goethe, Reineke Fuchs. Stuttg., 1867. 50 ₰.
Dasselbe. Wohlf. Min.-Ausg. 1868. 20 ₰.
Dasselbe. Mit Zeichnungen v. W. von Kaulbach, gest. v. Rahn und Schleich. Imp.-4. Stuttg., 1867. 28,80 M. In Prachtbd. 45 M. Ein ausgez. Wrk. — Es giebt auch eine billigere Ausg. m. Holzschn. Stuttg., 1863. 6 M. Soltau hat 1803 Reineke Fuchs im Urmaß übertragen. (Neuer Abdruck. Berlin, 1852. 60 ₰.)

19. Meeres Stille und glückliche Fahrt.

1795.

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 47. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 69. — Lüben, Auswahl. II. 153.

Diese lieblichen, offenbar zusammengehörigen Gedichte sind ohne Erklärung verständlich. Wir machen nur auf die dem Inhalte so ganz angepaßte Form aufmerksam, auf die ruhigen Trochäen im ersten und die eilenden Daktylen im zweiten Teile, und fügen dem noch einige Bemerkungen über das eigentliche Wesen dieser Dichtungen bei. Auf den ersten Blick erscheinen sie nur als ein paar Bilder aus einer Seefahrt. Aber bloße poetische Naturbilder, ohne einen tiefern Sinn, kommen uns bei Goethe unerwartet; hat er doch selbst erklärt, daß die Natur ihn nicht zum beschreibenden Dichter gebildet habe. Es liegt vielmehr die Vermutung nahe, daß wir allegorische Lebensbilder vor uns haben. Die Deutung ergiebt sich leicht aus der Betrachtung der innern Zustände unseres Dichters. „Es fehlte bei ihm nicht an Tagen und Wochen, wo alle Produktivität stockte; seine Seele glich dann einem regungslosen Meere, auf welchem der bekümmerte Fischer ringsum nur glatte Fläche erblickt und sich wie eingemauert findet. Solche Zustände betrachtete Goethe als ein Naturnotwendiges, nicht zu Überwindendes, in das er sich allmählich mit geduldiger Resignation finden lernte. Er wartete still, ohne Klage, bis die Nebel zerrissen, bis Äolus das ängstliche Band löste. Dann aber rührte sich auch der Schiffer eifrig und behende und steuerte frisch dem ersehnten Ziele entgegen.“ (Viehoff, Goethes Leben. III. 357.)

C. L. Fischer hat das Gedicht für einen Männerchor trefflich komponiert.

20. Hermann und Dorothea.

1797.

I. Erster Gesang.

Kalliöpe.

Schicksal und Anteil.

Sämtl. Wke. in 36 Bdn. III. 3—9. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 70. — Lüben, Auswahl. II. 154.

1. Erläuterungen.

Kalliöpe, die Schönstimmige oder Schönredende, unter den neun Musen die Göttin des epischen Gesanges, deutet hier als Bezeichnung des 1. Gesanges in Übereinstimmung mit den Worten „Schicksal und Anteil“ darauf hin, daß wir auf einen großartigen

Schauplatz, in die Mitte eines bewegten Völker- und Staatslebens, versetzt werden.

V. 10. Die Vertriebenen kommen aus dem überrheinischen Lande, doch nicht aus dem eigentlichen Frankreich.

22. „Die kluge verständige Hausfrau". Das Adjektiv „kluge" soll sich hier auf „verständige Hausfrau", beide Wörter als einen Begriff gedacht, beziehen, der ganze Ausdruck die wirtschaftliche Klugheit bezeichnen, wie sie sich z. B. in der Wertschätzung abgetragener Leinwand kundgiebt.

34. „kriegt", gehört der gewöhnlichen Umgangssprache an, die aber hier am Platze ist.

36. „Sürtout" (franz.), Überrock, Überzieher. — „Pekesche", ein polnischer Überrock mit aufrecht stehendem Kragen und mit Schnüren besetzt.

42. „Laufen und leiden", Allitteration, zur nachdrücklichen Hervorhebung angewandt.

44. „mit Nachdruck". Hiermit giebt der Wirt durch den Ton der Sprache zu erkennen, daß er von dem Unerfreulichen nichts weiter hören will.

56. Landau, eine Festung in der bayerischen Rheinpfalz, zeichnet sich durch seine Wagenfabriken aus.

59. „Und so" ist ein Lieblingsübergang Goethes in diesem Gedicht wie in andern.

62. „Es kommt auch der Nachbar Apotheker mit ihm". Daß die Wirtin zuerst den Prediger hervorhebt und dann mit einem „auch" den Apotheker, stimmt, wie wir voraussetzen dürfen, zu der von ihr richtig gefühlten Würde der Person. (Timm.)

66. „Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen". Durch das nachgestellte Epitheton werden die Bänke recht ausdrücklich als hölzerne hervorgehoben, im Gegensatz zu den steinernen, welche vor dem Hause waren.

69. Daß der Apotheker dem Würdigeren das Wort vor dem Munde wegnimmt, deutet sowohl auf die weise, maßvolle Haltung des Predigers, als auf die unverständige, vorlaute Geschwätzigkeit des Apothekers, der seine Weisheit nicht zu beherbergen weiß. (Timm.)

73. „Der peinlich zum Tode geführt wird"; eigentlich zum peinlichen Tod.

77. „Doch liegt er im Menschen". Ja freilich, denn der Apotheker war ja selbst hinausgeeilt.

78. „Der edle verständige Pfarrherr". Mit diesen beiden Ausdrücken ist der Pfarrer trefflich gezeichnet.

86 u. 87 erinnert an Schillers Worte:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt." (Worte des Glaubens.)

89. „Die weltlichen Dinge", d. h. die Dinge draußen in der Welt, im Leben, im Gegensatz zu den häuslichen Erlebnissen.

93. Der Pfarrer spricht von dem Leichtsinn als einem zweiten unschädlichen Hange der Menschennatur, ungenau an V. 77 anknüpfend. In dem Leichtsinn, hier ziemlich so viel als das, was Goethe sonst auch unterscheidend „den leichten Sinn" nennt, findet der Pfarrer die natürliche Anlage für den im Unglücke unverzagt fortstrebenden Sinn (V. 98). (Timm.)

94 u. 95. „Die Spuren tilget des schmerzlichen Übels". Auch in V. 109 trennt Goethe den Genitiv von dem ihn regierenden Worte durch Einschiebung anderer Wörter.

100. Der weiblichen Natur entsprechend, ist die Wirtin ungeduldig darüber geworden, daß das Gespräch vom Nächsten und Besonderen zum Allgemeinen übergegangen.

109. Enthält zwei Allitterationen von trefflicher Wirkung.

118. Das Verbum „flüchten" ist hier transitiv gebraucht, in der Bedeutung: durch die Flucht retten.

136. „Übergepackten Wagen". Sprachlich richtiger, aber minder wohlklingend wäre überbepackten.

148. „Ihr dauerndes Leiden", ihr schon lange andauerndes Leiden.

159. „Und schienen uns selber beruhigt"; nämlich durch die Sendung. Als Subjekt ist „wir" zu ergänzen.

166. „Des klaren, herrlichen Weins" ist der partitive Genitiv, der Form nach ein Genitivobjekt; er ist in neueren Dichtungen noch sehr gebräuchlich, wird aber sonst gewöhnlich durch ein Objekt im Accusativ ausgedrückt.

166—170 stellen eine echt deutsche Scene dar. „Hegel hat im ersten Teil der Ästhetik schon darauf aufmerksam gemacht, daß Goethes Gedicht eine viel stärkere deutsche Lokalfarbe habe, als Voßens Luise. In dieser z. B. wird viel Kaffee getrunken. Der Kaffee aber samt dem Zucker gelangen zu uns weither, aus Arabien und Westindien. Selbst die Porzellantassen, aus denen getrunken wird, sind chinesischen Ursprungs. Ganz anders in unserem Epos, wo der Wirt seine lieben Freunde in die Kühle des hinteren Zimmers zu kommen bittet, ein Glas Wein zu trinken, Rheinwein, den vorzugsweise deutschen Wein, der ihm auf eigenem Grund und Boden wächst, auf dem Berge hinter dem Hause. Und woraus trinken sie? Aus den echten Gläsern des Rheinweins, den grünen Römern. Und worauf steht die Flasche mit den Gläsern? Auf einem blanken zinnernen Teller. Das ist wieder deutsch." (Rosenkranz.)

183. „Und dann sie reichlich gesegnet". Man erwartete „und die er dann". Selbst in der Prosa erlaubt sich Goethe zuweilen dieselbe Freiheit: „Die Elemente daher sind als

kolossale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu kämpfen haben, und sie nur durch die höchste Kraft des Geistes, durch Mut und List, im einzelnen Fall bewältigen." (Nachgel. W. XI. 285.)

189. „Mit männlichen klugen Gedanken". Männlich sind die ausgesprochenen Gedanken zu nennen, weil sie der Ausdruck mutiger Hoffnung sind.

196. In diesen Worten giebt sich ein allgemein-deutsches Nationalgefühl kund, das sich in dem Sohne (Hermann) bis zur Thatkraft steigert.

198. Dieser Teil des Gedichtes ist in Friedensstimmung gedichtet. Goethe schreibt am 13. Mai 1797 an Schiller: „Auch mir kommt der Friede zu statten, und mein Gedicht gewinnt dadurch eine reinere Einheit."

201. „Te Deum", Anfangsworte des alten Ambrosianischen Lobgesanges: „Herr Gott, dich loben wir!"

203. „Am Altare" gehört zu „Euch"; nämlich, wenn ihr am Altare steht. Undenkbar ist die grammatische Beziehung zu stellen. (Timm.)

2. Inhaltsangabe.

Der Dichter führt uns in das Haus des wohlhabenden Ackerbesitzers und Gastwirts zum goldenen Löwen am Markte eines Städtchens, daß diesseits des Rheins im glücklichen Winkel eines fruchtbaren Thales liegt. Es ist Nachmittag an einem schwülen Sommertage; die Ernte steht bevor. Der Wirt sitzt mit seiner Gattin unter dem Thorwege im Gespräch, beide sind außer wenigen Personen in der Stadt zurückgeblieben, während die meisten hinausgeeilt sind zum Dammwege, um den Zug der unglücklichen Auswanderer zu sehen. Die Hausfrau hat den Sohn mit dem Wagen fortgeschickt und ihm an Speise und Trank, an alten Kleidern und Wäsche zur Unterstützung der Armen mitgegeben, was sie in der Eile hat zusammenpacken können. Wir erfahren einiges über die Bewohner des Marktes und den Wohlstand des bevölkerten Ortes, wo man sich mancher Fabrik und manches Gewerbes befliß. Unterdessen kommen in Scharen die Neugierigen wieder zurück, unter ihnen auch der Nachbar Apotheker und der Pfarrer. Beide nehmen Platz neben dem Ehepaare, und der erstere ergreift zunächst das Wort, sich verdrießlich über den Leichtsinn der gaffenden Menschen beim Unglück anderer äußernd. Der Pfarrer weist ihn würdig und milde darüber zurecht, indem er gegen dessen Tadel die Natur des Menschen, seine Triebe und Neigungen in Schutz nimmt. Dann entwirft der Apotheker, von der neugierigen Hausfrau dazu aufgefordert, ein Bild des Zuges der Flüchtigen. Der von Mitleid bekümmerte Löwenwirt ruft die Freunde in das kühle Sälchen des Hintergebäudes, die Frau

muß eine Flasche des klaren, herrlichen Rheinweines bringen mit den grünlichen Römern, um im Gespräch mit den Freunden die Grillen zu vertreiben. Der Wirt und der Pfarrer stoßen wacker an, nur der Apotheker wagt nachdenklich nicht einzustimmen; der Wirt mahnt ihn daher freundlich, alle Sorge schwinden zu lassen, frisch zu trinken und auf die gnädige Vorsehung Gottes zu bauen, der seit dem großen Brande vor 20 Jahren die Stadt sichtbar gesegnet habe und gewiß auch vor dem drohenden Kriegsunglücke, vor Zerstörung, bewahren werde. Wegen dieses Glaubens, als der besten Stütze im Glück und im Unglück, vom Pfarrer belobt, fährt derselbe fort, alles Tröstliche hervorzuheben, und weist mit stolzem Mute auf den Rhein hin, als den allverhindernden Graben gegen die Feinde. Er hofft die Nähe des Friedens, und spricht hierbei den lange gehegten Wunsch aus, daß das Friedensfest auch für ihn ein rechtes Familienfest werden und Hermann, der einzige Sohn, mit einer Braut an diesem Tage vor dem Altare stehen möge. Leider aber entziehe sich der im Hause so Thätige allen Vergnügungen, selbst dem Tanze und der Gesellschaft der jungen Mädchen. — Unterdes fährt Hermann mit donnerndem Getöse unter den Thorweg.

„So zeigen sich uns gleich im 1. Gesange zwei bedeutende, sichtbar von einander geschiedene Gruppen: im Vordergrunde einige einzelne Charaktere, Menschen, die Gleichheit des Wohnorts, der Beschäftigung, der Gesinnungen in einen engen Kreis mit einander verbindet, dann in der Ferne ein Zug von Ausgewanderten, durch Krieg und bürgerliche Unruhen aus ihrer Heimat vertrieben. Gleich hier also steht die Menschheit und das Schicksal vor uns da, jene in reinen, festen, idealischen und zugleich durchaus individuellen Formen, dieses in einer Staaten erschütternden, wirklichen und historischen Begebenheit. Die Ruhe einer Familie kontrastiert gegen die Bewegung eines Volkes, das Glück einzelner gegen den Unternehmungsgeist vieler.“ (W. v. Humboldt.)

3. Gliederung.

I. Gespräch des Wirts mit seiner Hausfrau. (V. 1—64.)
- A. Markt und Straßen sind einsam. (1—50.)
  - 1. Gesinnung der Sprechenden gegen die Vertriebenen. (1—43.)
    - a. Verwunderung des Wirts über die Neugier der Menschen. (1—12.)
    - b. Belobung der Mildthätigkeit der Hausfrau. (13—15.)
    - c. Freude über das schöne Gespann und Geschirr und das geschickte Fahren des Sohnes. (16—21.)
    - d. Aufzählung dessen, was die Mutter dem Sohne mitgegeben. (22—37.)
    - e. Bemerkung der Mutter über die Zurückkehrenden. (38—43.)

2. Andeutungen des Wirts über die Witterung und die Ernte. (44—50.)

B. Die Straßen füllen sich wieder. (51—64.)

II. Bericht des Pfarrers und Apothekers über die Vertriebenen. (65—150.)

A. Gespräch über die Neugier der Menschen beim Unglücke anderer. (65—99.)

1. Der Apotheker tadelt diese Neugierde. (65—77.)
2. Der Pfarrer stellt die gute Seite desselben hervor. (78—99.)

B. Schilderung des Apothekers von dem Zuge der Vertriebenen. (100—150.)

III. Bemühungen des Wirts, die erweckten trüben Gedanken abzuwehren. (151—213.)

A. Einladung desselben zum fröhlichen Trinken. (151—64.)

B. Das Gespräch beim Wein. (165—210.)

1. Trinkscene. (165—72.)
2. Tröstende Worte des Wirts gegen den bedenklichen Apotheker. (173—84.)
3. Einstimmung des Pfarrers. (185—88.)
4. Der Rhein als Schutzgraben gegen die kriegerischen Nachbarn. (189—98.)
5. Wunsch des Wirts, daß das Friedensfest zugleich das Vermählungsfest seines Sohnes sein möchte. (199—210.)

C. Die Ankunft Hermanns. (211—13.)

4. Aufgabe des ersten Gesanges.

Hinsichtlich des Augenblicks, wo der Faden der Handlung aufgenommen wird, ist Goethe dem Beispiele anderer epischen Dichter gefolgt, die in der Regel nicht das Stück mit dem Beginne der Handlung eröffnen, sondern den Leser sogleich in die Begebenheit hinein versetzen. Hier war dazu noch ein besonderer Grund vorhanden. Hätte Goethe da begonnen, wo die Handlung wirklich anfängt, bei der Abfahrt Hermanns und der Verteilung der Gaben an die Ausgewanderten, so wäre dadurch das reiche und imponierende Gemälde der wandernden Gemeinde mit allen sich daran knüpfenden Bildern der großen Weltereignisse, aus denen ihr Unglück hervorging, zu nahe in den Vordergrund gerückt worden und hätte der Einbildungskraft des Lesers eine Stimmung gegeben, die den Zwecken des Dichters zuwider war. Die Darstellung des Familienkreises war Hauptaufgabe, die großen geschichtlichen Begebenheiten, mit denen das Schicksal desselben verflochten ist, sollten wir nur in Beziehung auf ihn erblicken. Hätte der Dichter sogleich im Anfange mit diesem ungeheuern Gegenstande unser Gemüt erfüllt und zerstreut, so möchte es ihm schwer, ja unmöglich gewesen sein, das Interesse wieder

auf den Punkt zu sammeln, der doch das eigentliche Centrum des Ganzen bildet. Deshalb läßt er uns zuerst einen Blick in die Familie und ihre Verhältnisse thun und breitet dann erst das Gemälde der fliehenden Gemeinde aus, und selbst dann nicht unmittelbar vor uns, sondern in einer mildernden Ferne, durch den Bericht des Apothekers.

II. Das ganze Gedicht.

1. Historische Grundlage.

Goethe entlehnte die Hauptzüge zu seinem schönsten Gedichte aus der Geschichte der im J. 1731 vertriebenen Salzburger, wobei ihm wahrscheinlich die Geraer Flugschrift als Quelle vorgelegen hat: „Das liebthätige Gera gegen die Saltzburgischen Emigranten. Das ist: kurze und wahrhaftige Erzählung, wie dieselben in der Gräflich Reuß-Plauischen Residenzstadt angekommen. Die Vorrede ist vom 12. Mai 1732." *) In dieser Schrift heißt es: „In Alt-Mühl, einer Stadt im Oettingischen gelegen,**) hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Saltzburger Emigranten auch dieses Städtchen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundigt sich dahero bei denen andern Saltzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, sie wäre von guten redlichen Leuten, und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurückgelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen vermahnet, so hätte er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sei, sagt er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wollte, werde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es

*) Außer dieser Erzählung giebt es noch 3 andere, von denen die eine in Leipzig 1732, die beiden andern in Berlin erschienen sind. Die Geraer Flugschrift ist jedoch die älteste. Seit d. J. 1809 kam man überhaupt erst dem Stoffe auf die Spur, da Goethe über diesen Punkt äußerst schweigsam war, selbst gegen seine nächsten Freunde.

**) Das ist ein Irrtum, denn eine Stadt Alt-Mühl giebt es nicht, sondern nur einen Fluß dieses Namens.

könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne, wie auch der Emigrantin zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohne in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? sie antwortet: Herr, gantz wol. Er versetzet weiter: Ob sie wohl bei seinem Vater dienen wolle? Sie sagt: ja gerne! wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Kuh melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentieret. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von der Sache wissend, meinet, man wolle sie vexieren, und antwortet: Ey, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brot wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret, und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst sein sollte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wolte ihn halten wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehe-Pfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wol einen Mahl-Schatz geben; womit sie ihm ein Beutelchen überreicht, in welchem sich 200 Stück Dukaten befunden.“ —

2. Inhalt der Dichtung.

Unglückliche Auswanderer ziehen mit Hab' und Gut, das sie planlos auf Wagen gepackt haben, vor einem Städtchen diesseits des Rheins vorüber, aus welchem die neugierigen Bewohner herauskommen, um die Unglücklichen zu sehen und ihnen Unterstützung zu reichen. Auch der Wirt zum goldenen Löwen hat ihnen seinen Sohn Hermann entgegengeschickt, um ihnen Kleidung und Nahrung zu bringen. Am Ende des Zuges trifft er ein Mädchen, Dorothea, die einen mit Ochsen bespannten Wagen führt, auf dem eine kranke Wöchnerin liegt. Die Jungfrau redet Hermann freundlich an, und er teilt ihr alles, was ihm seine Eltern gegeben haben, fröhlich mit und bittet sie, das Übrige unter die Dürftigen zweckmäßig zu verteilen. Von der Freundlichkeit der Jungfrau tief ergriffen, gesteht er, nach Hause zurückgekehrt, seiner Mutter mit ungewohnter Beredsamkeit, daß er die Fremde liebe und nur diese zur Frau sich wünsche. Der Vater, der für seinen Sohn eine begüterte Frau verlangt, willigt, unter Vermittelung des Predigers und des Apothekers in den Vorschlag ein, um das Mädchen zu werben, vorher sich aber nach ihrem Charakter genau zu erkundigen.

Hermann begleitet diese bis an den Brunnen, der unfern des Dorfes ist, wo die Unglücklichen Halt gemacht haben. Sie erhalten das vorteilhafteste Zeugnis über ihren moralischen Wert und wünschen dem Hermann Glück zu einer solchen Wahl. Hierauf fahren der Apotheker und der Prediger nach der Stadt zurück, um dem Vater ihre günstigen Nachrichten mitzuteilen. Hermann aber macht sich auf den Weg nach dem Dorfe, um die Jungfrau aufzusuchen und um ihre Hand zu werben. Diese begegnet ihm, um am Brunnen Wasser zu holen; Hermann wagt es aus Schüchternheit nicht, ihr seine Liebe zu gestehen, sondern fragt sie bloß, ob sie wohl als Magd im Hause seiner Eltern dienen wolle. Sie willigt ein, und nachdem sie von den Ihrigen Abschied genommen, geht sie mit Hermann nach der Stadt zu seinen Eltern, die mit den Freunden ungeduldig des Sohnes harren. Sie wird freundlich aufgenommen, und nun teilt ihr Hermann erst mit, daß er sie nicht geholt habe, hier als Magd zu dienen, sondern daß er sie heiraten wolle, wenn sie es zufrieden sei. Dorothea versichert zwar, daß sie ein armes Mädchen sei, aber recht fleißig sein und die Liebe der Eltern zu verdienen suchen wolle. Da willigt auch der Vater ein, und der Prediger verlobt Hermann mit Dorothea.

3. Die Personen der Dichtung.

Wie die Handlung, die im vorigen Abschnitt nur kurz angedeutet worden, trefflich zu nennen ist, so verdient auch die Charakterisierung der Personen alles Lob. Die Einfachheit und Naturwahrheit derselben ist wahrhaft wohlthuend. Mit wenigen aber sichern Strichen ist jeder Charakter lebhaft bis ins einzelne gezeichnet. Ihre Handlungen und Reden stehen überall im besten Einklange, und letztere entsprechen durchweg dem Bildungsstande. Häufig wirkt für die Charakterisierung schon der Gegensatz, in den der Dichter die Personen stellt, wie z. B. bei dem Pfarrer und Apotheker. Geschickt sind auch die stehenden Beiwörter zur Zeichnung des Charakters gewählt, da sich diese vor allem der Erinnerung aufdrängen; doch hütet der Dichter sich, sie durch übermäßigen Gebrauch abzustumpfen; daher läßt er immer zu rechter Zeit Abwechselung eintreten.

1. Der Wirt, vom 2. Gesange ab Vater genannt, ist ein korpulenter, behäbiger Mann, der lieber den erquickenden Schatten auf der Bank unter dem Thore genießt, als in der Hitze hinausgeht zu den Vertriebenen, obschon er ihnen innige Teilnahme widmet und seine Frau lobt, daß sie den Sohn mit mancherlei Gaben fortgeschickt hat; denn „Geben", setzt er schön hinzu, „ist Sache der Reichen". Hitze und Staub haben ihn aber nicht allein abgehalten, mit den übrigen hinauszueilen. Er ist kein Freund von trüben traurigen Scenen. „Es beschleicht," sagt er, „die Furcht gar bald die Herzen der Menschen und die Sorge, die mehr

als selbst mir das Übel verhaßt ist." Seine Gedanken wenden sich daher auch bald weg von dem Elende der Vertriebenen zu der stattlichen Kutsche mit den unbändigen Hengsten und dem trefflichen Sohne, der sie mit Geschick lenkt. Er spricht überhaupt mit einem gewissen Selbstgefühl über sein Besitztum, da er es durch eigene Anstrengung und Klugheit erlangt hat. Seine Bildung, insbesondere seine Weltkenntnis, hat er sich auf Reisen und im Umgange mit Menschen erworben, und er tadelt deshalb den Sohn, daß er sich nicht unter die Menschen mische, nur still für sich hin lebe und Befriedigung in Knechtearbeit finde. Die ihm eigen gewordenen äußeren Umgangsformen liebt er und verlangt sie von seiner Umgebung. „Einige Zierde," sagt Hermann, „verlangt der gute Vater im Leben, wünscht äußere Zeichen der Liebe, sowie der Verehrung." Um die Stadt hat er sich mannigfache Verdienste erworben, was er mit gerechtem Selbstgefühl hervorhebt. Sechsmal hat er die Würde eines Bauherrn im Gemeinderate bekleidet und sich durch seine Wirksamkeit als solcher nicht nur den Beifall und den herzlichen Dank aller guten Bürger erworben, sondern wegen des Aufschwunges, den die Stadt seit dem großen Brande genommen, auch die lobende Anerkennung der Fremden gefunden. Es macht ihm Freude, nach außen hin zu wirken und seine Kraft vorzugsweise den höheren Interessen des Lebens zu widmen; und diese Eigentümlichkeit ist der wahre Grund zu der Unzufriedenheit mit seinem Sohne. Wird ihm widersprochen, so braust er leicht auf, läßt sich aber auch ebenso leicht wieder besänftigen, was das beste Zeugnis für seine gutmütige Natur ist. „Guter Vater", „menschlicher Hauswirt", „trefflicher Hauswirt", nennt der Dichter ihn wiederholt.

2. Die „würdige Hausfrau" ist ein reizendes Bild schöner Mütterlichkeit. Gleich im Anfange erscheint sie uns als sorgsame und thätige Hausfrau, da sie die abgetragene Leinwand und die alten Kleidungsstücke sorgfältig aufbewahrt. Daß dies nicht aus Geiz geschieht, sehen wir aus der Bereitwilligkeit, mit welcher sie nicht nur alles Entbehrliche, sondern „manches bessere Stück von Überzügen und Hemden" und allerlei Nahrungsmittel zur Unterstützung der armen Flüchtlinge zusammengesucht hat. Nicht aus Teilnahmlosigkeit ist sie zurückgeblieben, sondern weil ihr zartfühlendes Herz schon am Erzählen des Unglücks anderer genug hat. Doch ist sie neugierig genug, um mit freundlicher Ungeduld, statt allgemeiner Betrachtungen, die Erzählung des Gesehenen zu verlangen. Wie klug sie den Gatten zu behandeln versteht, zeigt sich sogleich im Anfange, indem sie, ohne ihn zu fragen, seinen alten Schlafrock verschenkt, den er so ungern vermißt; denn sie weiß, er schickt sich darein, sobald es geschehen. Sie ist überhaupt eine einsichtige Frau und beurteilt daher auch ihren Sohn richtiger als ihr Mann. Es ist ihr keinen Augenblick zweifelhaft, daß dieser der-

einst mit demselben Eifer dem bürgerlichen Gemeinwesen obliegen werde, wie er bisher für das Wohl des Hauses thätig gewesen ist. Über die Kindererziehung hat sie die besten Grundsätze. Durch tägliches Schelten und Tadeln, sagt sie, erreiche man nichts, benehme vielmehr den Armen den Mut. Die Kinder dürfe man nicht nach sich beurteilen, sondern müsse ihre Gaben und Kräfte respektieren und liebevoll entwickeln.

„Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste, und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die andern andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich.“

Ihre Einwirkung auf den Sohn ist daher auch viel wohlthätiger, als die des Vaters. Sein hartes, vorwurfsvolles Wort treibt dem Sohne die Thränen in die Augen und scheucht ihn aus dem Zimmer; das liebevolle Mutterherz geht demselben nach, erweist ihm Teilnahme, bringt ihn zur offenen Mitteilung seines Geheimnisses und weiß seinen gesunkenen Mut zu beleben, seine Hoffnung anzufachen. Ihre Liebe zum Sohne beeinträchtigt aber ihre Gattenliebe keinen Augenblick. Sie ermahnt den Sohn nicht nur zum Entgegenkommen, sondern nimmt den Mann dem Sohne gegenüber auch in Schutz. „Gute Mutter“, „verständige Mutter“, „gute, verständige Mutter“, „kluge, verständige Hausfrau“, „würdige Hausfrau“ nennt sie der Dichter, und läßt den Sohn von ihr zu Dorothea sagen:

„Und so wirst du ihr auch das trefflichste Mädchen erscheinen,
Wenn du das Haus besorgst, als wenn Du das Deine bedächtest.“

3. Hermann ist der einzige Sohn des charakterisierten Elternpaares. Da der gesprächige Vater sich gern mit einkehrenden Gästen beschäftigt, so widmet der stillere Sohn sich vorzugsweise den Geschäften des Ackerbaues, wozu sein kräftiger Körperbau ihn besonders geschickt macht. Nach außen hin zeigt er eine gewisse Schüchternheit und Unbeholfenheit, wie solche dem Ackerbauer eigen zu sein pflegt. Früchte und Vieh gedeihen unter seinem emsigen Fleiß, insbesondere die mit Vorliebe von ihm gepflegten Pferde. Sein ganzes Wesen und Verhalten macht den Eindruck der Biederkeit und Solidität. Vornehme Ziererei und modischer Tand sind ihm in der Seele zuwider. Die Töchter des reichen Kaufmanns, von denen der Vater sich eine zur Schwiegertochter wünschte, sind darum nicht nach seinem Geschmack. Dagegen macht die treffliche Dorothea, die in der Not das Ochsengespann geschickt zu lenken weiß und in Selbstaufopferung sich der Bedrängten annimmt, einen mächtigen Eindruck auf ihn, einen Eindruck, der ihn selbst umwandelt, seinen Mienen einen fröhlichen, lebhaften Ausdruck verleiht und männliche Entschlossenheit hervorruft. An seinem Entschluß, sich zu verheiraten, hat auch die Überzeugung einen Teil, daß es die Pflicht

eines Mannes sei, das schwächere Weib in der Kriegsgefahr zu schützen. Seine Eltern verehrt und liebt er aufrichtig und erkennt freudig an, wie viel Sorge und Mühe sie seinetwegen gehabt haben. Wer Vater oder Mutter beleidigte oder sich nur lustig über sie machte, der erfuhr seinen ganzen Zorn; ja, als der Vater selbst durch harte Rede ihn bitter kränkte, kam kein unehrerbietiges Wort über seine Lippen. Die schöne, männliche Selbstbeherrschung, welche er Dorothea gegenüber kundgiebt, entspringt aus der tiefinnigsten Achtung vor der hohen Würde des Weibes. Höchst ehrenwert ist auch sein patriotischer Sinn. Nicht bloß, als der Kummer ihn drückt, sondern als er sich sicher fühlt im Besitz der Geliebten und des väterlichen Erbes, da ist er bereit, den übermütigen Feind zu vertreiben. Trefflich sagt er am Schluß zu seiner Verlobten:

„Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens."

In Hermann hat Goethe den nach und nach sich entfaltenden Charakter der Dichtung gegeben.

4. Dorothea gehört zu der Zahl der „guten Vertriebenen". Sie ragt hervor aus der ungeordneten Menge. „Man glaubt," sagt W. v. Humboldt, „eine der hohen Gestalten zu sehen, die man bisweilen auf den Werken der Alten, auf geschnittenen Steinen, erblickt." Mit klarem Blicke erkennt sie überall schnell Lage und Verhältnisse und verliert auch in Not und Gefahr die Besonnenheit nicht. Als ein Trupp verlaufenen Gesindels in den unbeschützten elterlichen Hof eindringt und überall plündert, als ihr und der übrigen Mädchen Unschuld Gefahr droht, da entreißt die hochherzige Jungfrau einem davon den Säbel von der Seite, haut ihn gewaltig nieder, trifft mit männlichen Streichen noch vier der Räuber, verjagt alle, verschließt den Hof und wartet bewaffnet der Hilfe. Auf der dann erfolgenden Flucht denkt sie nicht egoistisch nur an sich, sondern widmet sich ganz den Bedrängten. Sie ist der weibliche Schutzgeist der Gemeinde, leistet allen freundliche Dienste; alle verehren und lieben sie aber auch als ihre Wohlthäterin. Hermann hat sie beim ersten Zusammentreffen richtig erkannt und legt dem Vater gegenüber ein herrlich Zeugnis über sie ab.

„O, mein Vater! sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahrenen, mit Ränken.
Nein; das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach, so ist auch sie, von ihren Schwestern die beste,
Aus dem Lande getrieben; ihr eignes Unglück vergessend,
Steht sie anderen bei, ist ohne Hilfe noch hilfreich."

Daß Dorothea sich völlig klar ist über die Bestimmung des Weibes, erkennen wir aus ihren Handlungen; sie spricht es aber auch treffend aus, wenn sie sagt:

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung,
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andere.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!"

5. Der Richter ist der männliche Schutzgeist der vertriebenen Gemeinde. Überall nimmt er sich ihrer an, erteilt Rat, schlichtet entstandenen Hader und Streit, lindert die Not, wo er irgend vermag. Erfahrung und Einsicht erheben ihn vorteilhaft über den gewöhnlichen Menschenschlag.

6. Eine treffliche Persönlichkeit ist auch der Pfarrer. Der Dichter führt ihn mit folgender Bemerkung ein:

„Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfnis,
War vom hohen Werte der heiligen Schrift durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung;
Und so kennt er auch wohl die besten weltlichen Schriften."

Er ist allen überlegen an Bildung und tiefem, moralischem Gefühl, frei von aller Einseitigkeit, gerecht nach jeder Seite, erfüllt mit warmer Teilnahme für die Leiden und Freuden anderer und darum vorzugsweise geeignet zur Lösung des Knotens, der sich im Fortgange der Dichtung schlingt.

7. Der Apotheker bildet durch sein ganzes Wesen den Gegensatz zu dem idealen Charakter des Pfarrers. Zu seinen leicht lästig werdenden Eigenschaften gehört vorzugsweise seine Geschwätzigkeit und seine Neigung zu allgemeinen Betrachtungen. Auch da, wo Würdigere als er zugegen sind, nimmt er vorlaut das Wort und ergeht sich in Weitschweifigkeit; und wo man der Mitteilung von Thatsachen mit Verlangen entgegensieht, da langweilt er durch

allerlei Reflexionen über die Eigenschaften und Verhältnisse der Menschen, vielfach, um sich ein gelehrtes Ansehen zu geben. Ein eigentümlicher Zug an ihm ist auch seine große Bedächtigkeit. Als der Pfarrer sein gewichtiges Wort für Hermann einlegt und den Vater ermahnt, nicht seinem Wunsche das Glück seines Sohnes aufzuopfern, da fordert er zur Vorsicht auf. „Eile mit Weile", meint er, das sei selbst des Kaisers Augustus Devise gewesen; und als später der Pfarrer, ganz entzückt von der äußern Erscheinung Dorotheas, Hermanns Wahl preist, da setzt er trocken hinzu, der Schein trüge oft; er traue dem Äußern nicht, denn er habe das Sprichwort noch immer erprobt gefunden, daß man dem neuen Bekannten nicht eher trauen dürfe, als bis man mit ihm einen Scheffel Salz verzehrt habe. Mit der Bedächtigkeit hat sich große Ängstlichkeit bei ihm gepaart. Schon ehe die Kriegsgefahr der Grenze Deutschlands nahte, hat er längst die besten Sachen eingepackt, um, wenn es nötig sein sollte, gleich die Flucht ergreifen zu können. Selbst beim Glase Wein kann er die Furcht nicht bannen; und als die andern schon heiter die Gläser anstoßen, sitzt er noch immer unbeweglich und nachdenkend da, so daß der Wirt auf Gottes Vorsehung und den Segen der Stadt seit dem Brande und auf den Rhein als die beste Schutzmauer hinweisen muß. Ängstlich und vorsichtig, zum Sprunge in jedem Augenblicke bereit, sitzt er bei der Rückfahrt vom Brunnen, als der Pfarrer die Pferde lenkt. Mit seinem ängstlichen Wesen hängt auch seine Scheu vor Ausgaben zusammen, die an Knauserei grenzt. Apotheke und Garten sind noch in der Verfassung, wie er sie überkommen hat, und stehen daher hinter dem Geschmacke der Zeit zurück, wie ein unmodisches Kleid. Als der Pfarrer dem Richter ein Goldstück für die Bedürftigen reichte, da begnügte er sich damit, dem Manne Tabak zu bieten. Wiederholt preist er die alte Zeit, möchte aber doch gern als Mann des Fortschritts angesehen werden. Auf seine Einsicht und Erfahrung bildet er sich besonders der Jugend gegenüber viel ein. Neben diesen nicht gerade empfehlenden Eigenschaften hat aber unser Apotheker auch gute; er ist namentlich sehr gefällig und dienstfertig. Sein ganzes Wesen erklärt sich übrigens leicht aus seiner Erziehung und aus seinem Junggesellenleben. Goethe mochte eine solche Persönlichkeit aus mehreren Gründen für das Gedicht nötig halten. Er bedurfte, da die übrigen Charaktere so achtungsvoll und bedeutend gehalten waren, auch einiges Schattens zu dem vielen Lichte. Einen Charakter mit bösartigen Zügen einzuführen, verbot schon der ganze Geist der Dichtung; deshalb zeichnete Goethe einen mit Schwächen behafteten, die eher ein Lächeln, als Abneigung oder Haß erzeugen. Er ist bald zum Wirte, bald zum Prediger, bald zu Hermann in Beziehung gesetzt, so daß durch den Kontrast mit ihm die Gediegenheit und Tüchtigkeit dieser Männer erst recht hervortritt.

4. Form der Darstellung.

Indem das Gedicht in dem engern Kreise einer kleinen Stadt sich bewegt und die große gewaltige Zeitbewegung nur zu seinem Hintergrunde hat, ist es, im Gegensatz des heroischen ein idyllisches Epos; ein Epos aber ist es, außer dem bereits Angegebenen, auch dadurch, daß der Dichter seine eigene Persönlichkeit dabei ganz zurücktreten und ohne Anwendung rhetorischer Mittel die reine Handlung in ihrer vollen Einfachheit wirken läßt. Schiller nennt das Werk kurzweg ein „episches Gedicht", Hiecke bezeichnet es am zutreffendsten als „bürgerliches Epos", während Cholevius es als Idyll ansieht. Das Epos zerfällt in neun Gesänge, deren jeder den Namen einer Muse an der Spitze trägt. Bekanntlich benannte auch Herodot die einzelnen Bücher seiner Geschichte nach den Musen, ohne nachweisbaren Zusammenhang mit dem Inhalte derselben; Goethe befolgt eine andere Reihenfolge und gewiß nicht ganz ohne Rücksicht auf den Inhalt.

Was das Sprachliche und Metrische betrifft, so trägt es, wie das ganze Gedicht, das Gepräge schlichter Einfachheit und Natürlichkeit. Fast mit Ängstlichkeit scheint sich Goethe vor einem Ausdrucke gehütet zu haben, der stärker und glänzender wäre, als der Gegenstand ihn durchaus verlangte, und nichts kann, wie Humboldt treffend bemerkt, dem oratorischen Stil in der Poesie, den wir vorzüglich in den Werken der Ausländer oft bemerken, mehr entgegengesetzt sein, als der Vortrag Goethes in Hermann und Dorothea. Nichtsdestoweniger hat die Sprache eine durchaus poetische Färbung, was der Dichter bald durch leise Abweichungen von der prosaischen Wortfolge, stellenweise auch durch kühnere, aber das Verständnis nicht erschwerende Versetzungen, bald durch reichlicheren Gebrauch der Partizipien, bald durch Häufung des Bindewörtchens und, bald durch ein gewisses altertümliches, namentlich Homerisches Gepräge des Ausdrucks erreicht hat. Von dem Metrum läßt sich freilich nicht rühmen, daß es den Forderungen einer strengen Theorie entspricht, noch, daß es überall durch rhythmische Malerei und ausdrucksvolle Modulation die Darstellung so sehr unterstützt, als es möglich wäre; wohl aber, daß es dem deutschen Ohre besser zusagt, als die oft rauhe und unnatürliche Bewegung der Voßschen Verse. Mit dem Reineke verglichen, zeigt es einen bedeutenden Fortschritt, der zum Teil auf Rechnung der Beihilfe Humboldts und wohl auch Schillers zu setzen ist. Einige metrische Flecken, die sich in dem Gedichte bei der ersten Veröffentlichung fanden, sind noch nachträglich durch leichte Umstellungen oder sonstige Veränderungen gelöscht worden;*) doch weicht die ältere Gestalt von der neuern im ganzen nur wenig ab.

*) Den Vers: Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen (II. Ges.) mit seiner überzähligen Silbe ließ Goethe jedoch noch in

5. Verhältnis des Goetheschen Gedichtes zu seiner Quelle.

Vergleichen wir Goethes Gedicht mit der obigen Erzählung, so tritt uns als die erste bedeutende Veränderung, die er mit dem Stoffe vorgenommen, die Verlegung der Begebenheit in eine andere Zeit und auf einen andern Schauplatz entgegen. Statt der Salzburger Emigrierten im Öttingischen finden wir französische Auswanderer deutscher Abkunft in einem Städtchen auf der rechten Rheinseite, die nicht, wie jene, um der Religion willen, sondern wegen politischer Verhältnisse ihre Heimat verlassen haben. Diese Änderung war nötig, da, wie Goethe selbst bekennt, das Gedicht Gelegenheit geben sollte, „gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszusprechen“. Hermann und Dorothea gehört seiner tiefern Tendenz nach in den Kreis der auf die französische Revolution bezüglichen Dichtungen; allein mit ihm tritt Goethe aus dem negativen Verhältnisse zur Revolution entschieden in die positive Richtung ein und lehrt uns, wie aus der allgemeinen Zerrüttung sich wieder ein erfreulicher, fester Zustand der Dinge hervorbilden kann. In den Briefen an Meyer bezeichnet Goethe die Aufgabe, die er sich in Herrmann und Dorothea gestellt, in folgender Art: „Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet.“

6. Zweck der Dichtung.

Wie überall in seinen Dichtungen, namentlich in den größeren, so hat es Goethe auch in Hermann und Dorothea nicht auf Darlegung einer moralischen Lehre abgesehen, sondern auf ein Kunstwerk, in dem uns Personen von Wert in einheitlicher, folgenreicher Handlung vorgeführt und in Lagen versetzt werden, die ihnen Gelegenheit geben, große, zeitgemäße Ideeen auszusprechen. Der Held der Dichtung ist Hermann, ein junger, deutscher Bürgerssohn, der aus einem halb träumerischen Zustande linkischen Ungeschickes in Dingen, die über sein nächstes Thun hinausliegen, wunderbar und doch natürlich zum klaren und bewußten, auch für allgemeine Interessen aufgeschlossenen und zu wirken bereiten Mann heranreift. Das ist es offenbar, was der Dichter zur Anschauung

d. Ausg. v. 1815 stehen, da er wegen der sprichwörtlichen Form das und nicht opfern wollte. Als Heinrich Voß (Sohn) später nochmals darauf aufmerksam machte und die Beseitigung für notwendig hielt, sagte Goethe: „Die Bestie soll stehen bleiben, als Wahrzeichen.“ In die Ausg. letzter Hand ist das Wörtchen „und“ jedoch nicht mit aufgenommen.

bringen will. Diese Entwickelung erfolgt durch die Macht der Liebe und ist bei aller Unscheinbarkeit so schön, so vollständig und gesund, daß selbst die ungeheuern, alles zu verschlingen drohenden Wogen der französischen Revolution, durch die ihm die fremde Braut gleichsam zugeschleudert wird, uns nicht mit der bangen Furcht überwältigen, als ob nun bleibend das Chaos gekommen; vielmehr erfüllt uns erhebend die tröstliche Überzeugung, daß, wo nur in dem Kreise der Familie der Fortschritt vom Guten zum Bessern ein gesicherter und stetiger ist und mit ihm sich ein kräftiger und mutiger Sinn für das Allgemeine verbindet, daß da stets auch auf die wildesten Weltstürme eine neue, schönere Zeit, eine von frischem Wollen und höherem Frieden durchdrungene Weltruhe folgt. Wie ein moralischer Adelsbrief für den deutschen Bürgerstand gemahnt uns das köstliche Werk, wie ein Codex echtester Familiensittlichkeit. Nur Schillers Tell kann mit Hermann und Dorothea in Deutschheit des Stoffes und Deutschheit der Gesinnung wetteifern. Dichtungen wie diese sind vor allen geeignet, dem sittlichen und nationalen Geiste Nahrung zu geben, und müssen daher ins Volk, in jede Familie gebracht werden.

7. Wert der Dichtung.

Die Kenner wahrer Poesie stimmen darin überein, daß in Hermann und Dorothea in einem Grade, wie in keiner andern Dichtung, der ganze Inbegriff des Goetheschen Dichtercharakters sichtbar dargestellt ist. Schiller erblickte darin sogar nicht bloß „den Gipfelpunkt Goethes, sondern der ganzen modernen Kunst". Später schreibt er: „Ich habe das Gedicht nun wieder mit dem alten, ungeschwächten Eindruck und mit neuer Bewegung gelesen. Es ist schlechterdings vollkommen in seiner Gattung; es ist pathetisch mächtig und doch reizend im höchsten Grade; kurz, es ist schön, was man sagen kann." Wir bewundern an der Dichtung besonders die Harmonie, welche in den Teilen des schönen Ganzen herrscht, die Kunst, welche zwischen dramatischer Erregung und ruhig hinfließender Erzählung, ja absichtlicher Verzögerung der Handlung wechselt, die Ökonomie, welche das Bedeutende zum Kleinen und Unscheinbaren gesellt. Wie die Charaktere einfach und naturwahr sind, so ist auch die Scenerie. Sie entsteht unmittelbar vor unsern Augen mit dem Wachstum der Handlung so frei und leicht, als wäre alles ein notwendiger Naturprozeß. Von Gesang zu Gesang steigert sich die Spannung; jeder derselben erscheint als notwendiger Teil des Ganzen und ist doch auch wieder ganz selbständig für sich. Die Einzelnheiten darin sind ohne Ausnahme so bedeutsam, daß nicht eine Zeile ohne Nachteil für das Ganze wegbleiben könnte.

Goethe gab diesem Werke den Vorzug vor allen seinen Schöpfungen, und konnte es niemals ohne Rührung lesen. „Mit

Rührung erinnere ich mich — erzählt Karoline von Wolzogen — wie uns Goethe in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaum enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen, sagt er, indem er sich die Augen trocknete.“

8. Über die Entstehung des Gedichtes.

So wahrscheinlich es ist, daß die Geschichte der Salzburger Emigranten dem Dichter den Stoff, so wie Voßens Luise die Form zu seinem Gedichte geboten, so war es doch sicher die damalige bewegte Zeit und die dadurch in Goethe hervorgerufene Stimmung, welche das herrliche Werk zur Ausführung brachte. Schon im J. 1794 mag er die Idee dazu gefaßt und den Hauptzügen nach ausgeführt haben; denn später äußert Schiller (im Briefe vom 18. April 1797) darüber: „Es ist merkwürdig, wie rasch die Natur dieses Werk geboren, und wie sorgfältig und bedächtlich die Kunst es ausgebildet hat.“ Im Aug. und Sept. 1795 war er in dem einsam gelegenen Städtchen Ilmenau und schrieb unterm 29. Aug.: „Ich war immer gern hier und bin es noch; ich glaube, es kommt von der Harmonie, in der hier alles steht: Gegend, Menschen, Klima, Thun und Lassen. Ein stilles ökonomisches Streben, und überall der Übergang vom Handwerk zum Maschinenwerk, und bei der Abgeschnittenheit ein größerer Verkehr mit der Welt als manches Städtchen im zugänglichen flachen Lande. Noch habe ich auch keine Idee gehabt, als die hierher paßte.“ — Als die erste bestimmte Hindeutung auf unser Gedicht im Briefwechsel führt Viehoff den Brief Schillers vom 31. Okt. 1796 an Goethe nach Ilmenau an: „Ich begrüße Sie in Ihrem einsamen Thal und wünsche, daß Ihnen die holdeste aller Musen begegnen möge. Wenigstens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermanns finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuccaturarbeit giebt es dort wohl auch.“ Am 15. Nov. meldet Goethe, daß die 3 ersten Gesänge fertig seien; um Neujahr 1797 schematisierte er auf einer Reise nach Leipzig den Schluß. Eine gewisse Unruhe aus seiner früheren Zeit, die er immer noch nicht los werden konnte, verhinderte die schnelle Vollendung des Werkes. Nach einem Briefe vom 1. März förderte ihn darin ein Katarrh, welcher ihm Hausarrest auflegte und Muße zur Ausarbeitung des 4. Gesanges brachte. Zwar hinderten dann eine Menge zerstreuender Geschäfte, aber W. v. Humboldts Besuch, der mit ihm die letzten Gesänge in metrischer Hinsicht durchging und von Fehlern reinigte, kam doch dem Gedichte zu gut. Vom 15. April an hatte Goethe die einzelnen Gesänge nach und nach dem Berliner Buchhändler Vieweg zum Druck geschickt, der sich das Verlagsrecht

des Gedichtes für 1000 Thlr. in Gold erworben hatte. Am 13. Mai schreibt Goethe: „Auf den Montag schicke ich abermals 4 Gesänge fort und komme nach Jena, um den letzten zu endigen. Auch mir kommt der Frieden zu statten, und mein Gedicht gewinnt dadurch eine größere Reinheit." Unter dem 3. Juni schreibt er: „Ich bitte, mir den Gesang (doch wohl den letzten!), sobald Sie ihn gelesen, wieder zurückzuschicken, indem ich ihn abzuschicken gedenke." Am 20. Okt. erschien das Gedicht als Taschenbuch für 1798 zum erstenmale.

9. Kurze Vergleichung Voßens Luise mit Goethes Hermann und Dorothea.

Es ist ein Mangel der Idyllendichtung überhaupt, daß sie mehr ruhende Zustände beschreibt, als Leidenschaften und große, auf geschichtliche Begebenheiten gegründete Ereignisse darstellt; darum kann schon aus diesem Grunde Voßens Luise sich nicht ebenbürtig neben unser reich belebtes Epos stellen. Ganz unberechtigt aber ist die Ansicht derer, welche aus dem Umstande, daß Goethe durch Voßens Luise zu seinem Epos angeregt worden, Anlaß genommen haben, ihn einen unselbständigen Nachahmer und eifersüchtigen Rivalen zu schelten. Voß selbst war nicht frei von dieser Schwäche, und Gleim unterstützt sie durch folgende Verse:

> Luise Voß und Dorothea Goethe,
> Schön beide wie die Morgenröte,
> Nahn da zur Wahl,
> Und Wahl macht Qual.
> Hier aber, seht! ist nichts zu quälen,
> Hier kann die Wahl nicht fehlen:
> Luise Voß ist mein, im Lied und im Idyll,
> Die andere nehme, wer da will.

Außer dem großen geschichtlichen Hintergrunde, den die Luise ganz entbehrt, fehlt ihr auch die Plastik und Mannigfaltigkeit des Goetheschen Epos. Allerdings bewegen sich beide in den Grenzen stillen Familienlebens; aber das Gedicht von Voß hat es nur mit einem Stande zu thun, den es verherrlicht, während Goethe größere Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit durch Hinzunehmen anderer Personen und Charaktere erreicht.*) Diese sind ganz

*) Wie tief hat Goethe z. B. den Bund der Liebe erfaßt. „Was ist die Liebe, wenn sie nur das Gleiche bindet! Doch hier sind Mann und Weib, Vater und Sohn ganz verschiedene Naturen. Da giebt es Anschauungen und Neigungen, die auseinander gehen, da streitet die Richtung der Erziehung mit der natürlichen Sinnesart des Kindes, der Wunsch, für das Glück des Kindes zu sorgen, mit dessen Ansicht von dem, was glücklich macht. Erst jetzt bewährt sich diese heilige Kraft der Liebe, denn sie bindet auch das Ungleiche und weiß das Vielartige in eins zu verschlingen. So ist hier das gegenseitige Verhältnis der Familienglieder bis zu den feinen Verzweigungen hin auseinandergesetzt, während in Voßens Luise die Liebe des Vaters und der Tochter sich nur nach außen in Beweisen der Zärtlichkeit kund giebt, aber

individuell, scharf und fein gezeichnet, und doch wiederum durch die Würde, das Edle und die Feinheit, in welcher sie dargestellt sind, in ideale Ferne gerückt und verklärt worden, so daß wir in ihnen längst bekannte und vertraute, und doch wiederum erhabene ideale Menschen sehen und hören. Diese Allgemeinheit in Hermann und Dorothea, gegenüber der Beschränkung in der Luise sticht vor allem auch in der Namengebung hervor. Goethe giebt weder seinem Städtchen, noch dem Wirte, dem Apotheker oder dem Pfarrer einen Namen, und Hermann und Dorothea werden auch nur mit ihren Vornamen bezeichnet, während Voß gerade in der recht vollständigen und kleinlichen Namengebung — Arnold Ludwig Walter, Anna Luise Blum — etwas sucht. Die Beschränkung in der Luise ist ferner daran schuld, daß Voßens Schilderungen der Gemütlichkeit zur Behaglichkeit herabsinken, unendlich breit werden und fast nicht über das Essen, Trinken und Tabakrauchen hinauskommen, während Goethes Gemütlichkeit nie den Reiz des Anteils im allgemeinen und ganzen verliert. Selbst der kleine Umstand ist charakteristisch für den Standpunkt beider Gedichte, daß Voßens Personen unendlich viel Kaffee, Goethes Bürger aber Rheinwein trinken.

In der Sprache und Metrik steht die Luise unbestritten höher als das Goethesche Gedicht; gewiß ist es wenigstens, daß Goethe, was den Versbau anbetrifft, sehr von Voß für Hermann und Dorothea gelernt hat.

10. Schriftliche Aufgaben.

1. Verhältnis der Dichtung zur Stoffquelle. 2. Geschichtliche Anhaltepunkte in Goethes Hermann u. Dorothea. 3. Züge aus Goethes Leben in Hermann u. Dorothea. 4. Das Haus des Wirtes zum goldenen Löwen. 5. Die Örtlichkeiten in Hermann u. Dorothea. 6. Dorotheas Abschied von den Ihrigen. Ein Gemälde. 7. Worin ist es begründet, daß das Gedicht als Zeitgedicht auf die Weckung und Belebung des Nationalgefühls von so großem Einfluß gewesen ist? (s. F. Linnig, der deutsche Aufsatz. Paderborn, 1875.) 8. Inwiefern ist Goethes Epos Hermann u. Dorothea ein durchaus deutsches? (s. Kluge, Themata zu deutschen Aufsätzen.)

Litteratur.

Goethes Hermann u. Dorothea. Braunschw. 1 M.
— —, Stuttg. 50 ₰. Min.-Ausg. 1868. 20 ₰.
— —, Mit 12 eingedr. Holzschn. n. Zeichngn. v. L. Richter. Lpzg., 1870. 4 M.
— —, Schulausg. m. Anmerk. v. Prof. Dentzel. Stuttg. 80 ₰.

---

nichts uns in ihre Herzen, in das verborgene Getriebe der Gedanken und Empfindungen, hineinführt." (Cholevius, Erläut. z. Goethes Hermann und Dorothea, 2.)

Wilh. v. Humboldt, Ästhet. Versuche über Goethes Hermann u. Dorothea. 3. Aufl. M. e. Vorw. v. Herm. Hettner. Braunschw., 1861. 4 M.
A. W. Schlegel, Hermann und Dorothea (in der Allg. Litter.-Ztg. 1797, Nr. 393—94).
G. Th. Becker, Goethes Hermann u. Dorothea bes. z. Gebrauch in höh. Bildungsanst. erläutert. Halle, 1852. 1 M.
H. Düntzer, Goethes Hermann u. Dorothea. Erläut. Lpzg. 3. Aufl. 1 M.
Timm, Hermann u. Dorothea v. Goethe m. Einl. u. fortlauf. Erklärung. Stuttg. u. Augsbg., 1856. 2,20 M. (Enth. d. Gedicht selbst. Die Erklärung ist gut.)
R. H. Hiecke, Goethes Größe in s. bürgerl. Epos Hermann u. Dorothea. Lpzg., 1860. 75 ₰. (Eine treffl. Analyse der Dichtung.)
C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. II. 7. Aufl. Lpzg., 1881. 3 M. (Nr. 3. „Im Sinne von Hiecke.)
L. Cholevius, Ästhet. u. hist. Einleit. nebst fortlauf. Erläuterung zu Goethes Hermann u. Dorothea. 2. Aufl. Lpzg., 1877. 3,75 M.
Schauenburg, Zu Goethes Hermann u. Dorothea. In Herrigs Archiv f. d. Studium der neuern Sprachen. 37. Bd. (1865.)
R. Hoffmann, Goethes Hermann u. Dorothea. Bresl., 1872. 1 M.
Rob. Zimmermann, Über Goethes Hermann und Dorothea. In A. Richter, der praktische Schulmann. Lpzg., 1874.

21. Legende vom Hufeisen.
(1797.)

Goethes Wke. in 36 Bdn. II. 204. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 122. — Lüben, Auswahl. II. 160.

1. Erläuterungen.

V. 6. „Seinen Hof zu halten“, seinen Aufenthalt zu nehmen. Der Dichter wählt hier diesen sonst nur von Fürsten gebräuchlichen Ausdruck, um die hohe geistige Stellung Christi, der sich ja auch einen König nennt, anzudeuten.

16. „Was“, das alte (noch jetzt im Plattdeutschen gebräuchliche) Präteritum von sein (wësen), unser heutiges war.

19. „Nicht aufgeräumt“. St. Peter hatte den Kopf voll Gedanken und war deshalb übler Laune, als er in diesen Gedanken gestört wurde.

26. „Hätte müssen Kron' und Scepter sein“, weil er ja eben vom Regiment der Welt geträumt hatte.

33. „Und thut auch weiter nicht dergleichen“, spricht weiter nicht mehr darüber.

42. „Im Ärmel“. Der Schnitt der morgenländischen Gewänder, die keine Taschen, wie die unsrigen, hatten, gestattete dies.

54. „Nach einem kleinen Raum“, ist doppeldeutig; entweder soll es heißen: nach einem kleinen Zeitraume, einer kleinen Weile, oder: nach einer zurückgelegten kleinen Strecke Weges.

2. Inhaltsangabe.

Als Christus noch auf der Erde unter seinen ihn oft mißverstehenden Jüngern wandelte, liebte er es, unter freiem Himmel

die Menschen zu belehren. Als er einst mit seinen Jüngern einem Städtchen zuschlendert und ein zerbrochenes Hufeisen findet, ersucht er Petrus, dasselbe aufzuheben. Dieser denkt aber eben an die Herrlichkeit eines irdischen Christusreiches, und findet es darum nicht der Mühe wert, sich nach dem unbedeutenden Funde zu bücken. Er thut, als ob er nichts gehört habe, worauf der Herr das Hufeisen stillschweigend selbst aufhebt. In der Stadt angekommen, verkauft er es einem Schmiede und nimmt für den Erlös Kirschen. Nun geht es zum andern Thore wieder hinaus über häuser- und baumlose Wiesen und Felder bei großer Hitze, so daß sich bald der Durst einstellt. Da läßt der vorausgehende Herr, wie zufällig, eine Kirsche fallen, und Petrus ist schnell dahinter her und hebt sie auf, als ob es ein großer Schatz wäre. Nach einer Weile fällt abermals eine Kirsche zur Erde, und der dürstende Petrus bückt sich schnell wieder danach. Dies wiederholt sich hier eine geraume Zeit, bis der Herr sich umwendet und freundlich den Petrus belehrt, daß, wenn er zur rechten Zeit sich um das Geringe einmal gebückt, er dies jetzt um das Geringere nicht so oft zu thun nötig gehabt habe.

3. Grundgedanke.

Er liegt klar ausgesprochen in den Worten des Herrn (V. 61—64). Wer das Geringe nicht beachtet, wird es zu nichts Größerem bringen und endlich dahin kommen, mit dem Geringsten vorlieb nehmen zu müssen. „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert.“

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht, das zuerst in Schillers Musenalmanach für 1798 erschien, gehört zu den komischen Legenden und ist in freien Reimzeilen (von den gelehrten Dichtern des 17. Jahrh. Knittelverse genannt) geschrieben, in Versen ohne festes Metrum, aber mit einer bestimmten Zahl (4) von Hebungen. Die Erzählung ist vom Anfange bis zu Ende rasch, ohne daß jedoch die gemütliche Beschaulichkeit, die treuherzige Jovialität darüber verloren geht; alle Thatsachen sind ganz einfach aneinander gereiht, und doch steigt das Interesse bei jeder Zeile. Wir freuen uns an der jugendlichen Schalkheit und Arglosigkeit in der Erzählung; denn nur der Mißverstand kann etwas Spottendes darin suchen wollen. Nach Ton und Inhalt erinnert es lebhaft an Hans Sachs.

5. Vergleichung des Gedichtes mit H. Sachsens „Gespräch St. Peters mit den Landsknechten“.*)

Wie in beiden Gedichten der Herr und Petrus die Hauptpersonen sind, so weht auch durch beide der Hauch christlicher

*) S. I. Tl. S. 241 der 8. Aufl.

Liebe und versöhnender Milde, bei Goethe jedoch in überwiegenderem Maße, da in seinem Gedichte keine dritte Person störend von den Hauptpersonen ablenkt. Die Charaktere derselben sind in beiden Gedichten gleich treffend gezeichnet; auch sind die einzelnen Züge nicht von den Dichtern abstrakt hingestellt, sondern sie gehen anschaulich aus den Handlungen der Personen hervor. Einen Unterschied bemerken wir jedoch in der Schilderung derselben, der in der Eigentümlichkeit der Erzählweise beider Dichter liegt. Hans Sachs genügt es nicht, den Herrn zur Besserung des Petrus gleich unmittelbar die Belehrung durch die That anwenden zu lassen, wie dies bei Goethe geschieht, wo der Herr einfach das Hufeisen selber aufhebt „und thut auch weiter nicht dergleichen“: H. Sachs schickt erst eine eindringliche Belehrung und Warnung des Herrn voraus, jedenfalls, um bei dieser Gelegenheit noch so recht den eigenwilligen Charakter des Petrus zu zeichnen. Ferner stellt er die Reue desselben ausführlich dar, während Goethe diese, als ein natürliches Ergebnis aus dem Vorhergehenden, namentlich den Worten des Herrn, nur ahnen läßt. Sonst spricht sich in beiden Gedichten die ganze Treuherzigkeit der Meistersänger aus, so wie auch die Ähnlichkeit der Form sofort in die Augen springt.

6. Schriftliche Aufgabe.

Wer geringe Dinge wenig acht't, sich um geringere Mühe macht.

22. Der Zauberlehrling.

1797.

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 164. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 71. — Lüben, Auswahl. II. 161.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1 u. 2. Ausdruck der Freude.

„Seine Wort' und Werke merkt' ich und den Brauch“. Worte, Beschwörungsformeln; Werke, Ceremonieen; Brauch, den Gebrauch, die Verwendung.

„Mit Geistesstärke“, im Besitz des Wissens und des Glaubens an die Kraft und Wirksamkeit derselben.

9—14. Der Zauberlehrling probiert erst die dem Meister abgelauschte Beschwörungsformel; da er trotz der gerühmten Geistesstärke noch ungewiß ist, in welchem Teile derselben das eigentliche Schlagwort liegt.

2. „Nun erfülle meinen Willen!“ Der Meister hat dich schon lange als Knecht gebraucht und dich zum Menschen umgewandelt; jetzt erfülle meinen Willen; jetzt bin ich Herr.

In V. 5—8 ist das Zauberwort enthalten.

4. „Welche Miene! Welche Blicke!" Der Besen wird zum Kobold, der mit höhnischen Blicken des machtlosen Zauberlehrlings zu spotten, und im voraus seiner vermehrten Not sich zu freuen scheint.

In Str. 4 u. 5 macht der Zauberlehrling in seiner Angst drollige Versuche, um das entschlüpfte Stichwort zu finden.

5. „Stock, der du gewesen", anstatt: Der du ein Stock gewesen.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Der Zauberlehrling will die Abwesenheit seines Meisters benutzen, um die Geister durch die erlauschten Zauberformeln herauf zu beschwören.

2. Er umhüllt den Zauberbesen mit alten Lumpen, spricht die gemerkte Zauberformel aus und befiehlt ihm, Wasser zu einem Bade zu holen.

3. Der Besen bringt blitzschnell das Verlangte aus dem Flusse und fährt rastlos damit fort; das Becken füllt sich mehr und mehr, und der Lehrling vermag der Thätigkeit des Besens keinen Einhalt zu thun, da er die betreffende Bannungsformel vergessen hat.

4. Vergebens besinnt er sich auf das Zauberwort und beschließt endlich, da des Wassers immer mehr wird, den tückischen Kobold zu fassen.

5. Wiederholte Befehle, still zu stehen, fruchten nichts, weshalb der Lehrling den Besen mit dem Beile spalten will.

6. Er führt dies aus, als der Besen abermals mit Wasser kommt, bemerkt aber zu seinem Schrecken, daß nun beide Teile thätig werden.

7. Bei der immer mehr steigenden Wasserflut ruft er in seiner Angst den Meister, der durch das Zauberwort die Besen in Ruhe bringt.

3. Inhaltsangabe des Ganzen.

Der Zauberlehrling benutzt die Abwesenheit seines Meisters, um mit Hilfe gewisser Zauberformeln und Ceremonieen, die er sich gemerkt hat, die Geister nach seinem Willen in Thätigkeit zu setzen. Ein alter Besen wird durch seine beschwörenden Worte zu einem lebendigen Wesen und eilt auf Befehl des Lehrlings zu dem Flusse, um Wasser zum Bade zu holen. Unglücklicher Weise hat der Lehrling das Zauberwort vergessen, durch welches der dienende Geist wieder sein früheres Wesen annimmt, und so muß er mit Schrecken sehen, wie dieser immer und immer wieder nach dem Flusse läuft, und das ganze Haus bereits unter Wasser steht. Da alle seine Drohungen und Befehle erfolglos bleiben, so wirft er

sich endlich auf den Besen und spaltet ihn mit einem Beile in zwei Stücke. Aber, o wehe! beide Teile werden lebendig und schleppen rastlos Wasser herbei, so daß er in seiner Angst den Meister ruft, der nun durch ein Wort die Geister bannt.

4. Zweck der Dichtung.

Der Grundgedanke des Gedichtes ist in den Schlußworten enthalten: daß nur der Meister gefahrlos die Geister aufrufen könne, d. h. „daß niemand die mächtigen Kräfte der Natur und des Geistes zu Kampf und Leben aufregen dürfe, der nicht auch die Macht besitze, ihren Aufruhr zu beschwichtigen." Danach trifft den Lehrling gerechte Strafe dafür, daß er die großen Geheimnisse der Kunst ungeschickt nachahmt. Im „Winter" (I. 288) spricht Goethe den im Zauberlehrling zur Anschauung gebrachten Gedanken etwas modifiziert mit den Worten aus:

Willst du schon zierlich erscheinen, und bist nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmut hervor.

Knebel erblickte in dem Zauberlehrling zunächst eine treffliche Abfertigung der geistlosen Gegner, welche die von Goethe und Schiller veröffentlichten Xenien hervorgerufen hatten. Sie waren allerdings Wassermännern zu vergleichen, die kein Ende fanden, bis der rechte Meister sie in den Kreis bannte, in den sie gehörten.

Nicht zu übersehen ist aber, daß es für Goethe einen besonderen Reiz haben mußte, die schreckliche Verwirrung des durch den Zauber in höchste Angst versetzten Jungen dichterisch darzustellen.

5. Form der Darstellung.

Es möchte kaum ein zweites, zur epischen Gattung gehöriges Gedicht zu finden sein, worin der Erzählungsstoff in gleichem Grade mit dramatischem Leben und lyrischem Feuer durchströmt, ja ganz in Handlung und leidenschaftliche Bewegung aufgelöst wäre. Nirgends vermissen wir erzählende Einschiebsel; das Selbstgespräch des Lehrlings klärt uns über den ganzen Verlauf der Begebenheit auf, ohne daß er darum in breite Geschwätzigkeit erät. Der sprachliche Ausdruck ist durchgehends einfach und knapp, wie bei fast allen Goetheschen Balladen. „Als eine echte Künstlernatur," sagt Götzinger, „erwartet Goethe die Wirkung vom Ganzen; alles Einzelne soll nur dazu dienen, das Ganze zu vergegenwärtigen; jeder Anspruch auf Effekt ist dem bloßen Teile aber versagt, und so verzichtet denn der Dichter auf jede Wirkung durch das Kolorit der Sprache." Im vorliegenden Falle kam jener Neigung aber auch die einmal gewählte metrische Form zu Hilfe; die kurzen Reimverse drängten noch stärker zu kompakter Fassung des Ausdrucks. Zugleich geben die trochäischen Monometer dem

Gedichte den Charakter eines ruhelosen, gleichmäßigen, leidenschaftlichen Fortstürmens, wie sich dieselbe Bemerkung auch in Bezug auf Schillers Lied von der Glocke bei der Schilderung des Brandes

(Tiere wimmern
Unter Trümmern u. s. w.)

machen läßt.

6. Über die Entstehung des Gedichtes.

Das Gedicht wird zuerst in einem Briefe Schillers vom 23. Juli 1797 erwähnt, wenn es auch einige Monate früher verfaßt sein mag. Im Druck erschien es zuerst in Schillers Musenalmanach für 1798.

Den Stoff entlehnte Goethe aus Lucians „Lügenfreund“ (Wielandsche Übersetzung. I, 149.) Eukrätes erzählt in Gesellschaft, wo von allerlei wunderbaren Dingen die Rede ist, auch von dem ägyptischen Priester Pankrätes (Allmächtig). „Anfangs wußte ich nicht,“ fährt er fort, „wer er war. Wie ich ihn aber, so oft wir ans Land stiegen, unter andern wunderbaren Dingen auf Krokodilen reiten und mitten unter diesen und andern Seetieren herumschwimmen sah und bemerkte, wie sie Respekt vor ihm hatten und ihm mit dem Schwanze zuwedelten, da bemerkte ich, wie der Mann etwas Außerordentliches sein müßte, und nun suchte ich mich durch ein aufmerksames und gefälliges Betragen bei ihm in Gunst zu setzen. Es gelang mir auch so gut, daß er mich bald wie einen alten Freund behandelte und an allen seinen Geheimnissen teilnehmen ließ. Endlich überredete er mich, meine Leute zu Memphis zu lassen und ihn ganz allein zu begleiten; es würde uns an Bedienung niemals fehlen, sagte er. Ich gehorchte, und seitdem lebten wir folgendermaßen: Sobald wir in ein Wirtshaus kamen, nahm er einen hölzernen Thürriegel oder einen Besen oder den Stößel aus einem hölzernen Mörser, legte ihm Kleider an und sprach ein paar magische Worte dazu. Sogleich wurde der Besen oder was es sonst war, von allen Leuten für einen Menschen, so wie sie selbst, gehalten; er ging hinaus, schöpfte Wasser, besorgte unsere Mahlzeit und wartete uns in allen Stücken so gut auf, als der beste Bediente. Sobald wir seiner Dienste nicht mehr nötig hatten, sprach mein Mann ein paar andere Worte, und der Besen wurde wieder Besen, der Stößel wieder Stößel, wie zuvor. Ich wandte alles Mögliche an, daß er mich das Kunststück lehren möchte; aber mit diesem einzigen hielt er hinterm Berge, wiewohl er in allem andern der gefälligste Mann von der Welt war. Endlich fand ich doch einmal Gelegenheit, mich in einem dunkeln Winkel verborgen zu halten und die Zauberformel, die er dazu gebrauchte, und die nur aus drei Silben bestand, aufzuschnappen. Er ging darauf, ohne mich gewahr zu werden, auf

den Marktplatz, nachdem er dem Stößel befohlen hatte, was zu thun sei. Den folgenden Tag, als er Geschäfte halber ausgegangen war, nehm' ich den Stößel, kleide ihn an, spreche die besagten drei Silben und befehle ihm, Wasser zu holen. Sogleich bringt er mir einen großen Krug voll. Gut, sprach ich, ich brauche kein Wasser mehr; werde wieder zum Stößel. Aber er kehrte sich nicht an meine Reden, sondern fuhr fort, Wasser zu tragen, und trug so lange, daß endlich das ganze Haus damit angefüllt war. Mir fing an, bange zu werden, Pankrates, wenn er zurückkäme, möchte es übel nehmen (wie denn auch geschah), und weil ich mir nicht anders zu helfen wußte, nahm ich eine Axt und hieb den Stößel mitten entzwei. Aber da hatte ich's übel getroffen; denn nun packte jede Hälfte einen Krug an und holte Wasser, so daß ich für einen Wasserträger nun ihrer zwei hatte. Inzwischen kommt mein Pankrates zurück, und wie er sieht, was vorgefallen ist, giebt er ihnen ihre vorige Gestalt wieder; er selbst aber machte sich aus dem Staube, und ich habe ihn seitdem nie wieder gesehen."

Lucian legt hier augenscheinlich auf die dem Märchen zu Grunde liegende Idee kein Gewicht; ihm dient das Ganze nur als Beispiel abgeschmackter Aufschneiderei.

Übrigens kehrt die Idee in vielen deutschen und morgenländischen Sagen wieder, so in dem Grimmschen Märchen vom Topf, welcher süßen Hirsebrei kocht, sobald man spricht: „Töpfchen, koch!" und wieder aufhört zu kochen, wenn man sagt: „Töpfchen, steh'!" hier erscheint die fromme Kindereinfalt als allein befähigt, den erreichten Zauber wieder zu bannen. Ähnlich verhält es sich mit dem „Simeliberg". Der gute, arme Bruder weiß die Höhle mit den Schätzen zu öffnen, und zu schließen; der böse, reiche kann sie wohl öffnen, aber das Wort nicht mehr finden, als er hinaus will, und wird von den Räubern gefunden und getötet. So existiert auch eine ganz ähnliche Sage in der Normandie über das Teufelsbannen. Ein Pfarrer, der ein mächtiges Zauberbuch besitzt, läßt es, zum Kranken gehend, auf dem Tische liegen. Der Glöckner macht sich darüber her und liest darin. Als er die Formel spricht, die den Teufel bannt, erscheint dieser augenblicklich. Der Glöckner kommt in große Not; schon will der Teufel mit ihm abfahren, da erscheint der Pfarrer und rettet ihn. Auch das Märchen „Warum die See salzig ist" gehört hieher.

7. Vortrag.

Zelter komponierte die Ballade. In einem Briefe an Goethe giebt er treffliche Winke für den deklamatorischen Vortrag derselben: „Die Art des musikalischen Vortrags im Zauberlehrling ist ungefähr die nämliche, wie ich das Gedicht gern lese; ich fange es nämlich nicht zu schnell an, damit hin und wieder eine raschere

Bewegung und ein kräftiger Vortrag der Beschwörungsworte möglich bleibt, und singe es in einem Strom fort, bis der Meister erscheint, dem ich einen etwas höhern, gebietenden Ton gebe. Die musikalische Pointe liegt meist in der Gewalt des Sängers, der ernsthaft bleiben und sich hüten muß, mit der Aussprache der Worte zu plackern." (Briefwechsel I. 8.)

8. Schriftliche Aufgaben.

1. Der Lehrling erzählt sein Abenteuer. 2. Frisch gewagt, ist halb gewonnen. 3. Erst wäg's, dann wag's! 4. Leichtsinn bringt nimmer Gewinn! 5. Ein anderes Gesicht zeigt die gedachte, ein anderes die vollbrachte That.

III. Periode. 1806 — 1832.

23. Johanna Sebus.

1809.

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 130. — Lüben u. N. Leseb. IV. Nr. 148. — Lüben, Auswahl. II. 164.

1. Erläuterungen.

V. 1. „Das Feld erbraust", ist zur erbrausenden Wasserfläche geworden.

9. „Bühl" ist die oberdeutsche Bezeichnung für Hügel.

16. „Suschen". Warum Goethe Johanna so nennt, wissen wir nicht. (Etwa Anspielung an Bürgers „Schön Suschen"?)

17. „Die Breite", das ausgebreitete, flache Land.

22. „Eine Meereswoge", wie eine Meereswoge.

23. „Gewohnten Steg", nämlich den schmalen Weg, der über den Damm hin zum Hügel führt. Sie kennt die Richtung des Weges, obgleich er mit Wasser bedeckt ist.

27. „Ein Meer", wie ein Meer.

36. „Doch alle Werber sind alle fern", kein Jüngling ist da, sie zu gewinnen.

2. Gedankengang und Gliederung.

Goethe schildert hier in wenigen Sätzen eine Überschwemmung und verwebt mit ihr die Erzählung von der edlen That der Johanna Sebus zu einem harmonischen Ganzen; ein großartiges Landschaftsbild, auf dem sich die handelnden Personen deutlich abheben. Betrachten wir zunächst die Darstellung der Überschwemmung, die so unübertrefflich in ihrer Kürze und allmählichen Steigerung ist. Mit dem Gegenstande, der unser Hauptinteresse in Anspruch nimmt, beginnend, zeichnet uns der Dichter ihn in verschiedenen, aber stets bedeutungsvollen Momenten: Der Damm

zerreißt, er zerschmilzt, er verschwindet, er verschwand, oder richtiger: ist verschwunden. Eben so bedeutungsvoll ist das allmähliche Wachsen der Flut dargestellt: die Fluten spülen, sie wühlen, sie kommen heran wie Meereswogen, sie bilden ein Meer. Des Feldes, der Fläche, wird nur so lange gedacht, als der noch nicht ganz von der steigenden Flut überdeckte Damm noch an ein solches, zu dessen Schutze er erbaut ist, erinnert. Darum auch zum Schluß die bezeichnende Zusammenstellung beider: „Kein Damm, kein Feld!“ Zur Darstellung des Endes der Überschwemmung bedarf der Dichter nur einer Zeile: „Das Wasser sinkt, das Land erscheint“, da eine weitere Ausmalung den empfangenen Eindruck schwächen würde.

Wie die Schilderung mit dem Hauptgegenstande eröffnet wird, so beginnt die Erzählung mit der Hauptperson, mit Schön Suschen, deren Charakter der Dichter nicht beschreibt, sondern ihn gleich in ihren Worten und ihrer Handlung konkret darstellt. Sie rettet zuerst die Mutter, giebt aber auch der Hausgenossin mit ihren Kindern Hoffnung und denkt selbst an die Ziege im Stalle. Während der Damm zerschmilzt und die Fluten höher und höher steigen, kehrt sie trotz der Warnung der Mutter um zur Rettung der übrigen. Aber zu spät! Suschen hat umsonst das Leben gewagt; die Flut zieht alle in den Grund. Und nun steht das edle Mädchen mitten in der Wasserwüste verlassen da. Sie, die für anderer Rettung das Höchste wagte, findet in eigener Not keinen Retter: kein Werber naht, kein Schifflein schwimmt heran; mit einem Blick gen Himmel sinkt sie in die Fluten. So blieb der Lohn der edlen That ihr versagt, und darum beschließt der Dichter seine Erzählung mit dem Lobe derselben.

3. Grundgedanke.

Wahrer Edelmut denkt in Gefahr und Not mehr an die Rettung anderer, als an seine eigene. „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.“ (Schiller, im Tell.)

4. Lesen.

Die schöne Steigerung, welche in der Schilderung der wachsenden Überschwemmung liegt, muß auch beim Lesen bemerklich sein. Durch eine kleine Pause ist die Schilderung von der eigentlichen Erzählung zu trennen. Die Worte Suschens sind in festem, zuversichtlichem Tone, die der Mutter und der Hausgenossin in dem bewegten Tone der Bitte zu lesen. Der Schlußsatz von V. 41 an beginne langsam, mit längeren Pausen bei den Satzzeichen, und ende in entschiedenem, ausrufendem Tone.

5. Form der Darstellung.

Die einfache Erzählung, welche dem Gedicht zu Grunde liegt, ist durch die Behandlung zur Ballade gestaltet worden. Wenigstens verdient das Gedicht mit demselben Rechte zu dieser Dichtungsart gerechnet zu werden, wie Bürgers „Lied vom braven Manne" zu den Romanzen. Zelter hat es kantatenartig komponiert, was Goethe bewog, es unter die Kantaten zu stellen, wozu es jedoch nicht gehört. Die freien Reimzeilen, in denen es geschrieben ist, wandte Goethe in damaliger Zeit mit Vorliebe an.

6. Geschichtliches.

Die hier dargestellte Handlung fällt ins Jahr 1809. Johanna Sebus war ein 17jähriges Mädchen aus dem Dorfe Brienen bei Griethausen, 1 St. nördl. von Kleve im jetzigen Regierungsbezirk Düsseldorf. Die flache Gegend ist sehr oft Überschwemmungen ausgesetzt und wird nur durch Dämme geschützt. Nicht weit von Griethausen, aber schon auf holländischem Boden, trennt sich der Rhein in zwei Arme, Waal und Leck, und hier müssen ungeheure Dämme den Fluten wehren. Am 13. Jan. 1809 nun war auf dem Rheine großer Eisgang, und einer der großen Dämme (bei Kleverham) brach. In einem Hause wohnten die arme Tagelöhnerwitwe Sebus mit 6 Kindern und eine andere Frau mit drei Kindern. Johanna, das 5. der Kinder, rettete ihre Mutter aufs Trockene, wollte auch die andern dem Tode entreißen, aber hinter ihr barst der Damm, und sie konnte nicht mehr zurück. Ihrem Andenken widmete Goethe dies Gedicht, und Napoleon I. 1811 ihr ein Denkmal. Auf die Vorderseite der Marmorplatte, die des sinnigen Künstlers Griffel durch eine auf Wellen ruhende Rose geschmückt, ließ Napoleon setzen:

> Jeanne Sebus, jeune fille, de XVII ans, après avoir sauve sa mère infirme des eaux de Rhin, debordé l'an 1809, se precipita de nouveau dans la fleuve pour arracher à la mort une mère et ses enfants elle y perît. Ce monument a été élevé a se memoire l'an 1811.

Zuerst erschien das Gedicht gedruckt in dem „Heidelberger Taschenbuche" von A. Schreiber auf das J. 1810. S. 8—11, war aber nach dem Goethe-Zelterschen Briefwechsel I, 360 schon am 1. Juni 1809 beendigt. (Über die Komposition vergl. den Goethe-Zelterschen Brief I, 362—66, 381. 386. 391.) Da der Text in diesem nicht unwesentlich von dem jetzigen abweicht, so ist anzunehmen, daß Goethe dasselbe für die Ausgabe von 1815 noch verändert hat.

7. Vergleichung mit Bürgers „Lied vom braven Manne".

Die Ähnlichkeit beider Gedichte liegt in dem Stoffe. Dort wie hier wird uns eine Überschwemmung mit all ihren Schrecken geschildert: die brausende Flut, die Not der um Hilfe Rufenden, der Retter. Der Ausgang der Erzählung ist jedoch verschieden,

dort gelingt dem Retter das kühn Gewagte, hier geht die Retterin mit den Geretteten zu Grunde. Das Goethesche Gedicht ruht also auf einer weit tragischeren Grundlage, als das Bürgersche, und macht schon darum einen tieferen Eindruck. Goethe beschränkt sich daher auch darauf, das Faktum in aller Kürze zu erzählen und hält seine Bewunderung desselben bis auf das Ende zurück, wo sie durchaus am Orte ist. Bürger hat in dieser Beziehung offenbar des Guten zu viel gethan.

Was die Darstellung beider Erzählungen betrifft, so finden wir manches Verwandte, namentlich in Bezug auf das Versmaß. Die Goethesche Schilderung ist einfacher und präziser, die Bürgersche ausgedehnter, mehr in das Einzelne gehend, darum aber nicht minder vorzüglich, ja in der Anwendung verschiedener die Rede verschönernden Mittel, z. B. der Assonanz und Alliteration, dem Wechsel des Versmaßes und dergl., der Goetheschen unbedingt vorzuziehen.

8. Schriftliche Aufgaben.

1. Der brave Mann und Johanna Sebus. Eine Vergleichung. 2. Schilderung einer Überschwemmung. 3. Edle Aufopferung. Eine Erzählung. 4. Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand.

24. Die Krönung Kaiser Josephs II. zu Frankfurt a. M. 1811.

Goethes Wke. in 36 Bdn. XI. 192—200. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 72. — Lüben, Auswahl. II. 165.

1. Erläuterungen.

1. Abschn. „Römer“ heißt das Rathaus in Frankfurt, in welchem sonst die Beratungen zur Wahl der deutschen Kaiser stattfanden.

„Vogelperspektive“ nennt man die Ansicht der Dinge, besonders einer Gegend, wo das Auge einem Vogel gleich in den hohen Lüften schwebend angenommen wird.

2. Zu den „Reichskleinodien“ oder Reichsinsignien gehörten die goldene Krone, das vergoldete Scepter, der goldene Reichsapfel, das Schwert Karls des Gr., das des heiligen Moritz, die vergoldeten Sporen, die Dalmatica (weißer Krönungsmantel) und andere Kleidungsstücke.

„Ceremoniell“, Gebrauch, mit dem Nebenbegriff einer gewissen Feierlichkeit.

3. „Baldachin“, Thronhimmel, von der Stadt Baldac, d. i. Bagdad, so genannt, weil das dort oder nach der Art des dasigen verfertigte Seidenzeug dazu gebraucht wird.

9. Franz I. Stephan, geb. 1708 zu Nancy, 1745 zum deutschen Kaiser gewählt, am 4. Okt. 1745 gekrönt, starb zu Innsbruck im Aug. 1765.

Maria Theresia, geb. zu Wien 1717, Tochter Kaiser Karls VI., regierte von 1740—80 und starb im Nov. 1780.

13. „Genius des Pöbels", Geist, Gesinnung der niedern Volksklassen.

15. „Menächmen", Zwillingsbrüder, aus einer Komödie des römischen Dichters Plautus, worin zwei Zwillingsbrüder von einerlei Namen (Menächmus) und Gestalt aufgeführt werden.

18. „Handquehle", ein nicht sehr gebräuchlicher Ausdruck für Handtuch.

21. „Hausoffiziant", Hausbeamte, Hausdiener. „Büffet", Schenktisch.

22. „Estrade", ein erhöhter Platz in einem Zimmer oder Saale; Bühne, Tritt vor einem Fenster.

23. „Meine Jahre" Goethe war damals noch nicht 15 Jahre alt.

2. Inhaltsangabe nach den einzelnen Abschnitten.

1. Goethe befindet sich nebst mehreren Verwandten und Freunden in einem der oberen Stockwerke des Römers, um von hier aus den Krönungsfeierlichkeiten zuzusehen. Der Platz, auf welchem besonders der Springbrunnen, der Haferhaufen und die Bretterhütte mit dem bratenden Ochsen Gegenstände der Aufmerksamkeit sind, füllt sich nach und nach mit Menschen.

2. Die Sturmglocke verkündet den Zug der Herren, welche die Reichskleinodien nach dem Dome bringen, wohin sich auch die drei Kurfürsten zur Empfangnahme der Insignien begeben.

3. Die Gesandten fahren auf den Römer und reiten von hier aus, unter Anführung des Erbmarschalls, nach der kaiserlichen Wohnung, wohin bereits der Baldachin getragen worden ist. Goethe und seine Gefährten erzählen einander, was dort nun vorgeht.

4. Der prachtvolle Krönungszug erscheint und bewegt sich über den Platz nach dem Dome zu.

5. Von dem Dome bis zu dem Römer wird ein Bretterweg aufgebrückt.

6. u. 7. Während der Ceremonieen im Dome, welche sich später die Goethesche Gesellschaft von Augenzeugen erzählen läßt, genießt sie eine einfache Mahlzeit.

8. Alle freuen sich, nun bald den Kaiser zu Fuß auf der unterdessen fertig gewordenen Brücke wandeln zu sehen.

9. Ältere Personen teilen mittlerweile mehrere Umstände aus der Krönungsfeier Franz I. mit, welche das gute eheliche Verhältnis dieses Kaisers mit seiner Gemahlin Maria Theresia erkennen lassen.

10. Glockengeläute verkündet das Ende der kirchlichen Feier. Der Dom öffnet sich, und der Königszug entfaltet sich von neuem in aller Pracht.

11. Bemerkungen des Verfassers über den Reiz einer politisch-religiösen Feierlichkeit.

12. Ein aus tausend Kehlen erschallendes, aber auch aus dem Herzen kommendes Vivat verbreitet sich von dem Markte her über den Platz.

13. Die Tuchbekleidung der Brücke wird hinter dem Zuge von eigens dazu bestellten Personen abgelöst und dem Volke preisgegeben.

14. Goethe eilt an die große Römerstiege, um den hier heraufkommenden Zug ganz in der Nähe betrachten zu können.

15. Bemerkungen über die Persönlichkeit und Kleidung der beiden Majestäten, von denen der Sohn in seinem Anzuge sich wunderlich ausnimmt.

16. u. 17. Goethe eilt auf seinen vorigen Platz zurück und hört, daß das Volk den am Balkonfenster sich zeigenden Majestäten ein Vivat bringt.

18. Der Erbmarschall, der Erbkämmerer, der Erbtruchseß, der Erbschenk und der Erbschatzmeister verrichten die ihnen bei jeder Krönungsfeierlichkeit obliegenden Ceremonieen. Das Auswerfen des Geldes und der Beutel veranlassen ein ungeheures Gedränge.

19. Der Hafer, der Springbrunnen mit dem Wein und der gebratene Ochse werden dem Pöbel in möglichster Ordnung und mit Maß preisgegeben. Um den Ochsen entspinnt sich zwischen den beiden Innungen der Metzger und Weinschröter ein heftiger Kampf, dessen Ausgang dem Verfasser nicht mehr erinnerlich ist.

20. Zuletzt wird auch die Bretterhütte vom Pöbel gewaltsam abgebrochen, ohne daß jedoch dabei ein Unglück geschieht.

21. Goethe begiebt sich nach dem Eingange des Römersaals, in welchen 44 Grafen die Speisen für den Kaiser, den röm. König Joseph II. und deren Gefolge tragen, und in welchen er selbst durch die Gefälligkeit eines pfälzischen Hausdieners gelangt.

22. Er beschreibt die Anordnung der einzelnen Plätze und bemerkt, daß die der weltlichen Fürsten fast sämtlich leer sind.

23. Nachdem er sich bemüht hat, alles möglichst ins Auge zu fassen, entfernt er sich, um bei guten Freunden in der Nachbarschaft sich zu erquicken.

3. Form der Darstellung.

Goethes Schilderungen entbehren aller schwülstigen Umschreibungen und Rednerblumen, in welchen manche Schriftsteller die Schönheit des Stils suchen; aber sie stellen den Gegenstand durchaus faßbar und plastisch dar. Die vorliegende Schilderung ist nach dieser Seite hin ein wahres Musterstück. Stetig fortschreitend, die Gedanken des Lesers nie länger an einem Punkte haltend, als nötig ist, ihn genau aufzufassen, fühlt man sich am Schlusse so befriedigt, als hätte man selbst an Goethes Stelle der Feier-

lichkeit beigewohnt. Ein besonderer Vorzug des Stückes ist es auch, daß der Verfasser nur äußerst selten durch Reflexionen den Gang des Ganzen stört.

4. Litterar-historische Bemerkung.

Die Schilderung ist der Autobiographie entnommen, welche Goethe unter dem Titel: „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung“ im J. 1811 zu schreiben begann, und mit der er sich fortwährend bis zu seinem Tode beschäftigte. Dies Werk enthält zwar einen Überblick der Erinnerungen früherer Erlebnisse, giebt dieselben aber nicht durchweg treu, sondern in vielen Teilen mannigfaltig abgeändert wieder. Diese Veränderungen haben ihren Grund teils in absichtlicher Bemäntelung, selbst in unbewußter Selbsttäuschung. Jugendbegebenheiten werden darin vielfach vom Standpunkte des gereiften Mannes dargestellt und mit dessen Anschauungen und Empfindungen durchwebt. Ein Auszug aus diesem Werke würde daher keinen wahrheitsgetreuen Lebensabriß geben. Aber das Werk gewährt darum doch einen großen Genuß und ist des großen Dichters würdig, was man am besten erkennt, wenn man sich vor dem Studium desselben durch eine gute Biographie mit dem wirklichen Lebensgange Goethes bekannt macht. Dann wird man wie Jacobi gestehen, daß die Wahrheit dieser Dichtung oft wahrhaftiger ist, als die Wahrheit selbst.

Manche Berichtigung und nähere Auskunft giebt das Werkchen: Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Ein Kommentar zu Wahrheit und Dichtung 1749—75. Ein Suppl. zu Goethes Werken. Frankf., 1862.

25. Jung-Stilling.
1812.

Goethes Wke. in 36 Bdn. XI. 362—364. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 73. — Lüben, Auswahl. II. 172.

1. Erläuterungen.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, wurde den 12. Sept. 1740 zu Grund im Nassauischen geboren, wo sein Vater Schneider und Schulmeister war. In Straßburg, wo er Goethe kennen lernte, studierte er Medizin, wurde dann Arzt in Elberfeld, hierauf Hofrat in Heidelberg, und privatisierte zuletzt in Karlsruhe, wo er am 2. April 1817 starb. Er war ein wahrhaft frommer, einfacher, liebevoller Mensch, auch ein trefflicher Augenarzt, der über 200 Blinden das Gesicht wiedergegeben. Seine Schicksale beschrieb er in treuer und schlichter Weise in „Heinrich Stillings Leben“ 1777—1806. 5 Tle.*) In diesem

*) F. Freiligrath sagt hierüber in den beiden ersten Strophen seines Gedichts: „Dorfgeschichten. (An Berthold Auerbach.)“:

Werke befinden sich charakteristische Bemerkungen über Goethe, die wir nach der Ausgabe Stuttgart, 1835, S. 270 hier anfügen. Stilling, der stets von sich in der dritten Person spricht, erzählt von seinem Aufenthalte in Straßburg:

„Des andern Mittags gingen sie zum erstenmale ins Kosthaus zu Tische. Sie waren zuerst da; man wies ihnen ihren Ort an. Es speisten ungefähr 20 Personen an diesem Tische, und sie sahen einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchse mutig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen letzteren: „Das muß ein vortrefflicher Mann sein". Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für

---

„Als Knabe schon von Berg- und Hüttenmännern
Hab' ich entzückt ein kleines Buch gelesen:
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern,
Und ist ein herzig's kleines Buch gewesen,
Ein rechter Spiegel alter Bauerntugend: —
Mit Namen hieß es: „Heinrich Stillings Jugend".

Das war die erste deutsche Dorfgeschichte!
Die hat mit Lied, mit Märchen und mit Sage,
Die hat in Einfalt und in edler Schlichte
Das Gold im Volke treu geschürft zu Tage,
Die ließ mich schau'n durch ihrer Meiler Schwelen
Im festen Umriß starke, mut'ge Seelen.

Schenkendorf hat diesem Buche, das besonders in seinen drei ersten Teilen „ein Brunnen der lebendigsten, volksmäßigsten Poesie" ist, folgende Strophen gewidmet:

„Dem Büchlein dein bin ich so hold",
Sang Stolberg vor gar langer Zeit;
Auch mich hat früh das reine Gold
Aus diesem klaren Bach erfreut.

Wie, hohen Patriarchen gleich,
Der Eberhard sein Haus regiert,
Und wie sein Dortchen, fromm und weich,
Der treue Wilhelm heimgeführt.

O Köhlerlust im hohen Wald,
Ihr alten Schlösser, kühn gebaut!
In Stillings besten Liedern schallt
Von euch noch immerfort ein Laut.

Auf Bergen deine Wanderschaft,
Der alten Sagen junge Lust,
Und Gottes Treue, Gottes Kraft,
Die immer nah' war deiner Brust. (Gedichte. 3. Aufl. 361.)

Das Werk führt in der neuesten Volks-Ausgabe folgenden Titel: Johann Heinrich Jungs (gen. Stilling) Lebensgeschichte oder dessen Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, Lehrjahre, häusliches Leben u. Alter. Eine wahrhafte Geschichte für christliche Familien. 3. Aufl. Mit e. einleit. Vorr. v. Prälat v. Kapff. Mit d. Bildn. Stillings. Stuttg., 1857. 3,20 M.

einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen „Herr Goethe“ nannte.“

Nun spricht er von seinen übrigen Tischgenossen, unter denen Goethe die Regierung hatte, „ohne daß er sie suchte“, und fährt dann weiter fort:

„Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manschesternen Unterkleidern; nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutel-Perücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einstmals aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran, als nur Herr Waldberg von Wien. Dieser sah ihn an, und da er schon vernommen hatte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn: Ob wohl Adam im Paradiese eine runde Perücke möchte getragen haben? alle lachten herzlich, bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stilling fuhr der Zorn durch alle Glieder und antwortete darauf: „Schämen Sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht wert, daß er belacht werde!“ Goethe aber fiel ein und versetzte: „Probiere erst einen Menschen, ob er des Spottes wert sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum besten zu haben!“ Von dieser Zeit an nahm sich Herr Goethe Stillings an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, Stilling Liebe zu erzeigen. Schade, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!“

„Sein bedeutendes Gesicht“. Bedeutend ist ein Lieblingsausdruck von Goethe, den er unzählige Mal gebraucht, wo ihn kein anderer gebrauchen würde. Er verbindet damit den Begriff alles geistig Großen, Erhabenen, alles Vielversprechenden und zu großen Erwartungen Berechtigenden.

„Das Element seiner Energie“, der Grundbestandteil seiner Thatkraft, aus der alles Übrige hervorging.

„Er war nicht allein redselig, sondern beredt“, d. h. er redete nicht bloß, um zu reden, weil ihm das Reden an sich Vergnügen machte, sondern er redete mit vollem Bewußtsein dessen, was er sprach, mit Überzeugung und Erfolg.

„Naivetät“, Unbefangenheit, liebenswürdige Einfalt.

2. Gedankengang.

Eine Gesellschaft, mit der man täglich zusammenkommt, auf deren Unterhaltung man bei Tische angewiesen ist, kann einem

nicht gleichgültig sein. Goethe richtet deshalb ein strenges Augenmerk auf jedes neue Mitglied der Tischgesellschaft und entwirft treffende Charakeristiken von jeder hervorragenden Persönlichkeit. Eine solche ist auch Jung. Der Mann interessiert ihn ganz besonders, und darum sucht er ihn genau kennen zu lernen. Das erste, was in die Augen fällt, ist die Gestalt im ganzen und ihr Kleid, dann erst schaut man nach dem Gesichte und hört auf die Stimme, um sich nach diesen Äußerlichkeiten einen Schluß für das Innere, die Seele, zu bilden. So auch Goethe: Jungs Gestalt zeigt ein Gemisch von Derbem und Zartem, er kleidet sich altmodisch, sein Gesicht ist bedeutend und gefällig, seine Stimme sanft, ohne schwach zu sein, im Eifer wohltönend und sogar stark. Goethe schließt sich ihm näher an, und nun erst, nachdem er seinen Lebensgang und seine Erfahrungen kennen gelernt hat, wird ihm sein Inneres klar. Sein gesunder Menschenverstand, der vom Gemüt geleitet wird, aber von einem für alles Gute und Große begeisterten Gemüt, scheint ihm das Ergebnis eines einfachen, aber ereignisreichen und thätigen Lebens, sein unverwüstlicher Glaube an Gott und dessen unmittelbare Einwirkung auf das Geschick der Menschen das Ergebnis seiner Erfahrungen zu sein. Diese Erfahrungen, die zugleich sein Urteil über Jung begründen helfen sollen, will Goethe wenigstens in einigen Zügen dem Leser nicht vorenthalten. Deshalb giebt er uns ein kleines, aber genügendes Bild von dem Lebensgange und den Lebensschicksalen Jungs, wobei er besonders bei dessen Umgange mit jenen von der Welt abgeschlossen lebenden, sich gegenseitig erbauenden, höchst gebildeten Menschen verweilt, weil Jung diesem Umgange seine eigentlichste Bildung verdankt. Goethe weist dies nun treffend nach. Gesellschaftlich lebende Menschen, deren Interesse auf Sittlichkeit, Wohlwollen und Wohlthun beruht, die ein reines Gewissen und einen heitern Geist haben, müssen eine wahrhaft natürliche, keine Alters- und Ständeunterschiede kennende Geistesbildung, einen Hang zur Geselligkeit und die Fähigkeit besitzen, in ihrem Kreise sich über alle Herzensangelegenheiten gefällig ausdrücken zu können. In ihrem Kreise — das sehen wir im Verlauf der Charakteristik Jungs. Er ist beredt, erzählt namentlich seine Lebensgeschichte trefflich; aber er muß Gesinnungsgenossen, oder wenigstens keine Widersacher zu Zuhörern haben. Er fühlt sich unbehaglich, wenn man ihn störend unterbricht, Sachen des Glaubens in Zweifel zieht, seine Überzeugung verspottet, ihm widerspricht. So liegt sein Bild klar vor uns, und wir finden es begreiflich, daß er sich zu einem Jünglinge wie Goethe hingezogen fühlt, der sich genau in seine Sinnesweise zu schicken wußte.

3. Gliederung.

Die Anlage unseres Musterstückes würde also nach vorstehender Verfolgung des Gedankenganges folgende Hauptabschnitte ergeben:

I. Zusammentreffen des Dichters mit Jung.
II. Charakteristik Jungs.
 A. Sein Äußeres.
 B. Sein Inneres.
 C. Ursachen der Eigentümlichkeit seiner Geistesbildung.
  1. Einfluß seines Lebensganges.
  2. Einfluß des Umganges.
III. Verhältnis des Dichters zu Jung.

4. Form der Darstellung.

Was wir schon beim vorigen Stücke in Bezug auf die Form sagten, gilt auch hier, nur daß wir auf dem höhern Gebiete der Charakterschilderung noch mehr den Meister in treuer, lichtvoller und prägnanter Darstellung erkennen.

5. Litterar-historische Bemerkung.

Die Charakteristik Jungs ist dem 9. Buche von „Wahrheit und Dichtung" entnommen, in welchem Goethe vorzugsweise die Persönlichkeiten charakterisiert, mit welchen er in Straßburg (1769—71) in Berührung kam.

26. Die wandelnde Glocke.

1813.

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 158. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 13. — Lüben, Auswahl. II. 174.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Fand es stets ein Wie", volksmäßig für: „fand es stets eine Ausflucht."

2. „Und so ist dir's befohlen". So = somit, durch das Läuten der Glocke.

„Und hast du dich nicht hingewöhnt", nämlich zu der Kirche.

4. „Glocke Glocke" — bezeichnende Hinweisung auf das Horchen des sich beunruhigt fühlenden Kindes.

„Die Mutter hat gefackelt", hat mir etwas weiß gemacht, mich scherzend getäuscht, hat bloß gespaßt. Fackeln heißt nämlich, wie flinkern und flunkern, gleichsam mit dem Lichte der Wahrheit hin- und herfahren, so daß es nicht hell leuchtet, „irrlichterieren", wie es Goethe im Faust nennt; aber auch langsam zu Werke gehen, Umstände machen, zaudern; Ausflüchte suchen, tändeln, schmeicheln.

5. „Es läuft, es kommt, als wie im Traum", anfangs läuft das Kind im Schrecken noch fort, dann aber kehrt es voll Angst, ohne sich besinnen zu können, „wie im Traum", in welchem man mit seinen Bewegungen nicht recht von der Stelle kommen kann, wieder um und der Kirche zu.

6. „Zur Kirche, zur Kapelle". Kapelle bezeichnet wohl den Standort des Kindes in der Kirche. Vielleicht wollte aber der Dichter durch diese Zusammenstellung auch nur die Hast des Kindes bezeichnen.

7. „Gedenkt es an den Schaden", einmal: den es hat, wenn es nicht zur Kirche geht, dann: an das gedachte Unglück, das möglicherweise in Erfüllung gehen kann.

„Nicht in Person sich laden". In sofern die Glocke aus eigenem Willen ihren Stuhl verläßt und angewackelt kommt, kann man sie sich wohl als Person denken. Das bloße Läuten ist noch keine persönliche Einladung.

2. Inhaltsangabe.

Ein Kind, das Sonntags hinter der Kirche herumzulaufen pflegt, verachtet die Drohung der Mutter, daß die Glocke es holen werde, bis es zu seinem Schrecken gewahr wird, daß die Mutter nicht gefackelt hat. Dem angedrohten Schicksal zu entgehen, läuft es zwar anfangs noch in derselben Richtung fort, kehrt dann aber, wie von einer höheren Macht getrieben, schnell um, eilt der Kirche zu und läßt sich nie wieder dazu treiben.

3. Grundgedanke.

Die Glocke repräsentiert hier die Religion: sie ruft zur Kirche und holt den Säumigen. Die Religion tritt also unmittelbar wirksam auf und straft den Leichtsinnigen. — Was ist von dem in der letzten Strophe erwähnten Antriebe des Kindes zum Kirchengehen zu halten?

4. Form der Darstellung.

Wir haben ein echtes Kindermärchen in Form einer Ballade vor uns, das als solches unübertrefflich erzählt ist, weil es lebhaft und voll Eindruck dargestellt ist und den Volkston glücklich trifft.*) Daß dies oft auf Kosten der grammatischen Genauigkeit

*) Wer so, unmittelbar Glauben verlangend, ein solches Märchen erzählen kann, wie die wandelnde Glocke, ohne Reflexion, ohne Bemerkungen, welche den Zweifel wecken; wer so zutraulich und warm das treue Mutterwarnen nachahmen kann, wie Goethe am Schlusse vom treuen Eckart, ohne ins Ordinäre und Platte zu fallen, in dessen Seele hat der Kindessinn noch eine große Stätte, und es tadle uns daher niemand, wenn wir diese beiden Kleinigkeiten voran stellen den gewaltigen und großartigen Erzeugnissen der

geschehen ist, liegt eben in der Eigentümlichkeit der volkstümlichen Redeweise, die sich zur sprachlichen Darstellung eines Gedankens oft an sich unvollständiger und undeutlicher Ausdrücke bedient. Belege hierzu bietet zunächst der 2. V. der 2. Str. dar. Es malt sich in diesem bruchstückweise hingeworfenen Satze die Nachlässigkeit der gemeinen Sprechweise, die aber verständlich ist, wenn man sich die ganze Situation genau vergegenwärtigt. Ferner ist die Isolierung des Subjekts, das von der Aussage durch das Fürwort „es" (Str. 3, V. 1) oder gar noch durch die Adverbialbestimmung „mit Schrecken" (Str. 5, V. 2 und 3) getrennt wird, der Volkssprache angemessen. Der Erzähler würde sagen: „Das Kind aber, was thut es? — Es denkt" u. s. w. Eben so volkstümlich ist der 1. V. in der 6. Str.

Das Erzählte sinnlich zu veranschaulichen, bedient sich der Dichter oft der Nachahmung der Sache durch Laute oder eigentümliche Worte. So vergegenwärtigt das zweimalige „Glocke" in der 4. Str., sowie der Binnenreim (Reim innerhalb desselben Verses) in Str. 3, V. 1, das einförmige Tönen der Glocke, und „Wackeln" und „Fackeln" bezeichnen sehr glücklich das zur Anschauung zu Bringende. Durch die Stellung dieser beiden Wörter als Reime und die Wiederholung des „Wackeln" in der 5. Str. wird ihre Bedeutung noch mehr hervorgehoben. Die ganze 5. Str. malt den Schrecken des Kindes in trefflicher Weise.

Der Strophenbau ist einfach, das Versmaß (abwechselnd vier- und dreifüßige Jamben mit männlichen und weiblichen Reimen) gefällig.

5. Bemerkung über die Veranlassung des Gedichtes.

Die wandelnde Glocke, oder (wie die Überschrift ursprünglich heißt) die wackelnde Glocke, findet sich in dem Goethe-Zelterschen Briefwechsel (II. 86) mit dem Datum: Töplitz, den 22. Mai 1813.

Riemer meldet darüber in seinen Mitteilungen über Goethe (II. 576) folgendes: „Das Ganze beruht auf einem Scherz und Spaß, den sein Sohn und ich gemeinschaftlich mit einem kleinen Knaben zu treiben liebten, der, des Sonntags vor der Kirchzeit uns besuchend, bei beginnendem Geläute, besonders der durchschlagenden großen Glocke, sich einigermaßen zu fürchten schien. Nun machten wir ihm weiß, die Glocke steige auch wohl von ihrem Stuhle herab, käme über Markt und Straße hergewackelt und könne sich leicht über ihn herstülpen, wenn er sich draußen blicken lasse. Diese wackelnde einbeinige Bewegung bildete der humor-

---

Goetheschen Lyrik: „der Geist, der den Prometheus und die Grenzen der Menschheit schuf, offenbart sich hier in diesen unscheinbaren Gedichten deutlicher, weil er uns näher steht, als auf den Höhen." Otto Vilmar, Zum Verständnisse Goethes. Marburg, 1861.

und scherzreiche August (Goethes Sohn) mit einem ausgespannten Regenschirme dem Kinde vor und brachte es dadurch, wo nicht zum Glauben, doch zur Vorstellung einer Möglichkeit der Sache. Nach langen Jahren überraschte mich Goethe durch Zusendung jenes Gedichtes, das aus einer kindischen Fabelei eine lehrreiche Kinderfabel entwickelte."

27. Der getreue Eckart.
1813.

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 159. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 74. — Lüben, Auswahl. II. 175.

1. Die dem Gedicht zu Grunde liegende Sage.

Wie Riemer berichtet, dichtete Goethe diese Ballade 1813 in Töplitz, von wo aus er sie am 6. Juli erhielt. Die Quelle war vielleicht die thüringische Chronik von Joh. Heinr. von Falkenstein, der sie in (I. Kap. IV. 166) folgendermaßen erzählt: „Von der Frau Holle wissen die Bauern in Thüringen viel abenteuerliche Dinge zu erzählen. Gegen das Fest der Geburt Christi soll sie sich am meisten hören lassen. Da haben nun die gemeinen Leute allerhand Aberglauben und sagen unter anderm: Wenn eine Magd vor dem Weihnachtsfeste ihren Rocken nicht abspinne, so komme die Frau Holle und thue ihr einen stinkenden Possen in den Flachs. Christoph Philipp von Waldenfels erzählet: es wäre einstens in einem thüringischen Dorfe, Schwarza genannt, die Frau Holla oder Hulda an dem Weihnachtsfeste durch das Dorf passiert mit ihrem wütenden Heere, vor welchem der getreue Eckart hergegangen und die Leute gewarnt, sie sollten aus dem Wege gehen. Da habe es sich getroffen, daß demselben zwei Knaben aufgestoßen, welche aus dem nächsten Dorfe Bier geholet, und als sie den Schatten ansichtig geworden, sich in eine Ecke oder Winkel versteckt, denen aber einige Furien nachgeeilet, ihnen die Kannen abgenommen, und das Bier ausgesoffen. Als nun alles hinweg und vorbei, kamen die Knaben aus ihrem Winkel wiederum hervor und gingen nach Hause, waren aber sehr bekümmert, was sie vorwenden sollten, weil sie kein Bier mitbrächten. Indem sie nun also bei sich deliberieren, so sei der treue Eckart zu ihnen gekommen und habe gesaget: Sie hätten wohl gethan, daß sie das Bier freiwillig hergegeben, anders würden die Furien ihnen die Hälse umgedreht haben. Sie sollten nur getrost fortgehen, ihre Kannen zu sich nehmen, zu Hause aber nichts von demjenigen, was geschehen, in dreien Tagen sagen. Wie diese nach Hause gekommen, so wären die Kannen voll Bier gewesen, und wenn sie auch davon getrunken,

so hätte doch das Bier nicht abgenommen, so lange sie geschwiegen; als sie aber die Sage gesaget und das Stillschweigen gebrochen, so wäre auch das Bier alle geworden. Das sind nun freilich solche Histörchen, welche die Bauern auf denen Bierbänken in der Schenke, oder die Mägde beim Spinnrocken einander erzählen."

Harmloser, als in diesen Darstellungen, erscheint die Frau Holla in der Erzählung, welche die Gebr. Grimm im I. Bde. ihrer „deutschen Sagen", S. 7 mitteilen.

2. Erläuterungen.

Str. 1. „O wären wir weiter, o wär ich —" Das ich im Gegensatz zu dem wir ist sehr wirksam, denn man glaubt, jedes Kind besonders klagen zu hören.

„Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus". In dem kommen liegt eine unbestimmte Ankündigung. Die Wiederholung des Zeitworts steigert unsere Spannung; etwas ganz Bestimmtes wird von den Ankommenden nicht gesagt, sie werden nur im allgemeinen als Kinder der Nacht, weil grausenerregend, ein Graus genannt.

Die alten Deutschen faßten den in den Winternächten heulenden Sturmwind als nächtliche Jagd gewisser Gottheiten, des Wuoton, Fro, der Frigga (Gemahlin Wuotons), Nirdu, Nerthus, Hertha, Perchtha, Bertha, Holda, Holle auf, die seit dem 15. Jahrh. auch Frau Venus heißt, und ihren Hof im Hörselberge bei Eisenach halten soll, und knüpften diese Erscheinungen an bestimmte Zeiten vor und nach Weihnachten, z. B. die Fronfasten (der erste Mittwoch, Freitag u. Sonnabend nach Herbst- u. Winters-Anfang), die Zwölften (24. Dez. bis 6. Jan.). Ausgeführt wurde diese wilde Jagd von den Hulden, welche gespenstige Wesen, Nachtfrauen im Dienste der Frau Holle waren, und ihr Jagdgefolge bildeten.

Die christliche Vorstellung verwandelte ihren Namen in Unholden, da dieselben Elbwesen, welche dienstwillige Menschen reichlich beschenkten, widerspenstigen Tod und Verderben brachten. Später nahm der Volksglaube an, daß es Töchter des Teufels und der Hexen wären, und nannte diese bösen Mittelwesen Holdeken, Dinger ꝛc. In der Eislebener und Mansfelder Gegend schreitet dem Jagdzuge der Holden an jedem Fastnacht Donnerstage der getreue Eckart vorauf und heißt die Leute mit seinem weißen Stabe aus dem Wege gehen, damit sie nicht Schaden nehmen.

2. „Und drücken sich schnell", schleichen unbemerkt fort, fürchtend, daß sie ihnen das Bier austrinken.

„Von durstiger Jagd", d. h. durstigmachender, so wie man von gesunder Arznei spricht.

3. „Gesagt so geschehen!" = Wie gesagt, so gethan.

„Doch schlürft es und schlampft es —". Das

Gespenst verdient als ein Gestaltloses die Unbestimmtheit des Neutrums. Schlürfen = mit eingezogener Lippe trinken; schlampfen = mit heraushängender Zunge, wie ein Hund, saufen, also mit roher Gier einsaugen.

„Gethal“, ein neues Wort, das aber hier vortrefflich paßt, da es gleichsam die weiteste Landschaft vor uns eröffnet.

4. „Gen Hause so schnell“, statt gehen oder eilen nach Hause, ist auffallend. Der Gebrauch des aus gegen abgekürzten gen kommt sonst nur in gen Himmel, gen Osten, gen Westen u. s. w. vor.

„Wir kriegen nun Schelten —“, die sonst ungebräuchliche Mehrzahl des sächsischen Wortes: die Schelte, d. h. Vorwurf, Ausgezanktes.

5. V. 4. „Vom Wundermann hat man euch immer erzählt.“ Zum Lohne für die aufopfernde Treue, welche Eckart, ein im 4. Jahrh. im Elsaß lebender Held als Vormund seinen Mündeln bewiesen hatte, machte ihn die Sage zu einem freundlichen Berater und Beschützer der Kinder und Schwachen, und erzählt von ihm mancherlei Wunderdinge zur Verherrlichung des Sprichwortes: „der treue Eckart warnt jedermann“.

7. „Das Wunder, es dauert“. Die Isolierung des Hauptwortes durch Hinzufügung des unbestimmten Pronomens findet sich bei Goethe häufig (z. B. Str. 7, V. 4; „die wandelnde Glocke“ Str. 3, V. 1) und ist der gemütlichen, gemeinen Art der Erzählung gemäß.

8. „Alderman“, niedersächsischer Ausdruck für das hochdeutsche Ältester (an Jahren oder an Amtswürde), „Vorgesetzter“ hier so viel als älterer, erfahrener Mann.

3. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Die Kinder hören zitternd den nächtlichen Graus herankommen und fürchten für ihr Bier.
2. Eckart beruhigt sie und rät ihnen, die unholden Schwestern trinken zu lassen.
3. Das schauerliche Heer kommt heran, schlürft begierig das Bier aus und verschwindet dann in der Ferne.
4. Eckart gesellt sich wieder zu den ängstlichen Kindern, tröstet sie und heißt sie verschwiegen sein.
5. Er giebt sich als den alten Getreuen, den Kinderfreund, den Wundermann, von dem sie gewiß schon oft erzählen gehört, zu erkennen.
6. Sie kommen zu Hause an, sehen erstaunt, wie die Eltern sich an dem Bier laben und den Krug gar nicht leer bekommen, so lange sie auch davon trinken.
7. Am morgenden Tage dringen sie mit Fragen auf die

Kinder ein, die endlich mit dem Geheimnis herausplatzen und damit dem Wunder ein Ende machen.

8. Ermahnung zur Verschwiegenheit.

4. Inhaltsangabe des Ganzen.

Kinder kommen mit einigen Krügen Bier, welches sie aus der Nachbarschaft haben holen müssen, als die „Unholden" über sie herfallen und in ihrem wütenden Durste die Krüge rein ausleeren. Die armen Kinder weinen darüber bitterlich, der Scheltworte und Schläge daheim gewärtig, als der treue Eckart sie trostvoll ermahnt, nur ruhig nach Hause zu gehen, daheim aber von dem, was geschehen, zu schweigen. Sie kommen zu Hause an, setzen die Krüge hin, und siehe, das köstlichste Bier ist darin und wird gar nicht alle, so lange auch davon getrunken wird. Anfangs sagen die Kinder nichts, endlich plaudern sie doch, und sogleich ist das Bier verschwunden.

5. Grundgedanke.

Er liegt in den Worten: „Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut", eine Lehre, die leicht trivial geworden wäre, wenn nicht der gewählte Ausdruck in dem vorhergehenden und das Symbolische in dem nachfolgenden Verse sie bedeutend höben. H. Kurz sagt von dieser Ballade, wie von der „wandelnden Glocke", der Dichter habe den Gedanken veranschaulichen wollen, daß die Welt des Wunderbaren im Glauben aufgeht und durch den Zweifel (hier als Ungehorsam versinnlicht) vernichtet wird. Viehoff findet als Grundgedanken: Das Wunder muß, wie der Glaube, dessen Kind er ist, in verschwiegener Brust gehütet werden; der Sprache, dem Geschöpf des Verstandes, preisgegeben, verliert es Kraft und Dasein.

6. Form der Darstellung.

Die ganze Behandlung des Stoffes hat viel Malerisches, so daß man meint, mit den Kindern selbst in der Landschaft zu stehen und das Ungewitter vorbeibrausen zu sehen. Die Strophen bestehen aus 6 Versen, von denen 1 u. 2, 4 u. 5 sich auf einander reimen, die mittelsten und die Schlußzeile reimlos bleiben. Das Versmaß ist jambisch-anapästisch. Jeder Vers beginnt mit einem Jambus, auf den in V. 1, 2, 4, 5 drei Anapäste, in V. 3 u. 6 aber nur zwei Anapäste mit einer überzähligen Silbe folgen. — Die Sprache ist ziemlich ungezwungen, ja Götzinger nennt sie sogar nachlässig. Zu dem Ungewöhnlichen gehört außer den schon oben erwähnten „gen" und „die Schelten" auch die Trennung des Attributs vom Substantiv (Str. 1, V. 5), welches mit

dem Artikel nachgesetzt wird. Das Anstößige mildert sich, wenn man sich „Geholte“ als Substantiv denkt: „das mühsam Geholte, das Bier“. Eigentümlich steht auch das „und“ zu Anfang der 8. Str., da es durchaus nichts verbindet. Goethe liebte dies Bindewort.

Aber auch des wahrhaft Schönen finden wir manches in der Ballade. „Schlürfen“ und „Schlampfen“ empfehlen sich durch die Allitteration, durch die volkstümliche Farbe und das Nachahmen des Naturlautes, und malen die tierische Gier der Unholden aufs beste. Ähnlich ist es mit dem Verse: „Nun saust und braust es, das wütige Heer“; und vortrefflich in Klang und Sinn passen zu einander „Gethal und Gebirge“. Besonders anschaulich ist auch die Schilderung der schwatzenden „Mäuslein“ im 4. u. 5. V. der 7. Str.

28. Gleich und Gleich.

1814.

Goethes Wke. in 36 Bdn. I. 17. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 73. — Lüben, Auswahl. II. 176.

1. Erläuterungen.

V. 4. „In lieblichem Flor“, in lieblicher Blüte, oder auch: umgeben von lieblichen Blumen.

2. Inhaltsangabe.

Ein Blümchen hat sich früh entfaltet und erhält von einem Bienchen Besuch, das seinen Honig nascht. In der Natur findet das Gleiche sich von selbst zu einander.

3. Grundgedanke.

In einem kleinen, aber überaus freundlichen Bilde stellt uns Goethe die Natur in ihrer inneren Einheit, in ihrem Frieden dar. Das Blümchen blühet nicht sich selber, sondern der Biene, die es bei ihrem Ausfluge bereits zu ihrem Empfange geöffnet sieht. „Die Natur bietet keine unversöhnten Gegensätze, kein zusammenhangloses und liebeleeres, vereinsamtes Fürsichsein, sie verbindet in fortwährender Güte das Gleiche mit dem Gleichen, und das suchende Herz findet den Gegenstand seines Sehnens und seiner Liebe gewiß.“ (Kriebitzsch.)

4. Form der Darstellung.

Sie entspricht der Einfachheit des Inhalts. Leicht, frei und freudig gleiten die kurzen, zweihebigen Verschen dahin, weshalb sich das Lied gut zur Komposition eignete. Zelter, Goethes

Freund, setzte es in Musik, und schreibt unterm 31. Aug. 1819: „Dann habe ich wieder ein Stückchen gefertigt: Gleich und Gleich, und magst du doch hinhorchen, ob wir noch ein Blümchen anhauchen können, das einem Bienchen Appetit macht? Ich bediene dich, wie man den Göttern opfert, indem man ihnen ihre eigenen Gaben darbringt. Nimm, alter Knabe, Mein, was Dein ist, und verkenne es so gern, als es Dein ist." (Briefw. III. 52.)

Will man die vorstehend besprochenen Stücke mit Beachtung ihrer Verwandtschaft vorführen, so kann man folgende Ordnung inne halten.

I. Poesie.

A. Epische Dichtungen.

1. Fabeln. Adler und Taube.
2. Allegorieen. Mahomets Gesang. — Gesang der Geister über den Wassern. — Meeresstille und glückliche Fahrt. —
3. Legenden. Legende vom Hufeisen.
4. Balladen. Heidenröslein. — Der Fischer. — Erlkönig. — Der Sänger. — Mignon. — Der Zauberlehrling. — Johanna Sebus. — Die wandelnde Glocke. — Der getreue Eckart. —
5. Epen. Reineke Fuchs. — Hermann und Dorothea. —
6. Romane. Werthers Leiden.

B. Lyrische Dichtungen.

1. Lieder. Wandrers Nachtlied. — Ein Gleiches. (Wandrers Nachtlied.) — Gleich und Gleich. —
2. Schilderungen. Vorfrühling.
3. Epigramme. Zwei venetianische Epigramme.

C. Dramatische Dichtungen.

Götz von Berlichingen. — Iphigenie auf Tauris.

II. Prosa.

1. Reisebeschreibungen. Das Chamouni-Thal. — Briefe aus Italien. —
2. Geschichtliche Schilderungen. Die Krönung Kaiser Josephs II. zu Frankfurt.
3. Biographisches. Jung-Stilling.

Leben und Charakteristik Goethes.

I.

1. Kindheit und Jugend.
1749—1771.

1. In der Mittagsstunde des 28. Aug. 1749 trat Goethe zu Frankfurt a. M. ins Leben und erhielt des folgenden Tages bei der Taufe von seinem Großvater mütterlicher Seite, dem kaiserlichen Rate und Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor, die Namen Johann Wolfgang. Über seiner Geburt hatte ein günstigerer Stern gewaltet, als über der seiner nachgebornen Geschwister, welche in früher Kindheit dahinstarben bis auf eine ein Jahr jüngere Schwester, Cornelia. Sein Vater, Doktor der Rechte und kaiserlicher Rat, war ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, die er sich durch den angestrengtesten Fleiß erworben, von ernstem, entschiedenem Charakter, wenig gesprächig und gesellig, aber bei aller äußern Schroffheit gerade und rechtschaffen. Wurde das Herrische seines Wesens nicht selten für die Glieder der Familie hart und drückend, so wirkte hingegen die lebendige Natürlichkeit der Mutter, die mit einem reichen Gemüte begabt war, anregend und belebend auf die Kinder, besonders auf unsern Goethe. Sie war es, durch deren lebendige Erzählungsgabe die Einbildungskraft des Knaben angeregt und zuerst in die Märchen- und Zauberwelt eingeführt ward. Diese Phantasiebilder erhielten noch mehr dramatisches Leben durch das Puppenspiel, mit dessen Vorstellung der Knabe zum Weihnachtsfeste 1753 überrascht wurde, und das zu wiederholten Festgenüssen in seinen Händen blieb.

Auch das elterliche Haus, das dem Knaben eine Welt war, da er wenig von seiner Vaterstadt zu sehen bekam, bot seiner Einbildungskraft reiche Nahrung dar. Alt, winkelhaft, an vielen Stellen düster, mit unzusammenhängenden Zimmern, zu denen eine turmartige Treppe führte, war es geeignet, Ahnungen und Schauer in kindlichen Gemütern zu wecken. Außer der geräumigen Hausflur mit dem vogelbauerartigen, hölzernen Gitterwerke neben der Thür, durch welches die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung kamen, war ein Zimmer im 2. Stock, das Gartenzimmer genannt, des Knaben liebster Aufenthalt, und hier empfing sein junges Herz tausend Eindrücke, die durch das ganze Leben nachklangen. Wenn er dort zu Frühlings- und Sommerzeiten die aufgegebenen Lektionen lernte, so blickte sein Auge oft sehnsüchtig vom Buche über die schönen Nachbargärten, über Stadtmauern und Wälle weg, in die fruchtbare Ebene hin, die sich nach Höchst zieht. In diesem Zimmer beobachtete er die Gewitter, hier weidete er sich am Glanze der untergehenden Sonne. Und wenn er dann die

Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, die Kegelkugeln rollen, die Kegel fallen hörte, so erregte dies früh in ihm ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden ahnungsvollen Sehnsucht.

Nach dem Tode der alten Großmutter väterlicherseits, einer freundlichen, sanften Frau, die im Frühling 1754 starb, wurde das alte Haus zu einem neuen umgeschaffen, und Goethe kam auf kurze Zeit in eine öffentliche Schule, und lernte nun auch seine Vaterstadt, die alte blühende Reichs- und Kaiserstadt mit ihren historischen Erinnerungen und Denkmälern kennen. Die öffentlichen Gebäude waren eine Chronik der Stadt, die Messe breitete die Gegenstände des Handels und was alles die Neugier der Kinder reizen konnte, vor ihm aus, und der Frankfurter Büchermarkt diente dazu, seinen Hang zu altertümlicher Sage zu nähren, indem er hier frühzeitig die deutschen Volksbücher kennen lernte.

Bald nach Vollendung des neuen Hauses begann der häusliche Unterricht wieder, den der Vater dem Sohne schon seit dem 4. Lebensalter selber erteilte. Sein Lernen war von Anfang an mehr ein vielseitiges Lesen, als methodisches Studium, und indem er neben einander Biblisches und Profanes, alte und neue Sprachen, Geschichtliches und Poetisches trieb, legte er den Grund zu seinen vielseitigen wissenschaftlichen Kenntnissen. Durch die Gemäldesammlung des Vaters wurde dem Knaben schon früh die Kunstwelt Italiens eröffnet, für welche der Vater eine große Vorliebe hegte, und die Übungen im Zeichnen, sowie der Verkehr mit Malern gaben ihm früh die Richtung, alle Gegenstände in Beziehung auf Kunst anzusehen und sie innerlich zu einem Bilde zu gestalten.

Wie schnell Goethe auf dem Gebiete des Wissens vorwärts schritt, und wie früh sich sein Talent, kleine Vorfälle in munterm Dialog zu dramatisieren, ausbildete, davon geben uns einige durch einen günstigen Zufall erhaltene kleinere Aufsätze aus seinem 8. u. 9. Lebensjahre Zeugnis. Wir lassen hier einen derselben mit Weglassung des lateinischen Textes folgen:

Pater et Filius. Januar 1757.

F. Ist es erlaubt, mit in den Keller zu gehen?

P. Ja, es ist erlaubt, wenn Du mir sagst, was Du daselbst machen willst.

F. Ich höre, daß Sie die Weine auffüllen wollen, und davon möchte ich einen Begriff haben.

P. Verschlagener! Hierunter steckt etwas anderes verborgen; sage die Wahrheit.

F. Ich kann's nicht bergen, den Grund- und Schlußstein habe ich Lust einmal wieder zu sehen.

P. Folge mir, Dir soll in einem als anderm willfahrt werden.

F. Ich will gerne folgen. Siehe, wir sind schon an der Treppe. O, was für eine große Finsternis, es kann nicht dunkler im Grabe aussehen.

P. Hinweg dermalen mit dieser traurigen Vorstellung. Gehe, mein Sohn, nur behutsam die Treppe hinunter, Du wirst bald Licht finden.

F. Sie haben recht: ich sehe alle umliegenden Sachen, als Kessel, Töpfe, Butten u. dgl. mehr.

P. Warte ein wenig, es wird sich Dir noch mehr und dieses weit deutlicher, als bisher geschehen, entdecken.

F. Fürwahr, das wenige Licht, so durch das Kellerloch fällt, erleuchtet alles.

P. Wo glaubst Du nun das Gesuchte zu finden?

F. Den Schlußstein sehe ich wohl über meinem Kopfe, aber den Grundstein kann ich nicht antreffen.

P. Siehe da, in diesem Winkel ist er eingemauert.

F. Nunmehro sehe ich ihn wohl und erinnere mich, daß ich ihn unter vielen Feierlichkeiten mit eigner Hand eingemauert habe.

P. Kannst Du Dich noch mehrer Umstände, die dabei vorgefallen, erinnern?

F. Warum nicht! Ich sehe mich nämlich in der Tiefe als einen Maurer gekleidet, mit der Kelle in der Hand, mit vielen Maurergesellen, und hatte den Steinmetzenmeister zur Seite.

P. Wurde denn dabei sonst nichts geredet?

F. Ja wohl. Es fing der Obergeselle zwar nach Gewohnheit eine Rede an, konnte sie aber nicht ausführen und unterließ nicht, sich die Haare auszuraufen, da er von so vielen Zuschauern inzwischen ausgelacht wurde.

P. Was denkest Du nun Gutes bei diesem Stein, nach dem Dich so sehr verlangt?

F. Ich gedenke und wünsche, daß er nicht eher als mit dem Ende der Welt verrückt werden möge.

P. Das wollen wir Gott anheimstellen. Du aber gehe nur weiter.

F. Potz, wie bequem kommt man nicht von diesem in den großen Keller. Es muß viel Mühe und Öl gekostet haben, bis diese Öffnung zustande gekommen.

P. Du hast's getroffen. Setze bei: viele Gefahr, welche die Handwerksleute gehabt, vornehmlich in Erbauung der Haupttreppe, wie Du hier siehst, da das ganze Gewölbe fast mit unzähligen Stützen unterbauet wurde.

F. Und wir sind bei aller Gefahr dennoch wohnen geblieben. Es ist gut, wenn man nicht alles weiß, ich hätte gewiß nicht so ruhig geschlafen, als geschehen.

Während der junge Goethe unter diesen häuslichen Geistesbeschäftigungen dem Abschluß des ersten Jahrzehnts seines Lebens entgegenging, begann der siebenjährige Krieg (1756) Deutschland in allen Teilen zu erregen. Auch in den Goetheschen Familienkreis brachte er Unruhe und Spaltung; denn der alte Schultheiß war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf österreichischer Seite, während Goethes Vater und somit auch das Söhnchen preußisch gesinnt waren. Die Parteinahme gab zu manchen Mißhelligkeiten Veranlassung, namentlich seitdem Frankfurt im Januar 1759 von den Franzosen besetzt und der Königslieutenant (militärischer Oberrichter) Graf Thorane im Goetheschen Hause einquartiert wurde. Trotz seiner Liebe zur Malerei, die auch dem jungen Goethe zu statten kam, und ungeachtet seiner Gerechtigkeit und Humanität, geriet er doch oft mit Goethes Vater in Konflikt; ja dessen Franzosenhaß verleitete ihn sogar zu einer persönlichen Beleidigung des Grafen, die ihm beinahe die Freiheit gekostet hätte. Glücklicher Weise verließ der Graf bald darauf Frankfurt, und der alte Goethe nahm nun Mietsleute in seine Wohnung, um der Einquartierung zu entgehen.

Nach dieser unruhigen Zeit wurde der Unterricht um so eifriger wieder fortgesetzt, und auch auf das Englische, auf Klavierspiel, worin es übrigens Goethe nie zu etwas Ordentlichem brachte, auf Fechten und Reiten ausgedehnt. Alles aber, was er trieb, erweckte seine Lust, es in Versen darzustellen; denn diese Produktionslust war ihm angeboren und wurde durch das eifrige Lesen der damaligen deutschen Dichter Canitz, Drollinger, Creuz, Gellert, Hagedorn, Haller und endlich Klopstock nicht wenig gesteigert. Eine große Menge von Gelegenheitsgedichten und anderen metrischen Versuchen, unter denen sich als das älteste Gedicht für uns „die Höllenfahrt Christi“ erhalten hat (wahrscheinlich von 1762), verdankte dieser Versewut ihre Entstehung. Außerdem waren es verschiedenartige Erzählungen, namentlich Märchen, womit der junge Goethe seine Gespielen unterhielt, und von denen er uns ein Beispiel, „der neue Päris“, in seiner Selbstbiographie mitteilt. Von bedeutendem Einflusse auf seine Lebensentwickelung und Dichtung nach seiner Konfirmation, die zu Ostern 1763 stattfand, war der Umgang mit einer Klasse junger Bursche, die sich, bei mäßiger Bildung, durch Elementarunterricht, Abschreiben, Entwerfen kleiner schriftlicher Aufsätze und allerlei Handlanger- und Vermittlerdienste in guten und schlimmen Geschäften einen kärglichen Erwerb verschafften. Durch diese Gesellschaft kam er mit Gretchen, einem jungen, sittsamen, der gewöhnlichen bürgerlichen Sphäre angehörigen Mädchen in Berührung, und so entspann sich das erste Liebesverhältnis des Dichters, das ihn in hohem Grade entzückte. Den Gipfel erreichte

dies Glück während der Feierlichkeiten, mit denen im April 1764 die Kaiserkrönung Josephs II. begangen ward. Nachdem seine Liebe sich so lange hatte ins Dunkle flüchten müssen, benutzte er jetzt die allgemeine Verwirrung dieser Tage, sich mit der Geliebten ins Gedränge zu wagen und ihr alle Herrlichkeiten des seltenen Schauspiels zu zeigen. Aber damit endete auch das Verhältnis. Schon am nächsten Morgen, bevor er noch das Lager verlassen, brach die Katastrophe herein, und zwar mit einer Vollständigkeit und einer Fülle widerwärtiger und beschämender Thatsachen, von denen der junge, liebestrunkene Poet bisher selbst keine Ahnung gehabt hatte. Über die Details der unerwarteten Entdeckung geht Goethe selbst in den betreffenden Teilen von „Wahrheit und Dichtung" aus leicht begreiflichen Gründen rasch hinweg; nur so viel verrät er, daß es sich dabei um „nachgemachte Handschriften, falsche Testamente, untergeschobene Schuldscheine und ähnliche Dinge" gehandelt. Mit andern Worten: der junge Patriziersohn war unter eine Gaunerbande geraten, welche den vornehmen Namen und den guten Anstand und nebenher auch wohl die Eitelkeit und Leichtgläubigkeit des noch nicht fünfzehnjährigen Knaben benutzt hatte, ihre verbrecherischen Künste weiter auszudehnen und desto ungehinderter zu betreiben. Er hatte begreiflicher Weise nicht die mindeste Kenntnis von der wahren Beschaffenheit seiner Gefährten und ihres Treibens gehabt; um so größer war jetzt seine Beschämung und Zerschmetterung. Am meisten schmerzte es ihn, sein geliebtes, engelreines Gretchen in diese schmutzigen Verhältnisse verwickelt zu sehen. Aber sein Schmerz verwandelte sich in Erbitterung, da er vernehmen mußte, wie sie in den gerichtlichen Verhören jede zärtliche Beziehung zu ihm abgeleugnet und sich damit entschuldigt hatte, sie hätte ihn eben nur als einen halberwachsenen Jungen betrachtet. Die Verbrecher erhielten ihre Strafe; gegen Goethe selbst lag nichts Strafbares vor, er ging daher frei aus. Um so empfindlicher waren dagegen die häuslichen Folgen. Der Vater nahm einen Erzieher ins Haus, der seinen Zögling keinen Augenblick verlassen durfte. Abgesehen von dem Zwang, paßten auch die beiden Charaktere nicht zusammen; der Aufseher war ein ernster, strenger Mann, ein schulmäßiger Philosoph, der an dem, was das Herz seines Zöglings füllte, namentlich also an seinen künstlerischen Neigungen, wenig Anteil nahm, und so blieb das Verhältnis denn gegenseitig ein sehr kühles und unerquickliches. Unter dieser Aufsicht verlebte der junge Goethe ein höchst drückendes Jahr; die Scham über das Erlebte, der Ärger über den unvermeidlichen Aufpasser hielten ihn von aller Gesellschaft zurück. Die Natur bildete in dieser Zeit fast seine einzige Erholung; er hielt sich viel im Freien auf, machte häufig kleine Reisen in die schöne Umgegend seiner Vaterstadt und suchte, was

er sah, mit kunstgewandtem Griffel nachzubilden. So nahte endlich die Zeit, wo Goethe das Vaterhaus verlassen sollte, um das so früh begonnene Rechtsstudium durch das übliche Triennium zu vollenden. Sein Wunsch war nach der Universität Göttingen gerichtet, welche damals in die glänzende Epoche eingetreten war, wo sie dem gesamten Deutschland als der Sitz der höheren Gelehrsamkeit vorleuchtete. Rat Goethe hatte jedoch die juristische Studien- und Lebensbahn des Sohnes so entschieden vorgezeichnet und die Universität Leipzig so unabänderlich festgesetzt, daß jede Einrede vergeblich war und der Sohn sich endlich Michaelis 1765 auf den Weg nach Leipzig machte.

2. Aber aus der Juristerei wurde nichts. Goethe fühlte sich nur von der Aussicht auf ein Dichterleben angezogen; sein Sinn war auf Kunst, Litteratur und geselliges Leben gerichtet, obgleich die weiteren Umstände ihm wenig ermutigend entgegenkamen. Das gewöhnliche Studentenleben sagte ihm wenig zu. Statt daß die Universitätsstadt ihn in einen charakterkräftigenden Verkehr mit einer großen Anzahl von Jünglingen gebracht hätte, gab sie ihm vielmehr durch den Umgang mit Familien eine erhöhte gesellschaftliche Glätte und Gewandtheit. Seine Neigung für Poesie trat immer stärker hervor. Die Veranlassung zum Dichten fand er in sich selbst, und einen solchen realistischen Grund hat seine ganze Poesie. Er sagt es selbst, daß alle seine Dichtungen Bruchstücke eines Lebensbekenntnisses seien, das seine Biographie ergänzen sollte. In diesem Sinne schrieb er auch seine kleinen Gedichte, von welchen eine Sammlung (Leipzig, 1768) herauskam unter dem Namen des Komponisten Breitkopf. Auch seine ersten dramatischen Versuche, „Die Laune des Verliebten“ und „Die Mitschuldigen“, in welch letzterem die Einwirkung von Lessings „Minna von Barnhelm“ nicht zu verkennen ist, sind Ergebnisse seines Zustandes.

Mehr als die akademischen Vorlesungen war auch die bildende Kunst sein Hauptaugenmerk, in der er durch Oeser, den Leiter der Malerakademie in Leipzig, eingeführt wurde. Er beschäftigte sich mit Zeichnen, Kupferstechen und studierte die Kunstgeschichte, was auf seine poetische Geschmacksbildung von großem Einflusse war. In Leipzig und Dresden hatte er vielfache Gelegenheit zur Anschauung von Kunstsachen, und Lessings Laokoon und Winckelmanns Kunstgeschichte waren Gegenstand seines eifrigen Studiums.

Seine excentrische Lebensweise störte aber seine Gesundheit, und er verfiel in eine gefährliche Krankheit. Nach seiner Genesung kehrte er im Herbst 1768 nach Frankfurt zurück, verlebte einige Zeit im elterlichen Hause, wo er sich durch den Umgang mit dem pietistischen Fräulein von Klettenberg und durch Beschäftigung

mit Kirchengeschichte, Magie und Philosophie in mystischen, religionsphilosophischen Grübeleien verlor, und ging dann im J. 1770 nach Straßburg, um dort nach dem Wunsche seines Vaters Doktor der Rechte zu werden. Hier war es, wo ihm für Geist und Herz ein neues, unendlich reiches Leben erblühte, wo er zum zweitenmale im vollen Genuß der Jugend schwelgte.

3. Von dem bedeutendsten Einflusse war seine Verbindung mit Herder, der damals in Straßburg weilte. Dieser riß ihn aus seinen vereinzelten Liebhabereien heraus und zeigte ihm die Poesie in ihrer Weltbedeutung und in dem weitern, menschlichen Sinne, in ihrer großen Beziehung auf Natur und Volk. Er gab den ersten Anstoß zum Ausbruche jener geistigen revolutionären Bewegung in dem Straßburger Kreise, zu welchem außer Goethe hauptsächlich Lenz, Lerse, Wagner, Jung-Stilling, gehörten. Es sollte nichts als die uranfängliche Natur, Wahrheit der Empfindung, Geradheit, Derbheit und deutsche Art im Leben, Denken und Dichten Geltung erhalten. Für diese Richtung gab Shakespeare die erste Nahrung; er wurde für den einzigen Dichter erklärt; in seiner Redeweise übte man sich, und bald war die junge Genossenschaft shakespearefest. Goethe, in den Mittelpunkt des Sturmes und Dranges seiner Freunde gestellt, suchte sich mit den mannigfaltigsten Stoffen des Wissens und Vorstellens in Berührung zu setzen; besonders befreundete er sich, angeregt durch das Anschauen des Straßburger Münsters, mit der altdeutschen Baukunst, deren Wesen er in ihrem historischen, artistischen und poetischen Sein zu erfassen suchte.

Mitten in Goethes vielbewegtes Leben der Straßburger Periode tritt sein Verhältnis zu Friederike, der anmutigen Tochter des Landpfarrers Brion in Sesenheim (richtiger Sessenheim). Dieses Verhältnis in seiner idyllischen Gemütlichkeit war Veranlassung zu einer Reihe der wunderlieblichsten Herzensbilder, in denen sich das Menschlichinnerste in reinsten Lauten ausspricht. Auch das große Drama „Faust“ wurde hier schon zur dichterischen Behandlung gewählt und giebt Zeugnis, daß Goethe, obwohl er den revolutionären Sturmdrang der Straßburger Freunde vollständig mit durchmachte, doch von dieser Bewegung sich nicht mit fortreißen ließ. Vorherrschend war in ihm die Opposition gegen alles Überschwängliche und Excentrische, und diese ihm eigentümliche Richtung fand neue Nahrung, als er nach seiner Doktorpromotion, wodurch er den Wunsch seines Vaters erfüllt hatte, von Straßburg 1771 nach Frankfurt zurückkehrte.

2. Periode der Mäßigung und Vorbereitung zum Höhern. 1771—1786.

4. Goethe kehrte gesunder und froher nach Hause zurück, als das erste Mal von Leipzig. In allen Bildern und Beschreibungen

seiner Gestalt aus den Jünglings- und Mannesjahren stellt sich sein Äußeres sehr vorteilhaft dar: eine hochgewölbte, gedankenreiche Jupiterstirn, ein großer, durchdringender Blick, die Augenbrauen kühn geschwungen, die Nase etwas gebogen und edel geformt, der Mund fein und lieblich, die Brust breit und stark, die ganze Haltung des schön gebauten Körpers kräftig und würdevoll, jede Bewegung frei, leicht und schön. Und wie das Gefühl seines innern Wertes, so hatte er auch früh das Bewußtsein dieser äußern Vorzüge und hielt etwas auf Schönheit und Eleganz des Anzuges.*)

In Frankfurt fand Goethe einen Kreis von gebildeten Männern vor, die ganz verschieden waren von seinen Straßburger Freunden. Die hervorragendsten Persönlichkeiten waren J. G. Schlosser, sein Landsmann und nachmaliger Schwager, der ihn mit dem Darmstädter Kreise und besonders mit Merck, der seit 1768 landgräflicher Kriegszahlmeister, später Kriegsrat war, bekannt machte. Beide waren kräftige, tüchtige Naturen, die, obgleich sie in dem Streben nach dem Originalen, Genialen und Naturmäßigen mit der Zeit übereinstimmten, doch mit klarem Bewußtsein alles Schrankenlose davon absonderten. In Darmstadt fand Goethe unter litterarisch gebildeten Männern und Frauen mannigfache Anregungen, teils bereits fertige Arbeiten mitzuteilen, teils weitere Entwürfe zu besprechen. Faust rückte in der Bearbeitung vor, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in seinem Geiste zusammen, und außerdem beschäftigten ihn noch das Studium des 15. u. 16. Jahrh. und das der Bibel. Das „Sendschreiben eines Landgeistlichen an seinen Amtsbruder“, das Toleranz verkündigte, indem es die ewige Liebe als den großen Mittelpunkt unseres Glaubens hinstellt, ist ein schönes Denkmal von Goethes Beschäftigungen der damaligen Zeit. Beruhigung für sein noch nicht zur Klarheit gekommenes Gemüt wurde ihm nur

---

*) 1813 sang Max von Schenkendorf:

Nun hab' ich Dich gesehen,
Du hohes Heldenhaupt,
In fernen, sel'gen Höhen,
Von frischem Kranz umlaubt.

Apollos gold'ner Bogen,
Der Sterne lichter Bau,
Ein Firmament, umzogen
Von ewig klarem Bau:

Das milde, weise Lächeln,
Das um die Lippen wallt
Wie linder Weste Fächeln,
Zu mildern die Gewalt.

Wie traten aus dem Dunkeln,
Die Formen klar und rein,
Die Blicke sah ich funkeln
Wie gold'ner Sterne Schein.

Mit Worten Dich zu grüßen,
Hat Stolz mich nie verführt,
Die Hand nur möcht' ich küssen,
Die so die Saiten rührt.

Der Herzog sondergleichen,
Du sel'ger Dichterfürst,
Der Du in Deinen Reichen
Doch ewig herrschen wirst!

O laß Dir's noch gefallen
Hienieden gern und lang;
Auch in des Äthers Hallen
Tönt ja nur Dein Gesang.

unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu teil; wie ein Bote wanderte er zwischen dem Gebirge und dem flachen Lande hin und her; dem Sturme und dem Wetter ausgesetzt, dichtete er Hymnen und Dithyramben, von welchen noch eine, „Wanderers Sturmlied", übrig ist.

5. Mit dem Frühling 1772 begab sich Goethe nach Wetzlar, um sich, nach der damaligen Sitte junger Juristen, bei dem Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht bekannter zu machen. Hier fanden sich viele junge Juristen zusammen, und Goethe trat daher in ein drittes akademisches Leben; denn da den jungen Männern dort die Gelegenheit zu einer geregelten Thätigkeit fehlte, so verthat man die Zeit, indem man Possen umständlich und ernsthaft betrieb. Die Genossen des gemeinsamen Mittagstisches bildeten einen Ritterorden, in den der neue Ankömmling mit einem besondern Ritternamen unter Ceremonieen aufgenommen ward. Goethe erhielt wegen seiner Begeisterung für seinen Lieblingshelden den Namen „Götz von Berlichingen, der Redliche". Anfangs belustigte auch ihn dies Possenwesen, aber bald zog er sich auf sich selbst und den Umgang mit einigen Freunden zurück. Zu diesen gehörte besonders Gotter,*) durch welchen er in Beziehung zu dem Göttinger Dichterkreis trat, in dessen Musenalmanach er mehrere Gedichte einrücken ließ.

In diese Zeit fällt Goethes Bekanntschaft mit Kestner und dessen Braut, Charlotte Buff, dem Urbilde der Lotte in Werthers Leiden, worüber bereits oben das Nötige gesagt worden ist.

In Gießen fand Goethe Gelegenheit, besonders mit dem Prof. Höpfner die wichtigsten litterarischen Angelegenheiten zu besprechen; durch Merck und Schlosser wurde eine litterarische Zeitschrift, die Frankfurter gelehrten Anzeigen, gegründet, an denen Goethe lebendigen Anteil nahm.

6. Indessen behagte ihm das Leben in Wetzlar nicht länger, und in Gesellschaft seines Freundes Merck eilte er nach dem Rhein, wo er, namentlich in der Familie der Sophie la Roche zu Koblenz, in die vielseitigsten Berührungen mit dem Leben und der Natur kam. Als er darauf nach Frankfurt zurückgekehrt war, schrieb er seinen Götz von Berlichingen (1772) und Werthers Leiden (1773), zwei Werke, welche mit einem Male die Gestalt der deutschen Dichtung umänderten und elektrische Wirkungen hervorbrachten, so daß die nächste Litteratur fast ganz nach den beiden Seiten des Trauerspiels oder Romans sich trennte.

Auch in dem Göttinger Dichterkreise erzeugte der Götz eine gewaltige Wirkung. Die Stolberge boten Goethe eine über-

*) Friedrich Wilhelm Gotter aus Gotha (1746—97), als geschmackvoller didaktischer Dichter geschätzt, der Gleimschen Schule angehörig.

schwängliche Freundschaft an und traten mit ihm in Briefwechsel; Boie besuchte ihn auf einer Rheinreise; überhaupt kehrten viele mehr oder minder berühmte Männer in seines Vaters Hause ein, um „das litterarische Meteor“ anzustaunen. Im J. 1774 kam Lavater[1]) nach Frankfurt und wurde mit Goethe befreundet; ihre freundschaftliche Verbrüderung erhielt sich bis tief in die achtziger Jahre hinab. Auch Basedow[2]) traf in Frankfurt ein und berührte im entschiedenen Gegensatze zu Lavater Goethe von einer andern Seite. Mit beiden wurden wiederholte Rheinfahrten gemacht, die dem jugendlichen, empfänglichen Sinne des Dichters neue Ansichten und Erfahrungen über Dinge und Menschen zuführten. Vorzüglich fruchtbringend für ihn wurde die Bekanntschaft mit Fr. H. Jacobi,[3]) der bei Düsseldorf auf dem lieblichen Pempelfort ein ländlich heiteres Familienleben führte. In Düsseldorf traf Goethe auch Wilh. Heinse,[4]) und in Elberfeld besuchte er seinen alten Freund Jung-Stilling, der dort als Arzt lebte. Jung wurde eines Morgens in einen Gasthof gerufen: ein fremder Patient sei da, der ihn zu sprechen wünsche. Ins Schlafzimmer des Fremden geführt, fand er den Kranken, Hals und Kopf in Tücher gehüllt; der Fremde streckte die Hand aus dem Bette und sagte mit schwacher, dumpfer Stimme: „Herr Doktor, fühlen Sie mir einmal den Puls; ich bin gar krank und schwach.“ Jung erwiderte, die Hand am Pulse seines Patienten: „ich finde gar nichts Krankes, Ihr Puls geht ordentlich“. Kaum hatte er dies gesagt, so hing — Goethe an seinem Halse; es war eine unbeschreibliche Freude des Wiedersehens.

Der lebhafte, gesellige Verkehr, in welchem Goethe sich damals bewegte, erweckte in ihm die Lust, humoristisch die flüchtigen

---

[1]) Joh. Kasp. Lavater, geb. 1741 in Zürich, ein bis zur Überspanntheit mystisch schwärmerisches Gemüt. Die Geisterseherei und der Wunderglaube der Zeit fanden an ihm einen enthusiastischen Wortführer. Er knüpfte mit allen damaligen Wunderthätern, Teufelsbannern und Adepten (Wunderleute) Verbindungen an, teils um die wahrhafte Sendung zu prüfen, teils um den vollen Glauben von ihnen zu lernen. Seine physiognomischen Fragmente (1775—78), sein bedeutsamstes Werk, gingen aus dem Bestreben hervor, das Bild der verhüllten und verunstalteten höheren Menschheit überall aufzusuchen und seinem göttlichen Urbilde wieder anzunähern. Er starb 1801 zu Zürich.

[2]) Joh. Bernhard Basedow, geb. 1723 zu Hamburg, stiftete 1774 eine Erziehungsanstalt, das Philanthropin, zu Dessau. Sein Bestreben ging darauf, den Blick mehr auf das Nützliche und die unmittelbaren Lebenszwecke zu richten, wodurch er der Begründer der sogenannten Realstudien wurde. Er starb 1790 zu Magdeburg.

[3]) Jacobi brachte die Herrschaft der Gefühle und Gemütskräfte in die Philosophie und schrieb deshalb philosophische Romane.

[4]) Wilhelm Heinse, geb. 1749 zu Langewiesen in Thüringen, gest. 1803 in Mainz als Bibliothekar. In ihm erreichte der geniale Sturmdrang nach der Seite der Sinnlichkeit hin sein äußerstes Extrem.

Vorfälle des Lebens zu dramatisieren. So entstanden die Fastnachtsspiele „Pater Brei“ und „Satyros oder der vergötterte Waldteufel“, die Farce „Götter, Helden und Wieland“, worin Wielands mattherziges Griechentum parodiert wird. Auch faßte er den Plan zu größeren Dichtungen, zum „Mahomet“, zu dem „ewigen Juden“ und „Prometheus“. Im J. 1774 kam „Clavigo“, ein Familiendrama, und 1775 das Drama „Stella“ zum Abschluß. Die beiden Singspiele „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villabella“ wurden um jene Zeit in ihrer ältesten Gestalt gedichtet.

7. Im Sommer 1775 bewogen die Gebrüder Stolberg Goethe zu einer Reise nach der Schweiz. Sie kamen nach Zürich zu Lavater, und bei der überschwenglichen und unduldsamen Leidenschaft und der phantastischen Schwärmerei der Stolberge fand Goethe Gelegenheit genug, über seinen Gegensatz zu jenen Genialen ein bestimmtes Bewußtsein zu gewinnen. Nach seiner Rückkehr wurde er im Herbst desselben Jahres aus den Frankfurter Verhältnissen und den vielfachen Freundschaftsverbindungen am Rheine nach Weimar berufen. Es hatten schon im vorigen Sommer die weimarischen Prinzen bei einer Durchreise durch Frankfurt Goethe näher kennen gelernt, der sich bei der ersten Bekanntschaft ihre Zuneigung in so hohem Grade gewann, daß Karl August, als er 1775 die von seiner Mutter Amalie bis dahin vormundschaftlich geführte Regierung des Herzogtums Sachsen-Weimar antrat, ihn in seine Nähe berief.

8. Bewunderung und Liebe kamen Goethe bei seiner Ankunft in Weimar entgegen; „wie ein Stern,“ sagt Knebel, „ging er unter uns auf.“ Nicht ohne tiefe Wunden des Herzens hatte er sich von Frankfurt losgerissen, und das burschikose Benehmen, das geniale Brausen und Stürmen, worin er sich bei seinem Eintritt in die weimarischen Verhältnisse zu gefallen schien, war nur eine künstliche Hülle, welche die Sehnsucht seines Innern verdeckte. Allein, er hielt es zunächst für seine Aufgabe, ganz dem Hofe zu leben, der ihn gastlich aufgenommen hatte, und den jungen Herzog, als genialer Gesellschafter, als munterer Genosse seiner jugendlich stürmenden Genußsucht an sich zu fesseln. In dieser Festlust vergingen die ersten Wochen seines Aufenthalts in Weimar. Jagden, Ausflüge, Bälle und Maskeraden drängten sich. Sein poetisches Talent mußte jetzt, zu Mercks großer Unzufriedenheit, häufig diesen Unterhaltungen dienen, und so entstanden die beiden Schauspiele „Die Geschwister“ (1776) und „Der Triumph der Empfindsamkeit“ (1777). In demselben Jahre erschien auch das Singspiel „Lila“.

Je mehr er aber nach außen in ein zerstreuendes Leben gezogen wurde, um so tiefer kehrte er in seinem Innern bei sich

selber ein; er verlebte in seinem Garten an der Ilm idyllische Stunden und verkehrte freundlich-innig mit den Blumen, den Vögeln und der ganzen Natur. Er sprach sich wenig aus gegen seine Freunde über das, was ihn im Innersten bewegte und beschäftigte; er ließ sie überhaupt jetzt mehr in den Hintergrund treten, und nur gegen Lavater äußerte er sich in Briefen bestimmter über seine innere Stimmung und Lage. Der Besuch alter Freunde, unter andern auch Klingers*) und Gleims, waren indessen doch Festtage in seinem Leben, das er sich auch durch Unterstützung armer Schriftsteller verschönerte. So veranstaltete er u. a. eine Sammlung für Bürger und schickte auch Jung-Stilling ein ansehnliches Geschenk. Verschiedene kleinere Reisen, so nach Leipzig, nach Berlin und mitten im Winter 1778 nach dem Harze, wirkten belebend auf seine poetische Natur ein; eine größere Reise nach der Schweiz in Gesellschaft des Herzogs 1779 führte ihn auch wieder einmal in das elterliche Haus. Kurz vorher hatte ihn der Herzog zum wirklichen Geheimrat gemacht und der alte Rat Goethe erlebte nun noch die Freude, seinen Sohn auf der höchsten Ehrenstufe angelangt zu sehen, die damals ein Bürgerlicher in Deutschland erreichen konnte. Während der Heimkehr aus der Schweiz reifte noch eine liebliche poetische Frucht der Reise, das Singspiel „Jeri und Bäteli“, eine Schweizeridylle in dramatischer Form, durchweht von der reinen Gebirgsluft der Alpen, in die er uns versetzt.

Nach dieser Reise finden wir ihn nicht mehr in jener Abgeschlossenheit, in die er sich früher periodisch aus dem Treiben der Welt rettete. Seine Freunde zog er durch die Milde, die jetzt sein Gemüt durchwehte, enger an sich. Mit Wieland und Knebel verkehrte er inniger denn je, und Herder, der sich bis dahin nur kalt und hofmeisterisch gegen ihn verhalten hatte, näherte sich ihm, und es schloß sich seit 1781 wieder ein engeres Freundschaftsband. Goethes wissenschaftliche Studien wandten sich nach der Schweizerreise mit immer größerer Entschiedenheit den Naturwissenschaften zu, und seit 1781 warf er sich mit Eifer auf das Studium der Anatomie und Osteologie (Knochenlehre).

Im J. 1782 wurde Goethe zum Kammerpräsidenten ernannt und von Kaiser Joseph II. in den Adelstand erhoben; allein es konnte ihm bei seinem Streben nach erweiterter Bildung das äußere Leben mit seinen Hoffesten und Staatssachen keine volle Befriedigung gewähren. Wie sehr sich der Dichtergenius

*) Friedr. Maxim. v. Klinger, geb. 1753 zu Frankfurt a. M., gest. 1831 nach einem vielbewegten Leben als russischer Generallieutenant zu Petersburg. Sein Drama „Sturm und Drang“ (1776) gab der damaligen Epoche den Namen. Näheres über Klinger giebt H. Hettner in Westermanns Monatsschrift, März-Heft 1867.

unter den Zerstreuungen des Hofes und der Geschäfte immer wieder zu sammeln wußte, zeigen die Entwürfe zu den gereiftesten Werken, die Goethe fortwährend in seinem Innern trug. Er begann 1778 den „Wilhelm Meister“, setzte den 1775 begonnenen „Egmont“ fort, dichtete 1779 die „Iphigenie“ in Prosa und vollendete 1781 den „Tasso“ ebenfalls in Prosa. Egmont und Faust blieben aber noch Fragment, und Wilhelm Meister rückte langsam vor. Das Wichtigste aus der Zeit nach seiner Standeserhöhung sind die lyrischen Produktionen und die beiden Singspiele „Die Fischerin“ und „Scherz, List und Rache“. Zehn Jahre nährte Goethe die mächtigsten Empfindungen und Bewegungen seiner Seele, und um ihnen Form und Gestalt zu geben, wurde Italien für ihn das Land seiner Sehnsucht, von welchem er Frieden und Beruhigung durch die Kunst erwartete. Wollte er aber des ganzen Gewinnes teilhaftig werden, den er sich von der Reise versprach, so mußte er sie allein unternehmen. So verheimlichte er denn selbst denen, welche seinem Herzen am nächsten standen, sein Vorhaben, warf sich am 3. Sept. 1786 früh morgens, ohne irgend einen Begleiter und nur einen Mantelsack und Dachsranzen aufpackend, in eine Postchaise, und stahl sich aus Karlsbad, seinem Aufenthaltsorte während des Sommers, fort, um schöneren Himmelsstrichen entgegen zu eilen.

3. Periode der klassischen Kunstpoesie. 1786—1806.

9. Die Reise durch Bayern und Tyrol bis auf den Brenner wurde, rasch genug für jene Zeit, in 5 Tagen beendet. Auf dem Brenner sonderte er seine Iphigenie aus dem Paket der mitgenommenen Schriften; sie sollte seine Gesellschafterin sein in dem schönen Lande, das ihn erwartete; die herrlichen Bilder des Südens, hoffte er, würden den poetischen Sinn nicht verdrängen, vielmehr ihn erwecken und beleben. Auf dem Durchfluge durch Tyrol erhob und erheiterte sich sein Geist an dem Großen der umgebenden Natur; er beobachtete die Wolkenzüge und die Veränderungen des Wetters, die Gebirgsbildung und die neue Pflanzenwelt, welche ihm die Annäherung des Südens stufenweise verkündigte. In den großen Städten gab er sich vorzüglich der Betrachtung der Bauwerke und Kunstschätze hin, doch nur im Fluge, da ihn der Gedanke an Rom nicht lange rasten ließ. Endlich, am 28. Okt., sah er die ewige Stadt. Überfüllt von dem Neuen und Bedeutenden, das tagtäglich sich seinem Geiste darbietet, erkennt er, daß Rom eine Welt ist und man Jahre gebraucht, um sich nur erst darin gewahr zu werden; er thut nur die Augen auf, und sieht und geht und kommt wieder, bis er abends müde ist vom Schauen und Staunen.

Goethes Reisezweck ward sehr dadurch begünstigt, daß er in Rom mit Landsleuten zusammentraf, die ihm aufs bereitwilligste förderlich zu sein bemüht waren. Namentlich waren es der Maler Tischbein, Hofrat Reiffenstein, Direktor des Erziehungsinstituts für russische Künstler, die Malerin Angelika Kaufmann und der arme Gelehrte Moritz, aus deren Umgange Goethe unendlichen Nutzen für das allseitige Studium der Kunst zog.

Nachdem er sich bis zum Februar 1787 vorläufig in Rom orientiert hatte, reiste er in Tischbeins Gesellschaft nach Neapel ab, wo ihn die Wunderwerke der Natur fesselten und ihm die reichhaltigsten Anregungen zu seinem Naturstudium boten. Seine Beobachtung der Natur war eine durchaus poetische, indem er nach einfachen Typen und Modellen des mannigfaltig Geschaffenen suchte, wie der Künstler nach den Urformen der Gestalten; besonders beschäftigte ihn seine Lieblingsidee, das Problem der Urpflanze.*) Von Neapel machte er eine Seefahrt nach Sicilien, wo ihn gleichfalls die Natur beschäftigte und außerdem die Ruinen alter Bauwerke. Homer wurde ihm jetzt ein lebendiges Wort, und er faßte den Plan zur „Nausikaa", in welcher Dichtung er die ganze Odyssee zu dramatisieren versuchen wollte. Goethe ging über Neapel nach Rom zurück, wo er vom Juni 1787 bis zum April 1788 verweilte und fördernde Freunde an den Malern Hackert und Heinrich Meyer aus Zürich und dem Komponisten Kayser fand. Jetzt ging ihm das Höchste auf, was uns von dem Altertum in den Statuen überliefert worden ist, und in dem lebendigen Erfassen des rein Menschlichen durchdrang er ganz den Sinn und die Bedeutung des Antiken, wogegen ihm das Moderne tief in den Hintergrund trat. Er strebte nun nach Verbindung von Natur und Ideal, von Geschmack und Genie, von Kraft und Mäßigung; er gelangte zur Ruhe und Klarheit. Er sagt von sich: „Ich habe mich selbst zuerst in Rom gefunden, bin übereinstimmend mit mir und glücklich und vernünftig geworden." Schwer wurde ihm der Abschied von Rom; „den zarten Duft inniger Schmerzen" hauchte er seinem „Tasso" ein, auf den sich während seiner Rückreise seine poetische Thätigkeit richtete. Am 18. Juni 1788 langte er in Weimar wieder an.

10. Vieles, was sein schaffender Genius in Italien in sich empfangen hatte, wurde nun jetzt zur Welt geboren, namentlich aber der Egmont und Tasso vollendet. Es geschah dies in stiller Zurückgezogenheit, die auch seine wissenschaftlichen Studien förderte, denen sich von jetzt an seine geistige Thätigkeit in noch höherem

*) Was Goethe unter der „Urpflanze" verstand, ist etwas ganz anderes, als was man jetzt darunter versteht. Schleiden hat das Verdienst, das Dunkel, welches über dieser Idee schwebte, vollständig gelichtet zu haben. S. „Die Pflanze und ihr Leben." 3. Aufl. S. 86 f.

Grade zuwendete. Früchte derselben waren der „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“ (1790) und die „Beiträge zur Optik“ (1791 u. 92). Mitten in diese Arbeiten fiel auch seine schon oben berührte Reise nach Venedig und eine andere nach dem Riesengebirge.

Eine bestimmtere Beschäftigung erhielt Goethe 1791 von dichterischer und ästhetischer Seite durch die Übernahme der Leitung des Hoftheaters in Weimar. Doch aus seiner kaum erst errungenen innern Beruhigung fühlte er sich gewaltsam herausgerissen durch die großen politischen Bewegungen der französischen Revolution, für deren Beurteilung er keinen Maßstab in sich hatte. Er sah darin nur eine zufällige Begebenheit, bloße menschliche Willkür, und als sie in ihrem Terrorismus alles Bestehende ungestüm niederwarf, da wandte er sich mit Unmut von solchen Schreckensscenen ab. Seiner Mißstimmung entledigte er sich in einzelnen Dichtungen, im „Groß-Cophtha“ (1789), im „Bürgergeneral“ und in den „Aufgeregten“ (1792). Er wurde zwar, indem er den Herzog auf dem Feldzuge in die Champagne begleitete, 1792 auf den Schauplatz der Begebenheiten selbst geführt, doch „in der bewegtesten Welt lebte er als ein Einsiedler in sich abgeschlossen“. In diese Zeit gehört auch „Reineke Fuchs“, von welchem Goethe sagt, daß er ihm durch eine besondere Fügung in die Hand gekommen sei, um sich aus dem gräßlichen Unheil zu retten, indem er die ganze Welt für nichtswürdig erklärte.

11. Aber einen neuen Aufschwung gewann Goethes poetische Thätigkeit durch das nähere Verhältnis, in welches er 1794 zu Schiller trat. Die Herausgabe der „Horen“ (1795), in welchen Schiller durch Vereinigung der bedeutendsten Männer der Nation das rein litterarische Interesse gegen alles Mittelmäßige und Schlechte geltend machen wollte, leitete die nähere Verbindung mit Goethe ein, die zu dem seltensten Freundschaftsbunde gedieh. Als abgeschlossene Naturen trafen beide Dichter zusammen und erkannten, wie sie in ihrer Verschiedenheit wesentlich zusammengehörten als die getrennten Hälften der totalen menschlichen Natur. Ihr Freundschaftsverhältnis beruhte daher auf gegenseitiger Ergänzung, Förderung und Vervollkommnung. Neben den Horen, in denen außer Gedichten besonders auch prosaische Aufsätze erschienen, gab Schiller 1796 den „Musenalmanach“ heraus. Die Horen brachten die Epoche machende Wirkung nicht hervor, die ihr Herausgeber beabsichtigt hatte, und Goethe kam auf den Gedanken, alles, was gegen diese Zeitschrift im einzelnen und allgemeinen gesagt sei, zu sammeln und am Schluß des Jahres Gericht darüber zu halten. Dies führte weiter zu Epigrammen auf alle Zeitschriften, die einen ungebührlichen Ton gegen die Horen angestimmt hatten. Zu diesen satirischen Ausfällen gegen die gesamte Tages-

litteratur vereinigten sich Goethe und Schiller so eng, daß sie förmlich beschlossen, ihr Eigentumsrecht nie auseinander zu setzen. Der Musenalmanach von 1797 wurde durch nichts berühmter, als durch diese „Xenien“, die zwar als höchster Mißbrauch der Preßfreiheit von dem Publikum verdammt wurden, deren Wirkung aber unberechenbar blieb; es war der Sieg des Genius über die zudringliche Mittelmäßigkeit gesichert.

Nach diesem Xenienkampfe befleißigten sich beide Freunde großer und würdiger Kunstwerke, um ihre poetische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umzuwandeln. Sie kamen auf die beiden Hauptgattungen aller Poesie, auf Epos und Drama, deren Verschiedenheit sie in dem Briefwechsel vielseitig behandelten, um sich über die höchsten und reinsten Forderungen der Kunst immer mehr zu verständigen. Jeder entschied sich nach der ihm inwohnenden Natur: Schiller nahm seinen „Wallenstein“ wieder auf, wogegen Goethe sich mit „Hermann und Dorothea“ beschäftigte. Bezeichnend für die Zeit des Schwankens zwischen Epos und Drama sind die Balladen, auf welche beide Dichter 1796 u. 97 ihre gemeinsame Thätigkeit richteten. Den Übergang zur epischen Dichtung machte Goethe durch den Roman, nämlich durch „Wilhelm Meister“, der in seiner ersten Abteilung 1796 zum Abschluß gebracht wurde. Bald nach seiner Vollendung folgte dann „Hermann und Dorothea“ (1797). Er trug sich noch mit andern epischen Plänen; der erste war ein romantisch-episches Gedicht, „Die Jagd“, dann ein „Wilhelm Tell“, zu dem er durch eine Schweizerreise 1797 angeregt worden war, endlich eine Achilleïs, die Achills Tod behandeln sollte. Zum Drama behielt Goethe nur noch eine nähere Beziehung durch seine Leitung der Weimarischen Bühne, durch seine Teilname an Schillers dramatischen Werken und durch Übersetzung von Voltaires „Mahomet“ (1799) und „Tancred“ (1800). 1801 u. 1803 entstand „Die natürliche Tochter“, der erste Teil eines Dramas, in welches er alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte. Indessen brachte er es ebenso wenig zu Ende, als den „Faust“, von dem erst 1806 der erste Teil fertig wurde, der somit bedeutsam an dem Schluß von Goethes wahren, echt poetischen Schöpfungen steht.

Die trüben Ahnungen, mit denen Goethe das Jahr 1805 begann, und die, durch bedenkliche Krankheitsfälle noch gesteigert, die niedergedrückteste Stimmung hervorriefen, gingen leider bald in Erfüllung durch den Tod Schillers am 9. Mai. Niemand hatte den Mut, Goethe bei seinem jetzigen krankhaften Zustande die Nachricht von dem Tode des Freundes zu bringen. Meyer war

gerade bei ihm, als die Nachricht draußen anlangte: er ward herausgerufen, wagte aber nicht zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Verwirrung, die Besorgnis, welche Goethe um sich herum wahrnahm, ließ ihn nichts Tröstliches ahnen; „ich merke es," sagte er endlich, „Schiller muß sehr krank sein." Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er zu einer eintretenden Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Diese Betonung wirkte so heftig auf sie, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach. „Er ist tot?" sagte Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!" war ihre Antwort. „Er ist tot!" wiederholte Goethe noch einmal, und bedeckte sich die Augen mit beiden Händen.

In seinem Leben und Wirken trat nun ein Wendepunkt ein; die frische poetische Produktivität mußte der prosaischen Ruhe und Beschäftigung einer auf sich selbst ruhenden, in sich selbst vereinsamten Individualität weichen. Er beschäftigte sich viel mit archäologischen (Altertums-) Studien (schon 1798 gab er gemeinschaftlich mit Meyer eine archäologische Zeitschrift, die Propyläen, heraus), deren schönstes Resultat die Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert" (1805) ist. In demselben Jahre erschien auch seine „Farbenlehre".

An diese vielseitig belebten Tage schloß sich gegen Ende des Augusts ein Ausflug in die Harzgegend, bei welchem ihn sein Sohn August und der Prof. Wolf aus Halle begleiteten. Von Magdeburg und Helmstädt zurückkehrend, berührte er noch einmal den Harz und ging, zum dritten Mal in seinem Leben, an dem rauschenden Wasser der von Granitfelsen eingeschlossenen Bode hin, ergriffen von bedeutenden Momenten vergangener Jahre.

4. Goethe im Alter.
1806—1832.

12. Wenn auch die Poesie den alternden Dichter nie ganz verließ, so trat doch an die Stelle der früheren lebendigen, plastischen Dichtung die beschauliche, symbolische, allegorische. Vorherrschend wendete er sich aber dem Kunststudium und vorzüglich einer sinnenden, eindringlichen Naturbetrachtung zu, zu welcher er durch das innige Freundschaftsbündnis mit Alexander von Humboldt, das nur der Tod löste, immer neue Anregung erhielt. So unruhevoll die nächsten Jahre für Goethe und seine Umgebung durch die Siege Napoleons wurden, so schuf er dennoch während derselben manches Neue, seit 1807 namentlich die Erzählungen und kleinen Novellen (St. Joseph der Zweite, Die neue Melusine, Die gefährliche Wette u. s. w.), aus deren Mitte sich als Muster der modernen Novellenpoesie 1809 die „Wahlverwandtschaften" erheben. In der sprachlichen Dar-

stellung entfaltete der damals sechzigjährige Dichter hier die lichtvollste Klarheit neben einer tiefen Innerlichkeit. Er wurde durch die politische Weltlage immer mehr in sich selbst zurückgescheucht, so daß er nach dem Abschluß seiner Farbenlehre (1810), sich abwendend von der Gegenwart, auf seine eigene früheste Lebensgeschichte, auf eine historische Selbstschau zurückkam, die ihn vornehmlich vom J. 1811—13 beschäftigte und in „Wahrheit und Dichtung" niedergelegt ist. Hieran reihen sich die spätern autobiographischen Schilderungen: „Italienische Reise" (1815, 1817), „Campagne in Frankreich" (1822), „Zweiter Aufenthalt in Rom" (1829), „Tages- und Jahreshefte" (seit 1819 niedergeschrieben u. 1830 herausgegeben). Seit dem J. 1810 begann Goethe auch die Aufzeichnung seiner Reflexionen und Maximen, die er bis in die letzten Jahre seines Lebens fortsetzte. Seine poetische Thätigkeit bewegte sich hauptsächlich im Lyrischen, mit vorwiegender Hinneigung zum Didaktischen und Allegorischen; nur im J. 1813 griff er noch einmal zur Ballade und Romanze, ohne jedoch die plastische Anschaulichkeit der früheren Zeit zu erreichen. Die mit dem Beginn des J. 1813 auflodernde Begeisterung teilte Goethe nicht. Er sah nur neue Verwirrung und schwere Zeiten vor sich und ergriff jedes Mittel, um sich den Ereignissen, auf deren Gang er nicht einzuwirken vermochte, fern zu halten. Deshalb trat er auch seine nun schon seit einer Reihe von Jahren ihm zur Gewohnheit gewordene Reise in die böhmischen Bäder zeitig an. Obgleich Goethe keinen Beruf fühlte, die Zeitereignisse poetisch zu verherrlichen, so sah er sich doch genötigt, zu einem bei Anwesenheit des preußischen Hofes im Mai 1814 veranstalteten Festspiele ein auf die Zeit bezügliches allegorisches Singspiel zu dichten. Dies ist „Des Epimenides Erwachen", dem man es anfühlt, daß der Stoff nicht aus des Dichters Innerstem floß. Ihm war es eigentümlich, sich, gegenüber den bedrohlichen Ereignissen in der politischen Welt, eigensinnig auf das Entfernteste zu werfen. Während der Zeit des Befreiungskampfes studierte er das chinesische Reich und gewann die persische, arabische und indische Dichtung immer lieber. Er flüchtete sich ganz in den Orient, aus der wirklichen Welt in eine ideale, und so entstanden 1814 u. 15 größtenteils die Gedichte des „westöstlichen Divans", der im J. 1819 erschien.

Neben dieser poetischen Thätigkeit waren es besonders die Naturstudien, zu denen Goethe immer mit neuer Liebe zurückkehrte. Seit 1817 gab er die Zeitschrift heraus: „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie", von welcher bis 1826 sechs Hefte erschienen. Während er auf diesem Gebiete allgemeine Anerkennung in der wissenschaftlichen Welt fand, stieß er dagegen bei seiner Farbenlehre und in seinen geogno-

stischen Ansichten auf vielfachen Widerspruch. Seit 1815 ward seine Thätigkeit auch durch anderweitige amtliche Verpflichtungen sehr in Anspruch genommen, da er als erster Minister des zu einem Großherzogtum erhobenen Staates viel bei der neuen Organisation zu thun hatte. Dazu kam das traurige Ereignis des Todes seiner Frau, welche am 6. Juni 1816 starb, und deren Verlust er tief und schmerzlich empfand.

In der Zurückgezogenheit des J. 1820, die nur durch den fortgesetzten Verkehr mit vertrauten Freunden belebt wurde,*) entstand der 1. Band seines letzten größern Romans, „Wilhelm Meisters Wanderjahre", der von 1825—29 umgearbeitet und fortgesetzt wurde. Wie rein und innig die Gefühle unseres Dichters noch im hohen Alter waren, zeigt er in seiner Erzählung vom „Kinde und dem Löwen", die er vorzugsweise „Novelle" nannte. Er hatte den Gegenstand schon 30 Jahre in sich herumgetragen, als er diese Erzählung 1820 zum Abschluß brachte. Nach fast 25jähriger Unterbrechung nahm er auch im J. 1825 die Faustdichtung wieder auf und beendigte sie bis zum Sommer 1831. Damit sah er sein eigentliches Tagewerk für abgeschlossen an. Die Lebenstage, die ihm noch verliehen würden, wollte er als eine Zugabe zum Leben dankbar willkommen heißen. Es waren ihrer noch wenige. Im März 1832 erkrankte er, und am 22. dess. Mts. um halb zwölf Uhr mittags beschloß er sein reiches, vielbewegtes Leben. Seine Wanduhr, dieselbe, welche schon vor 83 Jahren bei seiner Geburt die Stunden verkündete und die der Großherzog von Mecklenburg später gekauft und dem Dichter geschenkt hatte, blieb in seiner Todesstunde stehn. Seine Leiche wurde in der Großherzoglichen Gruft neben dem edlen Fürstenpaare Karl August und Luise am 26. März feierlichst beigesetzt. Als der Sarg ausgestellt wurde, las die Trauerversammlung über dem Vorhange, der sie von demselben trennte, die Worte aus „Hermann und Dorothea":

„Des Todes rührendes Bild steht
„Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
„Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln;
„Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung;
„Beiden wird zum Leben der Tod."

Ein Chor sang die Zeltersche Komposition des Goetheschen Logengedichtes: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige"; Generalsuperintendent Röhr hielt die Grabrede. Erst am folgenden Tage ward das Theater mit Goethes Tasso eröffnet — gleichsam ein Symbol, daß der Genius, über dem Grabe sich verklärend, wieder

*) Zu diesen gehörte auch Eckermann, der durch seine „Gespräche mit Goethe" sehr viel zur näheren Erkenntnis des großen Geistes beigetragen hat. Ein Abschnitt daraus befindet sich im V. Tle. uns. Leseb. Nr. 11.

mit neuem, unvergänglichem Leben den kommenden Jahrhunderten angehört.

Was bei der Trauerkunde die edelsten Geister unserer Nation empfanden, ist in manchem erhabenen Dichterworte niedergelegt. Unsere Biographie mögen die Verse beschließen, welche eine Abbildung des Goethezimmers in Nr. 478 der Illustr. Ztg. von 1852 begleiten.

Zur Erinnerung an Goethe.

„Noch etwas Licht laßt mir herein!“
Das waren seine letzten Worte,
Und auf des Lichtes gold'nem Schein
Stieg er hinab die dunkle Pforte.
Am Pult, im Lehnstuhl, altersgrau,
Lehnt sich der Leib, geformt so prächtig.
Noch glänzt des Auges ernstes Blau,
Noch wölbt die Stirn sich fest und mächtig.
Wie Zeus auf seinem Wolkensitz,
So ruht er da, der große Meister,
Ruht tot, von wo den Flammenblitz
Er hat geworfen in die Geister.
Klar war sein Leben, klar sein Tod,
Ihm war die ganze Welt ja Klarheit;
Ihm war der Tod ein Morgenrot
Und eine neue, schöne Wahrheit. —
„Noch etwas Licht laßt mir herein!“
Das waren seine letzten Worte,
Und auf des Lichtes goldnem Schein
Stieg er hinab die dunkle Pforte.

II.

1. Ungeachtet Lessing schon ernstlich gegen die Nachahmung der Franzosen gesprochen hatte, so war es doch nicht leicht, die deutschen Dichter davon ab und in eine bessere Richtung zu bringen. Auch Goethe hat seine ersten poetischen Anschauungen aus französischen Dichtungen gewonnen und dichtete anfangs selbst im Sinne derselben. Sein Aufenthalt in Leipzig wirkte aber befreiend auf ihn ein; er begann seit dieser Zeit, seine eigenen Erlebnisse poetisch zu gestalten. Vollständig frei wurde er aber erst von dieser französischen Richtung in Straßburg, vorzugsweise durch den Einfluß, den Herder durch seine belebenden Ideeen über Poesie auf ihn ausübte, dann aber durch das Studium Shakespeares, Homers, des alten Testaments und der Volkspoesie, wozu dieser feine Kenner echter Poesie ihn ermunterte. Vor den Übertreibungen und Verirrungen der übrigen Originalgenies jener Zeit und namentlich seines damaligen Umganges (Lenz, Klinger u. a.) bewahrte ihn sein angeborner künstlerischer Sinn und demnächst der wohlthätige Einfluß Mercks, der mit rücksichtsloser Offenheit

tadelte und lobte, was Lob und Tadel verdiente. Rechtzeitig erkannte Goethe auch, daß das angeborne Talent nur durch strenges Anschließen an die Forderungen der Kunst sich in seiner ganzen Größe entfalten könne, und versäumte daher nichts in dieser Richtung. Sein künstlerisches Bekenntnis spricht er in den Worten aus:

Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann die Freiheit geben.

Hierdurch wurde er befähigt, Natur und Kunst mit einander zu versöhnen und die Bestrebungen Lessings und der Genialitätsperiode zu vermitteln. Nachdem er in großartigen Werken diese Höhe erreicht hatte, entstand, herbeigeführt durch die damaligen Verhältnisse, ein mehrjähriger Stillstand; der Umgang mit Schiller „verschaffte ihm eine zweite Jugend", der neue Meisterwerke entsproßten. Als nach Schillers Tode die romantische Schule das ganze deutsche Leben beherrschte, ward auch Goethe von derselben beeinflußt, was sich darin kundgiebt, daß er die künstlerische Richtung immer mehr verläßt und sich vorwiegend der Reflexion hingiebt. Nur in seinen lyrischen Produktionen trat seine Dichterkraft noch in den späteren Jahren großartig hervor; ja er übte durch seinen „Westöstlichen Divan" noch einmal Einfluß auf die Entwickelung der Poesie, indem mit ihm die orientalisierende Richtung begann, die eine Zeitlang vorherrschte, und nach und nach zur Idee der Weltlitteratur führte.

2. Goethe gestaltete, wie wir schon bei der Besprechung des Werther sahen, in seinen Werken die Erfahrungen und Erlebnisse seines innern und äußern Lebens poetisch; er kann daher als ein durchaus objektiver Dichter bezeichnet werden. Die Beschäftigung mit der Kunst, der er sich schon als Knabe, dann in Leipzig, Straßburg, Weimar und Italien ernstlich widmete, und die sinnige und lange anhaltende Betrachtung der Natur förderten und vollendeten die in seinem Wesen liegende Richtung. Er ist ein vollendeter Künstler und darum in seinen Dichtungen stets bewahrt geblieben vor dem Überschreiten der Grenzen des Schönen und Wahren. Als Gelehrter, noch mehr aber als Dichter, zeigt er eine bewunderungswürdige Vielseitigkeit; es giebt beinahe keine Gattung, in der er nicht Großes geschaffen, deren Entwickelung er nicht durch seinen Vorgang bestimmt hätte.

Sehr treffend sagt Varnhagen (Tagebücher I. 68) daher: „Goethe schließt wirklich alle früheren Autoren in sich, wie die Menschenorganisation alle andern Lebensgattungen in sich trägt und ihre gemeinsame Vollendung ist. Auch die meisten auf ihn folgenden Autoren finden sich noch in Goethe vor. Es wäre eine artige Aufgabe, dies im einzelnen nachzuweisen."

3. Als Lyriker steht Goethe am höchsten. Wahrheit und Tiefe der Empfindung, Vollendung der Form, echt poetische und doch natürliche Sprache und Darstellung sind im kleinsten Gedichtchen zu erkennen. Der wahrhaft kindliche Sinn, den der Dichter sich bis zum Greisenalter hin erhalten hat, ist es, der uns in allen seinen lyrischen Poesieen entgegentritt und ihnen bleibenden Wert verleiht. Seine „wandelnde Glocke" und sein „getreuer Eckart" sind wahre Kinderlieder und reichen schon allein aus zur Bestätigung des Gesagten.

Neben Liedern hat Goethe meisterhafte Elegieen („Römische Elegieen" 1788, „Alexis und Dora" (1796, „Der neue Pausias" und „Amyntas" 1797) und Hymnen („Grenzen der Menschheit", „Das Göttliche", „Meine Göttin") geliefert.

4. Die didaktische Poesie lag nicht in Goethes Natur; befaßte er sich damit, so drängte er die Reflexion zurück, um auf Gemüt und Phantasie zu wirken.

Hierzu gehören: „Episteln" (1794); Satiren: „Musen und Grazien in der Mark" (lyrisch, 1796): Epigramme: „Epigramme aus Venedig" (1790), „Gnomen", „Sprüche", „Sentenzen", „Vier Jahreszeiten" (1796), „Weissagung des Bakis" (1798), „Xenien", „Zahme Xenien" (1821).

5. Als epischer Dichter ist Goethe höchst mannigfaltig; er hat fast alle Gattungen behandelt, die Fabel („Der Adler u. die Taube"), die Allegorie („Mahomets Gesang", „Gesang der Geister über den Wassern", „Meeres Stille u. glückliche Fahrt"), die Parabel („Nektartropfen"), die Legende („Das Hufeisen"), die Ballade („Das Veilchen", „Das Heidenröslein", „Der Fischer", „Erlkönig", „Der Sänger", „Mignon", „Der Zauberlehrling", „Der Gott und die Bajadere", „Die Braut von Corinth", „Johanna Sebus", „Die wandelnde Glocke", „Der getreue Eckart"); das idyllische Epos („Hermann und Dorothea"); das Tierepos („Reineke Fuchs").

6. Das Drama ist von Goethe vielfach und in einzelnen Werken meisterhaft bearbeitet worden. Seine ersten derartigen Arbeiten („Die Laune der Verliebten" und „Die Mitschuldigen") sind im Sinne der französischen Lustspiele gedichtet, übertreffen aber die früheren deutschen Dramen durch ihre innere Wahrheit, durch kunstmäßigere Behandlung und frische Sprache. Zu seinen bedeutendsten Dramen gehören: „Götz von Berlichingen", „Egmont", „Iphigenie", „Tasso" und der „Faust". Letztere Dichtung zieht sich fast durch das ganze Leben des Dichters hin und darf im engsten Sinne als Ergebnis desselben angesehen werden.

Die ersten, schon oben erwähnten Lustspiele waren, wie bemerkt, im französischen Geschmack, die nachfolgenden waren kecke Satiren im jugendlichen Übermut der „Originalgenies"; in den

späteren ist die politische Tendenz vorherrschend. Zu den Satiren gehören: „Götter, Helden und Wieland", „Hanswursts Hochzeit", „Pater Brei", „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" (alle 1774), „Triumph der Empfindsamkeit", „Die Vögel"; zu den politischen Lustspielen: „Der Groß-Cophtha", (1789), „Der Bürgergeneral", (1793), „Die Aufgeregten" (1793).

Bedeutender sind die Operetten und Singspiele, in denen das poetische Element in der richtigesten Verbindung mit dem musikalischen ist. Dazu gehören: „Claudina von Villabella", „Erwin und Elmire" (beide 1775), „Lila" (1778, umgearbeitet 1779), „Die Fischerin" (1782), „Jeri und Bäteli" (1779), „Scherz, List und Rache" (1785).

7. Im Roman steht „Werther" oben an. Daran reihen sich als weniger gelungen: „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (1777 bis 96), „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (1807—21) und die „Wahlverwandtschaften" (1808—9).

8. Die Novelle ist in Deutschland durch Goethe begründet und bearbeitet worden; seine derartigen Dichtungen finden sich jedoch meistens in seinen größern Werken, die früheren in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" (1795), spätere in den „Wanderjahren" und in den „Wahlverwandtschaften". Auch seine Märchen sind bedeutend.

Zu den Novellen gehören: „Die Sängerin Antonelli", „Das Familiengemälde", „Der Prokurator", „Die Löwennovelle" (einzeln 1826 erschienen); zu den Märchen: „Die neue Melusine" (in den Wahlverwandtschaften), „Das Märchen von der Schlange" (allegorisch und mystisch dunkel).

9. In den Reisebeschreibungen berücksichtigt Goethe die Natur, die Kunst und die Menschen, letztere ohne Rücksicht auf politische Zustände. Wir haben von ihm: „Briefe aus der Schweiz" (1775 u. 79), „Schweizerreise" (1797), „Italienische Reise", „Zweiter Aufenthalt in Rom" (1786—88).

10. Zu den bedeutendsten biographischen Schriften gehören: „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung". (1809 bis 31), „Benvenuto Cellini" (1796—1803), eine Übersetzung der Selbstbiographie dieses Künstlers, „Winckelmann und sein Jahrhundert" (1804—5), „Philipp Hackert" (1810—11).

11. Goethes didaktische Schriften sind Ergebnisse gründlicher Forschungen, dargestellt in schöner Sprache. Dazu gehören: „Von deutscher Baukunst" (Zeitschrift, 1816—32), „Metamorphose der Pflanzen" (1790), „Zur Farbenlehre" (1790—1810), „Zur Optik" (1791—92).

12. Von den bedeutenderen rhetorischen Schriften endlich sind zu nennen: „Zum Andenken an Wieland" (1813), „Zum An-

denken der Herzogin Anna Amalie von Weimar" (1807), zahlreiche Briefe, von denen die große Mehrzahl gedruckt vorliegt (zwischen G. u. Jacobi, G. u. Knebel, G. u. Schiller, G. u. Zelter, G. an Lavater, an Frau von Stein).

Litteratur.

Hirzel, Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek. Lpzg., 1848.
Gödeke, Grundr. z. Gesch. d. deutsch. Dichtung. Hannov., 1859. II. 866.
Die Goethe-Schiller-Herder-Lessing-Wieland-Litteratur in Deutschland. Vollständ. Katalog sämtl. in Deutschland erschien. Werke dieser Autoren, aller Ergänzungs- und Erläuterungs-Schriften ꝛc. Von 1750—1851. Kassel, 1852. 1 M.

A. Goethes Schriften.

Goethes sämtl. Wke. in 36 Bdn. Min.-Ausg. Stuttg., 1868. 9 M.
— — in 40 Bdn. Klassikerformat. Stuttg., 1840. 63 M.
— — in 30 Bdn. Gr. 8. Stuttg., 1857 u. 58. 72 M.
— — in 6 Bdn. Lex.-8. Stuttg., 1860. 36 M.
— —. Vollst. Ausg. in 15 Bdn. Mit Einleitgn. v. K. Gödeke. Stuttg., 1872. 24 M.
Boas, Nachträge zu Goethes sämtl. Werken. 3 Tle. Lpzg., 1841. 4,50 M.
Goethes Werke. Herausgeg. v. H. Kurz. Hildburghausen, 1868.
M. Bernays, Über Kritik u. Geschichte d. Goetheschen Textes. Berlin, 1866.

B. Briefe. Gespräche.

Goethes Briefe i. d. Jahren 1768—1832. Herausgeg. v. H. Döring. Lpzg., 1837. 10,50 M.
Briefw. zw. Goethe u. H. F. Jacobi. Herausgeg. v. Max Jacobi. Lpzg., 1846. 3 M.
— zw. Goethe u. Knebel. Herausgeg. v. Guhrauer. 2 Tle. Lpzg., 1851. 13,20 M.
Goethes Briefe an Lavater 1774—83. Lpzg., 1833. 3 M.
— an die Gräfin Auguste zu Stolberg. Lpzg., 1839. 2 M. 2. Aufl., Lpzg., 1881, besorgt von Wilh. Arndt. 2,50 M.
Briefe an Frau v. Stein. 1776—1828. 3 Tle. Weimar, 1848—51. 18 M.
Briefw. zw. Schiller u. Goethe in den Jahren 1794—1805. 2. Auflage. Stuttg., 1856. 9,60 M.
Düntzer, Schiller u. Goethe. Übersichten und Erläuterungen zum Briefw. zw. Schiller und Goethe. Stuttg., 1859. 3,60 M.
Briefw. zw. Goethe und Zelter 1776—1832. Herausgeg. von Riemer. 6 Tle. Berlin, 1833—34. 36 M.
Briefe Schillers u. Goethes an A. W. Schlegel. Lpzg., 1846. 1 M.
Bratranek, Goethes Naturwissensch. Korrespondenz. 2 Bde. Lpzg.
— Goethes Briefw. m. d. Gebrüdern v. Humboldt. Lpzg. 9 M.
Briefw. Goethes mit einem Kinde (Elisabeth von Arnim, geb. Brentano). Berlin, 1835, 37, 49. 16 M.
G. von Löper, Briefe Goethes an Sophie La Roche und Bettina Brentano. Berlin, 1879. 6 M.
Briefw. zw. Goethe u. Reinhard 1807—32. Stuttg., 1850. 6 M.
P. Eckermann, Gespräche m. Goethe (1823—32). 3 Tle. 4. Aufl. Lpzg., 1877. 9 M.
Briefw. zw. Goethe u. Staatsr. Schultz. Herausgeg. u. eingeleitet v. H. Düntzer. Lpzg., 1853. 7,50 M.

C. G. Carus, Goethe. Zu dessen näherem Verständnis. Beigeg. ist e. Reihe bisher ungedruckter Briefe an d. Herausgeber. Lpzg., 1838. 5 M.
G. G. Gervinus, Über den Goetheschen Briefwechsel. Lpzg., 1836. 3 M.
Geistesworte aus Goethes Briefen u. Gesprächen. Herausgeg. von L. von Lancizolle. Berlin, 1853. 7,50 M.
Goethe u. Werther. Briefe Goethes, meistens aus s. Jugendzeit, m. erläut. Dokumenten. Herausgeg. v. A. Kestner. 2. Aufl. Stuttg., 1855. 4 M.
Goethes Briefe an Leipz. Freunde. Herausgeg. v. O. Jahn. Lpzg., 1849. 2. Aufl. 1867.
Bratranek, Briefw. zw. Goethe u. Kaspar Graf v. Sternberg. Wien, 1866.
M. Bernays, Der junge Goethe. Seine Briefe u. Dichtungen von 1764 bis 76. Leipzig, Hirzel.
L. Urlichs, Briefe v. Goethe an Johanne Fahlmer. Lpzg., 1877. 4 M.
Th. Creizenach, Briefw. zw. Goethe u. Marianne v. Willemer. Stuttg., 1877.
J. Frese, Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß. Stuttg., 1877. 8 M.
Dr. K. Mendelssohn-Bartholdy, Goethe u. Felix Mendelssohn-Bartholdy. Lpzg., 1878. 2 M.

C. Schriften über Goethe und seine Werke.

1. Leben und Charakteristik Goethes.

H. Weismann, Aus Goethes Knabenzeit 1757—60. Frankf., 1846. 2 M.
H. Döring, Goethes Leben. Weimar, 1833. 2 M.
—, Goethe, ein biograph. Denkmal. Jena, 1840. 3 M.
F. W. Riemer, Mitteilungen über Goethe. Berlin, 1841. 15 M.
W. Assmann, Goethes Verdienste um uns. nation. Entwickel. Lpzg., 1849, 1 M.
K. Rosenkranz, Goethe u. seine Werke. Königsberg, 1856. 7,50 M.
J. W. Schäfer, Goethes Leben. 3. Aufl. Lpzg., Brandstetter. 1877. 8 M.
H. Viehoff, Goethes Geistesentwickelung u. Wke. 4 Tle. 4. Aufl. Stuttg., 1877. 9 M.
G. H. Lewes, Goethes Leben u. Schriften. Übers. von Frese. 2 Tle. Berlin, 1858. 6 M.
H. Grimm, Vorlesungen über Goethes Leben u. Werke. Berlin, 1877. 11 M.
K. Gödeke, Goethe u. Schiller. Hannover, 1859. 4,50 M.
Spieß, Goethes Leben u. Dichtgn. Im Zusammenh. dargest. Wiesbaden, 1854. 6 M.
B. Auerbach, Goethe u. die Erzählungskunst. Stuttg., 1861. 1 M.
Abeken, Goethe in den J. 1771—75. Hannover, 1861. 7 M. 2. Aufl. 1865. 4,50 M.
H. Düntzer, Goethe u. Karl August während der ersten 15 Jahre ihrer Verbindung. Studien zu Goethes Leben. Lpzg., 1861. 6,75 M.
M. Carriere, Lessing. Schiller. Goethe. Jean Paul. Vier Denkreden auf deutsche Dichter. Gießen, 1862. 2 M.
Lehmann, Goethes Sprache u. ihr Geist. Berlin, 1852. 5,40 M.
Goethes Beziehungen zu s. Vaterstadt. Ein Kommentar zu Wahrheit und Dichtung 1749—75. Suppl. zu Goethes Werken. Frankfurt, 1862.
G. H. O. Volger, Goethes Vaterhaus. Ein Beitrag zu des Dichters Entwickelungsgeschichte. 2. Aufl. Frankf., 1863.
C. G. Carus, Goethe, dessen Bedeutung für uns. u. die kommende Zeit. Wien, 1863. 3 M.
E. J. Saupe, Goethes Leben u. Wke. in chronolog. Tafeln, für Verehrer des Dichters bearbeitet. Gera. 2. Aufl. 1866. 1,20 M.
Biedermann, Goethe in Leipzig. 2 Tle. Lpzg., 1865.

Otto Jahn, Biograph. Aufsätze. Lpzg., 1866. Darin: Goethes Jugend in Leipzig.
Rob. Keil, Vor 100 Jahren. Festgabe z. Säkularfeier v. Goethes Eintritt in Weimar.
Woldemar v. Biedermann, Goethe in Dresden. Berlin, Hempel.
Gödeke, Goethes Leben u. Schriften. Stuttg., 1874. 6 M.
Franz X. Wegele, Goethe als Historiker. Würzburg, 1876. 2 M.
E. Höfer, Goethe und Charlotte v. Stein. Stuttg., 1878. 2,40 M.
Graf Friedrich Eckbrecht von Dürckheim, Lilli's Bild, geschichtlich entworfen. Nördlingen, 1879. 2,50 M.
L. Geiger, Goethe-Jahrbuch. Frankf. a. M., 1880—81. Litter. Anstalt. 2 Bde. 21 M.
H. Düntzer, Goethes Leben. Lpzg., 1880. 8 M.
Herbst, Goethe in Wetzlar. Gotha, 1881. 5 M.

2. Erläuterungsschriften.

a. Sämtliche Dichtungen betreffend.

Rosenkranz, Goethe und seine Werke. Siehe C. 1.
Viehoff, Goethes Leben. Siehe C. 1.
Lewes, Goethes Leben und Schriften. Siehe C. 1.
Göschel, Unterhaltungen zur Schilderung Goethescher Dicht- u. Denkweise. Schleusingen, 1834—38. 3 Tle. 12 M.
H. Düntzer, Studien z. Goethes Werken. 2. Bd. Elberfeld, 1849. 7,50 M.
—, Neue Goethestudien. Nürnberg, 1861. 5 M.
A. Stahr, Goethes Frauengestalten. I. Berlin, 1865.

b. Zu den lyrischen Gedichten.

W. Span, Goethe als Lyriker. Wien, 1821.
H. Viehoff, Goethes Gedichte erläut. u. auf ihre Veranlassungen, Quellen u. Vorbilder zurückgeführt, nebst Variantensamml. und Nachlese. 3 Tle. Düsseldorf, 1846—53. 10,50 M. (3. Aufl. Stuttg., 1858. 6 M.)
H. Düntzer, Goethes lyrische Gedichte erläut. Lpzg., 1877. 3 Bde. 13 M.
Lehmann, Goethes Liebe und Liebesgedichte. Berlin, 1852. 5,40 M.
Wurm, Kommentar zum Divan. Nürnberg, 1834. 3,75 M.
E. J. Saupe, Die Schiller-Goetheschen Xenien. Lpzg., 1852. 4,50 M.
Martin, Goethes vier Jahreszeiten. Gedichtet 1796. Gedeutet 1860. Berlin, 1860. 3 M.
Adalb. Baier, Das Heidenröslein oder Goethes Sessenheimer Lieder in ihrer Veranlassung und Stimmung. Heidelberg, 1877. 3 M.
Ferd. Lucius (Pfarrer in Sessenheim), Friederike Brion von Sessenheim. Straßburg, 1877. 6 M.
A. Bielschowsky, Friederike Brion. Breslau, 1880. 1 M.

c. Zu den epischen Dichtungen.

Zu den Balladen.

E. J. Saupe, Goethes u. Schillers Balladen u. Romanzen. Lpzg., 1853. 4 M.
M. W. Götzinger, Deutsche Dichter. Erläut. 1. Tl. Lpzg., 1857. (Enth.: Erlkönig. Der Fischer. Der Sänger. Der Schatzgräber. Der Zauberlehrling. Das Blümlein Wunderschön. Legende vom Hufeisen. Wanderer und Pächterin. Hochzeitlied. Der getreue Eckart. Die wandelnde Glocke. Der Totentanz. Die Kinder, sie hören es gerne. Johanna Sebus.)
Viehoff, in dem unter 2, b genannten Werke.

Zu den Epopöen.

Siehe die Schriften am Schluß der Erläuterung v. Hermann u. Dorothea.

Zu den Romanen.

H. Düntzer, Werthers Leiden. Erläutert. Leipzig. 1 M.
—, Wilhelm Meisters Lehrjahre. Erläutert. Leipzig. 2. Aufl. 1 M.
—, Wilhelm Meisters Wanderjahre. Erläutert. Leipzig. 2. Aufl. 1 M.
—, Goethes Wahlverwandtschaften. Erläutert. Leipzig. 1 M.

Zu den dramatischen Dichtungen.

H. Düntzer, Goethe als Dramatiker. Leipzig, 1837. 4,50 M.
—, Götz u. Egmont. Geschichtl. Entwickelg. u. Würdigung. Braunschweig, 1854. 6,75 M.
—, Goethes Götz von Berlichingen. Erläutert. Leipzig. 2. Aufl. 1 M.
G. Wustmann, Goethes Götz von Berlichingen. Leipzig, 1871. 1,80 M.
H. Düntzer, Goethes Clavigo u. Stella. Erläutert. Leipzig. 1 M.
—, Goethes Egmont. Erläutert. Leipzig. 2. Aufl. 1 M.
—, Goethes Iphigenia auf Tauris. Erläutert. Leipzig. 2. Aufl. 1 M.
W. E. Weber, Goethes Iphigenie. Erläut. 2. Aufl. Bremen, 1878. 1,60 M.
H. Düntzer, Goethes Tasso zum erstenmal vollst. erläutert. Lpzg., 1854. 4,50 M.
—, Goethes Tasso. Erläutert. Leipzig. 2. Aufl. 1 M.
L. Eckardt, Vorlesungen üb. Goethes Torquato Tasso. Bern, 1852. 4,50 M.
A. F. C. Vilmar, Über Goethes Tasso. Frankf. a. M., 1869. 1,20 M.
Fr. Kreyßig, Vorlesungen über Goethes Faust. Berlin, 1866. geb. 5 M.
H. Düntzer, Goethes Trilogie, die natürl. Tochter. Erläut. Lpzg. 2. Aufl. 1 M.
Fr. Deyck, Goethes Faust. Andeutung über Sinn u. Zusammenhang des 1. und 2. Tls. der Tragödie. Frankfurt, 1855. 4 M.
H. Düntzer, Goethes Faust. 1. u. 2. Tl. Erläut. Leipzig. 3 M.
M. Carriere, Goethes Faust. Mit Einleit. und Erläuterungen. Leipzig, 1869. 8,40 M.
Fr. Vischer, Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichtes. Stuttg., 1875. (Eine eingehende philos.-ästhet. Beurteilung.)
Th. Paur, Über Goethes Faust. Breslau, 1853. 50 ₰.
J. G. Rönnefahrt, Goethes Faust u. Schillers Wilhelm Tell nach ihrer weltgeschichtl. Bedeutung u. wechselseitigen Ergänzung. Lpzg., 1855. 3,75 M.
F. A. Hartung, Ungelehrte Erklärung des Goetheschen Faust. Leipzig, 1855. 4,50 M.
E. J. Saupe, Goethes Faust. Erläutert. Leipzig, 1856. 3 M.
A. Grün, Goethes Faust. Briefw. mit einer Dame. Gotha, 1856. 3 M.
O. Vilmar, Zum Verständnisse Goethes. Marburg, 1861. 3 M.
Köstlin, Goethes Faust, s. Kritiker u. Ausleger. Tübgn., 1860. 2,40 M. (Damit zu vergl. d. Beurteilg. dies. Werkes in Herrigs Archiv, 1861, 1 Heft.)
H. Düntzer, Würdigung des Goetheschen Faust, seiner neuesten Kritiker u. Erklärer. Leipzig, 1861. 1,50 M.
W. Molitor, Über Goethes Faust. Mainz, 1869. 2 M.
Goethes Faust, herausgeg. u. m. Anmerkungen begleit. v. G. v. Loeper. Berlin, Hempel. (Goethes Werke, Bd. 12.)
Jul. Schmidt, Goethes Faust. Ein Versuch. Preuß. Jahrbchr. Berlin, 1877. 4. Heft. S. 361 ff.
Kuno Fischer, Goethes Faust. Stuttg., 1878. 4,50 M.
L. Unflad, Die Goethe-Litteratur in Deutschland. Bibliogr. Zusammenstellung sämtl. in Deutschland erschienener Gesamt- u. Einzeln-Ausg. d. Werke Goethes, aller biograph. Ergänzungs- u. Erläuterungsschriften, sowie der

sonstigen auf ihn Bezug habenden litterar. Erscheinungen von 1781—1877. München, 1878. 1,60 M.
W. Beyschlag, Goethes Faust i. s. Verhältnis z. Christentum. Ein Vortrag. Berlin, 1878. 80 ₰.
K. Fischer, Goethes Faust. Über d. Entstehung u. Komposition d. Gedichtes. Stuttg., 1878. 4,50 M.
O. Marbach, Goethes Faust. Stuttgart, 1881. 8 M.
K. J. Schröer, Faust von Goethe. Heilbronn, 1881.
H. Schreyer, Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert u. verteidigt. Halle, Waisenhaus, 1881. 4,50 M.

XLVII. Schiller.

I.

Periode der jugendlichen Naturpoesie.

Bis zur Vollendung des Don Carlos.
1776—1787.

1. Hektors Abschied.
1780.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 3. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 75. — Lüben, Auswahl II. 182.

1. Erläuterungen.

„Schiller nimmt," wie Viehoff bemerkt, „bei dem Abschiede Hektors von Andrómáche ein weiteres Vorgerücktsein des trojanischen Krieges an, als es bei dem Abschiede der Fall war, den Homer in der Iliade (VI, 395 u. f.) schildert. Hier zürnt Achilles noch und nimmt an dem Kampfe keinen Anteil. Patroklus ist noch nicht gefallen; von Opfern, die Achilles ihm bringt, kann also noch keine Rede sein. Schiller hat die Trennung wahrscheinlich in der Absicht in eine spätere, gefahrvollere Zeit verlegt, damit die Gewißheit, daß es ein letztes und ewiges Scheiden sei, dem Gefühl um so mehr gegenwärtig wäre. Im allgemeinen hat ihm aber die unvergleichlich schöne homerische Darstellung als Quelle und Muster vorgeschwebt, die wir mit einigen Abkürzungen hier wiedergeben. Es ist zunächst von Hektor die Rede."

Als er das skäische Thor, die gewaltige Feste durchwandelnd,
Jetzo erreicht, wo hinaus ihn führte der Weg ins Gefilde,
Kam die herrliche Gattin Andromache eilenden Schrittes
Gegen ihn her; — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —; die Dienerin aber, ihr folgend,
Trug an der Brust das zarte, noch ganz unmündige Knäblein,
Hektors einzigen Sohn, dem schimmernden Sterne vergleichbar.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Siehe, mit Lächeln und still beschaute der Vater das Knäblein.
Aber zur Seit' ihm trat Andromache, Thränen vergießend,

Drückt' ihm freundlich die Hand und redete, also beginnend:
Seltsamer Mann, dich tötet dein Mut noch! und du erbarmst dich
Nicht des stammelnden Kindes, noch mein, des elenden Weibes,
Ach, bald Witwe von dir! dich töten gewiß die Achäer,
Alle mit Macht anstürmend. Allein mir wäre das Beste,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzusinken; verbleibt mir
Förder ja doch kein Trost, wenn du dein Schicksal vollendest,
Sondern Weh! und ich habe nicht Vater, noch liebende Mutter!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hektor, o du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter,
Bist mir Bruder zugleich, o du mein blühender Gatte!
Aber erbarme dich nun und bleibe du hier auf dem Turme!
Mache nicht zur Waise das Kind und zur Witwe die Gattin!
Stelle das Heer dorthin an den Feigenhügel; es ist dort
Leichter die Stadt zu ersteigen und freier die Mauer dem Angriff.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr antwortete d'rauf der helmumflatterte Hektor:
Des, o Trauteste, gräm' ich mich selbst auch; aber ich scheue
Trojas Männer zu sehr und die saumnachziehenden Frauen,
Wenn ich, entfernt wie ein Feigling, allhier ausweiche der Feldschlacht.
Auch wehrt solches mein Herz; ich lernte ja wackeren Mutes
Immer zu sein und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen!
Das zwar schau ich voraus in des Geistes Herz und Empfindung:
Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Doch nicht geht mir so nah der Troer zukünftiges Elend,
Nicht der Hekabe*) selbst, noch Priamos' auch, des Beherrschers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann, so tapfer, so zahlreich,
All' in den Staub hinsinken, erlegt von feindlichen Händen.
Wie dein Los, wenn einer der erzumschirmten Achaier
Weg die Weinende führt, der Freiheit Tag dir entreißend.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber mich deckt als Toten der aufgeworfene Hügel,
Eh' mir zum Ohr dein Wehruf dringt bei deiner Entführung!

Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt' er die Arme;
Aber zurück an den Busen der schöngegürteten Amme
Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz und die flatternde Mähne des Busches,
Welchen es grauenvoll sah von des Helmes Spitze herabwehn.
Lächelnd schaute der Vater das Kind und zärtlich die Mutter.
Schnell dann nahm von dem Haupte den Helm der strahlende Hektor,
Legte zur Erde den schimmernden hin, nahm selber das Knäblein,
Küßte sein liebes Kind und schaukelt' es sanft in den Armen;
Flehte sodann laut betend zu Zeus und den anderen Göttern:
Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so gewaltig an Kraft, und Ilios mächtig beherrschen!
Und man sage dereinst, der ragt noch weit vor dem Vater, —
Wann er vom Streite heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feindes! Dann freue sich herzlich die Mutter.

Also sprach er und reicht' in die Arme der liebenden Gattin
Seinen Sohn, und sie drückt ihn an ihren duftenden Busen,

*) Hektors Mutter.

Lächelnd mit Thränen im Blick; und ihr Mann, voll inniger Wehmut,
Streichelte sie mit der Hand, und redete, also beginnend:
Armes Weib, nicht darfst du zu sehr mir trauern im Herzen!
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Aïs.*)
Doch dem Verhängten entrann wohl nie der Sterblichen einer,
Edel so wie gering, nachdem er einmal erzeugt ward.
Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu sein. Der Krieg ziemt sämtlichen Männern,
Wohnend in Ilions Feste, doch mir am meisten von allen.

Dieses gesagt, enthob er den Helm, der strahlende Hektor,
Von Roßhaaren umwallt; heim kehrte die liebende Gattin,
Rückwärts häufig gewandt und herzliche Thränen vergießend.

Str. 1. V. 2. „Unnahbar'n Händen" ist ein homerischer Ausdruck, der sagen will: dem Achill durfte man nicht nahen, ohne von ihm ergriffen und besiegt zu werden.

3. „Patróklus", einer der berühmtesten griechischen Helden von Troja, war Achills Vetter und Liebling. Seinen Tod von Hektors Hand schildert Homer in der Ilias XVI. gegen den Schluß.

„Schrecklich Opfer bringt", rächt.

4. „Deinen Kleinen", Hektors Söhnchen, Astyănax.

5. „Speere werfen und die Götter ehren" bezeichnet recht passend einen Hauptpunkt aus der körperlichen und den wichtigsten aus der geistigen Erziehung.

„Orkus" (Hades), Reich des Pluto, der unterirdische Aufenthalt aller verstorbenen Menschen.

2. V. 1. „Gebiete deinen Thränen", unterdrücke dein Weinen, höre auf zu weinen.

3. „Pérgamus" ist eigentlich eine Burg, dann aber auch ein andrer Name für Ilium oder Troja.

6. „Styg'scher Fluß", der Styx, ein Strom der Unterwelt, über dessen giftige und schlammige Wellen Charon die Seelen der Verstorbenen fuhr, und bei dem die Götter unverbrüchliche Eide ablegten.

3. V. 2. „Dein Eisen", deine Waffen.

3. „Großer Heldenstamm" ist doppelsinnig und kann entweder trefflicher, herrlicher Heldenstamm, oder zahlreicher Stamm bedeuten: Priămus hatte 50 Söhne u. 50 Töchter.

In V. 4 („wo kein Tag mehr scheinet") liegt die ältere Vorstellung vom Schattenreiche, welches nach homerischen Begriffen (Il. XX. 64) höchst unfreundlich war, zu Grunde. Bei Virgil hat das Elysium allerdings einen Tag, und zwar eine eigene Sonne und eigene Sterne (Än. VI. 639).

5. „Der Cocȳtus durch die Wüsten weinet." Der Cocytos (Kokytos) war ein schlammiger Arm des Styx. Das

*) Aïs oder Pluton.

Wort bedeutet Geheul, Gewinsel (Heulstrom); der Ausdruck weint ist daher ganz passend gebraucht.

6. „Lethe“, der Fluß der Vergessenheit, aus dem die zur Unterwelt hinabgegangenen Schatten tranken, um alles Erlebte zu vergessen. Schiller sagt: „der Lethe“, Matthisson in dem schönen Gedicht: „Elysium“ richtiger die Lethe. (Sämtl. Wke. I. 115.)

4. V. 4. „Der Wilde“, Achilles.

2. Inhaltsangabe und Gedankengang.

Andrómăche fragt Hektor weinend, ob er ewig sie verlassen und sich dahin begeben wolle, wo gewisser Tod seiner warte? Um der in dieser Frage liegenden Bitte zum Verbleiben mehr Nachdruck zu geben, erinnert sie ihn daran, daß sein Söhnchen in ihm auch seinen Erzieher verliere. Hektor bemüht sich, ihren Schmerz durch die Vorstellung zu mildern, daß die Pflicht ihn nötige, für das Vaterland zu kämpfen. Diese Vorstellung bleibt jedoch wirkungslos auf Andromache; sie versucht, durch neue Beweggründe ihn zum Ablassen vom Kampfe zu bestimmen, namentlich dadurch, daß sie dann nie wieder die Freude haben werde, ihn im Waffenschmucke zu sehen, daß mit ihm Priams großer Heldenstamm zu Grunde gehen, er keinen freundlichen Tag mehr genießen und seine Liebe zu ihr vergessen werde. Seine Antwort darauf ist die wiederholte Versicherung, daß seine Liebe zu ihr nie ersterben werde, und die Aufforderung, ihm das Schwert umzugürten.

3. Die Personen des Gedichts.

1. Andrómăche liebt ihren Gemahl innig und wird daher durch den Gedanken, daß er sich in den todbringenden Kampf begeben will, in höchste Wehmut versetzt. Ihre Versuche, ihn von seinem Entschluß abzubringen, unterstützt sie besonders durch die Vorstellung von dem großen Verlust, den sie, ihr Sohn und das Königshaus durch seinen Tod erleiden würden. Durch unedle Gründe ihn vom Kampfe abzuhalten, verschmäht sie, und zeigt sich dadurch Hektors würdig.

2. Hektor ist ein vollkommener Held. So groß seine Liebe zu Frau und Sohn auch ist, so erkennt er doch die Pflicht, für das Vaterland zu kämpfen und sich ihm zu weihen, für höher, als sich der Familie zu erhalten. Keine Bitte und Vorstellung der geliebten Andromache vermag daher, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen.

In der homerischen Darstellung, die viele treffliche Züge enthält, die wir im Schillerschen Gedichte vergeblich suchen, erscheint Hektor nicht minder würdig. Zwar ist er nicht des schwärmerischen Gedankens fähig, unter allen Empfindungen und Erinnerungen seine Liebe zu Andromache nicht in den Lethestrom

versenken zu wollen; aber er sieht ruhig und groß der Notwendigkeit ins Auge; er überschaut die ganze Größe des ihm und den Seinen drohenden Schicksals, und schlägt die Wahrscheinlichkeit seines Unterganges weder zu hoch, noch zu gering an. Bis zum Ende, auch nachdem die Aussicht auf günstigen Ausgang des Kampfes verschwunden ist, lebt er ganz seinen Heldenpflichten. Sein letztes Abschiedswort ist kein weiches Lebewohl, sondern eine Ermahnung an Andromache, sich dem Leben und seinen Anforderungen kräftig zuzuwenden, wie auch er jetzt zu thun gedenke. Schillers schöne im Schlußverse ausgesprochene Idee ist nicht im Sinne des Altertums. Die griechischen Heroen beugten sich mit männlicher Fassung vor dem allgemeinen Menschenschicksal.

4. Grundgedanke.

Der Dichter hat zunächst offenbar den Zweck, die Empfindungen und Gedanken edler Gatten vor dem Gange des Gemahls in die gefahrvolle Schlacht darzustellen. Als bedeutsamster Gedanke tritt dabei der hervor, daß die Pflicht, für das Vaterland zu kämpfen, es von einem Feinde befreien zu helfen, höher steht, als die, sich der Familie zu erhalten.

5. Form der Darstellung.

Obwohl das Gedicht aus dem J. 1780, also aus der ersten Periode des Dichters stammt, so zeigt es doch eine Vollendung, wie sie nur den Produkten späterer Zeiten eigen ist. Diese Erscheinung erklärt sich einfach daraus, daß an diesem Stücke die nachbessernde Hand des Dichters sehr thätig gewesen ist. Will man sich daher ein Urteil über Gedichte aus Schillers erster Periode bilden, so muß man auch Hektors Abschied in der ursprünglichen Form, wie er zuerst in den Räubern (II. Akt, 2. Sc.) erschien, lesen. Wir teilen das Gedicht zu diesem Zwecke in jener unvollkommneren Gestalt mit und knüpfen daran einige, die späteren Verbesserungen betreffende Bemerkungen.

Willst dich, Hektor, mir entreißen,
Wo des Aaciden mordend Eisen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus schlingt?

Teures Weib, geh', hol' die Todeslanze;
Laß mich fort zum wilden Kriegestanze!
Meine Schultern tragen Ilium.
Über Astyanax unsre Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands=Erretter,
Und wir sehn uns wieder in Elysium. —

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Einsam liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt!
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

All' mein Sehnen, all' mein Denken
Soll der schwarze Lethestrom ertränken,
Aber meine Liebe nicht!
Horch! der Wilde rast schon an den Mauern —
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht!

Str. 1. „Willst dich“ ist eine kleine Härte, die Schiller durch Anwendung der dritten Person umging. Ebenso ist der Ausdruck: „mir entreißen“ zu stark und wurde deshalb durch den mildern: „sich von mir wenden“, ersetzt. „Äacide“ war der Name für Peleus, Sohn des Äakus. Achill ist der Enkel des letzteren, konnte daher wohl jenen Namen erhalten, um so mehr, da Virgil selbst den Urenkel des Äakus, Pyrrhus, so nennt. Um den fehlerhaften Reim (entreißen, Eisen) zu tilgen und Platz für einen schönen homerischen Ausdruck (unnahbar'n Händen) zu gewinnen, bildete Schiller den zweiten Vers ganz neu. Der „Xanthus“ ist ein Fluß bei Troja. Daß dieser Hektors Leiche verschlingen werde, konnte Andromache nicht so bestimmt voraussetzen; Schiller führte daher zweckmäßig den Orkus ein.

Ganz genau ist aber der Ausdruck in der ersten Hälfte der Str. in der neuen Fassung eben so wenig, als in der alten. Denn Andromache will ja nicht sagen: „Willst du auf ewig dahin, wo Achill dem Patroklus schrecklich Opfer bringt, d. h. nach dem Schlachtfelde, sondern: Willst du auf ewig von mir scheiden und dich dahin wenden, wo u. s. w.?

Die 2. Str. hat der Dichter ganz umgebaut. Wahrscheinlich stieß er sich später an den für Andromache unpassenden Auftrag, die Lanze zu holen, fand auch wohl den Ausdruck des Selbstgefühls im 3. V. etwas zu stark. Die Ellipse des 4. V. „Über Astyanax (mögen) unsere Götter (wachen)“ war ihm wohl zu frei.

In der 3. Str. ist nur das Wort „einsam“ durch „müßig“ ersetzt, was jedenfalls als wirkliche Verbesserung betrachtet werden muß.

In der 4. Str. war der 1. V. um einen Fuß zu kurz. Der 3. V. ist absichtlich wohl um einen Fuß zu kurz geblieben, weil die Verskürze hier ausdrucksvoll ist.

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Parallele zwischen Hektors und Siegfrieds Abschied. (Vergl. Nibelungenlied, Tl. 1, S. 72.) 2. Deutung der Sage vom Lethestrom.

II.

Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung,

von der Vollendung des Don Carlos bis zur Gründung des Musenalmanachs. 1787—1794.

2. Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. XI. 141. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 76. — Lüben, Auswahl. II. 183.

1. Erläuterungen.

1. Abschn. „Das dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hat“, nämlich Günther von Schwarzburg, welcher am

2. Febr. 1349 zum römischen Kaiser erwählt wurde, aber schon am 1. Aug. desselben Jahres starb, 44 Jahre alt.

„Der fürchterliche Herzog von Alba“, ein spanischer General, war im schmalkaldischen Kriege, der mit der Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) endete, Feldherr Kaiser Karls V. Seine Rücksichtslosigkeit, Rachsucht und wiederholt bewiesenen Grausamkeiten, verbunden mit seinem großen Feldherrntalent, machten ihn zum Schrecken seiner Zeit.

„Sauvegarde“ (spr. ßow'gard') oder Salvegarde heißt Sicherheitswache, ein „Sauvegardebrief“ ist eine Schrift, in der Schutz und Sicherheit gegen Einquartierung und Plünderung zugesagt ist.

4. „Intĕrim“, das Einstweilige, die Zwischenzeit, hier die einstweilige Glaubensvorschrift Karls V. vom J. 1548, welche zur Stillung der damaligen Religionsunruhen dienen sollte, aber der Art war, daß es weder Protestanten, noch Katholiken befriedigte.

2. Inhaltsangabe.

Die Anekdote erzählt, wie die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, welche den Beinamen der Heldenmütigen führt, den furchtbaren Alba auf ihrem Schlosse zu Rudolstadt erblassen machte und ihn den Befehl auszustellen zwang, daß das Vieh, welches seine Soldaten ihren Bauern wortbrüchig weggetrieben hatten, denselben wieder zurückerstattet werde.

3. Gliederung.

Das Stück besteht aus zwei Hauptteilen: aus der eigentlichen Anekdote und aus der Mitteilung dessen, was die Gräfin Katharina für die Beförderung der Reformation gethan.

In der Anekdote lassen sich wieder drei Teile unterscheiden, welche der Verfasser durch eben so viel Absätze angedeutet hat. Der 1. Teil redet ausschließlich von der Gräfin; er deutet zuerst die Wirkung ihres entschlossenen Betragens auf den Herzog Alba an, teilt dann mit, unter welchen Bedingungen sie einen Sauvegardebrief vom Kaiser erwirkt, und erzählt hierauf, welche Vorsicht sie angewandt habe, um ihre Rudolstädter gegen die Raublust der Feinde zu sichern. Der 2. Teil berichtet die Annäherung des Generals Alba und seiner Begleitung, seine Anmeldung zum Frühstück bei der Gräfin, ihre Einladung hierzu und die Erinnerung an die gewissenhafte Beobachtung der Sauvegarde. Der 3. Teil enthält die Hauptbegebenheit, den Kern der ganzen Erzählung. Es lassen sich darin 10 Punkte unterscheiden: 1. die lobenden Äußerungen des Herzogs über das Frühstück, 2. die Mitteilungen des Eilboten, 3. die Bewaffnung der Dienerschaft, 4. die Klage der Gräfin über die Wortbrüchigkeit, 5. das Benehmen der Fürsten

hierbei, 6. das heldenmütige Benehmen der Gräfin, 7. der Eintritt der bewaffneten Diener, 8. die Wirkung derselben auf die Fürsten, 9. der kluge Ausweg des Herzogs von Braunschweig, 10. der Dank der Gräfin.

Der 2. Hauptteil redet zunächst von der Thätigkeit der Gräfin für die Beförderung der Reformation und die Verbesserung des Schulunterrichts in ihrem Lande, erzählt dann das Schicksal des Predigers Aquila zu Saalfeld, und schließt endlich mit der Bemerkung, daß Katharina allgemein verehrt, im 58. Lebensjahre gestorben und in der Kirche zu Rudolstadt begraben worden sei.

4. Form der Darstellung.

Schiller bezeichnet diese kurze Erzählung als Anekdote. Unter Anekdote versteht man gewöhnlich eine kleine Erzählung witzigen Inhalts. Diese Eigenschaft bildet indessen nicht den besondern Charakter solcher Darstellungen. Das Wesentliche ihrer Form ist vielmehr das Hervortreten eines besonders wichtigen, interessanten Punktes (der Spitze, pointe), welcher die Hauptabsicht des Vortrags in sich schließt. In der in Rede stehenden Erzählung ist der entschiedene Ausspruch der Gräfin „Fürstenblut für Ochsenblut!" die Pointe, und Schiller hat meisterhaft verstanden, ihn so hervorzuheben, daß er die rechte Wirkung hervorbringt. Überhaupt ist die ganze Darstellung vorzüglich und macht namentlich durch ihre Lebendigkeit, durch die schöne Verbindung der Sätze und den Wohlklang derselben einen ungemein günstigen Eindruck.

5. Geschichtliches.

Im Sommer des J. 1788 lebte Schiller in dem Dorfe Volkstädt, nahe bei Rudolstadt. Behufs historischer Arbeiten, namentlich der „Geschichte des Abfalls der Niederlande", studierte er fleißig alte Chroniken, und fand in einer derselben Herzog Albas Begegnis auf dem Rudolstädter Schlosse erzählt. Seine Bekanntschaft mit der fürstlichen Familie war ohne Zweifel die nächste Veranlassung zur Bekanntmachung dieses längst vergessenen, interessanten Vorfalls. Er wollte vielleicht jenen fürstlichen Personen, welche ihn hochschätzten, etwas Freundliches und Angenehmes sagen. Daher erinnert er auch gleich im Anfang an den Heldenmut dieses Hauses, welches dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben habe. Doch konnte er auch ohne eine solche Nebenabsicht die nachfolgende Erzählung nicht passender, als durch diese Erinnerung einleiten.

Die erste Veröffentlichung der Erzählung erfolgte im Oktoberhefte des deutschen Merkurs von 1788.

Julius Sturm hat die Erzählung zu einer Ballade benutzt. (s. Deutsche Jugend. Lpzg., 1878. XII. 58.) Sie lautet:

„Was Euer Heer bedarf zur Not,
Soll billig ihm beschieden sein,
Und wär's im Haus das letzte Brot
Und gält's den letzten Tropfen Wein;

Doch", bat die Gräfin, gebt zum Pfand,
Mein Herr und Kaiser, Euer Wort,
Daß Ihr beschirmt mein armes Land
Vor Eurer Krieger Raub und Mord."

Und friedlich zog durchs Land das Heer,
Wie Karl der Kaiser streng gebot,
Der Scharen kamen mehr und mehr,
Doch fehlt' es nicht an Wein und Brot.

Da eines Morgens lud zur Rast
Sich Herzog Alba ein aufs Schloß;
Die Gräfin ehrte hoch den Gast,
Bewirtend ihn und seinen Troß.

Doch sieh, es naht ein Diener leis
Und flüstert in der Herrin Ohr;
Ihr Auge überfliegt den Kreis —
„Verzeiht! man ruft mich vor das Thor."

Sie eilt hinaus und blickt ins Thal.
„So achtet man des Kaisers Wort?!"
Sie rief's: „Auf! Rüstet euch in Stahl
Und harret vor dem Saale dort!"

Und vor den Herzog tritt sie kalt:
„Gilt Euch d. Kaisers Wort nicht mehr?
Schaut hin, im Thal treibt durch d. Wald
Geraubte Herden Euer Heer."

Der Herzog lacht voll Übermut:
„Wer hat auf solche Dinge acht?" —
„Dann Fürstenblut für Ochsenblut!"
Die Gräfin ruft es zornentfacht.

Auf fliegt die Thür, es füllt der Saal
Mit Reisigen sich mehr und mehr,
Und drohend blitzt der blanke Stahl;
Und fern vom Schloß weilt Albas Heer!

Die Gäste sitzen bang und stumm,
Der kühne Herzog selbst erblaßt;
Dann blickt er sich kalt lächelnd um
Und spricht zur Gräfin schnell gefaßt:

„Dämpft Eures Zornes jähe Glut,
Nicht thut hier Blutvergießen not;
Man liefert das geraubte Gut
Noch heut zurück auf mein Gebot."

Der Herzog winkt. Zum nahen Wald
Ins Thal hin eilt der Bote fort.
Und auf die Schwelle tritt er bald:
„Es ist geschehn nach Eurem Wort!"

Da dankt die Gräfin ernst dem Gast;
Dem aber ward's zu schwül im Schloß,
Er gönnt sich hier nicht länger Rast
Und jagt davon auf flücht'gem Roß.

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Der Sauvegardebrief Kaiser Karl V. für Schwarzburg-Rudolstadt. 2. Der Kabinetsbefehl der Gräfin Katharina von Schwarzburg an ihre Unterthanen. 3. Herzog von Alba läßt sich durch einen Offizier bei der Gräfin Katharina von Schwarzburg zu einem Morgenbrot einladen. 4. Die Meldung des Eilboten über die Verletzung des Schutzbriefes. 5. Der Befehl der Gräfin an die Dienerschaft. 6. Die Gräfin schildert dem Herzoge die Gewaltthätigkeiten seiner Truppen. 7. Die Lobrede des Herzogs Heinrich von Braunschweig auf die Gräfin Katharina. 8. Der Armeebefehl des Herzogs von Alba. 9. Ein Diener schildert als Augenzeuge a. die Vorbereitungen zum Empfang und zur Bewirtung der Gäste; b. die Ankunft und den Empfang der Gäste; c. die Bewaffnung in der Rüstkammer und die Scene im Speisesaale; d. den Abschied der Gäste. 10. Dramatisierung und Verbindung der 9 Arbeiten zu einem Ganzen. 11. Albas Frühstück auf dem Rudolstädter Schlosse. Als Gemälde beschrieben.

3. Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.
1789.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. VIII. 73. Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der span. Regierung. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 77. — Lüben, Auswahl II. 185.

1. Erläuterungen.

Wilhelm von Oránien (geb. 1533, gest. 1584), eigentlich Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien, gewöhnlich der Prinz von Oranien oder auch bloß Oranien genannt, war schon früh in den Dienst Karls V. getreten, anfangs als Page, dann als Soldat. Durch seine hohen Geistesgaben, seine Verschwiegenheit und seinen als Soldat in vielen Schlachten bewiesenen Mut hatte er sich die Gunst des Kaisers in so hohem Maße erworben, daß dieser ihn bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rat fragte. Bei der feierlichen Abdankung in Brüssel hatte sich der kränkliche Kaiser während der ganzen Verhandlung auf Oraniens Schulter gestützt und seinem Sohne Philipp II. die weise Lehre gegeben, sich in der Regierung eben so auf seinen jungen Freund zu stützen. Nach Karls V. Tode sank das Ansehen des Oraniers. Philipp II. verletzte wiederholt die Verfassung der Niederländer, und rief dadurch eine Revolution hervor, in der Oranien sich für das unterdrückte und schrecklich verfolgte Volk entschied, sich aber beim Einrücken einer überlegenen spanischen Heeresmacht, an deren Spitze der Herzog Alba mit unbedingter Vollmacht stand, aus dem Lande entfernte, um außerhalb für dasselbe zu wirken. Auf Philipps II. Betrieb ward er 1584 zu Delft von dem Jesuiten Gerard erschossen.*)

Schiller charakterisiert diesen Wilhelm von Oranien in meisterhafter Weise. Nach wiederholtem Lesen dieser Charakteristik verknüpfe man mit einem recht sorgfältigen Abfragen des Inhalts die nachfolgenden Erläuterungen oder lasse vielmehr dieselben, so weit es irgend geht, von den Schülern selbst geben.

1. Absatz. 1. Satz. „— — die des Nachts nicht schlafen" ist natürlich nicht buchstäblich zu nehmen, sondern soll nur ausdrücken, daß er auch einen Teil der Nacht noch denkend verlebte, geistig thätig war. Sinnliche Naturen durchschwelgen nicht selten die Nächte. „— — vor denen das furchtloseste aller Gemüter gewankt hat." Das Gesicht des scharfen Denkers ist geistreich; sein bloßer Anblick wird überwältigend und macht selbst dem Furchtlosesten die Überlegenheit fühlbar.

2. „Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts." Im Gesicht drückt sich der Seelenzustand aus. Wird die Seele

*) Ausführlichere Mitteilungen enthält das Schriftchen: Wilhelm von Oranien, d. Befreier der Niederlande. Von E. Trauttwein v. Belle. Berlin, 1867.

von Leidenschaften beherrscht, so ändert sich das Gesicht mannigfach, drückt also bald Lüsternheit nach sinnlichen Genüssen, bald Schadenfreude, bald Mißgunst, Zorn, Rachsucht und dergleichen aus. Bleibt ein Gesicht sich immer gleich, und ist es dabei der Ausdruck stiller Ruhe, so darf man ohne Täuschung annehmen, daß Leidenschaften entweder niemals in dem Menschen zur Ausbildung kamen, oder doch längst bekämpft sind, also volle Leidenschaftslosigkeit herrscht. Dahin sollen wir es alle bringen. — Seine Seele aber glich darum nicht der des Phlegmatikers, dessen Gesicht auch große Ruhe ausdrückt, sie war vielmehr „feurig“ und deshalb stets „geschäftig“. „Hülle“ ist hier Bezeichnung für Gesicht. Seine Seele war „der List und der Liebe gleich unbetretbar“, d. h. weder List, noch Liebe vermochten sie zu umstricken, zur reinen Erkenntnis des Rechten unfähig zu machen, wie das bei so vielen Menschen der Fall zu sein pflegt; sein hoher Geist erkannte sofort, wenn man ihn durch List berücken wollte, und wußte, daß die sinnliche Liebe in der Regel blind mache. — Das Objekt „Geist“ gehört, wie kaum zu übersehen, noch zu dem Zeitworte „verbarg“. — „— vielfacher Geist“, ein vielseitig gebildeter Geist; „fruchtbarer Geist“, viel Neues hervorbringender, ideeenreicher Geist. Wie der Körper durch andauernde leibliche Arbeit ermüdet, so der Geist durch anhaltendes Denken. Je schwächer Körper und Geist sind, desto früher ermüden sie. Ein „nie ermüdender“ Geist wäre also ein sehr starker Geist. Der Ausdruck ist nicht buchstäblich zu nehmen; denn auch der stärkste Geist wird durch große und anhaltende Anstrengung nach und nach abgespannt. — Ein Gegenstand, der weich und bildsam ist, nimmt leicht Eindrücke an und läßt sich ohne Schwierigkeit in andere Formen bringen. Der menschliche Geist erlangt durch lange fortgesetzte einseitige Bildung nicht selten eine so bestimmte (vergleichungsweise erstarrte) Richtung, daß er für Eindrücke anderer Art kaum empfänglich, folglich auch nicht bildsam ist. Oraniens Geist war von dieser schädlichen Einseitigkeit bewahrt geblieben, konnte sich daher „augenblicklich in alle Formen schmelzen“, dachte sofort jedem erhaltenen Eindrucke gemäß, war jedoch dabei „bewährt genug“, fest, geregelt genug, als daß er sich hätte sollen diesen Eindrücken hingeben, sich von ihnen sollen leiten lassen („in keiner sich selbst zu verlieren“); „stark genug“, um nicht durch Glückswechsel sich in seinen Grundsätzen irre machen zu lassen, ihnen untreu zu werden.

3. „Menschen zu durchschauen“, nach ihrer wahren Denkweise zu erkennen, auch wenn sie sich verstellen; „Herzen zu gewinnen“, die Zuneigung anderer zu erlangen. Und diese Zuneigung gewann er, nicht, weil er, wie es an fürstlichen Höfen Sitte zu sein pflegt, knechtisch, unterwürfig, gegen seine bessere

Überzeugung allem zustimmte, was am Hofe kundgegeben wurde, „sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war“, in beidem also das rechte Maß zu treffen wußte. — „— — eine kluge Wirtschaft“, zweckmäßige, richtig berechnete Verwendung. — „— — Menschen verbindet“, zum Danke, zu Diensten verpflichtet. Den „wirklichen Vorrat an Mitteln“, wodurch man Menschen verbindet, „vermehrt“ er dadurch, daß er sparsam mit denselben verfuhr, und ihnen dadurch eine größere Wirksamkeit verlieh.

4. Ideeen, Pläne zu Unternehmungen werden im Geiste erzeugt, geboren. Manche Menschen sind voll von Ideeen, andere ärmer daran. Wer seine Ideeen sofort auszuführen sucht, wie sie entstanden sind, wird manches Thörichte zu Tage fördern. Der wahrhaft Weise erwägt seine Ideeen sorgsam und schreitet erst zur Ausführung, wenn er ihre Zweckmäßigkeit nach allen Seiten hin geprüft hat. So dachte und handelte Oranien, und darum sagt Schiller eben so treffend als schön von ihm: „So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte.“ Der nächste, durch ein Semikolon getrennte Satz ist diesem in Inhalt und Form verwandt. Oranien bildet demnach einen preiswürdigen Gegensatz zu der großen Masse von Menschen, die nur weniger Augenblicke bedürfen, um Entschlüsse für die wichtigsten Angelegenheiten zu fassen, aber auch durchgängig schwankend werden bei der Ausführung, namentlich wenn sie auf Schwierigkeiten stoßen. Es gilt für sie das Sprichwort: „Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht.“

Der 5. Satz ist durch das Gesagte bereits verständlich.

Aus dem 6. Satze wird ersichtlich, daß Oranien dem Schicksale Egmonts dadurch entging, daß er die Ereignisse, welche nach dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge kommen mußten, schon vorher erwog und seine Maßregeln rechtzeitig dafür ergriff, also z. B. das Land verließ, als Alba im Anzuge war, und dessen Vorladung nach Brüssel nicht beachtete.

7. „— er geizte mit Sekunden“, benutzte sorgfältig jede Sekunde. Das ist eine seltene Tugend. Ein großer Teil der Menschen vergeudet die Zeit mit unnützen Dingen oder verbringt sie mit Müßiggang. Wie viel Zeit wird in manchen Schulen getötet!

9. „Jovialität“, Frohmütigkeit, Fröhlichkeit, Heiterkeit, Frohsinn.

11. „Demagog“, Volksleiter, Volksführer; mit dem Nebenbegriffe der Verächtlichkeit: Volksverführer; Volksverleiter. — „— — Göttin seines Palastes“, Herrscherin seines Palastes. — „— üppige Belgien“, reiche, viel zur Befriedigung sinnlicher Genüsse erzeugende Belgien.

13. „— kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab“, unter-

drückte den sich regenden Verdacht und Tadel; glich wieder aus, was er dadurch schlimm machte.

14. „Fremdlinge“, die vorhergenannten fremden Prinzen und Gesandten, „— — und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde“, die hohe, ehrenvolle Stellung, welche er (Oranien) einnahm. Je höher jemand in der bürgerlichen Welt steht, desto höher wird die Leutseligkeit angeschlagen, welche er Geringeren erweist.

15. „Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren“, besaß wohl bessere natürliche Eigenschaften dazu.

16. „— schnelle Besitznehmung der Gelegenheit“, schnelles Ergreifen und Benutzen der Gelegenheit, also Beherrscher der sich darbietenden Gelegenheit. — „— ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen.“ Großartige, folgenreiche Entwürfe werden oft von den Mitlebenden nicht als solche, also nicht als geeignete, erkannt. Erst spätere Geschlechter, welche die Thatsachen im Zusammenhange überschauen, erkennen darin „Gestalt und Ebenmaß“, Zweckmäßigkeit. Aus diesem Grunde lassen sich die Thatsachen in der Zeit, wo sie sich zugetragen haben, oft weniger richtig beurteilen, als wenn sie bereits der Geschichte, der Vergangenheit angehören. — „— — kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunter spinnen“, die erst in künftigen Zeiten, nach und nach erfüllt werden. — „— standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend“, einer aus Einsicht, innerer Überzeugung entsprungenen Tugend, der man die aus bloßer Gewohnheit hervorgegangene, darum weniger zuverlässige entgegenstellen kann. — „— — die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt“, die nicht schwankt, wo das Laster verlockt, große Vorteile darbietet.

II. **Abschn.** Graf Lamorāl von Egmont (sprich: ēgmongh) und Prinz von Gavre (spr. gáwer), ein schöner, ritterlicher Mann, war Oraniens Freund, besaß jedoch nicht dessen Geistesschärfe und kluge Umsicht. Auf Veranlassung seiner Gesinnungsgenossen war er nach Madrid gegangen, um den König zur Abänderung der Mißstände zu bewegen. Verblendet durch die ihm am Hofe gewordene freundliche Aufnahme, hielt er Philipp für wohlwollend und gerecht und erwartete Dank und Belohnung von ihm für die ihm geleisteten Dienste. Oraniens Vorstellungen vermochten nicht, ihn zu enttäuschen. Daher blieb er in Brüssel, als Alba einrückte, und war der erste, der durch dessen Henkerschwert fiel (1568.) Durch die 1854 herausgegebenen Untersuchungsakten ist klar geworden, daß Egmont nicht ein Hochverräter war, sondern deshalb fiel, weil er den Plänen König Philipps entgegen war.

17. Satz. „— edlen Stammes“, edler Abkunft. — „— deren kriegerischer Mut die Waffen des Hauses Österreich

ermüdet hatte", zum endlichen Einstellen des Krieges bestimmt hatte.

18. „Annalen", die geschichtliche Ereignisse verzeichnenden Jahrbücher, Bücher der Zeitgeschichte.

20. „Ritter des goldnen Vlieses". Dieser Orden gehört zu den ältesten und angesehensten weltlichen Ritterorden. Er wurde 1330 zu Brügge durch den Herzog Philipp III. gestiftet und hatte die Beschützung der Kirche zum Endzwecke. Die Benennung des Ordens ist von dem goldnen Widderfelle des Argonauten Jason hergenommen; in der Mitte der Ordenskette hing daher auch das goldene Vlies.

21. „Jede Wohlthat des Friedens .... brachte das Gedächtnis der Siege zurück", erinnerte das die Siege bewahrende Gedächtnis. — „— der flämische Stolz". Die Niederlande wurden von zwei wesentlich verschiedenen Volksstämmen bewohnt, von denen der eine mehr dem deutschen, der andere mehr dem französischen Volkselemente, namentlich in Sitte, Sprache und Charakter zugewandt war. Aber diese beiden Volksstämme unterschieden sich nicht grell, sondern in Abstufungen, so daß sich daraus 6 Volksstammschaften ergaben, von denen eine den Namen Flamländer, auch Flamänder, auch Vlamen, führte, und in Nordbrabant, Antwerpen, Mecheln und Flandern heimisch war.

22. „Neun Kinder ... vervielfältigten und verengten die Bande." In dem Maße, wie die Bande zwischen Egmont und dem Volke mit jedem Kinde vervielfältigt wurden, verengten sie sich auch, wurden sie inniger, unauflöslicher. — „die allgemeine Zuneigung ... übte sich", wurde größer, wie jede Fertigkeit, die man vielfach übt. — „— jedes Auge ... erzählte sein Leben", in jedem auf ihn gerichteten Auge war zu lesen, daß man ihn wegen seiner für das Vaterland vollbrachten Thaten ehrte.

24. „Grazie", Anmut.

25. „— seine Offenherzigkeit verwaltete" u. s. w., er war eben so offenherzig als wohlthätig.

26. Die Religion war nur Gegenstand der Empfindung bei ihm; nachgedacht über die Wahrheiten hatte er nicht.

27. „Egmont besaß mehr Gewissen als Grundsätze." Die innere Stimme, welche wir Gewissen nennen, sagt auch dem Ungebildeten, ob seine Handlungen gut oder böse seien, jedoch nicht mit der Gewißheit, als wenn ihm Grundsätze, wie ernstes Nachdenken sie erzeugen, zur Seite stehen. Egmont hatte sich solche Grundsätze nicht erworben. — „— darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten." Wer denkend sich Grundsätze erworben hat, läßt sich nicht durch den Namen einer Handlung bestimmen, sondern prüft sie vorurteilsfrei und begeht oder unterläßt sie aus Grundsatz.

28. „Seine Menschen waren böse oder gut und hatten nichts Böses oder Gutes". So geht es allen Menschen, die sich nur Ideale bilden; sie glauben nur an Vollendetgutes und Vollendetböses, an Engel und Teufel; das gemischte Wesen des Menschen und dessen Schwächen, das Halbgeschöpf des Geistes und der Materie, kennen sie noch nicht und machen daher, bis diese Kenntnis durch Erfahrung erlangt ist, mancherlei schmerzliche Erfahrungen.

29. „— magischer Spiegel", Zauberspiegel.

35. „— Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Mut an kleineren Pflichten gefangen." Zärtliche Besorgnis für seine Familie verleitete ihn, über die Erfüllung kleinerer Pflichten zu vergessen, was der patriotische Mut von ihm forderte. (Gegensatz von Hektor.)

38. „Jener war ein Bürger der Welt", umfaßte mit seinem Denken, seinen Freiheits- und Fortschrittsideeen die ganze Menschheit: „Egmont ist nie mehr als Fläminger gewesen", beschränkte sich mit seinen Gedanken und Wünschen auf das engste Vaterland.

2. Darstellung.

Beide Charakterschilderungen können als Beispiele der musterhaftesten Prosa gelten. Jeder Satz ist vom reinsten und edelsten Baue, und alle sind zu einem Ganzen an einander gereiht, wie die Perlen eines Geschmeides. In den mehr zusammengesetzten Sätzen entsprechen die einzelnen Teile einander nach Inhalt und Form trefflich, stehen im schönsten Einklange. Dabei ist der Ausdruck überall knapp; nirgends steht ein Wort zu viel. Wer flüchtig liest, wird den Sinn nicht an allen Stellen sofort treffen; aber einiges Nachdenken führt überall darauf.

Man wird die Schüler in stilistischer Beziehung bedeutend fördern, wenn man sie durch sorgfältiges Besprechen dahin bringt, die Schönheiten der Schillerschen Prosa zu empfinden und zu erkennen.

4. Gustav Adolf.

1793.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. IX. 141. — Lüben, Auswahl. II. 188.

1. Erläuterungen.

1. Satz. Gustav Adolf, König von Schweden, kam 1630 den hart bedrängten Protestanten in Deutschland mit einem Kriegsheer von 15 000 Mann zu Hilfe. In einem Kriege, den er mit den Polen geführt, hatte er sich tapfere Krieger und Feldherren herangebildet. Als der Kaiser in Regensburg die Nachricht von dem Anzuge des Schwedenkönigs empfing, sprach er zu Tilly: „Wir haben halt a Feindl mehr!" Dieser erwiderte ernsthaft:

„Der König von Schweden ist ein Feind von eben so vieler Klugheit als Tapferkeit, in der Blüte der Jahre, kräftig und abgehärtet. Er hat im Kriege siegen und durch Siege den Krieg zu führen gelernt. Sein Heer ist ein Ganzes, das er wie sein Roß mit dem Zügel regiert. Das ist ein Spieler, gegen welchen nicht verloren zu haben schon ein großer Gewinn ist."

10. „— was er dem Feldherrn schuldig war", nämlich sich für das Heer durch möglichste Schonung seines Lebens zu erhalten. — „— und dieses königliche Leben endete der Tod eines Gemeinen", endete ein Tod, wie er Gemeine trifft.

11. „— seinem beleuchtenden Adlerblick", sein Adlerblick beleuchtete jede Heldenthat.

12. „— gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig seine Armut hin", das Wenige, was er besaß.

2. Gliederung.

Dieser Aufsatz ist ein kleines Stück aus Schillers berühmter „Geschichte des dreißigjährigen Krieges". Er charakterisiert in wenigen Zügen Gustav Adolf als Feldherrn und Soldaten.

Der 1. Satz ist gewissermaßen das Thema. Im 2.—8. Satze ist von Gustav Adolf als Feldherrn die Rede. Der Verfasser hebt besonders die lobenswerten Einrichtungen hervor, welche derselbe getroffen hat, um in seinem Heere Ordnung, gute Sitte und Gottesfurcht einheimisch zu machen, und rühmt, daß er hierin allen Muster gewesen. Der 9. u. 10. Satz redet von seiner Tapferkeit als Soldat, der 11. u. 12. endlich von der Wirkung, welche dieser außerordentliche Mann auf sein Kriegsheer und sein Volk ausübte.

Kürzer läßt sich die Gliederung des Aufsatzes folgendermaßen bezeichnen.

I. Thema. Gustav Adolf war der erste Feldherr seines Jahrhunderts und der tapferste Soldat seines Heeres.
II. Ausführung des Themas.
   A. Seine Feldherrn-Thätigkeit.
      1. Manneszucht im Heere.
      2. Anordnungen zur Beförderung guter Sitte und Gottesfurcht.
      3. Eigene Befolgung seiner Gesetze.
   B. Seine Tapferkeit als Soldat.
      1. Ertragung aller Kriegsbeschwerden.
      2. Furchtlosigkeit („es war licht in seinem Geiste") in der schwersten Schlacht.
      3. Aufsuchung des gefahrvollsten Kampfes.
   C. Seine Wirkung
      1. auf sein Kriegsheer,
      2. auf sein Volk.

5. Die Eroberung Magdeburgs 1631.
1793.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. IX. 162. — Lüben, Auswahl. II. 189.

Erläuterungen.

1. Abschn. Gustav Adolf hatte sich Magdeburg, das unerschütterlich fest am protestantischen Glauben hielt, zum Mittelpunkte seiner Operationen im nördlichen Deutschland erkoren. Um ihm diesen wichtigen Mittelpunkt zu entreißen, gab es für Tilly nur ein ganz sicheres Mittel: Magdeburg bis auf den Grund zu zerstören. Außerdem war die Stadt bereits in die Reichsacht erklärt worden, weil sie sich geweigert hatte, kaiserliche Soldaten aufzunehmen; Tilly hatte daher auch wohl den Auftrag, sie empfindlich zu strafen.

Gustav Adolf war ernstlich bemüht, die Belagerung Magdeburgs zu verhindern, wurde jedoch auf dem Marsche dorthin durch den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen aufgehalten, der sich weigerte, die Schweden durch sein Land gehen zu lassen. Nur einer kleinen Schar Schweden, angeführt von dem Obersten Falkenberg, war es gelungen, bis nach Magdeburg vorzudringen und sich in die Stadt zu werfen.

Von dem „Leipziger Bund“ (Konvent), dessen Schiller im 1. Satze gedenkt, hatte Magdeburg nicht viel zu erwarten. Er meinte es mit seinen Rüstungen gegen die Vollziehung des Restitutionsedikts gar nicht so ernstlich, gedachte vielmehr nur den von den Schweden bedrohten Kaiser zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Ohnehin protestierte er gegen die Einmischung der Schweden und wies ein Bündnis mit ihnen ab.

2. „Approche“ oder Approsche, Laufgraben, Annäherungsgraben.

3. „Bresche“, eine Öffnung in der Mauer und dem Walle einer Stadt.

Graf Gottfried Heinrich Pappenheim, geb. 1594 in Pappenheim in Bayern, war ursprünglich Protestant, trat aber 1614 zum Katholizismus über und in die Dienste des Königs Sigismund III. von Polen, unter welchem er den Prätendenten-Krieg gegen Rußland mitmachte. Ins Vaterland zurückgekehrt, focht er als bayerischer Oberst in der Schlacht am weißen Berge vor Prag, ward vom Kaiser 1623 zum Ritter geschlagen und Chef eines Kürassier-Regiments, der nach ihm benannten furchtbaren Pappenheimer. An der Spitze derselben operierte er vielfach selbständig, bald der bayerischen und liguistischen, bald der kaiserlichen Armee zugewiesen und also unter Tilly und Wallenstein stehend, welche beide

den Mut und die Tapferkeit der Kriegsobersten gleich sehr schätzten. Pappenheim erwarb sich trotz seiner untergeordneten Stellung einen Namen neben den großen Helden des 30jährigen Krieges; hundert Narben bedeckten seinen Körper, von denen auch sein Gesicht wie zerfetzt war. Seine grenzenlose Kühnheit und Freigebigkeit hatten ihn zum Abgott seiner Soldaten gemacht. Man erzählt von ihm, daß sich im Zorne und in der Hitze der Schlacht auf seiner Stirn ein gerötetes Mal zeigte, welches zwei kreuzweis über einander gelegten Schwertern glich. Er starb in den ersten Stunden des 7. Nov. in Leipzig auf der Pleißenburg an seinen in der Schlacht bei Lützen empfangenen Wunden.

Schiller giebt Bd. IX. 283, eine kurze, aber sehr treffende Charakteristik Pappenheims, die der Lehrer bei dieser Gelegenheit vorlesen möge.

6. „— — und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wut zum Opfer zu dienen", nämlich entehrt und dann ermordet zu werden.

„Einige liguistische Offiziere", Offiziere der Liga (Ligue spr. Ligh'), eines 1610 zu Würzburg geschlossenen Bundes katholischer Fürsten, hervorgerufen durch die von Protestanten ein Jahr vorher gestiftete Union. Die Verbündeten hießen Liguisten (Ligisten.)

8. „Te Deum" (Te Deum laudamus etc.). Herr Gott! dich loben wir ꝛc., der ambrosianische Lobgesang, vom heiligen Ambrosius gemacht und dann von Luther übersetzt.

6. Die Schlacht bei Lützen (6. Novbr. 1632.)
1793.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. IX. 274. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 78.

1. Erläuterungen.

2. **Abschn.** „Herzog Bernhard von Weimar", jüngster Sohn Herzog Johanns von Weimar, geb. 1604, diente seit 1620 unter Ernst von Mansfeld, dann unter dem Markgrafen Georg von Baden, hierauf unter Christian von Braunschweig und trat nach der Schlacht bei Stadtlohn (1623) in holländische, 1625 in dänische Dienste. Als Gustav Adolf in Deutschland erschien, eilte er ihm entgegen und begleitete ihn bis zur Schlacht bei Lützen. Seit 1633 befehligte er die Schweden in Deutschland; nach dem Prager Frieden (1635) zog er sich aber an den Rhein zurück und schloß, im Stich gelassen von dem schwedischen Kanzler, einen Vertrag mit den Franzosen, in welchem ihm der Besitz von Elsaß zugesichert wurde. Von 1636—38 focht er glücklich gegen die Kai-

serlichen in Elsaß, Lothringen und Burgund, und ließ sich unabhängig von Frankreich, das sich in den Besitz der eroberten Länder zu bringen suchte, als Herrn des Landes huldigen, starb aber nach 5tägiger hitziger Krankheit am 8./18. Juli 1639 zu Neuburg am Rhein an einem typhösen Fieber. (S. Programmabhandlung des Konrektor Alexi vom Lyceum zu Kolmar.) Sofort nahmen die Franzosen Bernhards Heer in ihren Sold, besetzten Elsaß für sich, so daß nun klar ward, was Richelieus eigentlicher Zweck bei der Unterstützung Herzog Bernhards gewesen war.

3. „Das Koller", Halsbekleidung als Teil der Rüstung; ein am Halse schließender Lederharnisch für Brust und Rücken, von Schiller auch Goller geschrieben und von diesem sächlich wie männlich gebraucht, aus mhd. gollier, kollier, kollir, welche entlehnt sind dem franz. collier = Halsband, regelrecht gebildet aus lat. das collare = Halsband, Halsrüstung (von lat. collum Hals). Deutsche Wörter aus dem Romanischen zeigen nicht selten Übergang des k in g, und dies rechtfertigt die Schreibung Goller.

5. „Gustav von Horn" war ein schwedischer General. Er geriet in der Schlacht bei Nördlingen in Gefangenschaft, ward 1642 aber wieder ausgewechselt, nach dem Frieden Feldmarschall und starb als Gouverneur von Livland und Schonen 1659.

„Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg", geb. 1598, trat in österreichischen, 1630 in schwedischen, nach der Schlacht bei Lützen aber, wo er in Verdacht geriet, Gustav Adolf erschossen zu haben, in sächsischen Kriegsdienst. Als geheimer Unterhändler zwischen Wallenstein und Herzog Bernhard von Weimar, geriet er in die Hände der Kaiserlichen, wurde in Wien katholisch, bei Schweidnitz 1642 als kaiserlicher General von Torstenson geschlagen, gefangen genommen und starb an seinen Wunden in Schweidnitz.

6. „Kniphausen", ein schwedischer General, der von 1632—35 in Niedersachsen, Westfalen und an dem Niederrhein befehligte und 1635 bei Haselune fiel.

— — „Pappenheim" siehe S. 464.

— — „Octavio Piccolomini", Herzog von Amalfi, diente anfangs in Mailand den Spaniern, kam aber dann als Rittmeister mit einem Regimente, welches der Großherzog von Florenz dem Kaiser Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hilfe sandte, nach Deutschland. Er trug viel zum Untergange Wallensteins bei, indem er dessen Pläne dem Kaiser verriet, und dafür einen Teil von Wallensteins Gütern erhielt. Von 1634—48 kämpfte er gegen die Franzosen, Holländer und Schweden, wurde Feldmarschall, in den Reichsfürstenstand erhoben und starb in Wien 1656. Schiller hat diese historische Maske in seinem

Wallenstein benutzt; sein Sohn Max ist aber eine poetische Figur, da Piccolomini keine Kinder hatte.

7. „Pappenheim, der Telamonier des Heeres.“ Schiller vergleicht Pappenheim mit Ajax, Sohn des Königs Telamon aus Salamis, der als gewaltiger Hort der Achaier dem Hektor im Zweikampfe vor den Mauern Trojas völlig ebenbürtig war. Vergleiche Homers Ilias von Voß. VII. Ges., V. 211—302.

— — „Taktik“, Gefechtslehre, d. h. die Wissenschaft und Kunst, die verschiedenen Truppengattungen (Infanterie, Kavallerie und Artillerie) sowohl in einzelnen Abteilungen, als auch in größeren Massen aufzustellen und möglichst zweckmäßig gegen den Feind zu verwenden.

2. Darstellung.

Wie die Charakteristik Gustav Adolfs, so ist auch die Zerstörung Magdeburgs und die Schlacht bei Lützen ein Bruchstück aus Schillers „Geschichte des 30jährigen Krieges“.

Was wir hinsichts der Darstellung bei der Charakeristik Oraniens und Egmonts gesagt haben, gilt vollkommen auch von diesen drei Stücken und natürlich also von dem ganzen Werke. Man braucht nur eine einzige Seite zu lesen, und man fühlt und erkennt sofort, daß Schiller alle Mittel mit höchster Einsicht angewandt hat, welche eine gute historische Darstellung erfordert. Alles ist würdig, klar, wahr, objektiv und präzis dargestellt. „Die klare, edle Rede bewegt sich in ruhiger Gleichmäßigkeit fort und greift nur bisweilen zu kühnen Bildern oder erhebt sich zum vollern Ausdruck der bewegten Empfindung. Nirgends ist etwas Hartes, Unebnes, Anstößiges. Besonders aber ist als musterhaft zu nennen, daß die Darstellung, einem Flusse gleich, ein ununterbrochenes Ganzes ist, so daß man nirgends einen Sprung, einen Riß bemerken wird, sondern jeder Teil sich mit dem folgenden verbindet, wie die Begebenheiten selbst unter einander vermittelt sind. Welche große Kunst gehörte dazu, auch das Ungleichartige, wie in jenem Gemälde des Zustandes der Staaten Europas im Anfange des zweiten Buches, so zu ordnen und zu behandeln, daß es leicht und natürlich in einander übergreift! — Wir besitzen schwerlich ein historisches Werk, welches man hinsichtlich der Vollendung der Kunstform dieser Geschichte an die Seite stellen könne. Schiller erstieg hier wohl den Gipfel der historischen Kunstdarstellung, welche ihm auf dieser Kulturstufe möglich war. Wie er daher mit Darstellung dieses Krieges einen Kreis gleichzeitiger Begebenheiten abschloß, so löste er rücksichtlich der ganzen Behandlung die ihm als Historiker überhaupt gestellte Aufgabe.“*)

*) Dr. K. Hoffmeister, Schillers Leben, II. Tl. S. 162.

Dr. K. F. Becker zeigt in seinem trefflichen Werke über den „deutschen Stil“, daß man alle Regeln für den historischen Stil aus den Schillerschen Geschichtswerken entwickeln, diese Darstellungsart also vorzugsweise aus denselben lernen kann. Strebsamen Lehrern empfehlen wir, die bezüglichen Paragraphen (142—46) im Becker nachzulesen und mit dem dadurch gewonnenen Maßstabe an das Studium des Abfalls der Niederlande und der Geschichte des 30jährigen Krieges zu gehen; der stilistische Gewinn wird bedeutend für sie sein.

Die Darstellung des 30jährigen Krieges erschien 1791—93 bruchstückweise in Göschens „historischem Kalender für Damen“. „Er schrieb,“ sagt Hoffmeister (II. 182), „für Menschen — und das rein Menschliche, wo werden wir es in der neueren Zeit eher suchen und reiner finden, bei Männern oder Frauen? Er übergab ein Gemeingut der Nation, der Menschheit den Händen der Frauen. Am Ende des 1. Teils wendet er sich im Damenalmanach für 1791 mit folgenden, nachher ausgelassenen Worten an seine Leserinnen: „„Aber ihn (den Gustav Adolf) auf diesem siegreichen Gang (nach Süddeutschland) zu begleiten, verbieten mir die engen Grenzen dieser Erzählung, die vielleicht schon jetzt überschritten sind. Ungern verlasse ich einen Schauplatz, der an schimmernden Thaten immer reicher wird, immer reicher an unsterblichen Männern, überraschenden Wechseln des Glücks, verworrenen Schicksalen und wundervollen Krisen. War die Voraussetzung nicht zu kühn, die Aufmerksamkeit meiner Mitbürgerinnen für eine Geschichte zu erregen, die keinen Reiz hat als ihre Wichtigkeit, und keinen Schmuck bildet, als die Würde ihres Inhalts, so wird ihr Beifall auch ermuntern, den Faden dieser Geschichte im nächstfolgenden Jahre wieder aufzunehmen.““

Aber in diesem J. 1791 befiel ihn eine lebensgefährliche Krankheit, so daß er in den Damenkalender für 1792 nur ein kleines Stück einrücken lassen konnte, welches Wieland mit einer gedehnten Vorrede begleitete. Diese Geschichte, äußert sich Wieland, welche namentlich für Leserinnen bestimmt sei, habe, ohne Übertreibung könne man das sagen, so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfange unserer Sprache Personen gebe, die auf einigen Grad der Kultur des Geistes Anspruch machen könnten. Sie haben selbst die Erwartungen übertroffen, zu welchen man sich durch Schillers ersten Versuch in dem historischen Fache berechtigt gehalten; einen Versuch, der bereits alles, was unsere Litteratur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückgelassen, und natürlicherweise in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig sei, den Wunsch habe erregen müssen, daß ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schritten in dieser Laufbahn ein so entschiedenes Talent, sich zu einem Platze neben Hume, Robertson und Gibbon

empor zu arbeiten gezeigt habe, sich, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unseres Vaterlandes widmen möchte."

„In dem Damenkalender für 1793 folgte endlich der Überrest dieser Geschichte, beinahe die Hälfte des ganzen Werkes. Und hier wollen wir sogleich eine Eigentümlichkeit desselben bemerken und erklären. Die 3 Jahre, in welchen Gustav Adolf die Schlachten und Schicksale Deutschlands lenkt, nehmen in diesem 30jährigen Kriege beinahe ein Dritteil des ganzen Werkes ein. Aber von dem Tode dieses Königs und der Ermordung Wallensteins an ist plötzlich Schillers Interesse und Geduld erschöpft. Die ganze übrige Kriegszeit wird im Fluge durcheilt, und während die Thaten des nordischen Helden allein beinahe 2 Bücher einnehmen, werden die letzten 14, an Unterhandlungen, Zügen, Glücksfällen und Personen so reichen Kriegsjahre in ein einziges Buch, nämlich in das 5. des 2. Teils, in das letzte, zusammengepreßt. Des Verfassers Lust war mit dem Verschwinden der hervorragendsten Charaktere dahin, und auch der Almanach ließ keine größere Ausdehnung zu, wenn das Ganze diesmal beendigt werden sollte. Er selbst entschuldigte diesen Mißstand nach der Erzählung von Wallensteins Tod, am Ende des vierten Buches, mit folgenden Worten:

„„Gustav Adolf und Wallenstein, die Helden dieses kriegerischen Dramas, sind von der Bühne verschwunden, und mit ihnen verläßt uns die Einheit der Handlung, welche die Übersicht der Begebenheiten bisher erleichterte. Von jetzt an verteilt sich die Handlung unter mehrere Spieler, und die noch übrige Hälfte dieser Kriegsgeschichte, fruchtbarer an Schlachten und Negotiationen, an Staatsmännern und an Helden, dürfte an Interesse und Reiz für unsere Leserinnen desto ärmer sein. Da die engen Grenzen dieser Schrift mir keine ausführliche Darstellung mehr erlauben, und ich es nicht wagen darf, die Gefälligkeit meiner Leserinnen durch eine Fortsetzung zu mißbrauchen, so mache ich hier der umständlichen Erzählung ein Ende und behalte die Vollendung derselben einem schicklicheren Platz und einer freieren Muße vor. Abwechselung ist das Gesetz der Mode, und ein Kalender darf, wenn ihm diese Göttin ihren Schutz nicht entziehen soll, keine Ausnahme davon machen. Nur noch einen flüchtigen Blick erlaube man mir über die zweite, noch übrige Hälfte dieses Krieges zu werfen, um wenigstens einen Umriß des Ganzen zu geben, und der Neugier zu halten, was ich der Wißbegierde schuldig bleiben muß.""

„So ist also die Geschichte mehr zu Ende gedrängt, als geführt, und kann wegen dieses präzipitierten Ausganges ihrem ganzen Umfang nach nicht auf den Namen eines in allen seinen Teilen gleichmäßig gehaltenen historischen Kunstwerkes Anspruch machen. Dies ist aber auch der alleinige Mangel, weswegen ihr dieser Ruhm nicht unbedingt zuzuschreiben ist. In diesem letzten Buche

war für Malereien, Reflexionen, Charakterschilderungen wenig Raum mehr, und der Verfasser konnte hier nur die eine große Geschicklichkeit bewähren, das mannigfaltige Detail auf ein unausgeführtes Bild des Interessantesten zu beschränken."

So großes Lob man übrigens der Darstellung in Schillers historischen Arbeiten auch zollen muß, so darf doch dabei nicht übersehen werden, daß dieselben nicht als musterhafte Geschichtswerke im engeren Sinne anzusehen sind. Dazu hatte Schiller nicht historische Studien genug gemacht. Er schrieb daher auch selbst, daß er eine schlechte Quelle für den künftigen Geschichtsforscher sein würde, der das Unglück hätte, sich an ihn zu wenden. „Die Geschichte," sagt er, „ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasieen, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." Die Geschichte hat für ihn stets nur im Dienste der Poesie gestanden. Von diesem Standpunkte aus hat er sie auch bearbeitet. Wie im Drama, so sind es auch in der Geschichte nur die Hauptpersonen, die ihn fesseln und in bevorzugter Weise von ihm dargestellt werden. Dabei befaßt er sich nicht eigentlich mit der Darlegung des Materials, sondern behandelt dasselbe pragmatisch.

Schließlich noch die Bemerkung, daß der Stil in der „Geschichte des 30jährigen Krieges" einfacher und angemessener ist, als in der „Geschichte des Abfalls der Niederlande".

III.

Periode der gereiften Kunstpoesie,

von der Gründung des Musenalmanachs bis zu Schillers Tode. 1794—1805.

7. Die Macht des Gesanges.

1795.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. — I. 302. — Lüben, Auswahl. II. 193.

1. Erläuterungen.

Str. 1. In den 4 ersten Versen wird unter einem Bilde die Macht des Gesanges, d. h. der Poesie oder Dichtkunst angekündigt. Sie gleicht hiernach einem Regenstrom, der mit so donnerndem Ungestüm aus den Felsenrissen stürzt, daß Stein- und Erdstücke (Bergtrümmer) losgerissen und fortgeführt, Eichen unterwühlt und gestürzt werden. Wollte man den Gedanken allgemeiner ausdrücken, so könnte man sagen: Die Macht der Poesie gleicht erschütternden Naturscenen.

Im 5. u. 6. V. schildert der Dichter die Wirkung der er-

habenen Poesie auf den Hörer. Er sagt: Wie diese erhabene Naturscene das Erstaunen des Wanderers erregt, ihn mit wollustvollem (höchst angenehmem) Grausen erfüllt und zum Aufmerken, Lauschen veranlaßt, so wirkt die erhabene Poesie auf das menschliche Herz.

Die 4 letzten V. versinnlichen durch ein Bild die Idee von dem geheimnisvollen Ursprung der Poesie. Das Bild erinnert an die Worte des Kaisers im Grafen von Habsburg:

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen —
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Im „Mädchen aus der Fremde"*) ist derselbe Gedanke in der 2. Strophe ausgesprochen:

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

2. Die in V. 1 genannten „furchtbar'n Wesen" sind die Parzen, Töchter des Zeus und der Themis. — Die alten Griechen hatten den Glauben, jedem Menschen sei ein unabänderliches Schicksal bestimmt, welches weder er, noch selbst die Götter abwenden könnten. Die Griechen nannten es Möra,**) die Römer Fatum. War einmal das Fatum des Menschen bestimmt, so mochte er machen, was er wollte, es erreichte ihn endlich dennoch. Selbst die Götter standen unter der Allmacht des ihnen bestimmten Fatums; sogar Zeus war ihm unterworfen. Oft aber sind es auch die Götter, besonders Zeus, welche das Fatum über die Menschen aussprechen. Dieses Fatum wurde nun von den Dichtern als Person gedacht, und so entstand die Mythe von den Schicksalsgöttinnen, den Parzen oder Mören. Sie teilen also die Schicksale aus, und darum werden sie Töchter des Zeus genannt, weil von ihm die Bestimmung der Schicksale abhing; und weil dies mit Gerechtigkeit geschah, so hießen sie auch Töchter der gerechten Themis. Die Griechen kannten ihrer drei: Klotho, Lachĕsis und Atrŏpos. Sobald ein Mensch geboren wird, ergreifen sie die Spindel und spinnen ihm seinen Lebensfaden. Klotho hält die Spindel und knüpft den Faden an, Lachesis spinnt ihn weiter, bis die unerbittliche Atropos ihn endlich, wenn des Menschen Todesstunde schlägt, abschneidet. Sie kennen des Menschen Geschick schon seit seiner Geburt und weissagen es ihm auch wohl.

---

*) Schillers Wke., I. Tl., S. 340.

**) Schiller hatte anfangs statt Parzen „Mören" gesetzt, änderte jedoch den Ausdruck auf den Wunsch seines Freundes W. v. Humboldt.

Der Sinn der 4 ersten Zeilen ist der: Der Dichter steht mit den Parzen, den Schicksalsgöttinnen, im Bündnis, d. h. er erregt und leitet unsere Gefühle, Gedanken und Bestrebungen, von denen unser Schicksal abhängt. Die Ideeen (Töne) des Dichters wirken unwiderstehlich, wie die Macht eines Zauberers.

Der im 5. V. genannte „Götterbote“ ist Merkur (Hermes), der die Toten in die Unterwelt führte und auch wieder herauf rufen konnte. Als Gott der Zauberei führte er eine Zauberrute, die erst später sich in einen Heroldsstab umwandelte. Berührt er mit dieser Rute die Wachenden und Lebenden, so erwachen sie wieder aus ihrem Todesschlafe. Virgil sagt in der Äneis von ihm:

Darauf ergreift er den Stab, womit er vom Orkus die blassen
Seelen ruft und andre zum traurigen Tartärus hinschickt,
Schlummer giebt und benimmt und die Augen im Tode verschließet.

Ihm gleicht der Dichter, denn er macht das Herz erstarren, und läßt es wieder freudig schlagen. Viehoff möchte die Stelle so erklären: Wie Hermes die Seelen der Verstorbenen nach Belieben, jetzt zum schauervollen Tartarus hinab, jetzt in die glanzvollen Regionen des Lichts hinaufführt, so erschließt der Dichter bald vor uns die Abgründe grausenvoller menschlicher Schicksale, bald erhebt er uns zu den glänzenden Höhen menschlicher Verherrlichung.

Die beiden letzten Verse drücken den Gedanken aus, daß der Dichter es ganz in seiner Gewalt hat, die Gefühle von Frohsinn und Wehmut nach Belieben wechseln zu lassen. Schiller bezeichnet diesen oft wiederkehrenden Gefühlswechsel mit dem Bilde: „schwanker Leiter“.

3. u. 4. „Gigantenschritt“, riesenhaft, im Gegensatz zu der Kleinheit der Menschen. „Larve“, von der Vorstellung.

Beide Strophen bilden nur eine Periode. Im Vordersatz ist jedoch die Konstruktion durch den Hauptsatz: „Da beugt sich jede Erdengröße“ u. s. w. unterbrochen, wodurch der Eindruck sehr verstärkt wird. Die natürliche Konstruktion würde sein: „Wie sich jede Erdengröße, wenn ein ungeheures Schicksal in die Kreise der Freude tritt, dem Fremdling aus der andern Welt beugt“ u. s. w.

5. Wenn der Mensch sich durch Künstlichkeit der Kulturwelt, kaltes Regelwesen, fremde Sitten des Auslandes von der einfachen Natur entfernt hat, so führt ihn die Poesie wieder dahin zurück, damit er neue Lebenswärme gewinne, gleich einem reuigen, zur Mutter zurückkehrenden Kinde.

Götzinger erläutert diese Strophe in folgender Weise: „Wenn uns aber die Dichtkunst der Wirklichkeit entrückt und durch Schein und Täuschung in eine andere Welt versetzt, so führt sie uns auf der andern Seite aus der Welt voll Täuschung und Schein zurück zur Natur, indem sie uns die schöne einfache Natur, die wir im Leben oft vermissen, wieder vorhält. Man

kann diese Wirkungen der Dichtkunst auf die beiden Hauptarten derselben beziehen, wie Schiller sie annimmt, die sentimentale und die naive. Jene entrückt uns der Wirklichkeit ganz und lebt im Ideale, das nie in der Wirklichkeit da war und sein wird; diese stellt uns die schöne Wirklichkeit, die Natur dar, wie man sie noch finden kann und findet."

2. Inhalt und Gedankengang.

„In der Macht des Gesanges sind alle Ideeen an eben so viele Gleichnisse geknüpft. Zuerst wird der geheimnisvolle Ursprung der Poesie durch den Bergstrom versinnlicht, von dem der Wanderer nicht weiß, woher er rauscht; ihre Gewalt auf das menschliche Herz wird dann mit den Parzen verglichen, in deren Hand wir sind, und mit dem Hermes, welcher die Toten in die Unterwelt bringt und auch wieder heraufführt; ferner ist ihre Macht, uns in die ideale Welt zu erheben, dem erhabenen Eindruck eines ungeheuern Schicksals ähnlich, von dem wir uns plötzlich erfaßt fühlen; und endlich wird ihr Verdienst, uns von den kalten Regeln des konventionellen Lebens (der Kultur) weg wieder zur Natur zu führen, mit der Rückkehr eines verlorenen Kindes zu seiner Mutter zusammengestellt." (Hoffmeister.)

3. Grundgedanke.

Der Dichter ist tief durchdrungen von der hohen Bedeutung der Dichtkunst und spricht seine Ideeen darüber aus oder redet, wie die Überschrift es andeutet, von der Macht, welche der Gesang auf den Menschen ausübt.

Diese Macht der Poesie besteht vorzugsweise darin: den Menschen von den Fesseln frei zu machen, welche ihm das Leben bereitet. „Sie stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her."

Schiller hat diese Idee, wie wir oben gesehen, wiederholt und immer mit neuem Reize ausgesprochen, auch in den ästhetischen Schriften des 11. Bdes., woraus wir zwei Stellen hier anführen.

„Der Zweck der Kunst ist es, Vergnügen auszuspenden und Glückliche zu machen." — „Sie führt den angespannten Menschen zur Natur zurück.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht, welches den Musenalmanach für 1796 eröffnet, ist eine Ode.*) Die Sprache ist der Erhabenheit des Gegen-

*) Der Anfang des Gedichtes stammt aus d. J. 1788 und war ursprünglich zur Eröffnung der Künstler bestimmt. Schiller legte ihn jedoch zu anderweitigem Gebrauche zurück, weil die Verse ihm keinen rechten Übergang zu seinem eigentlichen Thema bieten wollten.

standes überall angemessen, durchweg edel. Der 1. V. der 2. Str. hat durch den Ausfall des Vokals in dem Worte „furchtbar'n" eine kleine Härte erhalten. Auch die Satzverbindung ist hier fehlerhaft; denn der verkürzte Satz: „Verbündet mit den furchtbar'n Wesen", bezieht sich grammatisch durchaus auf Wer, als auf das Subjekt, während er sich doch dem Sinne nach an den Genitiv „Sängers" anschließt. Jede Str. besteht aus 10 V.; die Verse sind aus vierfüßigen Jamben gebildet und haben abwechselnd weibliche und männliche Reime, die sich in den ersten 8 Versen kreuzen, in den beiden letzten dagegen ungetrennte sind.

5. W. von Humboldts Urteil über das Gedicht.

Wilhelm von Humboldt, der innige Freund Schillers und gründliche Kenner der Poesie, dem er nach der Angabe von Schillers Kalender, am 7. Aug. 1795 den ersten Teil des Manuskripts zum Musenalmanach für 1796 zusandte, entwickelt die Schönheit des Gedichtes in einem Briefe (dem XII. im Briefw. zw. Schiller und ihm. Stuttg., 1830, 132 ff.) an den Dichter in folgender Weise.

„Die Macht der Dichtkunst, vorzüglich das Unbegreifliche, mit einer bessern Natur Verwandte derselben, ist auf eine erhabene Art geschildert. Das große und schauervolle Bild am Eingange bereitet die Seele prächtig zu der ernsten und feierlichen Stimmung vor, die das Ganze hervorbringen muß, und die gleich anfangs durch die edle Einfachheit der Anwendung des Bildes in den beiden Versen: „So strömen" u. s. w. so sehr befestigt wird. Die gleich darauf folgenden Verse eröffnen dem Geiste auf einmal eine unabsehliche Tiefe. Der Dichter steht mit den Schicksalsgöttinnen im Bündnis und sie teilen ihre Macht mit ihm. Das geheime Leben und die innere Kraft jedes Wesens, von welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind, und auf deren unmittelbarem und insofern unerkanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen — diese Kraft ist es, welche die Kunst des Dichters in Bewegung zu setzen und auf die er zu wirken versteht. Aus ihr quillt im Menschen die Schönheit, die sein Gebiet ausmacht, und da jene Kraft zugleich die erste Ursache aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit ist, so eignet er sich nun, gleichsam durch ein Einverständnis mit ihr, jenes wunderbare Vermögen an, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen. Denn daß er das letztere nicht thut, sagt der Rest der Str. so schön. Seine Macht ist ein Zauber: er beherrscht das bewegte Herz, also durch die eigene Kraft desselben, und steht, zwischen Ernst und Spiel, in der Mitte. Die beiden letzten Verse: „Und wiegt es" u. s. w. sind unglaublich schön und malerisch. Die Leichtigkeit,

welche vorzüglich in dem Ende dieser Str. herrscht und die Furchtbarkeit einer unwiderstehlichen Macht mildert, hilft den schauervollen Eindruck vermehren, welchen die beiden folgenden Strophen machen. Man fühlt sich ganz von dem ergriffen, was sie schildern, und jede Zeile, jeder Ausdruck verstärkt die Wirkung. . ." In der letzten Str. ruht die bewegte Phantasie wieder schön aus. Die Macht des Dichters ist nicht wild und eigensinnig; sie ist eine milde Größe und hebt den Menschen nur zu den Göttern empor, um ihm eine höhere Menschlichkeit wieder zu geben." . . .

6. Schriftliche Aufgaben.

Vergleiche die Macht des Gesanges mit den Kranichen des Ibykus und dem Grafen von Habsburg.

8. Der Spaziergang.

1795.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 283. — Lüben, Auswahl. II. 195.

1. Erläuterungen.

1. Distichon. „mein Berg" soll den Berg nicht als Eigentum des Dichters bezeichnen, sondern nur anzeigen, daß derselbe schon oft von ihm bestiegen worden, also ein Lieblingsort für ihn sei. Der Dichter giebt sich dadurch zugleich als Freund der Natur zu erkennen.

„rötlich strahlenden Gipfel" deutet auf frühen Morgen oder späten Abend; beiden widerspricht aber der Anfang des 9. Distichons.

2. In diesem trefflichen Gemälde voll Leben und Bewegung giebt „Chor" das doppelte Bild der Menge und des Gesanges, und in dem „wiegt" liegt zu gleicher Zeit die Bewegung des Baumes („säuselnden Linde") und der Vögel, und uaßerdem spricht sich darin das Wohlbehagliche, Glückliche des Vögelvolkes aus.

4. „des Zimmers Gefängnis", die drückende Enge des Zimmers. — Das Gespräch kann „eng" genannt werden, wenn es der Hauptsache nach immer denselben Inhalt hat, sich um Alltags-Interessen dreht, oder wenn es stets mit denselben Personen geführt wird.

Der Dichter deutet durch dies Distichon die Stimmung an, welche ihn hinaustreibt in die erquickende, stärkende Natur.

5. Die von den Gewächsen ausgehenden Wohlgerüche teilen sich der Luft mit und machen sie balsamisch (wohlriechend). — Der Blick wird „durstig" genannt, weil er im engen Zimmer

lange das reine Licht entbehrt hat. „Energisch“ heißt das Licht, weil es selbst kräftig ist und andern Kräfte mitteilt. Der Ausdruck ist hier sehr vielsagend.

6. Der Wechsel der Gegensätze erscheint überall als Streit. Vereinigt sich das Entgegenstehende nicht für den Sinn zu einem Ganzen, so ist der Wechsel grell; vereinigt er sich, d. h. giebt das Mannigfaltige ein Bild, so ist der Wechsel harmonisch, und für den äußeren Sinn entsteht das Anmutige.

7. „schlingt“, schlängelt. Das Wort ist mit gutem Bedacht gewählt; denn auch der Pfad muß zum Ganzen passen und keine Kunst zeigen, sondern wie die ganze hier dargestellte Natur frei und ungezwungen sich darstellen. Dieser Pfad ist bis jetzt die einzige Spur, die er vom Dasein der Menschen antrifft; er ist aber noch nichts von Menschenhand Gemachtes.

8. Wenn Tagfalter ungestört von einer Blume zur andern fliegen, so hat es oft den Anschein, als schwankten sie unsicher hin und her und wüßten nicht recht, auf welche Blume sie sich setzen sollten. Dies bezeichnet der Dichter treffend mit dem Ausdruck „zweifelndem Flügel“. Das Wogen und Schwanken unserer Seele, was wir mit zweifeln bezeichnen, wird dadurch auf ein bewußtloses Wesen, auf das Flattern und Wiegen der Flügel des Schmetterlings, übertragen.

9. „der Sonne Pfeil“, Strahl. — „still liegen die Weste“, die westlichen Winde, die mit den südwestlichen bei uns die vorherrschendsten sind.

11. Wenn hier die Nacht, von welcher der Dichter in dem Buchenhain sich umfangen sieht, eine „ambrosische“ genannt wird, so heißt dies so viel als himmlisch erquickende, labende. Ambrosia war die Speise der Götter, wie der Nektar ihr Getränk; beides machte nach der griechischen Mythologie unsterblich, und man pflegte daher jedes göttliche Erquickungsmittel Ambrosia, ambrosisch zu nennen. Der Ausdruck ist übrigens von Homer entlehnt und hätte wohl durch einen andern können vertreten sein.

12. Die Landschaft scheint dem in den Wald tretenden Wanderer zu entfliehen, sich darin zu verlieren. „Geheimnis“ steht für Dunkelheit.

13. „Sparsames Licht“. Dieser schöne Ausdruck erinnert an eine treffliche Stelle in einem Wertherschen Briefe von Goethe: „Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen“. (Vergl. Lüben u. N., Leseb. VI. 59 u. Lüben, Auswahl. II. 127.)

15. Hohe Gebirge sehen, aus der Ferne betrachtet, bläulich aus. Krummacher sagt in der Parabel „Der Greis und

der Jüngling": „Sein Auge ruhete bald auf den blauen Bergen der Ferne, von deren Spitzen die Nebel wie Opferwolken emporstiegen, bald auf den muntern Urenkeln, die vor ihm spielten."

17. „Äther" nennt man die feine Materie, mit der man sich den Weltraum erfüllt denkt. Der Dichter erblickt ihn eben so endlos unter sich, wie über sich, d. h. er sieht den Himmel sich im klaren Flusse abspiegeln. In einem Briefe an W. v. Humboldt macht Schiller selbst hierzu folgende Bemerkung. „Daß der ganze Hexameter zwischen den beiden endlos eingeschlossen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgestellt wird, keine üble Wirkung. Es ist selbst etwas Ewiges, da es in seinen Anfang zurückläuft." (Briefwechsel, S. 325.)

18. Ein „geländerter Steig", ein mit Geländer versehener Steig. Dies ist die erste Spur der bessernden Hand des Menschen, der hier für seine Sicherheit und Bequemlichkeit gesorgt hat.

19. Der Fleiß wird „fröhlich" genannt, weil er aus Bedürfnis und Liebe zur Arbeit entspringt, nicht aus Zwang.

20. Die „Linien", welche der Dichter erblickt, sind die Grenzraine der Felder. Die Erde erscheint ihm als ein unter die Menschen verteiltes Eigentum. „Demēter" (Ceres der Römer) ist die Göttin des Ackerbaues. Sehr schön werden hier die Raine der Fluren als Muster bezeichnet, von Demeter „in den Teppich der Flur gewirkt".

21. Verteilung der Äcker setzt ein durch Gesetze geordnetes Gemeinleben voraus; daher ist Demeter zugleich Symbol der Gesetzgebung. Das Gesetz wurde notwendig, als „die Liebe verschwand" (das goldene Zeitalter aufhörte); es ist an ihre Stelle getreten zur Erhaltung von Eigentum und Leben.

23. „Flöße" bezeichnet hier nicht zusammengekoppeltes Holz, sondern kleine Schiffe. Der Dichter will an ein früheres Zeitalter erinnern, in welchem man noch nicht verstand, große, kunstvolle Schiffe zu bauen. Flöße in unserm jetzigen Sinne gehören zum Handel, der damals noch nicht existierte. Die „Länder verknüpfende Straße", die Landstraße, schickt sich übrigens auch nicht recht in dieses Zeitalter, wie schon Humboldt gegen Schiller bemerkt. (Briefwechsel, S. 252.) Schiller antwortete hierauf: „Ihr Einwurf gegen zu frühe Einführung der Landstraße in dem Gemälde ist nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landstraße war einmal in der Scene, die meiner Phantasie sich empirisch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe kosten, die Landstraße nachher einzuführen, und doch muß ich die sinnlichen Gegenstände, an denen der Gedanke fortläuft, so sehr als möglich zu Rate zu halten suchen." (Briefw., S. 321.)

24. Der Sinn des Pentámĕters ist: der Gesang des einsamen Hirten erzeugt ein Echo.

26. Der Ausdruck „umruh'n“ ist trefflich, und spricht recht Schillers Fähigkeit aus, alles zu beleben; auch die Ruhe erscheint hier selbstthätig und lebendig. Man mache die Schüler darauf aufmerksam, wie sinnreich die Sprache unterscheidet zwischen: „Die Felder ruh'n um das Dach“, und: „Die Felder umruh'n das Dach“. — Tiedge gebraucht diesen Ausdruck zuerst in seinem Gedichte „Abendfeier“, aber nicht, um poetisch zu wirken, sondern rein aus dem Bedürfnis eines Partizips:

Aber sieh, im lilienweißen Schleier trat Idola in den Laubengang,
Leis umruht von abendlicher Feier, schön verklärt vom Sonnenniedergang.

28. Der Dichter preist die Menschen dieses Zeitalters glücklich, weil sie sich, wie die Tiere, noch in dem Naturzustande befinden, in welchem sie den ihnen von der Natur gegebenen Gesetzen folgen, daher nicht in dem Maße dem Irrtum und der Täuschung unterworfen sind, als wenn sie nach selbst gewählten Grundsätzen handeln. Dasselbe Gefühl hören wir ihn aussprechen in dem „spielenden Knaben“ und im „Kinde in der Wiege“.*) In diesem Zustande durfte der Mensch natürlich nicht bleiben, er mußte sich vielmehr zu Bewußtsein und Freiheit erheben, um über die Natur zu herrschen. An einer andern Stelle sagt Schiller: „Wir waren Natur, und unsere Kultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und Freiheit zur Natur zurückführen.

29. „Ernten“, das Mähen des Grases gegen Ende des Frühjahrs, das Schneiden des Korns im Sommer, das Abnehmen des Obstes im Herbste u. s. f.

30. Während der Betrachtung, welche das 28. u. 29. Distichon enthält, ist der Dichter weiter auf seinem Wege fortgeschritten, und als er aufblickt, hat er plötzlich eine andere Aussicht, die ihn zu der Frage veranlaßt: „Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick?“ Ein fremder Geist verbreitet sich über die „fremdere“, d. h. immer fremder werdende Flur. Im Nachfolgenden giebt nun der Dichter an, woraus dieser fremde Geist zu erkennen ist. In der „lieblichen“ Landschaft wohnte der Mensch noch mit dem Acker nachbarlich zusammen und teilte sein Gesetz, hier sondert sich das Gleiche zum Gleichen ab. Dort wand sich das Leben aller gleichmäßig ab und ungetrennt, hier trennen sich die Stände, und die Pappeln sind das symbolische Vorbild derselben. Dort hatte der Mensch, noch ohne Freiheit und Selbstbewußtsein, das enge Gesetz der Natur zu dem seinigen, hier wird alles Regel, Wahl, Bedeutung, auf dem Felsen erhebt sich die Stadt.

33. Durch die Ausdrücke: Regel, Wahl, Bedeutung will der Dichter ausdrücken, daß im Stande der Kultur Über-

*) Schillers Wke., I. 314 u. 328.

einkommen, Anstand, Gesetze an die Stelle der Natur treten, alles hier Bedeutung annimmt, was an und für sich keine hat. Die anmutige Mannigfaltigkeit, die scheinbare Willkür und planlose Mischung der Natur weicht der Reflexion, die alles an seinen bestimmten Platz stellt nach Klassen und bestimmter Verteilung. — Unter dem „Dienergefolg" ist Regel, Wahl und Bedeutung zu verstehen. Daß nun hier alles nach Regeln geordnet ist, zeigt an, daß der Mensch Herr (Herrscher) über die Willkür der Natur geworden ist.

34. „Prangend verkündigen ihn", nämlich diesen Herrn, die fernher strahlenden Kuppeln und die Stadt überhaupt, die aus „felsichtem Kern", aus einem Bergfelsen sich „türmend", getürmt, erhebt. Es liegt hier die energische Auffassung zu Grunde, daß die Stadt Türme und Paläste entstehen macht.

35. Die fortschreitende Kultur erkannte die „Faunen", die Götter des Waldes, in ihrer Nichtigkeit und setzte an ihre Stelle die Andacht im Tempel. Oder allgemeiner ausgedrückt: Der rohe Kultus wich dem feineren, geistigeren, der höheren Gesittung und Kultur angemessenen.

36. Durch die steigende Bevölkerung und das Streben, in den Städten beisammen zu wohnen, ist der Raum, in dem der Mensch sich bewegt, enger geworden; dafür ist aber infolge der mannigfachen Anregungen in ihm eine neue, unbegrenzte Welt entstanden; er lebt nicht mehr, wie im Stande der Natur, gemächlich von einem Tage zum andern, sich auf den Gang der Natur verlassend, sondern spannt die Kräfte seines Geistes an, um sich seinen Zustand selbst und seinen gesteigerten Verhältnissen angemessen zu schaffen.

37. Wo viele beisammen wohnen, entsteht in der Herstellung der Mittel zur Befriedigung der mannigfachen Bedürfnisse der Menschen ein wohlthätig wirkender Wetteifer, nicht selten auch Streit aus der Äußerung verschiedenartiger Ansichten darüber, der gleichfalls anregend wirkt, die Vervollkommnung fördert; wirksamer für den Fortschritt in der Kultur erweist sich jedoch vereintes Streben.

38. In einer geordneten Vereinigung beseelt alle ein Geist, befestigt sich in allen die Liebe zu dieser Gemeinschaft, zur Heimat, zum Vaterlande, das sich überall nur da findet, wo es eine Staatsverbindung und gesetzliche Ordnung giebt (wo „tausend Hände ein Geist belebt").

40. Der Dichter hat bei seiner ganzen Darstellung Griechenland, das einst die höchste Kulturstufe erreicht hatte, vor Augen. Fast alle griechischen Städte hatten Sagen, daß die Götter einst bei ihnen gewohnt und sie besucht hätten, viele Anordnungen, Ge-

setze und wertvolle Produkte von ihnen herrührten. Im „eleusischen Fest“ ist dieselbe Idee noch ausführlicher vom Dichter ausgeführt.

41. Der Satz: „Ceres vor allen bringet des Pfluges Geschenk“, ist etwas zweideutig, da er den Pflug selbst oder das Getreide bezeichnen kann. Beides paßt weniger zur Stadt, als zum Lande.

Hermes (röm. Mercurius) galt wegen seiner List und Behendigkeit als Gott des Handels, natürlich des Tauschhandels, da ein anderer damals noch nicht existierte. Der Anker ist das Symbol des jetzigen Handels.

42. Bacchus wurde als Erfinder des Weinbaues und der Bienenzucht verehrt.

Minerva war die Schutzgöttin Athens. Sie wettete einst mit Poseidon (Neptun), wer von ihnen beiden das Wohlthätigste für die neue Stadt (Athen) hervorbringen würde. Infolge dieser Wette schuf sie den Ölbaum, Poseidon das Pferd.

43. Cybēle (Kybele) ist das Sinnbild der fruchtbaren und bewohnten Erde und wird deshalb abgebildet mit einer mit Zinnen versehenen Mauerkrone auf dem Haupte und ruhend auf einem Löwen oder fahrend in einem von zwei Löwen gezogenen Wagen. Die Krone mit Türmen bedeutet die Städte, und die Löwen zeigen an, daß auch die wildesten Tiere gezähmt, auch der widerstrebendste Boden urbar gemacht werden könne und solle. Sie wird zugleich als Mutter der vornehmsten Götter, des Jupiter, Neptūn, der Juno u. s. w. verehrt.

44. „Heilige Steine!“ = die Steine, aus denen die Thore und Mauern der Stadt erbaut waren; „heilig“ werden sie genannt, weil aus den Städten, wie der Pentameter es ausspricht, Kultur, höhere Gesittung und Kunst sich in weite Ferne verbreitete. „Menschheit“ steht hier für Menschlichkeit; der Ausdruck kann jedoch auch in dem Sinne genommen werden: Pflanzer der wahren echten Menschheit. In dem Epigramme: „Die verschiedene Bestimmung“ (Schillers Wke., I. 329) ist das Wort in demselben Sinne gebraucht in dem Verse: „Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.“

45. Im Altertum und noch jetzt im Morgenlande wurden Rechtshändel auf den freien Plätzen an den Thoren gesprochen, an welchen daher immer eine große Menge Menschen zu finden war, wie auf unsern Marktplätzen; daher gesellige Thore.

„Penāten“ oder Laren waren Schutzgötter, und zwar teils des Hauses und der Familie, teils der Stadt und des ganzen Landes. Hier, wie in andern Fällen, stehen die Penaten für die Stadt selbst. Der Kampf für die Penaten erinnert den Dichter an die ruhmvolle Scene aus der griechischen Geschichte bei

Thermopylä; er widmet ihr 5 Distichen (46—50), von denen das eine (49) die Grabschrift der 300 gefallenen Spartaner enthält.

50. Der Krieg ist ein Übel; doch weckt er manche vorher schlummernde Kraft, erweitert den Blick und treibt zu angestrengter Thätigkeit und Rührigkeit. Schiller sagt in der Braut von Messina:

— Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.

Der Sinn des Distichons ist: Euer Kampf und Heldentod hat dem Vaterlande den beglückenden Frieden wiedergegeben. Der Ölbaum ist hier das Symbol des Friedens, steht also gar nicht zufällig.

In den nächstfolgenden Distichen (51—69) werden nun die Segnungen des Friedens, das Blühen der Gewerbe, Künste und Wissenschaften vorgeführt.

51. Neptun wird von den griechischen Dichtern geschildert mit grünlich-blauem Haupthaar, von der Farbe des Meeres, und oft geradezu der bläuliche Gott genannt. So ist er in unserm Texte bezeichnet, er winkt, er ladet ein zur Schiffahrt, zur Versendung der rohen und verarbeiteten Produkte in die Ferne.

52. Die Dryäden sind die Göttinnen der Bäume, welche mit ihnen lebten und starben, und jedes Ungemach, das ihr Baum erlitt, mit ihm fühlten, weshalb es hier passend heißt: es erseufzt die Dryade. In dem Worte erseufzen heißt die Vorsilbe so viel als auf, empor.

54. „Mulcĭber" ist ein römischer Beiname des Vulkans, der ausdrückt, daß dieser Gott mit Hilfe des Feuers das Eisen weich und zum Schmieden geschickt machte. Er wird dargestellt vor einem Amboß sitzend, in der Rechten einen Hammer, in der Linken eine Zange haltend.

56. Die Rhede ist ein bestimmter Uferort zum sichern Anlegen der Schiffe. „Pilot", Steuermann, von dem franz. pilote.

57. Der Krahn ist ein Hebewerkzeug, welches zum Beladen und Ausladen der Schiffe gebraucht wird. Hier bezeichnet es den Platz am Hafen, wo die Krahne aufgestellt sind, den Hafenplatz. Aus allen Erdteilen kommen hier Menschen zusammen; das wundernde Ohr vernimmt daher die seltsamsten Sprachen durcheinander.

59. Stapel bedeutet hier Warenniederlage. Handelsplätze, wo Waren aus allen Weltteilen oder auch nur aus einem Lande zur weitern Versendung niedergelegt werden, heißen daher Stapelplätze.

Mit „Ernten der Erde" sind hier die Produkte der Erde, nicht aber bloß die Früchte bezeichnet.

60. „Was Arabien kocht“, was das heiße Arabien hervorbringt.

Unter „Thule“ verstanden die Alten die äußerste Insel im Nordwesten. Hier bezeichnet es überhaupt den Norden. Sinn: die südlichsten und die nördlichsten Produkte werden hier aufgehäuft.

„Amalthēa“ ist eine Nymphe, die mit der Milch einer Ziege den Jupiter ernährt haben soll; die Ziege verlor einst ein Horn, Amalthea brachte es dem Zeus, welcher es den Töchtern des Melisseus schenkte — so heißt der Vater der Amalthea — und ihm die Kraft gab, alles an Speise und Trank, was man wünschte, zu verleihen; dies ist das Horn des Überflusses, daher im Altertume: „das Horn der Amalthea haben“ sprichwörtlich hieß: sehr reich sein.

61. Die „göttlichen Kinder“ sind die im Pentameter genannten „Künste der Lust“, d. h. die schönen Künste, deren Zweck ist, „Vergnügen auszuspenden, Glückliche zu machen“, wie Schiller an einem andern Orte sagt. Sie haben zur Bedingung ihres Lebens und Gedeihens den Bund des Talentes mit dem Glück und mit der Freiheit. Nach der Idee des Dichters ist das Talent der Vater, das Glück die Mutter und die Freiheit die Amme der Künste. Als ihre Repräsentanten führt er die frühesten Künste Griechenlands auf: die Bildhauerkunst und die Baukunst. Die Dichtkunst wird nicht genannt, weil sie keine Kunst der Lust in jenem Sinne ist und nicht so vom äußern Glück abhängt.

63. Die Ionier, Bewohner Kleinasiens, erfanden eine eigene Säulenordnung bei der Erbauung des Tempels der Diana zu Ephesus, statt der bis dahin üblichen dorischen. Vitruv zieht die jonische Ordnung der dorischen vor, weil sie mit hoher Simplizität große Schönheit vereinigt. Sie steht zwischen dem Ernste der dorischen und dem Reichtum der korinthischen Säulenordnung in der Mitte. Ein „Pāntheon“ war ein Tempel, welcher allen Göttern geweiht war; als Göttersitz wurde der Olymp, ein hoher Berg in Griechenland, angesehen.

64. „Iris“ war die Botin der Juno an Götter und Menschen; der Regenbogen war der Pfad, auf welchem sie wandelte vom Olymp zur Erde und zurück, und ihr Erscheinen brachte dem Landmanne Freude und Gedeihen seiner Saaten. Mit diesem Bogen der Iris ist der Brückenbogen verglichen, der über den Strom zu hüpfen scheint. Das Bild ist ausgezeichnet schön.

65—69. Nachdem durch Gewerbe, Handel und Künste für das Bedürfnis, den Wohlstand und das Vergnügen gesorgt ist, verlangt der Geist Befriedigung; der Dichter läßt daher, ganz dem historischen Gange folgend, den Forscher und seine Gebiete, die Wissenschaften, eintreten. Erster Gegenstand der Erforschung war bei allen Völkern die Natur, da sie überall dem Bedürfnis

diente, und durch ihre großartigen Erscheinungen die Aufmerksamkeit erregte und fesselte. Daher nennt der Dichter hier auch die Naturwissenschaften, nämlich Mathematik, Physik und Philosophie, die damals noch nicht getrennt waren.

65. Der Weise sucht den in der Natur schaffenden Geist, also den Zusammenhang zwischen der Schöpfung und dem Schöpfer zu erforschen; wir haben uns daher unter dem „schaffenden Geist" Gott zu denken.

66. „Der Magnete Hassen und Lieben", Abstoßen und Anziehen. Im Pentameter ist von Schall und Licht, also von Akustik und Optik die Rede.

67. Beide Zeilen sagen dasselbe in verschiedenen Bildern. Große, erschütternde Wirkungen in der Natur machen den Eindruck des Grausens, so lange wir sie als Werke des Zufalls, der Willkür ansehen, so lange wir das Gesetz, nach dem sie erfolgen, nicht erkannt haben. Die Erscheinungen kommen und gehen und bieten einen beständigen Wechsel dar, für welchen das betrachtende Auge keinen Ruhepunkt findet, bevor der Geist nicht durch die Vermittelung des Denkens in dem vereinzelten Mannigfachen das Allgemeine, in den flüchtigen Erscheinungen das Bleibende, das Gesetz, den Grund entdeckt und erfaßt hat.

68. Was die Weisen und Gelehrten aller Zeiten gedacht und erforscht haben, würde für die Nachwelt verloren gehen, wenn nicht der Mensch endlich die große Erfindung gemacht hätte, den bloß hörbaren Gedanken, der schnell verfliegt, auch sichtbar und dauernd darzustellen.

69. Das an der Spitze stehende, verknüpfende „Da" deutet an, daß Kultur und Wissenschaft den Menschen im Laufe der Jahrhunderte aufklärten, die „Nebel des Wahns" und die „Gebilde der Nacht" durch klare Erkenntnis von Ursache und Wirkung, Grund und Folge vertrieben, also den Geist hell und frei machten.

In dem nun folgenden Abschnitt (Dist. 70—87) verbreitet sich der Dichter über die Ausartungen der Kultur.

70. Der beglückte Mensch zerbricht seine Fesseln. Beglückt ist er, weil er sich nun nicht mehr bloß dem äußern Antriebe fügt, sondern nach Freiheit und Bewußtsein handelt, also zur Geisterwürde hinaufsteigt. Die „Furcht" erzeugenden „Fesseln", welche er zerbricht und zerbrechen soll, weil sie ihn am freien Gebrauch seiner Kräfte hindern, ihn weder frei denken, noch frei handeln lassen, sind Aberglaube und Wahn, Herkommen und Gewalt, eigene Trägheit und fremde List. Die Furcht gehört der tierischen Natur des Menschen an, der freie Geist kennt keine Furcht. Die Scham gehört zum Wesen des Menschen; verliert er sie mit dem Zerbrechen der hemmenden Fesseln, so büßt er

etwas von seinem Wesen ein, nämlich das, was ihn richtig leitet, wie ein „Zügel“, wenn er im Begriff ist, Gemeines zu thun.

71. Wenn sich zu den Forderungen der Vernunft nach Freiheit auch noch die der „wilden Begierde“ gesellt, so steht jedesmal zu fürchten, daß der Mensch Mißbrauch von seiner Freiheit macht, sich auch „von der heil'gen Natur“, d. h. von den durch Natur und Notwendigkeit ihm schon vorgeschriebenen Gesetzen losreißt, also in Zügellosigkeit verfällt, sich der Sinnlichkeit hingiebt. Das schöne Bild der Menschheit kann sich nur dann darstellen, wenn Vernunft und Sinnlichkeit nichts verlangt, als was jene billigt, und die Vernunft nicht will, was mit der Notwendigkeit nicht vereinbar ist. Ringen beide — Vernunft und Sinnlichkeit — sich „lüstern“ von der Natur los, will jene auch da noch entscheiden und wählen, wo ihr keine Entscheidung mehr zusteht, diese auch da noch genießen und an sich reißen, wo die Vernunft es verbietet, so ist der Mensch aus seinen ihm von der Gottheit gesetzten Schranken herausgetreten, ein zügellos Rasender geworden. Beide Abwege der Menschennatur stellt die Sage sehr sinnreich dar in den beiden Individuen Faust und Don Juan; sie charakterisieren aber auch sehr oft ganze Völker und Zeitalter. Es ist wohl unzweifelhaft, daß der Dichter bei der ganzen Darstellung (V. 70 bis 87) an die Zeit der französischen Revolution dachte.

72. Der von der „heil'gen Natur“ losgerissene Mensch gleicht einem Schiffe, das Anker, Mast und Richtung verloren hat. „Anker“ = Glaube und Sittengesetz.

74. „Des Wagens beharrliche Sterne“, der Polarstern, der kleine Bär; „beharrlich“ werden die Sterne genannt, weil sie immer im Norden stehen. Sinn: Weisheit und Glauben verlieren unter solchen Umständen ihren Einfluß.

Der Gott im Busen ist das Gewissen.

75. „Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit.“ Die Sprache ist nicht mehr Ausdruck der Gefühle und Gedanken, sondern im Gegenteil Ausdruck dessen, was nicht wahr ist, was man nicht denkt; sie wird endlich zur bloßen Form, der aller Inhalt mangelt.

76. „Sykophänt“ hieß bei den Griechen ein Mensch, der aus Gewinnsucht oder Bosheit andere angab, ein falscher Ankläger.

77. Beide Verse des Distichons sagen ziemlich dasselbe. Der Unschuldige wird vom Nichtswürdigen der größten Verbrechen angeklagt und ins Unglück gestürzt.

78. „Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke.“ Der Gedanke (die Ansichten, welche des Menschen Handeln regeln, seine Neigungen bestimmen) wird feil, wenn der Mensch seine Ansichten verkauft, d. h. um des Vorteils willen gegen seine Überzeugung spricht. Für einen Mann ist das der schmachvollste Vorwurf, der ihm gemacht werden kann.

„Die Liebe wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.“ Die Gunstbezeugung der Liebe, die Neigung, wird nicht mehr an den verschenkt, zu dem das Gefühl der Liebe hinzieht, sondern sie wird dem zu teil, der am meisten bietet. Das ist der schmachvollste Vorwurf, der dem Weibe gemacht werden kann:

Sie (die Liebe) ist
Das einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preis. (Don Carlos II. 8.)

79 u. 80. Die heiligen Zeichen der Wahrheit, d. h. der wahrhaften Empfindung, sind Thränen und Lächeln, der Ton der Stimme, Miene, Kuß und Umarmung. Kann die Heuchelei alles dies nachahmen, so bleibt der wahren Empfindung nichts übrig, als Stummsein.

81—85. Von keinen Tugenden wird gewöhnlich mehr gesprochen, als von denen, die nicht vorhanden sind. Je mehr auf dem Richterstuhle Recht und Gesetz mit Füßen getreten werden, desto mehr prahlt man mit der Gerechtigkeit. Eben so verhält es sich mit der häuslichen Eintracht.

„Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.“ Mit Gespenst bezeichnen wir einen Verstorbenen, der scheinbar wieder erscheint. Ein Gesetz, welches den Namen Gespenst verdient, wird daher ein solches sein, das einer längst vergangenen Zeit angehört, für die Gegenwart also nicht mehr wohlthätig wirkt, sondern nur Furcht erregt, wie z. B. das erst in unserem Jahrhundert aufgehobene Gesetz über die Leibeigenschaft. Ein Staat mit solchen Gesetzen und Einrichtungen gleicht einer Mumie, einem Spuk, mit dem „trügenden Bilde lebender Fülle“. Der Sturz desselben ist unvermeidlich. — Dies Gesetzesgespenst steht übrigens im wohlberechneten Gegensatz zu Distichon 21, wo das Gesetz der menschenerhaltende Gott heißt.

Zur Erläuterung des 81. u. 82. Distichons mögen hier noch zwei treffende Stellen aus Herder (Präludien zur Geschichte der Philosophie der Menschheit, Bd. 2) Platz finden.

„Nicht nur einzelne Personen überleben sich, sondern noch viel mehr und länger sogenannte politisch-moralische Personen, Einrichtungen, Verfassungen, Stände, Korporationen. Oft steht jahrhundertelang der Körper zur Schau da, wenn die Seele des Körpers längst entflohen ist, oder sie schleichen als Schatten umher zwischen lebendigen Gestalten.“

„„Herr, er stinket schon,“ sagte jene traurige Schwester — „denn er hat schon vier Tage im Grabe gelegen!““ — Bei manchen Einrichtungen könnte man 4 Jahrh. sagen; und noch riechen sie ihren Brüdern und Schwestern nicht übel. Diese sind an den Duft gewöhnt, und er ist ihnen nahrhaft.“

Zu dem 83. Distichon macht Götzinger folgende Bemerkung. „Not und Zeit: Wenn die Lenker des Staats nicht selbst die Formen und Einrichtungen desselben der Zeit und ihren Bedürfnissen anpassen, so zerschlägt die Not endlich die alten Formen und schafft neue. Alle Staatseinrichtungen sind ursprünglich aus der Natur des Volks und der Zeit, in der sie sich bildeten, hervorgegangen, und die frühesten Einrichtungen waren Kinder der Notwendigkeit. Ist nun der Mensch zur Freiheit erwacht und ein ganz anderer geworden, und der Staat, dessen Glied er ist, bleibt in seinen alten Formen, so ist ganz natürlich, daß sich die Glieder desselben nicht mehr zu ihm schicken: die Einrichtungen sind nun naturwidrig geworden. Der Mensch fühlt sich unglücklich und gedrückt, und in seiner Wut zerstört er den ganzen Bau — er sucht die verlorene Natur in der Asche der Stadt. So würde der Knabe, den man zwingen wollte, immer noch in den beengenden Windeln sich einpressen zu lassen, die ihm, dem Kinde, wohlthätig waren, endlich zornig alle Kleider wegwerfen und lieber nackt umherlaufen."

86. „Hat die Kultur und der enge bürgerliche Verein so furchtbare Folgen, so laßt uns wieder vereinzelt in die Wälder und Fluren zurückkehren und als Söhne der Natur leben." Götzinger.

87. „Es ist sehr geistreich, daß der Dichter hier die Naturscene, die zu der Betrachtung paßt, zuletzt bringt. Früher nahm er stets Gelegenheit, an die ihm offene Aussicht seine Betrachtung zu knüpfen. Hier wäre dies unpassend gewesen; der Staat geht ebenso unmerklich, fast blind, seiner Zerrüttung entgegen, wie hier der Wanderer der Wildnis, und so wie dieser die Abgründe, an die er gekommen ist, erst gewahrt, als sie sein Weiterschreiten hemmen, so wird jener erst seine furchtbare Lage gewahr, wenn die Maschine still zu stehen scheint." Derselbe.

Mit dem 88. Distichon kehrt der Dichter wieder zur Natur zurück, schließt also, wie er begonnen.

91. „Der Adler knüpft an das Gewölke die Welt", erhält die Verbindung der Erde mit den Wolken, indem er sich bis zu diesen erhebt.

94. Mit dem „stürzenden Thal" scheint die Landschaft gemeint zu sein, deren Schilderung im 87. Distichon mit den Worten: „Abschüssige Gründe" beginnt, und „finstere" sich auf Traum zu beziehen.

96. „Dieses und das folgende Distichon geben den Gegensatz zwischen Freiheit und Natur, menschlicher Willkür und Notwendigkeit in der kraftvollsten Kürze. Eben weil der Mensch nach eigener Wahl frei handeln kann und sich seine Gesetze selbst giebt, können wir nicht auf ihn bauen, da diese Gesetze wechseln; weil er aber doch zugleich als Naturwesen an ein äußeres Gesetz

und Notwendigkeit gebunden ist, das er nie zu überschreiten vermag, so kommen trotz der wechselnden Grundsätze immer dieselben Erscheinungen hervor. Umgekehrt folgt die Natur den Gesetzen der strengsten Notwendigkeit; aber weil diese Gesetze von der höchsten Weisheit geschrieben sind, herrscht dennoch in der Hervorbringung immer die größte Mannigfaltigkeit, und während der Mensch sich zwar ändert, aber zu gleicher Zeit altert und stirbt, bleibt die Natur dieselbe, aber wechselt in ihren Gestalten, und bleibt dennoch ewig jung. Sie weicht nie von den ihr vorgeschriebenen Gesetzen ab, und heißt daher züchtig und fromm, und während wir die Menschheit zerrüttet und sich selbst aufreibend erblicken, gebiert die Natur sich immer neu."

100. Den Gedanken des letzten Pentameters spricht Hölty in seiner „Aufmunterung zur Freude" mit folgenden Worten aus:

Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Entflohen dem engen Gefängnis des Zimmers und dem engen Gespräch, eilt der Dichter in die freie Natur und begrüßt sie freudig. Eine schöne, in allen Reizen der Mannigfaltigkeit prangende Landschaft nimmt ihn auf: er durchwandert auf ländlichem Pfade blühende Auen und Wiesen, den schattigen Wald, und erblickt dann vor sich eine unabsehbare Landschaft, geendigt durch ein blaues Gebirge. Sein Geist ist in die Zeiten versetzt, in denen die Natur noch unberührt war von dem Einflusse der Menschen. 1—17. Jetzt aber führt ihn ein „geländerter Steig" aus der einsamen Wildnis zu den Menschen zurück. „Ein prangendes Thal" giebt durch bebaute Felder, Herden und Dörfer Zeugnis von ihrem Fleiße. Eine Scheidung zwischen Natur und Menschenwelt hat noch nicht stattgefunden; der Mensch wohnt noch „nachbarlich mit dem Acker zusammen" und genießt in Genügsamkeit ein ungestörtes Glück. 18—29. Aber dieser idyllische Zustand schwindet. Der Mensch tritt in die engern Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft; er baut Städte und gründet Staaten; die Liebe zum Vaterlande durchströmt seine Brust, und er zieht aus in blutigen Kampf gegen dessen Feinde. Gewerbe und Handel, Künste und Wissenschaften erblühen, und es scheint der Mensch dem Höchsten sich zu nähern. „Die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht." 30—69. Eben diese Höhe der Civilisation entfernt ihn aber immer mehr von der Natur und ihrer Wahrheit; die Heuchelei dringt ins Leben. Der Staat selbst sucht in ihr seine Stützen, und so bleibt nichts übrig, als gewaltsamer Umsturz der bestehenden Formen, um zur Natur und Freiheit zurückzukehren. 70—86. Unter diesen Betrachtungen ist der Dichter in eine wilde Gegend gelangt,

noch öder als die, welche die ersten Ideeen hervorgerufen hatten. Den ersten schauerlichen Eindruck verwischt bald der Gedanke, daß er noch in den Armen der Natur sei, und so schließt er mit dem Ausruf, daß die Natur ewig eine und dieselbe sei, daß sie den Menschen immer wieder aufnehme, wenn er von seinen Verirrungen erwache, in welche ihn die Abtrünnigkeit von ihren ewigen Gesetzen gestürzt habe. (87—100.)

3. Gedankengang und Gliederung.

Das Gedicht beginnt mit einer ganz objektiven Naturmalerei, welche die Phantasie des Lesers mit den reizendsten, mannigfaltigsten Bildern erfüllt. Aber durch die Beziehung auf den Spazierengehenden erhält alles Einheit. Nur leblose Naturgegenstände und friedliche Geschöpfe zeigen sich in der idyllischen Landschaft. Ungezwungen und stetig reiht sich eine Scene an die andere. Der Wanderer tritt in einen dichten Wald ein, der die Seele zur ernsten Betrachtung vorbereitet. Kaum sieht er sich dem Glanze des Tages zurückgegeben, da eröffnet sich eine eben so weite und romantische Aussicht vor ihm, als die frühere begrenzt und lieblich war. Vorhin wurde das Gemüt durch das Schöne sanft berührt, jetzt wird es durch das Erhabene gewaltig ergriffen:

„Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.“ (17.)

Nun geht aber die Landschaftsschilderei in eine Zeichnung der Werke des Menschen über, mit welchen der Spazierengehende die Gegend geschmückt sieht, und hieran reiht sich von selbst eine Darstellung des Landlebens. So ist der Dichter von den beiden Zuständen der Natur, den schönen und erhabenen, welche die sparsam erhellte Nacht des Waldes zugleich trennt und verbindet, und von den Spuren des Menschen zu dem Menschen selbst gelangt. Und nachdem er der Herden Geläut, der Hirten Gesang, die Dörfer am Strom, an den Gebüschen, auf den Bergesrücken, und das von Feldern umruhte Dach des Ackermanns so bedeutsam und rührend gezeichnet hat, wie es wahrlich! nur der von den sittlichen Übeln der Kultur belastete Mensch zu thun imstande ist — da ergießt sich, wie er früher die vernunftlose Natur bewillkommte, seine Seele in die Worte:

„Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.“ (28.)

Denn hier ist es die Natur in der Menschenwelt, was ihn rührt — die Kultur beginnt aber mit der sittlichen Freiheit. Indem er nun dieser Betrachtung nachhängt, geht er auf seinem Wege weiter fort und sieht, als er plötzlich aufblickt, eine veränderte Landschaft vor sich: „Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick?“ (30.) Eben war der Mensch noch verschmolzen

mit der Natur — jetzt macht er, von ihr geschieden, selbständig sein eigentümliches Dasein geltend. Er trennt, wählt, ordnet und giebt jeglichem eine Bedeutung, indem er es seinem Zweck unterwirft. Der Mensch hat sich zum Herrscher der Natur gemacht, was der Dichter aus der standesmäßigen Absonderung der Pappeln und Stauden, noch mehr aber aus den fernher strahlenden Kuppeln und der Stadt, erbaut an einem Orte, wo ehemals Wildnis war, erkennt. Dies führt den Dichter zu einer ausführlichen Schilderung des Stadtlebens hinüber. Er erhebt und verliert sich ganz in das, was er nur im Geiste schaut. So sieht er die Landschaft nicht nur im Lichte seiner Gefühle, sondern er kehrt gar bald wieder in die Gedankenwelt zurück. Mit wenigen Zügen war der einfache Naturzustand geschildert; in die reichste Fülle von Begebenheiten und Gegenständen legt sich das weite civilisierte Leben auseinander. Zuerst wird es mit einigen kühnen, kräftigen Strichen im allgemeinen gezeichnet, im Kontrast mit dem Landleben: „Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen" ꝛc.; dann beleben sich in der Phantasie des Dichters die Uranfänge der Stadt, wo die Götter mit ihren verschiedenartigen Geschenken sich herniederließen und ihre Wohnungen einnahmen, woraus wir auch sehen, daß Schiller in diesem Kulturgemälde das griechische Leben vor Augen hatte. Die Staaten erhaltenden Tugenden werden dann vorgeführt: die zu Gericht sitzende Gerechtigkeit und der Heldenmut, welcher den Frieden erringt. Im Frieden aber gedeihen die Gewerbe: Holz- und Steinarbeiten, die Schmiedekunst, die Weberei, welche alle in eigenster Gestalt vor unseren Augen vorübergehen; es blühet der Handel, dessen reges Leben und sich häufende Schätze wieder ein besonderes Gemälde füllen; im Reichtum aber endlich „wachsen die Künste der Lust", als deren Repräsentant er uns die Bildhauerkunst und die Architektur vorführt. Der Kunst endlich folgen die Wissenschaften, welche das bleibende Gesetz in dem beweglichen Zufall aufsuchen; namentlich sind es die Mathematik und einzelne Zweige der Naturwissenschaften, die sich uns vor Augen stellen. Hiermit tritt die Schilderung mit Recht in die neuere Zeit, in welcher vor der durch die Schrift verallgemeinerten Wissenschaft die „Nebel des Wahns zerrinnen" und die „Gebilde der Nacht weichen". Mit einem Blick auf die Revolution geht Schiller in den Worten:

„Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham", (70)

zu einem andern Abschnitt, zur Ausartung der Kultur über. Zuerst ist der Mensch mit der Natur eins; dann macht er, ohne sich von ihr loszureißen, seinen eigenen Geist dadurch geltend, daß er ihre Produkte zu seinen Bedürfnissen benutzt, ihre Stoffe ästhetisch umbildet und ihre Gesetze wissenschaftlich erforscht. Nun will er sich

aber endlich auch als moralische Person über die Natur erheben, er will an die Stellen „des Staates der Not und der Natur“ den Staat der Vernunft und Freiheit treten lassen:

„Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.“

Der gefährliche Versuch mißlingt, weil die Sittlichkeit noch nicht stark genug ist, daß er sich ihrer alleinigen Führung anvertrauen könnte, und seine sinnliche Natur noch nicht veredelt genug, daß er auf dieser neuen Laufbahn von ihr unterstützt würde. Daher fordert ihn nicht allein die Vernunft, sondern auch die Begierde auf, lüstern den verbotenen Apfel der Freiheit zu brechen. Indem er sich so der Natur entgegensetzt und auch von der rein sittlichen Vernunft preisgegeben, also, wie es in den Horen heißt, zugleich „von der Gefühle Geleit und der Erkenntnis Licht“ verlassen ist, schweift er notwendig in jede Unmenschlichkeit und Entartung aus, welche uns Schillers Meisterhand mit von der französischen Staatsumwälzung genommenen Farben schildert. Wie er früher den konventionellen Formen der Gesellschaft, dem ewig „Gestrigen der gemeinen Gewohnheit“, den Spiegel der Vernunft und Freiheit entgegenhielt, so stellt er jetzt alle im Namen dieser verübten Greuel als Abweichungen von der menschlichen Natur dar. Was man aber als Gutes in einem solchen Gemeinwesen rühmt, ist nur Schein:

„Leben wähnst du noch immer zu sehen, dich täuschen die Züge,
Hohl ist die Schale, der Geist ist aus dem Leichnam gefloh'n“

Aber diese „kernlose Hülse des Staates“ kann nicht ewig bestehen; die Natur erwacht, die Not und die Zeit rühren an das „hohle Gebäu“, und die von ihres Verbrechens Wut und ihrem Elende getriebene Menschheit vernichtet die leere Staatsform und kehrt zur Natur zurück: „sie sucht die verlorne Natur in der Asche der Stadt“. Jetzt bricht des Dichters bisher mit Mühe zurückgehaltene tiefste Empfindung gewaltsam hervor:

„O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!“

Nicht aber in den wilden Naturzustand soll der Mensch zurückkehren, sondern vielmehr zu der Natur, zu welcher er auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit wieder gelangen soll. Diese Natur ist das Ziel, zu welchem uns alle Weitläufigkeiten und Umwege der Kultur führen müssen. Schiller spricht diesen Gedanken schon in dem Epigramm, das Höchste (Bd. I. 329) aus:

„Suchst du das Höchste, das Größte? die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!“

Die Unabänderlichkeit und Notwendigkeit, welche wir physisch in der Pflanze wirksam sehen, soll der Mensch durch seine moralische Freiheit zu erreichen suchen.

Nachdem sich der Wanderer in diese Phantasiegebilde ganz verloren hat, erwacht er auf einmal mit den Worten: „Aber wo bin ich?“ zc. wie aus einem Traume, und sieht sich in einer furchtbaren, schauerlich wilden Einsamkeit, die seinem letzten Gesichte, der zerstörten Menschheit, ganz ähnlich ist. Ringsum ist nur Verwüstung, wie in jenem Revolutionsstaate. Die Naturscene folgt aber hier der entsprechenden innern Anschauung, während die früheren Naturbilder immer solchen Betrachtungen vorangingen; denn unvermerkt, wie der Wandelnde in der Wildnis, geriet ja auch die Menschheit in die Verwilderung, welche durch jene gleichsam symbolisch dargestellt wird. Aber sich schnell wieder besinnend und das Unähnliche hervorhebend, sagt er: „Bin ich wirklich allein?“ — Er ist wieder in den Armen, an dem Herzen der Natur, deren Zerstörung er eben in jenem Phantasiegebilde beklagte. Und so liegt es in der Sache, daß sich am Schlusse der Elegie diese ewige Unveränderlichkeit der Natur mit dem ewigen Wechsel der menschlichen Zustände noch in Kontrast stellt. (Nach Hoffmeister.)

Vergl. den am Schluß (7.) befindlichen Brief W. v. Humboldts, in dem der Gedankengang ebenfalls kurz angegeben ist.

4. Disposition des Gedichtes.

I. Die Natur an und für sich. V. 1—17.
II. Natur und Menschheit in innigem Vereine. V. 18—29.
III. Der Mensch macht sich zum Herrscher der Natur. V. 30—69.
  1. Er baut Städte und gründet Staaten, und hebt dadurch seine innige Vereinigung mit der Natur auf. V. 30—39.
  2. Er gelangt durch das vereinte Leben zu Kultur und höherer Gesittung. V. 40—50.
  3. Er benutzt die Natur zu seinen Zwecken, und es erblühen
     a. Gewerbe, V. 51—55, und
     b. Handel. V. 56—60.
  4. Er ahmt die Natur in ihren Gestalten nach und bildet ihre Stoffe ästhetisch um — schafft die Künste der Lust. V. 61—64.
  5. Er erforscht die Gesetze der Natur wissenschaftlich. V. 65—69.
IV. Der Mensch reißt sich von der Natur los und versucht, sich als moralische Person über sie zu erheben. V. 70—87.
  1. Er zerbricht seine Fesseln, um den Staat der Vernunft und Freiheit zu gründen. V. 70—71.
  2. Er gerät in den Zustand vollster Entsittlichung. V. 72—81.
  3. Die Menschennatur erwacht und fordert ihr Recht, erringt es aber nur durch schweren Kampf und Vernichtung des Bestehenden. V. 82—86.
V. Rückkehr des geläuterten u. veredelten Menschen zur Natur. V. 87—100.

5. Zweck und Grundgedanke des Gedichtes.

Schiller hatte sich, gleich andern großen Denkern, vielfach mit der Frage beschäftigt: „wie es möglich sei, den Menschen zur sittlichen Freiheit zu führen, ohne daß er auf seinem Wege irre und, anstatt zur Freiheit zu gelangen, in Zügellosigkeit zerfalle“, sowie mit der damit verwandten: „wie sich bürgerliche Freiheit und Ordnung vereinigen lasse, und Willkür von oben unmöglich zu machen sei, ohne daß Anarchie von unten entstehe“. Die Resultate seiner Untersuchungen hat er in einer eben so scharfsinnigen als geistreichen Arbeit niedergelegt in den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ und in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“.*) Als er sich mit der letzteren beschäftigte, und viel über den Gegensatz von Natur und Kultur nachdachte, lag der Gedanke an eine poetische Darstellung, die die verschiedenen möglichen Beziehungen zwischen beiden in großen und kräftigen Zügen kulturhistorisch verfolge, nicht fern.

Zudem hatte der Bericht, den er über den Gartenkalender auf das J. 1795 zu schreiben veranlaßt worden war, ihn lebhaft an einen Spaziergang durch die Gartenanlagen zu Hohenheim erinnert, der sich ihm nun als eine erwünschte sinnliche Unterlage eines solchen kulturhistorischen Gedichtes darbieten mochte. Vergleichen wir das Gedicht mit diesem Berichte,**) so finden wir eine verwandte Ideeenfolge an eine ähnliche Bilderreihe geknüpft. Auch hier wandert der Dichter durch die verschiedenen Kulturzustände, ländliche Einfachheit und Stille, städtische Regsamkeit und Regelmäßigkeit, fürstliche Pracht hindurch, bis er nach der Auflösung und dem Verfall menschlicher Herrlichkeit sich an dem Herzen der Natur wiederfindet. Der Dichter legt uns in dem Spaziergange die ganze Entwickelungsgeschichte der Menschheit bis zu deren Verirrung und Rückkehr zur Wahrheit klar vor Augen. Ohne erschöpfende Untersuchungen dieser schwierigen Materie zu geben, zeigt er doch in voller Klarheit, daß sittliche Freiheit für den Menschen nur zu erlangen sei, wenn er festhalte an den ewigen Gesetzen der Natur, oder, wie das oben angeführte Epigramm es ausspricht: wenn er wollend vollbringe, was die Pflanze willenlos thue.

6. Form der Darstellung.

1. Als das Gedicht zuerst in den Horen erschien, hatte es die Überschrift: Elegie. Hierdurch hat ihm der Dichter selbst den Platz angewiesen, den es unter den Dichtungsarten einnimmt

*) Schillers Wke., Bd. XII.
**) Schillers Wke., XII. Über den Gartenkalender auf d. J. 1795.

und einnehmen sollte. Schiller entwickelt in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (XII. 167 u. f.) das Wesen der Elegie in geistreicher Weise; der Spaziergang kann als Beispiel dieser Theorie, als Repräsentant dieser lyrischen Dichtung gelten. Die elegische (wehmütige) Stimmung, welche Schiller für das Gedicht nötig hatte, gewann er in reichem Maße aus der Wahrnehmung des Kontrastes, in dem sich die Naturwidrigkeit unserer Zustände und Sitten mit seinem Ideale von der sittlichen Freiheit der Menschen und der sich ewig gleichen Natur befanden. Die Sehnsucht nach Verwirklichung seines Ideals tritt besonders gegen den Schluß, vom 86. Distichon an, lebhaft hervor.*)

Schillers Leistungen in dieser Dichtungsart sind, wie der Spaziergang beweist, so bedeutend, daß er mit Recht als der größte Elegiker bezeichnet wird.

2. Die Alten wählten für die Elegie ein besonderes Versmaß, das sogenannte elegische, welches aus der Verbindung eines Hexameters mit einem Pentameter zu einem Distichon (Zweizeile) besteht. Auch Schiller hat dasselbe für seine Dichtungsart beibehalten, da es der gleichförmigen, durchaus leidenschaftslosen Stimmung des Dichters, die sich in würdevollem Ernst kund giebt, am besten entspricht.

Vom Hexameter (Sechsfuß) ist schon oben gesagt worden, daß er 6 Füße hat, von denen der letzte, um einen Ruhepunkt zu gewinnen, eine Silbe weniger besitzt, also ein Trochäus ist. Der Pentamĕtĕr besteht aus 2 gleichartigen Halbversen, deren jeder 2 Daktylen und eine betonte lange Silbe enthält; in der ersten Hälfte können die Daktylen auch mit Spondeen vertauscht werden. Die langen Silben am Schlusse eines jeden Halbverses bilden zusammen wieder einen Fuß, daher der Name des Verses: Pentameter, d. h. Fünffuß. Das Distichon hat hiernach folgenden Bau:

–́ ◡ ◡ | –́ – | –́ ‖ ◡ ◡ | –́ – | –́

Hexameter: Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem rötlich strah-

◡ ◡ | –́ ◡

lenden Gipfel,

–́ – | –́ ◡ ◡ | –́ ‖ –́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | – ‖

Pentameter: Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint.

In diesem Hexameter liegt die Cäsur in der Mitte des dritten Fußes, in dem gleich folgenden in der Mitte des vierten:

*) „Die Natur als Gegenstand unserer sittlichen Trauer und rein menschlichen Sehnsucht dargestellt, giebt die Elegie.“ Hoffmeister, IV. 79. Schiller, XII. 166.

´— — | ´— ⏑ ⏑ | ´— ⏑ | ´— ‖ — | ´— ⏑ ⏑ | ´— ⏑
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden.

Nicht immer steht aber der Einschnitt unmittelbar nach der betonten Silbe (nach der Arsis oder Hebung), sondern er kann auch eine Silbe später eintreten, wie z. B. in diesem:

´— — | ´— ⏑ ⏑ | ´— ⏑ ‖ ⏑ | ´— ⏑ ⏑ | ´— ⏑ ⏑ | ´— ⏑
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich.

Jener Einschnitt, der kräftigere, entschiedenere, wird der männliche, dieser, der schwächere, flüchtigere, der weibliche genannt. Falsch ist es aber, den Einschnitt am Ende eines Fußes anzubringen.

Jedes Distichon soll ein geschlossenes Ganzes bilden, muß also Gedanke und Periode abschließen; es darf daher nie ein Wort in das folgende Distichon herüber genommen werden. Im 22. Distichon verstößt Schiller gegen diese Regel, indem er in dem Pentameter einen neuen Gedanken anfängt und im Hexameter des nächstfolgenden endet. Diese Verletzung der Regel erscheint indes charakteristisch, da das ruhelose Hinaufklimmen der Landstraße besser durch den rasch fortschreitenden Hexameter, als durch den mehr weilenden Pentameter versinnlicht wird. Im 74. Distichon ist das Versmaß ebenfalls verletzt, ohne daß man imstande ist, Gründe dafür anzugeben; das Gleichnis endigt nämlich mit dem Hexameter, und der Pentameter beginnt wieder in die Wirklichkeit überzugehen. Das 79. u. 80. Distichon leidet an demselben Fehler. Distichon 82—85 bilden eine Periode, die noch dazu an sprachlicher Unbestimmtheit leidet, da die Symmetrie zwischen den beigeordneten Sätzen verletzt ist. Die 3 letzten dieser Distichen bilden 3 beigeordnete Sätze. Im 1. Satze steht das Subjekt (Natur) zuerst, im 2. (Not und Zeit) und 3. (Menschheit) zuletzt. Alles wäre weit überschaulicher, wenn es, wie Götzinger bemerkt, hieße: „Bis die Natur erwacht; bis die Not und die Zeit an das hohle Gebäu rühret und die Menschheit aufstehet ꝛc."; oder umgekehrt: „Bis erwacht die Natur; bis mit schwerer ꝛc." Die Undeutlichkeit ist übrigens später entstanden; denn in der ersten Gestalt war das bis wiederholt, und noch ein Distichon eingeschoben, so daß die ganze Stelle hieß:

Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
 An das hohle Gebäu rühret die Zeit und die Not:
Bis, verlassen zugleich von dem Führer von außen und innen,
 Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntnisse Licht,
Eine Tigerin, die das eiserne Gitter durchbrochen ꝛc.

Abgesehen von diesen Kleinigkeiten, fließen die Verse meistens leicht und doch kraftvoll dahin und schmiegen sich innig an den

Inhalt an, ohne daß der Sprache auch nur die geringste Gewalt angethan wird.

3. „Auch der sprachliche Ausdruck in diesem Gedichte ist unübertrefflich. Alles ist deutlich, aber kurz und gedrängt. Die großartigsten und inhaltschwersten Gedanken sind mit ein paar Worten abgefertigt; aber diese Worte sind Blitze, die ihres Ziels nie verfehlen. Die abstraktesten Ideeen sind auf das anschaulichste versinnlicht; alle Gefühle und Betrachtungen finden ihren natürlichsten Ausdruck, das Reizende wie das Furchtbare, das Schöne wie das Häßliche, das Fröhliche wie das Entsetzliche. Es herrscht überall eine Bestimmtheit des Ausdruckes, eine Durchsichtigkeit der Sprache, eine Kernhaftigkeit des Satzes, die zu immer neuem Entzücken aufregen. Mit einem einzigen Adjektiv weiß der Dichter unserer Phantasie das lebendigste, beweglichste Bild vorzuführen; z. B. „mit zweifelndem Flügel", „das energische Licht", „die tanzende Spindel" und so viele andere." (Götzinger.)

Ebenso urteilt Hoffmeister, der gründliche Kenner der Schillerschen Werke. „Welche strenge Sorgfalt Schiller auf das Einzelne, den Ausdruck, den Wohllaut, den Versbau wandte, sieht man aus seiner Korrespondenz mit Humboldt,*) und wenn man unsere jetzige Ausgabe mit der ursprünglichen in den Horen vergleicht. Am besten aber überzeugt man sich von der „Kälte und ausdauernden Geduld", welche das kleinste Detail übereinstimmend mit dem Ganzen macht, aus dem Werke selbst. Während bei andern Künstlern das Einzelne in dem Ganzen verschwindet und nur das Ganze schön und bedeutend ist, hat in diesem Gedicht auch das Einzelne einen selbständigen Wert und eine eigne Vollendung, so daß es sich der Mühe lohnt, jeden Vers, jedes Bild und Beiwort zum besondern Studium zu machen. Bald fesseln uns die gewählten Epitheta, deren nie eines müßig, sondern jedes am rechten Orte steht und das Eigentümliche der Sache sinnlich bee zeichnet, wie „das energische Licht", des Schmetterlings „zweifelne der Flügel"; dann verweilen wir bei der neuen, kühnen Metapher, die „Landschaft entflieht in des Waldes Geheimnis", „die Fernverschlingt den Heerzug", der Adler „knüpft an das Gewölke dir Welt"; bald bewundern wir den scharfen Gebrauch der Wörte für kontrastierende Anschauungen, wie die „Fesseln der Furcht" und die „Zügel der Scham", oder wir sind entzückt durch die Tiefe der Einsicht, den Adel der Gesinnung, die Wahrheit des Gefühls, welche in einzelne Worte zusammengedrängt sind: „teilst mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz", „da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder", „es umwälzt rascher sich in ihm die Welt"; überall aber ergötzt sich das Ohr an dem schönen

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 321.

Fluß der herrlichen Verse, welche nicht selten schon durch ihre Form uns die Sache malen. Man mag aber so vielerlei loben, als man will, so kommt man doch immer wieder auf die Hauptsache, auf die erstaunliche sinnliche Lebendigkeit zurück, in welche der Plan und die Grundidee der Elegie gleichsam aufgehen und umgesetzt sind. Denn weder der eine, noch die andere tritt begriffsmäßig hervor, der Leser fühlt aber beide klar in ihren Wirkungen und kann sich leicht das zum deutlichen Bewußtsein bringen, wovon ihm die Seele voll ist." (Schillers Leben. IV., 88.)

7. Urteile über die Schönheiten des Gedichtes.

Über ein Gedicht von so bedeutendem Werte, wie der Spaziergang, vernimmt man gern die Urteile anerkannter Kenner, besonders, wenn dadurch die Einsicht in dasselbe gefördert wird. Wir teilen deshalb zum Schluß noch einige mit.

W. von Humboldt sagt in einem Briefe an den Dichter vom 23. Okt. 1795: „Ihre Elegie, liebster Freund, hat mich zu sehr gefesselt, als daß ich es mir nicht, da Sie mir kein baldiges Zurückschicken empfohlen hatten, hätte vergönnen sollen, sie länger zu behalten, um sie ganz zu studieren und mich mit jedem einzelnen Teile genau bekannt zu machen. Wohin man sich wendet, wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbeschreiblich schön organisierte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff und überdies gerade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Bestrebsamkeit des Menschen der sichern Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentlich poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedicht sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamiert, erscheint alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. Im Anfang und am Schluß die reine und große Natur, in der Mitte die menschliche Kunst, erst an ihrer Hand, dann sich allein überlassen. Das Gemüt wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs ladet die Phantasie freundlich ein und

giebt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerem Ernst vor und macht die Folge noch überraschender. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, brauchte sich der Blick nicht auf viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten Einfalt folgt nun die Kultur, und die Aufmerksamkeit muß sich auf einmal auf alle mannigfaltige Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel der Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rohen Natur wieder in sich zurück und wird getrieben, die Auflösung des Widerstreits, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfang durch sinnliche Leichtigkeit einladen, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft. — Bei dem ersten Lesen ist es schwer, das Ganze zu übersehen. Sogar beim zweiten habe ich dies noch gefunden, und leicht dürften einige auch bei noch öfterem Wiederholen dies Urteil fällen. Anfangs schien es mir wirklich, als läge hierin ein Fehler in Ihrer Arbeit, als wären Sie ununterbrochen mit Schilderungen fortgegangen und hätten nicht genug dafür gesorgt, die zerstreute Phantasie wieder zu sammeln, jedes einzelne Bild in wenig einzelnen Zügen zusammenzustellen. Allein bei genauerer Untersuchung muß ich dies Urteil gänzlich zurücknehmen, das bloß subjektiv war. Alles ist im höchsten Grade klar, unglaublich schön, und freiwillig fließt eins aus dem andern her, und mit der größten Deutlichkeit durchschaue ich jetzt die herrliche Organisation dieser eigenen Welt. Ich wähle diese beiden Ausdrücke hier nicht umsonst; ich weiß kein Gedicht, bei dem sie so an ihrem Orte ständen. — Die Schönheiten der Diktion im einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck giebt ein schönes Bild, und die meisten einzelnen Distichen laden zu einem eigenen Studium ein." (Briefw. zw. Schiller u. Humboldt, S. 247 u. f.)

Wie Schiller selbst über den Spaziergang dachte, ersehen wir aus einem Briefe an Humboldt vom 29. Nov. 1795. Es heißt darin: „Heute einiges, Ihre Anmerkungen über die Elegie betreffend. Ich will Ihnen nicht leugnen, daß ich mir auf dieses Stück auch am meisten zu gute thue, und vorzüglich in Rücksicht auf einige Erfahrungen, die ich unterdessen darüber machte. Mir deucht das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Produkts dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemütslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner

Stücke begegnet, außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an „das Reich der Schatten", „die Götter Griechenlands", „die Würde der Frauen" u. s. f. fliehen, auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, sondern wirklich schöpferischen, denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemeine gute Eindruck dieses Gedichtes auf die ungleichsten Gemüter ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Übung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. Herder, Goethe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, sind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, so bringe ich eine beinah vollständige Repräsentation des Publikums heraus. Ich glaube deswegen, daß, wenn es in diesem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, bloß zufällige, bloß in den Personen, die es ungerührt läßt, zufällige Ursachen daran schuld sind. — Mein eigenes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedichte erweitert; noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüt so sehr als eine Kraft gewirkt. Ich werde deswegen noch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung desselben wenden und nicht nur Ihre Anmerkungen darüber nutzen, sondern auch auf Veranlassung derselben eine noch größere Strenge dagegen ausüben, als Sie bewiesen haben." (Briefw. S. 318.)

Herder schreibt: „Die Elegie ist eine Welt von Scenen, ein fortgehendes, geordnetes Gemälde aller Situationen der Welt und der Menschheit. Wenn sie gedruckt ist, soll sie mir eine Landkarte sein, die ich an die Wand schlage."

Götzinger sagt in seinen „deutschen Dichtern", II, 294: „In dieser Elegie spricht sich der Genius des Dichters am reinsten und vollendetsten aus. Es möchte wenig andere Gedichte geben, worin der ganze Geist des Menschen so beschäftigt und alle Richtungen desselben so befriedigt werden, wie hier; es möchte schwer zu entscheiden sein, was mehr zu bewundern ist: die große Intelligenz des Dichters, die sittliche Kraft, die warme Empfindung, die lebendige Phantasie, oder die leichte Darstellungsgabe." — S. 297: „Ich kenne kein anderes Gedicht, weder im Deutschen, noch in den mir sonst bekannten Litteraturen, das an allen Vorzügen, die man an eine solche Dichtung machen kann, dem unsrigen gleich käme, selbst von Schiller keines. Seine Neigung zu einer Überfülle von Gleichnissen und Sentenzen, zu einer mehr erhabenen als einfachen Sprache ist hier ganz verschwunden und hat der größten Klarheit und Einfachheit Platz machen müssen. Und die

Klarheit und Einfachheit bleibt bis ans Ende; nur unmerklich steigert sich immer das Gefühl, bis es seinen höchsten Punkt erreicht hat und nun wieder sanfter, aber zugleich inniger wird. Dieses Gedicht ist eins, das jeden zu den Gefühlen zwingt, die es hervorbringen will, das zu einem immer wiederholten Lesen einladet, und bei jedem neuen Lesen neue Schönheiten entdecken läßt."

8. Schriftliche Aufgaben.

1. Vergleiche den Spaziergang und das Eleusische Fest. 2. Vergleiche den Spaziergang und die Glocke. 3. Welch kulturhistorisches Bild entwirft Schiller in dem Spaziergang? 4. Der Spaziergang von Schiller, ein Spiegelbild der römischen Geschichte. (3. u. 4. s. F. Kluge, Themata zu deutschen Aufsätzen.)

9. Der Taucher.
1797.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 236. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 115. — Lüben, Auswahl. II. 201.

1. Erläuterungen.

1. Str. „Rittersmann oder Knapp'" heißt hier so viel als: es sei nun Ritter oder Knapp', jeder kann sich um den Preis bewerben.

2. „Der Charybde Geheul". Vergl. S. 252.

4. „Sanft und keck". Bescheidenheit und Mut sprachen aus den Zügen des Jünglings. Er hat so lange sich zurückgehalten, weil er nicht andern vorantreten wollte. Den Gegensatz zu ihm bildet der Knappen zagender Chor. Schiller liebt den Ausdruck keck, wie folgende Proben zeigen.

„Die Kühnheit macht, die Freiheit den Soldaten.
Vermöcht' er keck zu handeln, dürft' er nicht
Keck reden auch?" (Schiller, Die Piccolomini I, 2.)
„Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger."
(Schiller, Der Handschuh.)
„Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen."
(Geßler im Tell.)

5. Die beiden ersten Verse bilden den Vordersatz zu dem 3. u. 4. Kurz ausgedrückt, würde der ganze Satz also heißen: als er hintritt, giebt die Charybde die Wasser wieder. Irrtümlich wird, wie Götzinger bemerkt, dieser Vordersatz von vielen auf das vorhergehende schauen bezogen; alle schauen auf den herrlichen Jüngling, und wie er an des Felsen Hang tritt u. s. w. Dieser

Irrtum wird dadurch begünstigt, daß der Nachsatz die Wortstellung eines anfangenden Hauptsatzes hat, eine Inversion, die Schiller sehr liebt, und die allerdings sehr kräftig wirkt, wo es gilt, eine bedeutsame Handlung oder ein überraschendes Ereignis plötzlich vor die Augen zu stellen; z. B.:

Und als ich seinen Zorn entflammet:
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los.

Zu jener falschen Auffassung trägt aber auch bei die sonderbare Beziehung der Präsensform tritt und blickt auf das Imperfekt gab, ein Fehler, den Schiller gewiß später verbessert hätte, wenn gab nicht die Reimsilbe wäre; denn im Musenalmanach hieß es auch: „Der König sprach es und wirft von der Höh'" 2c., woraus später spricht gemacht wurde. Daß aber gab zur Reimsilbe geworden, daran ist wieder schuld, daß der Nachsatz hier das Verbum auf der letzten Stelle hat, gleich einem Nebensatze.

7. „— die brandenden Wogen", die an den Felsen der Charybde, am Trichter, sich brechenden Wogen. Das Verbum branden kommt auch im Tell vor (Sc. 1. „Seht hin, wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht!") und rührt wahrscheinlich von Schiller her. Im Demetrius (Akt. 2, Sc. 1) setzt Schiller sehr kühn Brand für Brandung („An dem Ufer ruhig mögen wir den Brand der Wellen mit Verwunderung schauen"). Brandung kommt im Altdeutschen nie vor; Götzinger hält es für eine Verderbnis von der Zusammensetzung Brandunde (Unde, Ünde = Woge, Wirbel). Nach Grimm ist das Wort branden wahrscheinlich dem holl. branden = brennen, flammen nachgeahmt. Das ahd. prinnan (brennen) werde nicht nur vom Feuer, sondern auch vom Wasser gesagt.

8. Der im 3. V. mit „Und" beginnende Satz bricht sogleich ab und wird gar nicht ausgesprochen.

16. „Götter" wäre wohl passender mit Gottheit vertauscht worden, da der Dichter durch die Erwähnung von Rittern und Knappen ein christliches Zeitalter bezeichnet.

18. „Höchst" ist dem schrecklich nicht beigeordnet, sonst müßte es natürlich heißen: in der höchsten, schrecklichsten Not, sondern untergeordnet. Schrecklich war die Not immer; jetzt war sie es am höchsten; es war die „höchste Schreckensnot". Götzinger.

19. Körner, Schillers Freund, hatte an dem schönen Eigenschaftsworte „purpurn" Anstoß genommen und bemerkt, daß der Ausdruck störende Nebenideeen erwecken könne. Schiller, von Goethe in die Farbenlehre eingeweiht, erwiderte darauf: „Wegen der purpurnen Finsternis brauchst Du Dir keine Sorge zu machen. Ob ich gleich der Minna (Körners Gattin, die bei Anfällen von Schwindel oft das Gefühl gehabt haben wollte, daß ihr dunkle

Gegenstände violett erschienen wären) dafür danke, daß sie mir ihre Schwindelerfahrungen zum Succurs schickte, so komme ich und mein Taucher doch auch ohne dies aus; das Beiwort ist gar nicht müßig: der Taucher sieht wirklich unter der Glasglocke die Lichter grün und die Schatten purpurfarben. Eben darum lasse ich ihn wieder umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus ist, das Licht rosig (Str. 16, V. 2) nennen, weil diese Erscheinung nach einem vorhergegangenen grünlichen Scheine so erfolgt."

„Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief", obgleich für das Ohr hier alles tot war, da die Ungeheuer des Meeres keine Töne hervorbringen.

„Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen sich regt", d. h. von grauenvollen (sagenhaften) Gestalten.

20. „Die Rochen (Raja) sind Fische, die dadurch eine eigentümliche, nämlich scheibenförmige Gestalt erhalten haben, daß die am Hinterkopfe befestigten Brustflossen an die Seiten des Leibes angewachsen sind und nach hinten bis gegen das Ende der Bauchflossen reichen. Auch der Schwanz hilft die Sonderbarkeit der Gestalt vermehren, da er unverhältnismäßig dünn und gertenförmig ist. Die Oberseite des Körpers ist bei mehreren Arten mit gruppenweis stehenden Dornen besetzt. Die im Mittelmeere gemeinste Art ist der gewellte Rochen (Raja undulata). Sie trägt auf dem Rücken und dem Schwanze eine fortlaufende Reihe von Stacheln, eine Gruppe von Stacheln hinter jedem Auge, und erreicht eine Länge und Breite von ca. 60 cm.

Der Name „Klippfisch" dient zur Bezeichnung des Kabeljau, Gadus Morrhua, und der Gattung Chaetŏdon Linné. Letztere ist sehr artenreich, doch sind die Arten nicht von bedeutender Größe, dafür aber von prachtvoller Färbung. Der Körper ist stark zusammengedrückt, meist sehr hoch und kurzgeschwänzt. Sie leben gern in der Nähe von Küsten und Klippen, finden sich jedoch nirgends im Mittelmeere.

Der „Hammer" oder Hammerfisch gehört zu den Haifischen. Sein Kopf ist nach beiden Seiten in der Art verlängert, daß das ganze ca. 4 m lange Tier einem Schmiedehammer von ungeheuerer Größe ähnlich sieht. Er findet sich im Mittelmeere, im atlantischen Ozean und im indischen Meere.

21. „Larven" hießen bei den Alten die bösen, abgeschiedenen Seelen, die zur Strafe ihrer Verbrechen unstät und flüchtig auf der Erde umherirrten, den Frommen ein leeres, den Ruchlosen aber ein verderbliches Schrecken waren. Sodann sind Larven so viel als Masken = das Gesicht verhüllende hohle Gesichter aus Pappe, auch das Gesicht selbst. Auch nennt man die das unentwickelte Insekt verhüllende Form Larve; hier aber die gefühllose belebte Masse im Gegensatz zum Menschen, der sich seines Zu-

standes bewußt ist. In diesem Sinne wäre jedes Tier Larve zu nennen.

22. Den Namen des in den beiden Versen geschilderten Tieres zu ermitteln, ist unmöglich; die neuere Zoologie kennt derartige Geschöpfe nicht. Die Alten reden von Polypen mit 9 m langen Armen, bezeichneten jedoch mit diesem Namen die Tiere, welche jetzt zu den Kopffüßlern (einer Ordnung der Weichtiere) gehören, namentlich den im Mittelmeere lebenden Achtfuß, Octōpus vulgaris.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Der König fragt, wer von den umstehenden Rittern und Knappen es wage, den goldenen Becher aus dem Schlunde der Charybde heraufzuholen, den er jetzt hineinwerfe.

2. Nachdem der Ort näher bezeichnet worden, von dem aus der König den Becher hinabgeworfen, wird seine Aufforderung an die Ritter und Knappen nochmals wiederholt.

3. Ritter und Knappen geben durch Schweigen zu erkennen, daß keiner von ihnen den Becher gewinnen will. Der König wiederholt seine Aufforderung zum dritten Male.

4. Endlich entschließt sich ein Knappe zu diesem Wagnis. Alle Umstehenden schauen verwundert den herrlichen Jüngling an.

Str. 5—7 schildern die Erscheinungen in der Charybde.

8. u. 9. Sich Gott befehlend, stürzt sich der Jüngling in den Wasserschlund, worüber die Umstehenden einen Schrei des Entsetzens ausstoßen. Die Oberfläche des Wassers wird stiller, nur in der Tiefe braust es fort. Die Zuschauer rufen dem mutigen Jünglinge einen Glückwunsch nach.

10. u. 11. Der Dichter läßt einen Zuschauer aussprechen, daß er die Erforschung dieser heulenden Tiefe selbst für ein Königreich nicht unternehmen möchte, und daß schon manches Fahrzeug vom Strudel erfaßt und zerschmettert worden sei.

Die beiden letzten Verse der 11. u. die 12. Str. schildern die wiederkehrende Bewegung des Strudels.

13. u. 14. Der Jüngling arbeitet sich aus dem Schlunde hervor, hält den Becher hoch in der Linken und begrüßt, nachdem er Atem geschöpft, freudig das Licht. Das harrende Volk frohlockt bei seinem Anblick.

15. Der Jüngling kommt vor den König, der den ihm dargereichten Becher von seiner Tochter mit Wein füllen läßt.

16. Der Jüngling wünscht dem Könige langes Leben, sagt, daß jeder im Licht Atmende sich freuen solle, und erklärt das Verlangen, zu schauen, was das Wasser bedeckt, für ein Versuchen der Götter.

In der 17.—22. Str. erzählt der Knappe, wie es ihm in der Charybde ergangen sei, und was er gesehen habe.

17. Er wurde von einem Doppelstrome ergriffen und schnell wie ein Kreisel herumgedreht.

18. Gott, den er in der höchsten Not anrief, zeigte ihm ein Felsenriff; er ergriff es, und fand an den Korallen desselben den Becher hangen.

19. Unter ihm war es noch bergetief, finster und mit grauenvollen Gestalten erfüllt.

20. Rochen, Klippen-, Hammer- und Haifische erblickte er.

21. Er war sich seines schrecklichen Zustandes mit Grausen bewußt.

22. Ein Ungeheuer schnappte nach ihm; er läßt vor Schreck den Korallenzweig los und wird vom Strudel nach oben gerissen.

23. Sich verwundernd über diese Mitteilungen, giebt der König ihm den Becher und bietet ihm noch einen kostbaren Ring, wenn er das Wagnis abermals versuche und ihm Kunde bringe vom tiefsten Meeresgrunde.

24. Die Königstochter wendet sich fürbittend an den Vater.

25. Der König ergreift den Becher, schleudert ihn in den Strudel und verheißt dem Edelknaben die Tochter zur Gemahlin, wenn er den Becher wieder heraufhole.

26. Um diesen Preis stürzt sich der Jüngling noch einmal hinunter.

27. Die Brandung kehrte wieder zurück, aber den Jüngling brachte sie nicht wieder herauf.

3. Gedankengang und Gliederung.

Der König steht, von seinem Hofe umgeben, auf einer Klippe, von der aus er den furchtbaren Strudel überblicken kann. Von Neugierde gereizt, zu wissen, wie es in der Tiefe aussehen möge, wirft er einen goldenen Becher hinab und verspricht ihn dem als Belohnung, der ihn wiederbringe. Doch erst nach der dritten Aufforderung tritt ein Edelknecht aus dem Kreise hervor und nach dem Felsenhange hin. Nun beschreibt der Dichter den Strudel. Der Edelknabe stürzt sich furchtlos hinein, und geheimnisvoll schließt sich der Rachen über dem kühnen Schwimmer. Während derselbe in der Tiefe verweilt, spricht der Dichter die Gefühle aus, welche die umstehende harrende Menge bewegen. Mit dem wiederkehrenden Strudel kommt der Jüngling, den Becher in der Linken haltend, wieder zum Vorschein. Unter dem Jubel der Menge wendet er sich zum Könige, zu dessen Füßen er sinkt. Dieser winkt der Tochter zu, dem Erschöpften den Becher mit stärkendem Weine zu füllen. Der Jüngling erzählt nun das Erlebte und Gesehene; die Neugierde des Königs wird dadurch noch mehr gesteigert; er sucht den Jüngling durch weitere Versprechungen zu

bewegen, das Gräßliche noch einmal zu wagen. Die Königstochter bittet den Vater, von seinem Vorhaben abzustehen, thut dies aber in einer Weise, daß sie ihre Liebe zum mutigen Jünglinge verrät. Der König bemerkt es, und verheißt ihm die liebliche Jungfrau zur Gemahlin, wenn er den Becher zum zweiten Male heraufhole. Da ergreift es ihm die Seele mit Himmelsgewalt; von der Hoffnung getrieben, „den köstlichen Preis zu erwerben, stürzt er hinunter auf Leben und Sterben". Zwar kehrt die Brandung wieder zurück, der Jüngling erscheint nicht wieder.

Der Taucher ist gleichsam ein kleines Drama in 2 Akten, von denen der erste damit schließt, daß der Jüngling Gott seine Seele befiehlt und sich in die Charybde stürzt. Jeder Akt hat eine Anzahl Teile, die sich leicht erkennen lassen aus der nachstehenden Disposition.

I. Akt.
1. Aufforderung des Königs, in den Schlund zu tauchen, und Bestimmung des Lohnes dafür. (Str. 1.)
2. Hinabwerfen des Bechers u. Wiederholung der Aufforderung. (Str. 2.)
3. Verhalten der Ritter und Knappen und nochmalige Wiederholung der Aufforderung. (Str. 3.)
4. Der hervortretende Edelknabe. (Str. 4.)
   a. Gesichtsausdruck desselben.
   b. Vorbereitung zumSprunge.
   c. Verwunderung der Umstehenden über den Jüngling.
5. Schilderung der Charybde. (Str. 5—7.)
   a. Wiederkehr der Wasser. (Str. 5.)
   b. Erscheinungen in den wiederkehrenden Wassern. (Str. 6.)
   c. Einschlürfen der Wasser durch die Charybde. (Str. 7.)
6. Sturz des Jünglings in die Charybde. (Str. 8.)
7. Bewegung des Wassers in der Tiefe. (Str. 9.)
8. Mitteilung der Gefühle des harrenden Volkes. (Str. 10.)
9. Mitteilung über das Schicksal der Schiffe, welche in den Strudel geraten. (Str. 11, 1—4.)

II. Akt.
1. Schilderung der wiederkehrenden Wasser. (Str. 11, V. 5 u. 6, Str. 12.)
2. Wiederkehr des Jünglings.
   a. Sein Emporarbeiten u. seine Freude. (Str. 13 u. 14, V. 1 u. 2.)
   b. Frohlocken des Volkes. (Str. 14, V. 3—6.)
3. Der Jüngling vor dem Könige.
   a. Überreichung des Bechers. (Str. 15.)
   b. Gefühle des Jünglings nach überstandener Gefahr, Warnung desselben vor solchen Unternehmungen. (Str. 16.)

c. Schilderung der Gefahr u. des in der Tiefe Wahrgenommenen.
a. Wirkung des Doppelstroms. (Str. 17.)
b. Das Felsenriff. (Str. 18.)
c. Die Geschöpfe der bodenlosen Tiefe unter ihm. (Str. 19 u. 20.)
d. Gefühle des Jünglings in dieser Umgebung. (Str. 21.)
e. Errettung im Augenblick der größten Gefahr. (Str. 22.)
4. Gesteigerte Neugier des Königs. (Str. 23.)
5. Fürbitte der Königstochter. (Str. 24.)
6. Die Königstochter als Preis für Wiederholung des Wagnisses. (Str. 25.)
7. Wirkung dieser Verheißung. (Str. 26.)
8. Der Jüngling unterliegt der Naturkraft. (Str. 27.)

4. Komposition des Gedichts.

Der vorteilhafte Eindruck, den das Gedicht auf den Leser macht, hat seinen Grund in der meisterhaften Komposition und Darstellung. Was zunächst die Komposition anbelangt, so fühlt man gleich beim ersten Lesen, daß alles am rechten Orte steht und sachgemäß begründet ist. Nachdem der Leser Kenntnis von dem Begehren des Königs, seiner nächsten Umgebung und dem Orte der Handlung erhalten hat, berichtet der Dichter über die danach im Vorgange entstehende Pause, und erzeugt dadurch im Leser dieselbe spannende Erwartung, welche notwendigerweise im Zuschauer entstehen mußte. Nun läßt er einen Jüngling aus dem Kreise hervortreten, und erst als dieser an den Felsenhang tritt, schildert er den Strudel. Hätte Schiller das früher gethan, würde die Schilderung nicht die halbe Wirkung hervorgebracht haben, die jetzt in ihr liegt, da die ungeheuere Naturerscheinung nicht mehr als abgeschlossen für sich dasteht, sondern in engste Beziehung zum Helden des Stückes gebracht ist, so daß wir dieselbe nunmehr auch mit Rücksicht auf die Empfindungen und Gefühle betrachten, von denen der Edelknabe bei dem Hinabsinken ergriffen worden sein muß. Nachdem endlich der Jüngling sich hinunter gestürzt, läßt der Dichter den fürchterlichen Rachen geheimnisvoll über ihm sich schließen, was wieder von großer Wirkung ist. Nun entsteht in der Erzählung selbst ganz naturgemäß eine Pause, deren geschickte Ausfüllung von Wichtigkeit ist. Der Dichter spricht während derselben die Gefühle aus, von welchen die umstehende harrende Menge bewegt wird; dadurch wird das Ungeheuer des Unternehmens noch anschaulicher dargestellt und die Angst und Erwartung des Lesers gesteigert. Das zurückkehrende Getöse zieht die Aufmerksamkeit der Zuschauer wieder auf den Strudel; der Jüngling kommt aus ihm zum Vorschein; er hält den Becher in

der Linken. Unter dem Jubel der Menge wendet er sich ehrerbietungsvoll zum Könige, auf dessen Wink die Tochter dem Erschöpften den Becher mit stärkendem Weine füllt. Durch dies einfache Mittel stellt der Dichter eine Person in den Vordergrund, welche auf die fernere Entwickelung der Begebenheit von dem größten Einflusse ist. Durch die Erzählung des Jünglings wird die Neugierde des Königs nicht befriedigt, sondern gesteigert, er sucht ihn daher durch weitere Versprechungen zur Wiederholung des Gräßlichen zu bestimmen. Aber der Jüngling hatte sich nicht der Belohnung wegen in den Strudel gestürzt; der Wunsch, unsterbliche Ehre zu erwerben, hatte ihn allein dazu bestimmen können. Dieser Beweggrund konnte ihn nicht mehr reizen, daher mußte der Dichter ein neues Motiv hervorsuchen, das den Edelknaben bewegen konnte, sich zum zweiten Male der Gefahr preis zu geben; dieses Motiv mußte das frühere an Macht noch überbieten, weil der Jüngling das Wagnis in seiner ganzen Furchtbarkeit hatte kennen lernen. Dies stärkere Motiv nun ist die Liebe der Königstochter zu dem trefflichen Jüngling. Der Untergang des Jünglings berührt den Leser schmerzlich; aber der Dichter versteht es trefflich, diesen Schmerz dadurch zu mildern, daß der Mutige, wenn auch erst nach dem Tode, belohnt wird. Er giebt das in zarter, dem Charakter der Jungfrau entsprechender Weise durch die Worte zu verstehen: „Da bückt sich's herunter mit liebendem Blick".

5. Form der Darstellung.

1. Diese Romanze stellt uns den Kampf des Menschen mit einer furchtbaren Naturkraft vor Augen und trägt daher den Charakter des Erhabenen. In kühnen, starken, mächtigen Tönen rauscht die Geschichte an uns vorüber, zwischen welchen jedoch auch viele einfache, naive Stimmen, die das Gedicht dem Volkston annähern, hindurchklingen. Wie schmucklos sind sogleich die ersten Strophen, bis sich allmählich mit dem Gegenstande Sprache, Rhythmus, Satzgefüge und alles andere hebt. Im höchsten Grade gelungen ist die Schilderung der Charybde (Str. 5—7), namentlich des Strudels (Str. 6); man glaubt die furchtbare Bewegung der Wasser zu sehen und zu hören.*) Das ist offenbar Wirkung

*) „Bald hätte ich vergessen," schrieb Goethe aus der Schweiz an Schiller, „Ihnen zu sagen, daß der Vers: es wallet und siedet und brauset und zischt ꝛc. sich bei dem Rheinfall trefflich legitimiert hat; es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuern Erscheinung in sich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in seinen Teilen und in seinem Ganzen, wie es sich darstellt, zu fassen gesucht, und die Betrachtungen, die man dabei macht, sowie die Ideeen, die es erregt, abgesondert bemerkt. Sie werden dereinst sehen, wie sich jene wenigen dich-

der glücklich gewählten und zweckentsprechend verbundenen Wörter. Letzteres tritt besonders deutlich im 1. V. hervor, wo das polysyndetische „und“ nicht nur einen eigentümlichen Rhythmus erzeugt, sondern auch bewirkt, daß die verschiedenen Zeitwörter einerseits getrennt, anderseits aber auch wieder als eins, als zu einem Ganzen verbunden erscheinen. In der 9. Str. wirkt die Allitteration auf h („Und hohler und hohler hört man's heulen“) höchst malerisch. In Str. 13 ist die bange Erwartung und der freudige Jubel meisterhaft ausgedrückt. Nicht weniger glücklich ist die Erzählung des Jünglings in den einzelnen Momenten, besonders wo er das Grausen schildert, das ihn in der gräßlichen Einsamkeit (Str. 21) ergriff. Sehr gesteigert wird der erhabene Eindruck der Romanze durch den Gebrauch, welchen der Dichter vom Unbestimmten macht. Statt die wirkende Ursache durch ein bestimmtes Subjekt zu nennen, bedient er sich überall (im ganzen 22 mal) des unpersönlichen Fürwortes es, wodurch die schreckhaft angeregte Phantasie einen unendlichen Spielraum erhält. Am wirksamsten ist es wohl in den Versen:

„Und schaudernd dacht' ich's; da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir.“

Auch das Es in dem Verse: „Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt“ ist bedeutungsvoller und beziehungsreicher durch die unbekannte Ursache; und selbst das Bekannte bekommt einen schauerlichen Anstrich, wenn es durch die Worte verdeckt und

---

terischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth durchschlingen.“ Schiller antwortete hierauf: „Es freut mich nicht wenig, daß nach Ihrer Beobachtung des Strudels meine Schilderung mit dem Phänomen übereinstimmt. Ich habe diese Natur nirgends, als bei einer Mühle studieren können, aber weil ich Homers Beschreibung von der Charybde genau studierte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten.“ Welch glänzendes Zeugnis für die Wahrheit der Dichtung, daß sie ein Goethe sogar zum Leitstern seiner Naturbetrachtung gebrauchen konnte!

Nach der Voßschen Übersetzung lautet die Homersche Schilderung der Charybde folgendermaßen:

Jetzo steuerten wir angstvoll in den engenden Meerschlund:
Denn hier drohete Scylla, und dort die grause Charybdis,
Fürchterlich jetzt einschlürfend die salzige Woge des Meeres.
Wann sie die Wog' ausbrach, wie ein Kessel auf flammendem Feuer,
Tobte sie ganz aufbrausend mit trübem Gemisch, und empor flog
Weißer Schaum, die Gipfel der Felshöh'n beide bespritzend.
Wann sie darauf einschlürfte die salzige Woge des Meeres,
Senkte sich ganz inwendig ihr trübes Gemisch, und umher scholl
Graulich der Fels vom Getös', und tief auf blickte der Abgrund,
Schwarz von Schlamm und Morast; und es faßte sie bleiches Entsetzen.
Odyssee, XXII, V. 234—243.

zum Rätselhaften gemacht ist. Man fühlt dies deutlich bei dem Verse in der letzten Str.:

„Da bückt sich's herunter mit liebendem Blick",

welcher nur von der Königstochter reden kann.

2. Die Strophen der Romanze sind aus sogenannten Knittelversen*) gebildet, ganz wie in Wallensteins Lager, das mit dem Taucher in einem Jahre entstand. Es ist darin weder von Füßen, noch von einem unabänderlichen (steigenden und fallenden) Silbenfall die Rede. Der Dichter mißt vielmehr bloß nach Hebungen, und zwar so, daß jeder Vers deren vier erhält, mit Ausnahme des 2., welcher nur drei hat. Die steigende Bewegung (jambisch-anapästischer Gang), welche die meisten Zeilen haben, liegt bloß in der vorherrschenden Neigung unserer Sprache hierzu; an sich darf jede Zeile auch mit einer betonten Silbe anheben,**) sowie zwischen die einzelnen Hebungen zwei gleiche Silben fallen dürfen oder auch nur eine. Dem Dichter erwuchs aus dieser Zwanglosigkeit der Vorteil, überall Bewegung und Takt der Darstellung der Vorgänge genau anpassen zu können, zur Versinnlichung von Kontrasten, also z. B. auch aus der herrschenden Bewegung plötzlich in die entgegengesetzte umzuschlagen. Dies ist z. B. gleich in der 4. Str. der Fall, wo im 3. V. die plötzlich eintretende fallende Bewegung (tritt ist Hebung) die Erscheinung des Edelknaben kräftig hervorhebt. Ebenso drückt in der 13. Str. der plötzliche Wechsel von anapästischer Bewegung zu daktylischer vortrefflich das freudige Winken nach der großen Anstrengung (und es rudert ꝛc.) aus. Höchst angemessen erscheint der Silbenwechsel in den folgenden Zeilen der 7. Str.

Doch éndlich da légt sich die wílde Gewált,
Und schwárz aus dem wéißen Scháum
Kláfft hinúnter ein gáhnender Spált,
Grúndlos als gíng's in den Hóllenraúm.

Ganz charakteristisch ist auch der sonst harte Silbenfall in dem Verse:

Mich packte des Doppelstroms wütende Macht.

Besonders merkwürdig ist aber der Schluß der letzten Str., indem hier der Takt immer langsamer wird, und in der 6. Zeile endlich 2 Hebungen hinter einander folgen:

Sie ráuschen heráuf, sie ráuschen níeder,
Den Jüngling bríngt kéines wíeder.

*) Vergl. I. 248. Der Erfinder ist ein gewisser Brandenburg um 1677.

**) Diese sinkende Bewegung findet sich Str. 1. 5., Str. 3. 3., Str. 4. 3., Str. 7. 3. 4., Str. 8. 6., Str. 13. 6.

6. Die Personen der Romanze.

1. Der **König** hat den Wunsch, die Abgründe des Meeres kennen zu lernen. Da die Befriedigung dieses Wunsches durch eigene Anschauung mit Lebensgefahr verknüpft ist, so sucht er andere dazu zu vermögen. Dadurch charakterisiert er sich als ein roher Mensch, der das Leben seiner Unterthanen für nichts achtet. Seine Roheit steigert sich zur Grausamkeit, als er den Jüngling auch da noch zur Wiederholung des Wagnisses antreibt, wo er bereits die Liebe seiner Tochter zu demselben bemerkt hat. Durch diese Handlungsweise bildet er einen äußerst schroffen Gegensatz zu den übrigen Personen der Romanze.

2. Der **Edelknabe** ist ein sanfter, aber kühner Jüngling von herrlicher Gestalt und trefflicher Geistesbildung, wie man aus seinen Reden und seinem ganzen Verhalten ersieht. Zum ersten Wagnis treibt ihn nicht Habsucht an, wie man aus den Worten des Königs:

„Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er sei sein eigen"

vermuten möchte, sondern allein das **ritterliche Streben nach Ehre**. Den Becher betrachtet er nur als ein Zeichen des echten Preises der Ehre. Zur Wiederholung der kühnen That veranlaßt ihn die **Liebe**. Eine innere Stimme warnt ihn, sein Leben zum zweiten Male aufs Spiel zu setzen.

„Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

Aber Ehre und Liebe lassen ihn dieselbe überhören, und das bringt ihm den Untergang.

3. Die **Königstochter** ist eine liebliche Gestalt mit weichem, mitleidsvollem Gemüt. Der sanfte Blick und die kühne That des Jünglings haben ihr Herz entzündet. Um den geliebten Jüngling zu retten, bezeichnet sie mit edler Dreistigkeit des Vaters unzähmbares Gelüst als grausames Spiel und sucht zugleich den Ehrgeiz der Ritter zu reizen. Ihre Liebe verrät sie zunächst durch ihre Fürbitte, am stärksten jedoch durch ihr Erröten und Erbleichen und durch den Blick, den sie dem Jüngling nachsendet, als er sich zum zweiten Male in die schreckliche Gefahr begiebt. Im Herzen waren beide für immer vereinigt.

7. Idee der Romanze.

Eine religiöse Scheu bezeichnet dem Menschen das Übermäßige als etwas Gottloses. Überschreitet er den ihm von der Gottheit gezogenen Kreis, so greift er in die göttlichen Rechte, stellt die Gottheit auf die Probe und setzt sich ihrer Rache aus.

Diese Idee versinnlicht das Gedicht, und der Dichter spricht sie in den schon angeführten Worten aus:

„Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen"

und in den beiden letzen Versen der 10. Str.:

„Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele."

Der Jüngling trägt die Folgen dieser Überschreitung.

Dem Alpenjäger von Schiller (Sämtl. Wke. in 12 Bdn. I. 238) liegt dieselbe Idee zu Grunde. Nachdem der Jäger die „zitternde Gazelle" bis auf den schroffen Zinken, wo der Pfad verschwindet, getrieben hat und ihr stummer Blick des Jammers den „harten Mann" nicht zur Schonung ihres Lebens zu bewegen vermag, da tritt ihm plötzlich aus der Felsenspalte der schützende Geist mit den Worten entgegen:

„Mußt du Tod und Jammer senden,"
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?"

8. Grundlage der Romanze.

Der Romanze liegt die Geschichte eines berühmten sicilianischen Tauchers zu Grunde, die der Jesuit Athanasius Kircher (gest. zu Rom 1680) in seiner unterirdischen Welt (Mundus subterraneus) (II, Kap. 15) nach den königlichen Akten folgendermaßen erzählt:

„Ich füge hier eine Geschichte bei, die unter König Friedrich von Sicilien sich zugetragen hat und das bestätigt, was bisher von den Unebenheiten des Meeresbodens gemeldet worden ist. Es gab damals in Sicilien einen sehr berühmten Taucher, Namens Nicolaus, den man wegen seiner Fertigkeit im Schwimmen gewöhnlich Pesce Cola, d. h. Nicolaus den Fisch, nannte. Von Jugend auf ans Meer gewöhnt und im Schwimmen jedem überlegen, beschäftigte er sich nur mit Aufsuchung von Austern und Korallen, aus deren Verkauf er seinen Lebensunterhalt zog. Der Aufenthalt in der See zog ihn so an, daß er oft 4—5 Tage im Meere verweilte, von rohen Fischen sich nährend. Mehr als einmal soll er bis zu den liparischen Inseln geschwommen sein. Einigemal fanden ihn die Ruderschiffer mitten im schäumenden, stürmenden Meere bei Calabrien; erst hielten ihn die Schiffer für ein Seeungeheuer, aber einige erkannten ihn und nahmen ihn ins Schiff. Auf die Frage, wohin er bei diesem stürmischen Meere wollte, antwortete er: er bringe in eine gewisse Stadt Briefe, welche in einem ledernen Beutel lägen, der künstlich verwahrt sei,

damit sie nicht vom Wasser litten. Endlich, nach mancherlei Gespräch und einer guten Mahlzeit, sagte er den Schiffern Lebewohl und überließ sich wieder den Wellen. Auch erzählt man, durch den beständigen Aufenthalt im Wasser habe sich seine Natur so geändert, daß er mehr einem Amphibion, als einem Menschen geglichen; zwischen den Fingern sei ihm eine Schwimmhaut, ähnlich der der Gänse, gewachsen, und die Lunge habe sich so erweitert, daß sie genug Luft zum Atemholen auf einen ganzen Tag enthalten. Als nun einst der König von Sicilien nach Messina kam und mancherlei Unerhörtes von diesem Taucher vernahm, so wünschte er voll Neugierde, daß derselbe vor ihm erschiene. Dies geschah, nachdem man ihn lange auf dem Lande und im Wasser gesucht hatte. Der König hatte aber wunderbare Dinge von der nahen Charybde gehört; da sich nun jetzt eine so passende Gelegenheit zeigte, so beschloß er, das Innere derselben erforschen zu lassen, indem er meinte, dies könne durch niemand besser als durch Nicolaus geschehen. Er gebot also diesem, sich auf den Grund hinabzulassen, und da Nicolaus die nur ihm bekannten großen Gefahren vorwandte, und der Befehl des Königs ihm sehr zuwider zu sein schien, so ließ dieser, um ihm Mut zur Ausführung zu machen, eine goldene Schale hineinwerfen, mit dem Versprechen, sie solle ihm gehören, wenn er sie wieder heraufbrächte. Nicolaus, gelockt durch das Gold, stürzte sich bald mitten in den Strudel. Hier blieb er fast drei Viertelstunden, während welcher der König und alle Umstehenden mit großer Sehnsucht seiner harrten. Endlich ward er mit ungeheurer Heftigkeit aus dem Grunde des Meeres wieder aufgetrieben. Er hielt die hineingeworfene Schale im Triumph in die Höhe und ward in den Palast geführt. Nachdem er, von der übermäßigen Anstrengung erschöpft, durch ein reichliches Mahl sich erquickt hatte, kam er vor den König. Er wurde nun über alles befragt, was er auf dem Meeresgrunde gesehen, und redete den König also an: „Gnädigster König, deinen Befehl habe ich vollführt. Hätte ich aber früher gewußt, was ich nun erfahren, nimmer, und hättest du mir auch die Hälfte deines Königreichs versprochen, nimmer würde ich dir gehorcht haben. Ich meinte, es sei Verwegenheit, dem Befehle des Königs nicht zu gehorchen, und stürzte mich nur in desto größere.“ Der König wollte nun wissen, warum er von Verwegenheit rede, und er antwortete: „Wisse, o König, vielerlei ist's, was diesen Ort, ich will gar nicht von mir ähnlichen Tauchern reden, was ihn selbst den Fischen unzugänglich und furchtbar macht. Zuerst das Toben des aus den innersten Klüften des Meeres hervorbrausenden Stromes, dem schwerlich ein Mensch, auch der stärkste, widerstehen kann, und den auch ich nicht überwältigen konnte, weshalb ich durch andere Seitenklüfte in die Tiefe dringen mußte. Zweitens

die Menge der überall entgegenstehenden Klippen, an deren Fuß ich nur mit großer Gefahr des Lebens und der Haut gelangte. Drittens das Brausen der unterirdischen Gewässer, die mit ungeheurer Gewalt aus den innersten Schlünden der Klippen hervorbrechen, und deren entgegengesetzte Strömung so furchtbare Wirbel hervorbringt, daß die bloße Furcht den betäubten Menschen töten könnte. Viertens das Gewimmel der ungeheuren Polypen, die, an den Seiten der Klippen hangend, mir das größte Entsetzen einjagten. Ich habe einen gesehen, sein bloßer Rumpf war größer als ein Mensch, seine Fangarme waren 3 m lang, und hätten sie mich gefaßt, die bloße Umschlingung würde mich getötet haben. In den nahen Grotten der Felsen wimmelten auch Fische von ungeheurer Größe, die man Hunde, gewöhnlich Fischhunde (Pescecane, er meint natürlich Haifische) nennt. Sie haben Rachen mit dreifacher Reihe Zähne besetzt und kommen den Walfischen an Größe nahe. Vor ihrem Grimme ist niemand sicher; denn wen sie mit ihren Zähnen ergriffen haben, um den ist's geschehen. Kein Schwert, keine Nadel hat solche Schärfe, die Seeungeheuer übertreffen sie durch die Spitze ihrer Zähne, mit denen sie alles zermalmen."

Nachdem er dies alles der Reihe nach erzählt, so fragte man ihn, wie er denn die Schale so bald hätte finden können. Er antwortete: Zufolge des heftigen Strömens und Zurückströmens sei die Schale nicht gerade hinabgesunken, sondern sehr bald durch den Drang der Wogen, wie er selbst, seitwärts verschlagen worden, und er habe sie in der Höhlung eines Felsens gefunden. Wäre sie bis auf den Grund gesunken, so hätte er bei dem Sieden der Wogen und dem Toben der Wirbel keine Hoffnung gehabt, sie zu finden; denn die Strudel, wodurch das unterirdische Gewässer bald eingeschlürft, bald wieder ausgespieen werde, tobten mit solcher Macht, daß keine Gewalt ihnen widerstehen könne. Überdies sei das Meer so tief, daß es für die Augen eine fast cimmerische (dicke) Finsternis darbiete. Auf die Frage über den Bau des Innern der Meerenge antwortete er: sie sei durch und durch voll unzähliger Felsen, und das in bestimmter Zeit wechselnde An- und Abprallen der Gewässer am Fuße derselben verursache auf der Oberfläche die Wirbel, welche die Schiffer zu großer Gefahr ihrer Fahrzeuge kennen. Man fragte ihn nun, ob er Mut genug habe, noch einmal den Grund der Charybde zu untersuchen; er antwortete: Nein. Doch siegte auch zuletzt noch ein Beutel voll Gold nebst einer in die Charybde geworfenen kostbaren Schale. Verführt von Habsucht, stürzte er sich zum zweiten Male in den Strudel, erschien aber nicht wieder. Vielleicht wurde er durch die Gewalt der Strömungen in die Felsenlabyrinthe verschlagen, oder eine Beute der Fische, die er so gefürchtet hatte.

Diese Geschichte ist mir von dem Archivar so mitgeteilt worden, wie sie in den königlichen Akten aufgezeichnet liegt, und sie schien mir hierher zu gehören, damit desto deutlicher erhelle, wie das Meer voller Felsen und Gänge sei."

Es erleidet keinen Zweifel, daß unsere Romanze aus dieser Darstellung entstanden ist. Schiller kannte jedoch weder die Kirchersche Mitteilung, noch den darin genannten Nikolaus, wie wir aus einem Briefe an Goethe ersehen, in dem es heißt: „Aus Herders Briefen erfahre ich, daß ich in dem Taucher bloß einen gewissen Nikolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe. Kennen Sie etwa den Nikolaus Pesce, mit dem ich da so unerwartet in Konkurrenz gesetzt werde? — Allem Vermuten nach hat Schiller seinen Stoff aus einer Art Novelle geschöpft, die bisher unbekannt geblieben ist. Der Novellist hat offenbar den Kircher wörtlich benutzt, den Taucher von Handwerk, der aus Gewinn sein Leben wagt, aber wohl schon in einen Jüngling verwandelt, den Ehre und Liebe zum Wagnis antreiben. Auf keinem Fall ist der wirkliche Nikolaus Pesce geschickt zum Helden einer Romanze; er erregt unser Erstaunen und unser Mitleid, aber keineswegs unsere poetische Bewunderung; denn darüber, daß er sich aus Eigennutz in den Tod gestürzt, können wir uns nur ärgern; unsern Edelknecht bewundern wir; es treibt ihn ja, den köstlichen Preis zu erwerben, die schöne Königstochter, die sich durch das Wenige, was wir von ihr wissen, unser aller Liebe erworben hat.

9. Schriftliche Aufgaben.

1. Vergleichung des Tauchers mit dem Handschuh. 2. Der Taucher als Gemälde. (Vergl. Gude, Erläuterungen. III.) 3. Wie malt der Dichter? (Vergl. Linnig, Der deutsche Aufsatz.) 4. Welcher Mittel bedient sich der Dichter, um die Darstellung recht anschaulich und lebendig zu machen? (Vergl. oben 4. Komposition des Gedichts.)

10. Der Handschuh.

1797, Mitte Juni.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 265. — Lüben, Auswahl II. 205.

1. Erläuterungen.

V. 3. Franz I., König von Frankreich, regierte von 1515—47. Er war ein großer Liebhaber von Tierkämpfen und Löwengärten.

4. „Großen der Krone", der Hofstaat, die höchsten Staatsbeamten, Grafen, Herzöge u. a.

5. Balkon. Altân. Söller. Diese drei Ausdrücke bezeichnen einen in der Höhe herausgebauten offenen Stand an Wohngebäuden und frei errichteten Gerüsten, wie Bühnen u. dgl. Balkon ist von dem französischen le balcon abgeleitet, und dies wieder von dem deutschen Worte Balken, weil die frühesten unbedeckten Austritte oder Vorbaue an den Gebäuden vorspringende Balken waren. Altân, von dem italienischen altana, Erhöhung, wird, wie z. B. im „Handschuh", für Balkon gesetzt, bezeichnet jedoch vornehmlich einen Austritt hoch an einem Gebäude, um im Freien zu sein, ein flaches Dach mit einem Umgange und einem Geländer am Rande. Ein Söller ist ein (der Sonne ausgesetztes) flaches Dach, Erker, Terrasse, urspr. offenes Zimmer, Speisesaal; Boden als Stockwerk, offener Gang um das obere Stockwerk. Er bezeichnet den Altan, insofern er unbedeckt ist. Altân und Söller werden sehr häufig gleichbedeutend mit Terrasse gebraucht.

26. „Einen furchtbaren Reif", Bogen, Kreis.

34. „Da speit das doppelt geöffnete Haus" u. s. w. = aus dem mit zwei Thüren geöffneten Hause treten zwei Leoparden heraus.

43. „— greuliche Katzen". Die genannten Tiere gehören sämtlich zur Gattung Katze (Felis). „Greulich" bezieht sich natürlich auf ihre unersättliche Raubsucht.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. König Franz hat im Zwinger vor seinem Löwengarten ein Kampfspiel zwischen Raubtieren veranstaltet. Um ihn sitzen die höchsten Staatsbeamten und auf einem hohen Balkon die Edeldamen.

2. Auf den Wink des Königs wird der Zwinger geöffnet. Ein Löwe tritt bedächtig in denselben, sieht sich nach allen Seiten um, ohne einen Laut hören zu lassen, schüttelt die Mähne und legt sich nieder.

3. Auf einen 2. Wink des Königs wird ein anderes Thor geöffnet. Aus diesem springt wild ein Tiger hervor; beim Anblick des Löwen brüllt er laut, schlägt mit dem Schwanze, reckt die Zunge, umgeht schlau und grimmig schnurrend den Löwen, legt sich aber murrend ihm zur Seite.

4. Auf den 3. Wink des Königs endlich werden 2 Leoparden aus ihrem Behälter gelassen, die sich sofort auf den Tiger stürzen. Dieser erfaßt sie mit seinen Tatzen, der Löwe aber richtet brüllend sich auf, worauf sich alle die mordsüchtigen Tiere im Kreise herum lagern.

5. Darauf fällt der Handschuh einer Dame herunter und gerade zwischen den Tiger und Löwen.

6. In spottender Weise fordert Fräulein Kunigunde den

Ritter de Lorges (spr. dö lorsch) auf, ihr seine Liebe durch Heraufholen des Handschuhes zu beweisen.

7. Der Ritter erfüllt dies Verlangen sogleich.

8. Ritter und Edelfrauen erstaunen und erschrecken darüber. Alle loben ihn einstimmig für diesen Mut; Kunigunde aber empfängt ihn mit zärtlichem Blick. Der Ritter wirft jedoch ihr den Handschuh ins Gesicht, verschmäht ihren Dank und verläßt sie augenblicklich.

3. Gedankengang und Gliederung.

Nachdem uns der Dichter in der Einleitung mit dem Ort des Kampfspieles und mit den Zuschauern bekannt gemacht hat, schildert er die eintretenden Kampftiere nach ihren Eigentümlichkeiten. Der Löwe bewahrt durch sein ganzes Auftreten die königliche Würde, während der Tiger und die Leoparden durch ihr ungestümes Benehmen sogleich ihre größere Kampf- und Raublust verraten. Hier wird die unbedeutende Veranlassung zur eigentlichen Handlung mit wenigen Worten erzählt. Diese beginnt mit Kunigundes spöttischer Aufforderung an de Lorges, ihr durch Heraufholen des entfallenen Handschuhes einen untrüglichen Beweis seiner oft wiederholten Liebesversicherungen zu geben. Die sich hieran schließende Ausführung des Auftrags wird eben so kurz erzählt, als sie schnell erfolgte. Dann wird die Wirkung geschildert, welche diese kühne That auf die Zuschauer und Kunigunden hervorbrachte, und hierauf das Gedicht mit der Ausführung des Entschlusses, den der unwürdige Auftrag in dem Ritter hervorrief, beendet.

Übersichtlich läßt sich diese Gliederung folgendermaßen darstellen:

I. Einleitung. (Vers 1—9.)
II. Eintritt der Tiere. (V. 10—44.)
  A. Des Löwen. (V. 10—17.)
  B. Des Tigers. (V. 18—33.)
  C. Der Leoparden. (V. 34—44.)
III. Herabfallen des Handschuhes. (V. 45—48.)
IV. Die eigentliche Handlung. (V. 49—68).)
  A. Kunigundens Verlangen. (V. 49—53).
  B. Erfüllung desselben. (V. 54—58.)
  C. Wirkung der kühnen That. (V. 59—65.)
    1. Auf die Zuschauer. (V. 59—62.)
    2. Auf Kunigunden. (V. 63—65.)
  D. Kunigundens Beschimpfung durch den Ritter. (V. 66—68.)

4. Die Komposition des Gedichtes.

Die ganze Komposition verrät den großen Dichter. Unübertrefflich ist namentlich die ausführliche Schilderung der furchtbaren Kampftiere. Die Anschauung, welche der Leser von diesen ge-

waltigen Geschöpfen erhält, ist so lebendig, daß seine Phantasie in die lebhafteste Thätigkeit versetzt wird und das Gemüt in Spannung und bange Erwartung gerät, noch ehe er weiß, in welche Beziehung die blutlechzenden Tiere zum Menschen kommen sollen. Die Handlung des Ritters wird hierdurch als bedeutend und großartig dargestellt. Das Herabfallen des Handschuhes erscheint im ersten Augenblick als etwas ganz Zufälliges; aus Kunigundens Reden ersieht man aber sogleich das Absichtliche ihrer Handlung, das den Ritter, um seine Ehre zu sichern, zwingt, das gräßliche Wagnis zu unternehmen. Dadurch wird zugleich die harte Strafe, welche Kunigunde erhält, vollkommen begründet. Die handelnden Personen sind zwar nur kurz, aber sehr bestimmt und fest gezeichnet, die Dame nämlich als kalt, lieblos und unweiblich, der Ritter als resolut und selbstbewußt.

Noch deutlicher wird die Trefflichkeit der Komposition erkannt, wenn man sie mit einem andern Gedicht, welches dieselbe Begebenheit darstellt, vergleicht, nämlich mit der „Liebesprobe" von Langbein. Wir nehmen dasselbe zu diesem Zwecke hier auf.

Die Liebesprobe.

1. Ein Tiergefecht zog einst zum Kämpferplane
Zahlloses Volk wie Meeressand,
Und als schon kühn, mit wildgefletschtem Zahne,
Der Tiger vor dem Löwen stand,
Da schwebte schnell ein Handschuh vom Altane
Aus eines schönen Fräuleins Hand.

2. Ihn trug der Wind tief in den Kreis der Schranken.
Die Dame lacht' und sagte laut
Zum Ritter, der mit Worten und Gedanken
Ihr Eigner war: „Herr Ritter, schaut
Den Handschuh dort. Liebt ihr mich ohne Wanken,
So geht und bringt ihn eurer Braut!"

3. Stumm ließ er sich aufs Feld des Todes schicken;
Er hob zwei Schritt vom Tigertier
Den Handschuh auf, reicht' ihn mit kalten Blicken
Der Dam' und sprach kein Wort als: „Hier!"
Dann kehrt' er stolz der Frevlerin den Rücken,
Und schied auf Lebenszeit von ihr.

Dies Gedicht verhält sich zum Schillerschen geradezu wie Prosa zu Poesie; es hat keinen weitern Wert, als den einer ziemlich gut erzählten Anekdote. Von einer zu Grunde liegenden Idee ist gar keine Rede. Von dem ersten Augenblicke bis zum Schluß erscheint alles als eine Reihe bedeutungsloser Zufälligkeiten ohne inneren Zusammenhang, während bei Schiller, wie wir gesehen haben, alles begründet ist. Auch daß Schiller eine bestimmte Veranlassung des Tiergefechtes angiebt, trägt zur Versinnlichung des Ganzen bedeutend viel bei, während der Mangel

an solcher Bestimmung im Langbeinschen Stücke über die ganze Erzählung eine Unbestimmtheit verbreitet, die der epische Dichter vor allem vermeiden sollte.

5. Die allgemeine Idee des Gedichtes.

Schiller nennt den „Handschuh“ in einem Briefe an Goethe ein Nachstück zum „Taucher“, und bezieht diesen Ausdruck vermutlich auf die dem Gedichte zu Grunde liegende Idee. Nach dem Taucher sollen wir die Götter nicht versuchen, nach dem Handschuh auch die Menschen nicht. Kunigunde stellt die Liebe ihres Ritters in frevelhafter Weise auf die Probe und verliert ihn aus diesem Grunde auf immer.

Mit gleichzeitiger Beziehung auf die Idee im Taucher sagt Hiecke (Schillers Größe, S. 5): „Einzusetzen das Leben, wo die Liebe, die echte Liebe gebietet, das ist ein berechtigtes Thun eines ritterlich hochgesinnten Jünglings — aber wo die Liebe des Mannes und Ritters in schnöder Herzlosigkeit zur Weide für die Eitelkeit auf die Probe gesetzt wird, da gebietet Mannes- und Ritterwürde die Probe zu bestehen, aber auch die Liebe zur Unwürdigen aus dem Herzen zu reißen und die nun gewonnene Dame zu verschmähen.“

6. Form der Darstellung.

1. Schiller nennt den „Handschuh“ eine Erzählung, wahrscheinlich, weil ihm der Gegenstand für eine Romanze nicht würdig genug erschien, außerdem auch dem Gedicht die Strophenform und ein bestimmt geregeltes Versmaß fehlte. Da indes Ton und Versmaß dem des Tauchers ganz ähnlich sind und dem Gedicht, wie wir eben gesehen haben, auch eine sittliche Grundidee nicht fehlt, so können wir dasselbe zu den Romanzen rechnen.

2. Die Sprache ist edel, kräftig und höchst wohllautend, die Darstellung durchweg anschaulich, poetisch und namentlich in der Schilderung der Tiere durch Kühnheit und Pracht ausgezeichnet. Das Ganze ist ein plastisches Bild, eine geschlossene dramatische Scene.

Der V.: „Und reckt die Zunge“ hieß in dem Goethe übersandten Manuskript ursprünglich: „Und leckt sich die Zunge“. Da Goethe aber schrieb, man habe, als er die Romanze vorgelesen, den Zweifel erregt, ob man sagen könne, „ein Tier lecke sich die Zunge“, so änderte er: „Und recket die Zunge“. Dieser Fall zeigt deutlich, wie gern Schiller die Winke anderer beachtete, und wie sehr er strebte, seine Gedichte so richtig und gut als möglich zu machen.

Die 1. Ausgabe wich am Ende des Gedichtes von dessen Quelle ab. Es hieß:

„Und der Ritter, sich tief verbeugend, spricht:
Den Dank Dame, begehr' ich nicht.“

„Die kleine Abänderung im Handschuh am Ende,“ schrieb er an Böttiger, „glaubte ich der Höflichkeit schuldig zu sein, obgleich das Faktum der Grobheit mir von einem sehr eleganten französischen Schriftsteller, St. Foix (spr. ßäng foah), überliefert wurde, und ich anfangs geglaubt hatte, ein deutscher Poet dürfe darin so weit gehen, als ein französischer „bel esprit“ (Schöngeist).“ Nachher aber änderte er diese Zeilen doch im Sinne der überkommenen Nachricht:

„Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht.““

„Warum kehrte er wohl zur Überlieferung zurück? Jene tiefe Verbeugung des Ritters in Verbindung mit seinen nachfolgenden Worten kann doch nichts anderes, als eine kalte Verhöhnung ausdrücken. Diese Ruhe der gleichgültigen Verachtung paßt nicht in seine momentane Lage, unmittelbar nach bestandenem Wagnis. Die Kaltblütigkeit ist mit der Gefahr dahin, und in dem Selbstgefühl des gerechten Zorns beschimpft er die Unmenschliche, die ihn in den Kampf, nicht mit Menschen, sondern mit Bestien gejagt.“ (Hoffmeister, III., 303.)

3. Dem „Handschuh“ fehlt der Strophenbau; das Versmaß gleicht dem des Tauchers. Nach der Zahl der Hebungen, aus denen jeder Vers aufgebaut ist, lassen sich 5 Abschnitte unterscheiden. Die Einleitung (1—9) bis zum Eintritt der Tiere zählt 3 Hebungen. Das Auftreten des Löwen und des Tigers ist fortwährend in zweihebigen Zeilen geschildert; sobald die Leoparden auftreten, wechselt die Zahl zwischen zwei und vier; mit der Rückkehr zum Balkon tritt wieder die anfängliche Zahl 3 auf. Die eigentliche Handlung ist aber fortwährend in 4 Hebungen und ganz ruhig und einfach erzählt. Wir haben hier also bei der mannigfaltigsten metrischen Bewegung doch bestimmte Gesetze des musikalischen Rhythmus, der sich nur um Hebungen bekümmert. Zufällig kann alles dies nicht sein, wiewohl Schiller dabei wohl nur seinem Ohre folgte. Übrigens muß man auch hier manchmal 2 Hebungen unmittelbar hintereinander zählen, was nur dann möglich ist, wenn die erste auf eine an sich lange und hemmende Silbe fällt.

V. 3. Sáß Kö́nig Fránz.

V. 12. Ríngs úm.

V. 40. Ríchtet sich áuf, dá wird's stíll.

V. 48. Und zum Rítter de Lórges spóttender Wéis'.

V. 66. Den Dánk, Dáme, begéhr' ich níçht.

Da nach einer Hebung, auf welche unmittelbar, ohne dazwischentretende Senkung, eine zweite tritt, notwendig eine Pause eintreten muß: so ergiebt sich leicht, wie viel Charakter die eben angeführten Verse in ihrem Vortrage dadurch erhalten.

Der Reim ist meisterhaft und trägt nicht wenig zu dem Wohllaut der Romanze bei.

7. Historische Grundlage.

Die Veranlassung zum „Handschuh" gab eine Anekdote, welche Schiller in St. Foix's historischen Versuchen über Paris fand, wo es im 1. Bande unter der Überschrift: Rue de Lions, près Saint-Paul, also heißt: „Diese Straße erhielt ihren Namen von dem Gebäude und den Höfen, wo die großen und kleinen Löwen des Königs eingesperrt waren. Eines Tages, als Franz I. sich damit beschäftigte, einen Kampf seiner Löwen zu sehen, ließ eine Dame ihren Handschuh fallen und sagte zu de Lorges: Wollt ihr, ich soll glauben, daß ihr mich so sehr liebet, als ihr mir alle Tage schwört, so hebt mir den Handschuh auf. De Lorges steigt hinab, hebt den Handschuh aus der Mitte der schrecklichen Tiere auf, steigt wieder zurück, wirft ihn der Dame ins Gesicht und wollte sie nachher nie wieder sehen, ungeachtet vieler Anträge und Neckereien von ihrer Seite." Von einem andern Schriftsteller, Brantome, welcher dieselbe Begebenheit erzählt, wird dem Ritter de Lorges das Lob eines wackern Mannes erteilt, der in seiner Jugend einer der mutigsten und bekanntesten Hauptleute bei dem Fußvolke gewesen sei.

Nach Götzinger und Viehoff wird eine ganz ähnliche Anekdote von einem spanischen Ritter, Don Manuel Ponce de Leon, der am Hofe des Königs Ferdinand (des Katholischen) lebte, und einem Edelfräulein der Königin erzählt. Danach müßte man dieselbe zur Klasse der wandernden Sagen rechnen und annehmen, daß sie auf die Zeit und den Hof Franz I. übertragen worden sei.

8. Vergleichung des Handschuhes mit dem Taucher.

In beiden Geschichten, sagt Hoffmeister, giebt sich der Held einer überlegenen Naturkraft hin, aber der Taucher kämpft gegen sie und unterliegt ihr, dem Ritter droht sie nur in der Nähe. Daher hat bloß das erste Stück einen tragischen Charakter, und nur das letzte liegt innerhalb der gemeinen Fassung, welche dem Erhabenen gewachsen ist. Den Taucher treiben Ehre und Liebe — und unsern de Lorges? Goethe sagt, hier sei die reine That, ohne Zweck, oder vielmehr im umgekehrten Zweck (gegen den Taucher), was so sonderbar wohlgefalle. Er verschmäht nämlich den Preis, um dessentwillen der andere handelt. Mit dem ersten Schritt, den er nach dem Löwengarten thut, ist er für immer aller Liebe ledig. Aber ist seine Kühnheit deswegen schon ganz zwecklos?

Hat nicht Kunigunde seine Ehre verletzt, indem sie spottender Weise etwas von ihm verlangt, was sie seinem Mute nicht zutraut? Dies Mißtrauen, daß er zu feige sei, „das Teuerste an das Höchste zu setzen", war ehrenkränkend für den Ritter. Er befreit sich mit einem Schlage zugleich von diesem Verdachte und reißt sich entschieden von seiner Liebe zu einer Unwürdigen los. Dies ist die Triebfeder seiner That und das Grundmotiv der ganzen Dichtung*).

9. Schriftliche Aufgaben.

1. Charakteristik der Hauptpersonen. 2. Vergleichung des Handschuhes mit dem Taucher.

11. Der Ring des Polykrates.

1797, Ende Juni.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 210. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 114. — Lüben, Auswahl. II. 206.

1. Historische Grundlage.

In Garves „Versuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben" befindet sich (II.) eine Abhandlung: Über zwei Stellen des Herodot. Die erste dieser Stellen betrifft die Unterredung des Solon mit Krösus, untersucht Herodots und Altgriechenlands Ansicht von der menschlichen Glückseligkeit, wobei denn auch die Eifersucht und der Unwille zur Sprache kommen, welche die griechischen Götter fühlen, sobald ein Mensch fortwährend glücklich ist. Neben Krösus hebt Garve auch den Bericht Herodots über Polykrătes hervor, und die scharfsinnige Untersuchung über das Verhältnis zwischen Göttern und Menschen veranlaßte unser Gedicht. Herodots Erzählung steht im III. Buche seiner Geschichte, Kap. 39—44, und lautet wie folgt: „Während Kambyses gegen Ägypten zu Felde war, machten auch die Lacedämonier einen Feldzug gegen Samos und Polykrates, des Äakes Sohn, der sich in Samos durch Aufwiegelung zum Herrscher gemacht. Dieser hatte zuerst den Staat in 3 Teile geteilt und 2 Teile seinen Brüdern Pantagnotos und Syloson gegeben; hierauf aber, nachdem er den einen ermordet und den jüngeren, Syloson, vertrieben hatte, beherrschte er ganz Samos. Und nun machte er mit Amăsis, dem Könige von Ägypten, Gastfreundschaft durch Sendung von Geschenken und Empfang von Gegengaben. Und in kurzer Zeit stieg des Polykrates Macht rasch empor und war in aller Munde durch ganz Ionien und das übrige Hellas. Denn wohin er seine Waffen richtete, ging ihm alles nach Wunsch von statten. Er hatte 100 Fünfzigruderer und 1000 Bo-

*) Vergl. auch: „Schillers Dichtungen" von Heinrichs, I. Tl. S. 259.

genschützen; und er plünderte und beraubte alle ohne Unterschied. Denn dem Freunde behauptete er es mehr zu Danke zu machen, wenn er wiedergäbe, was er genommen, als wenn er gar nichts nähme. So hatte er eine gute Anzahl Inseln erobert und viele Städte des Festlandes. Die Lesbier namentlich, die mit ihrer gesamten Macht den Milesiern zu Hilfe kamen, nahm er in einem Seesiege gefangen, und sie haben den ganzen Graben um die Stadtmauer von Samos machen müssen."

„Auch Amāsis erfuhr, wie es dem Polykrates so sehr glücklich ging; aber es machte ihm Kummer und Sorge. Und als des Glücks noch immer vielmehr ward, da schrieb er diesen Brief und sandte ihn gen Samos: „„Amasis spricht also zum Polykrates: Es ist zwar süß, zu vernehmen, daß es einem lieben Gastfreunde wohl ergehet; mir aber gefällt dein großes Glück gar nicht, da ich weiß, wie die Gottheit so voller Neid ist. Und mir ist es lieber, wenn mir und auch denen, so mir am Herzen liegen, das eine wohlgelingt, das andere aber fehlschlägt, und daß es mir in meinem Leben bald so und bald so ergeht, als daß mir alles wohlgelinge. Denn noch habe ich von keinem gehört, der nicht zuletzt ein klägliches Ende genommen, wenn ihm alles wohlgelang. Du aber, gehorche mir und thue wider dein Glück also: Sinne nach, was wohl unter deinen Gütern am meisten wert ist und dessen Verlust dir am meisten die Seele betrübe, das wirf du von dir, also daß nie ein Mensch es wieder zu sehen bekommt. Und wenn von da an dein Glück noch nicht mit Leid wechselt, so hilf dir auf die Art, wie ich dir geraten.""

„Als Polykrates dieses gelesen und eingesehen, daß ihm Amasis einen guten Rat gegeben, dachte er nach, was ihm wohl am meisten von allen seinen Kostbarkeiten die Seele bekümmern würde, wenn er's verlöre. Und wie er so nachdachte, fand er dieses: Er trug einen Siegelring in Gold gefaßt, von Smaragdenstein, ein Werk des Theodoros, des Sohnes Telekles von Samos. Diesen gedachte er fortzuwerfen und that also: Er ließ einen Fünfzigruderer bemannen und ging an Bord. Darauf befahl er, sie sollten auf die hohe See fahren, und als er weit ab von der Insel war, zog er seinen Siegelring vom Finger und warf ihn in die See vor den Augen der ganzen Schiffsmannschaft. Nachdem er also gethan, fuhr er heim, und als er nach Hause gekommen, war er sehr traurig. Und es begab sich am 5. oder 6. Tage danach, daß ein Fischer einen großen und schönen Fisch fing, und er meinete, der wäre es wohl wert, daß er ihn dem Polykrates zum Geschenk brächte. Und kam damit an das Thor und sagte, er wolle den Polykrates sprechen, und als ihm das gewährt ward, gab er ihm den Fisch und sprach also: „Herr König, als ich diesen da fing, dachte ich, ich wollte ihn nicht zu Markte bringen, wiewohl

ich lebe von meiner Hände Arbeit; sondern er deuchte mir deiner Herrschaft würdig, und so bring' ich ihn dir zum Geschenk." Polykrates aber freuete sich über die Rede und antwortete ihm also: „Da hast du wohl daran gethan: ich danke dir recht sehr beides für deine Rede und dein Geschenk, und wir laden dich zu Tische."

„Der Fischer machte sich eine Ehre daraus und ging nach Hause. Die Diener aber richteten den Fisch zu und fanden in seinem Bauche des Polykrates Siegelring, und alsbald, wie sie ihn sahen, nahmen sie ihn, trugen ihn voller Freude zum Polykrates und gaben ihm den Siegelring und sagten, auf welche Art sie ihn gefunden. Das deuchte ihm Gottes Schickung, und er schrieb in einem Briefe alles, was er gethan und was sich begeben, und da er's geschrieben, sandte er's nach Ägypten."

„Und als Amasis den Brief gelesen, der von dem Polykrates kam, ward er inne, daß es unmöglich sei für einen Menschen, einen andern Menschen zu retten von dem, was ihm bevorstehe, und daß Polykrates kein gutes Ende nehmen würde, da ihm alles so wohl ginge, und er selbst wiedergefunden, was er weggeworfen. Und sandte einen Herold nach Samos und sagte ihm die Gastfreundschaft auf. Das that er darum, auf daß, wenn dem Polykrates ein großes und schweres Unglück widerführe, seine Seele nicht betrübet würde, weil er sein Gastfreund war."

Von Kap. 44—60 erzählt nun Herodot weiter, wie mehrere Samier, von Polykrates vertrieben, die Lacedämonier gegen diesen zu Hilfe rufen, wie diese ihn hart bedrängen und 40 Tage lang die Stadt belagern, endlich aber doch abziehen, bestochen von Polykrates. Dann kommt der Geschichtschreiber wieder auf die Perser und lenkt Kap. 120 nochmals auf Polykrates ein, indem er dessen Tod erzählt. Orötes, persischer Statthalter von Sardes, wird von Mitrobates verhöhnt, daß er dem König noch nicht die Insel Samos gewonnen, die doch an seiner Mark liege. Orötes beschließt, den Polykrates zu verderben. „Als er — heißt es Kap. 122 — zu Magnesia seinen Hof hielt, sandte er den Myrsos, einen Lydier, gen Samos mit einer Botschaft an Polykrates, mit dessen Vorhaben er wohl bekannt war. Polykrates nämlich ist — den Minos von Knossus und wer noch vor diesem Herr zur See war, ausgenommen — unter den Hellenen unseres Wissens der erste, der nach der Seeherrschaft trachtete, und seit der Heldenzeit der erste, der Hoffnung dazu hatte, Herr zu werden über Ionien und die Inseln. Weil also Orötes dieses Vorhaben kannte, sandte er eine Botschaft und sprach: „Orötes spricht zum Polykrates also: Ich höre, daß du nach großen Dingen trachtest, daß aber deine Schätze deinen Absichten nicht entsprechen. Willst du meinem Rate folgen, so kannst du dich erhöhen und mich retten. Denn mir trachtet Kambyses nach dem Leben, wovon ich ganz sichere Kunde bekommen.

Nimm mich also auf und meine Schätze dazu, und nimm einen Teil davon und den andern laß mir, und vermöge dieser Schätze wirst du Herr werden über ganz Hellas. Willst du mir aber nicht glauben wegen der Schätze, so sende deinen Vertrautesten her, dem will ich sie zeigen."

„Als Polykrates solches vernommen, freuete er sich und sagte ja, und sandte zuvörderst seinen Schreiber Mäandrios als Kundschafter ab. Als aber Orötes erfuhr, daß der Kundschafter kommen sollte, that er also: Er füllte 8 Kisten mit Steinen an bis dicht an den Rand, und oben auf die Steine legte er Gold, und dann band er die Kisten zu und hielt sie bereit. Als nun Mäandrios gekommen war und sich's angesehen hatte, berichtete er es dem Polykrates. Da reisete dieser selbst hin, trotz allen Warnungen der Seher und seiner Freunde, und obgleich seine Tochter außerdem folgendes Traumgesicht gehabt hatte: Ihr deuchte, ihr Vater schwebe in der Luft und werde vom Zeus gebadet und von der Sonne gesalbet. Weil sie nun dieses Traumgesicht gesehen, wollte sie ihren Vater durchaus nicht abreisen lassen zu dem Orötes; ja als er sich schon einschiffen wollte in den Fünfzigruderer, rief sie ihm Wörter böser Ahnung zu. Er aber drohete ihr, wenn er gesund heimkehre, solle sie noch lange keinen Mann bekommen. Und sie wünschte, das möge in Erfüllung gehen; denn sie wollte lieber Jungfrau bleiben, als ihren Vater verlieren."

„Aber Polykrates verachtete allen guten Rat und segelte ab zu dem Orötes, und hatte bei sich viele seiner Freunde. Und als Polykrates nach Magnesia gekommen, nahm er ein schmähliches Ende, das weder sein noch seiner Gesinnungen würdig war, denn außer den Königen der Syrakuser kommt kein anderer der hellenischen Könige dem Polykrates an Großmut gleich. Und als ihn Orötes hatte eines Todes sterben lassen, den ich nicht erzählen mag, schlug er ihn ans Kreuz, und was von seiner Begleitung Samier waren, die entließ er und sagte, sie sollten's ihm Dank wissen, daß sie ihre Freiheit behalten; was aber Fremde und Diener waren in seiner Begleitung, die behielt er als seine Knechte. Als nun Polykrates aufgehängt war, ging der ganze Traum seiner Tochter in Erfüllung; denn er wurde gebadet vom Zeus, wenn es regnete, und gesalbet von der Sonne, indem die Feuchtigkeit aus seinem eigenen Leibe drang."

„Ein solches Ende nahm es mit dem großen Glück des Polykrates, gleich wie ihm Amasis, der König von Ägypten, vorher verkündigt."

Hans Sachs hat diese Begebenheit bereits 1568 in Verse gebracht; doch gehört diese Arbeit zu den schlechtesten dieses Dichters. S. Kemptner Ausg., Buch II, Teil III, 306.

2. Erläuterungen.

Str. 1. „Er", Polykrätes. — „Daches Zinnen", die höchsten Stellen seines Palastes zur Aus- und Umschau, nicht den obersten mit Einschnitten und Schießscharten versehenen Teil des Mauerwerks. — „Samos", jetzt Susam Adassi, eine sehr fruchtbare Insel mit hohen Gebirgen, durch das Eiland Narthekis mit der Westküste von Kleinasien fast zusammenhangend. Die Zeit unter Polykrates (565—522 v. Chr.) war die glänzendste Periode der Insel. — „Ägyptens König", Amāsis (563—525). Er war ebenfalls (wie Polykrates) auf revolutionärem Wege zum Throne gelangt, jedoch mit Zustimmung der Ägypter. Herodot lobt seine Regierung. — Der Ausdruck „gestehe" deutet darauf hin, daß beide Freunde schon vorher in einem Streite über Glück und Glückseligkeit gewesen waren.

2. „Die vormals deinesgleichen waren", die Samier. Der Satz bezieht sich auf das folgende sie. Schiller liebt den Gebrauch des persönlichen Fürworts anstatt des rückdeutenden, also er anstatt dieser oder der. — „Einer lebt noch" bezieht sich vermutlich auf Polykrates' jüngern Bruder Syloson.

3. „Milēt", die größte und mächtigste aller ionischen Städte, Mutter vieler Kolonieen. — „Von Milet gesendet", von seinem Feldherrn Pōlydor, der vor oder in Milet lag. Die Glücksfälle sind vom Dichter erfunden, wir dürfen daher an keine streng historischen Thatsachen denken. — Die Zweige des Lorbeers heißen „munter", d. i. freudeverkündend, weil sie ein Zeichen der Siegesfreude sind.

4. „Dein Feind", vielleicht Anspielung auf den ermordeten Bruder, oder auf den vertriebenen Syloson, der überall gegen ihn warb. — „Vom Speer" müßte streng genommen bei „getroffen" stehen; Schiller liebt es jedoch, den regierten Kasus von dem regierenden Gliede zu trennen.

5. „Der König tritt zurück mit Grauen". Amasis' Schrecken ist nicht ein physischer, sondern ein religiöser; er tritt zurück mit Grauen vor dem Glückszeichen. „Doch" ist Ellipse. Wenn auch dieser dein Nebenbuhler nicht mehr lebt, so warne ich dich doch, dem Glück zu trauen. Der Ton muß auf trauen liegen. — „Flotte", Handelsflotte. Polykrates soll auch dargestellt werden, wie er durch weite Handelsunternehmungen reich und mächtig wird. Der Ausdruck ist kräftig und schön für: Deine Flotte, deren Glück zweifelhaft ist.

6. „Und eh' er noch das Wort gesprochen", noch ehe Amasis sein Bedenken über die Flotte ausgesprochen.

8. „Entfallen" erscheint nicht ganz passend, da wir nur von einem Worte, das wir übereilt, unbedachtsam ausgesprochen haben,

sagen, es ist uns entfallen. — „Von den Schiffen wallen“. Man sieht Menschen vom Ufer nach dem Palaste sich bewegen.

9. „Mir grauet vor der Götter Neide“. Das Wort Götter ist zu betonen. Amasis hat jetzt den Polykrates nur ermahnt, nicht zu fest dem Glücke zu vertrauen; jetzt ermahnt er ihn, die Götter zu fürchten. Bei der Vollkommenheit, die den Göttern eigen ist, sollte man denken, daß der Neid in ihnen nicht entstehen könnte, am wenigsten einem Menschen gegenüber. Die Götter sind indes durch das Schicksal beschränkt, und vielfach von demselben abhängig. Erscheint nun ein menschliches Leben irgendwo in seinem Glücke vollständig und sich selbst genügend, so kann die Gottheit Neid fühlen über ein Leben, das ein so vollkommenes Glück in sich trägt, wie es dem göttlichen Leben selbst abgeht.

10. Amasis' Schicksal hatte viel Ähnlichkeit mit dem des Polykrates. Auch er war von niederem Stande, und hatte sich auf den Thron geschwungen, jedoch unter Zustimmung der Ägypter, die sich gegen seinen Vorgänger Apries empörten und denselben später erwürgten. Alle Schriftsteller geben übrigens dem Amasis das Lob eines klugen und guten Regenten, der sein Glück sehr wohl verdient hatte. Herodot sagt von ihm: Er starb nach einer Herrschaft von 44 Jahren, in denen ihm nie ein sonderliches Mißgeschick begegnet ist. Der Sinn der letzten Verse ist der: Das Schicksal verlangt vom Menschen als notwendigen Tribut, daß er zuweilen einen Schmerz erleide, daß überhaupt großes Glück durch großes Unglück aufgewogen werde; durch den Verlust meines Sohnes nun stattete ich ihm diesen schuldigen Tribut ab.

12. Das „'s“ (es) bezieht Viehoff auf den Akkusativ in V. 3 der vorhergehenden Str., Götzinger dagegen auf das nachfolgende Unglück, was richtiger zu sein scheint.

13. „Dieser Ring.“ Geschnittene Edelsteine standen zu Polykrates' Zeiten in so hohem Werte, weil damals die Steinschneidekunst erst aufgekommen war. Plinius gedenkt in seiner Naturgeschichte (XXXVII, 2) dieses Steines mit folgenden Worten: „Nun erhob sich das Ansehen der Gemmen zu solcher Vorliebe, daß Polykrates von Samos für sein Glück, welches er selbst für zu groß hielt, durch freiwilligen Verlust eines einzigen Edelsteines hinreichende Buße zu zahlen glaubte, und daß er dadurch sich mit dem Neide der Glücksgöttin hinreichend und vollkommen abgefunden zu haben meinte, wenn er diesen einzigen Kummer empfunden.“ — Die „Erinnen“ (richtiger: Erinnyen) erscheinen schon in den homerischen Gesängen vorzüglich als Rächerinnen der Vergehen der nächsten Verwandten gegen einander. In diesem Sinne aufgefaßt, sind sie hier gar nicht an ihrer Stelle. Der Dichter konnte nicht an des Polykrates Verbrechen an seinen Brüdern erinnern wollen; denn er wollte ja sein Glück nicht als ein wegen seiner

Frevel, sondern wegen des Götterneides unhaltbares darstellen. Schiller scheint die Erinnyen als Göttinnen des Maßes in der Weise der Nemesis gedacht zu haben, die nur eine freiwillige Überschreitung, nicht aber die Verschuldung des Glücks bestrafen.

3. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Polykrates schaut von den Zinnen seines Daches auf Samos hin, freut sich seiner Herrschaft über dasselbe, und erwartet von Amasis, daß er ihn für glücklich halte.

2. Dieser giebt zwar zu, daß die Götter ihm günstig gewesen seien, erinnert ihn jedoch daran, daß er noch einen Feind habe, also noch kein vollkommenes Glück genösse.

3. u. 4. Ein vom Feldherrn Polydor aus Milet abgesandter Bote bringt die Nachricht vom Sturz dieses Feindes und überreicht dessen noch blutiges Haupt.

5. Erfüllt mit Grauen warnt der König, dem Glück zu trauen, und erinnert an die Gefahren, denen seine Flotte noch ausgesetzt sein könne.

6. Unmittelbar nachher wird von der Rhede her jauchzend die Ankunft der Schiffe verkündet.

7. Amasis erstaunt, ist aber doch wegen Glückswechsels besorgt, da er Kriegsgefahren von den waffenkundigen Kretern zu befürchten habe.

8. Kaum hat er diese Befürchtung ausgesprochen, da wird tausendstimmig der Sieg über die Kreter verkündet.

9. Der König entsetzt sich, schätzt den Polykrates glücklich, fürchtet aber den Neid der Götter.

10. Der Himmel sei ihm auch in allem günstig gewesen; aber er habe dem Glücke dadurch seinen Tribut gebracht, daß er seinen Sohn verloren.

11. Er giebt ihm den Rat, die Götter zu bitten, ihm Schmerz zu bereiten, damit er nicht etwa unglücklich ende, wie es der Fall stets bei denen zu sein pflege, welchen alles nach Wunsch gehe.

12. Erhörten die Götter seine Bitte nicht, so solle er selbst das Unglück dadurch herbeiführen, daß er seinen wertvollsten Schatz ins Meer würfe.

13. Polykrates befolgt diesen Rat und wirft seinen kostbaren Siegelring ins Meer.

14. Am andern Morgen bringt ein Fischer dem Polykrates einen schönen Fisch zum Geschenk.

15. Der Koch findet im Magen desselben den Ring seines Herrn wieder und übergiebt ihn freudig.

16. Darüber wendet sich Amasis mit Grausen ab, kündigt ihm seine Freundschaft auf und verläßt ihn, um nicht mit ihm zu verderben.

4. Gedankengang und Gliederung.

Das Gedicht besteht aus zwei dramatischen Scenen, von denen die 1. durch die ersten 13 Strophen dargestellt wird, die 2. durch die übrigen drei. Der Dichter stellt nun zunächst den Schauplatz dar, auf dem der größte Teil der Handlung vorgeht. Von hier aus überschauen die beiden Herrscher das schöne, gesegnete, gebirgsreiche Samos, die Rhede und das Meer. Eine Reihe glücklich erfundener, rasch auf einander folgender Ereignisse bringt das noch immer steigende Glück des Polykrates zur Anschauung und stellt es als ein sich vollendendes dar. Der von allen Seiten her Gefahr befürchtende Amasis wird zuletzt zu dem von Polykrates erwünschten Geständnis genötigt, daß er ihn nach allem, was er gesehen, für glücklich halten müsse. Diese Überzeugung erfüllt ihn aber mit Furcht vor den Göttern. Durch einen Rückblick auf das eigene Leben gelingt es ihm, diese Furcht auch in seinem Freunde zu erzeugen und ihn zu dem Entschlusse zu bringen, sich selbst Unglück zu bereiten. Hiermit schließt der 1. Teil. Die nächste, kürzere Scene geht in einem Saale des königlichen Palastes vor sich. Der Ring wird wiedergefunden; das Glück des Polykrates ist ohne Grenzen, denn er ist nicht einmal imstande, sich selbst Schmerz zu bereiten. Amasis gewinnt die Überzeugung, daß die Götter das Verderben seines Freundes wollen, und trennt sich deshalb von ihm.

Die nachstehende Disposition zeigt die Gliederung des Ganzen übersichtlich:

I. Scene. Die Könige auf der Zinne des Daches. (Str. 1—13.)
- A. Polykrates hält sich für vollkommen glücklich. (Str. 1.)
- B. Amasis' Zweifel, Widerlegung derselben durch das Glück selbst. (Str. 2—8.)
  1. Seine Erinnerung an einen Feind. (Str. 2.)
  2. Nachricht vom Sturz des Feindes. (Str. 3 u. 4.)
  3. Seine Erinnerung an die der Gefahr ausgesetzte Flotte. (Str. 5.)
  4. Nachricht von der glücklichen Rückkehr der Flotte. (Str. 6.)
  5. Seine Erinnerung an Kriegsgefahren durch die Kreter. (Str. 7.)
  6. Nachricht von der Besiegung der Kreter. (Str. 8.)
- C. Amasis schätzt den Polykrates glücklich, fürchtet aber den Neid der Götter. (Str. 9.)
- D. Mitteilung, wie Glück und Unglück in seinem eigenen Leben gewechselt. (Str. 10.)
- E. Sein Rat, das Unglück
  1. zu erflehen (Str. 11) und
  2. bei Versagung der Bitte selbst herbeizuführen. (Str. 12.)
- F. Polykrates befolgt diesen Rat und wirft seinen Ring ins Meer. (Str. 13.)

II. Scene. Die Könige im Palaste. (Str. 14—16.)

A. Ein Fischer bringt einen Fisch als Geschenk. (Str. 14.)
B. Der Koch findet in diesem Fische den ins Meer geworfenen Ring. (Str. 15.)
C. Amasis kündigt dem Polykrates die Freundschaft auf und verläßt ihn. (Str. 16.)

5. Die Komposition des Gedichtes.

Die Komposition ist auch hier vortrefflich. Die Vortrefflichkeit liegt besonders darin, daß alles vor unsern Augen geschieht, daß ferner alle Begebenheiten, so weit es nur irgend thunlich war, d. h. bis zur 14. Str., auf einen Zeitraum zusammengedrängt sind, wodurch dann die größte Einheit und Klarheit gewonnen wird, und daß endlich das Schicksal des vom Glücke verfolgten Polykrates nicht weiter erzählt, sondern nur geheimnisvoll angedeutet ist, was, wie beim „Taucher", eine nur desto größere Wirkung auf das mit Ahnung erfüllte Gemüt des Lesers hervorbringt.

6. Grundidee des Gedichtes.

In allen Völkern lebt das Gefühl von der Unbeständigkeit eines ganz ungewöhnlichen Glückes. Nach der Anschauungsweise der Griechen eignet sich für den Menschen nur ein mangelhafter Glücksstand; Glück und Unglück sollen in seinem Leben wechseln, keines darf übermäßig anwachsen oder ausschließlich werden. Ist letzteres in betreff des Glückes der Fall, so wird dadurch außerdem der Neid der vom Schicksal mehrfach beschränkten Götter erregt und durch sie der Untergang der Menschen herbeigeführt. Je mehr daher ein Mensch vom Glück mit seinen Gaben überhäuft wird, desto näher steht er seinem Verderben.

Diese Vorstellungsweise nun bildet die Grundidee des Gedichtes.

Die Aufgabe des Dichters war daher, die Angst, das Entsetzen und Grausen zu schildern, welche den Menschen beim Anblick ganz außerordentlichen menschlichen Glückes, einer ungetrübten Lebensfreude ergreift. Da derselbe diese Gefühle in Amasis entstehen läßt, so ist dieser die Hauptperson des Stückes. Wo dieses Gefühl seinen Höhepunkt erreicht hat und den Amasis zur Flucht treibt, muß das Stück abbrechen. Die Darstellung des Todes des Polykrates gehört durchaus nicht dazu.

Am klarsten ist übrigens die Grundidee in der folgenden 9. Str. ausgesprochen.

> Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
> „Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen;
> Doch," spricht er, „zittr' ich für dein Heil.
> Mir grauet vor der Götter Neide;
> Des Lebens ungemischte Freude
> Ward keinem Irdischen zu teil."

7. Darstellungsweise.

1. Das Gedicht ist eine Romanze. Die Darstellung ist lebendig und anschaulich; die einzelnen, abgerissenen Begebenheiten sind durch kunstvolle Verknüpfung zu einem Ganzen trefflich abgerundet. Nach jeder Beziehung hin zeigt sich die Meisterschaft des Dichters.

Sehr angemessen dem Inhalte ist die Darstellung namentlich in der 10. Str., wo der von der Erinnerung noch schmerzlich ergriffene Vater in kurzen, einfachen Sätzen spricht: „Den nahm mir Gott" u. s. w. Tiefe Rührung äußert sich nicht in langen Perioden.

Eigentümlich ist dieser Romanze die häufige Umwandlung des wirklichen Subjektes in einen Genitiv, der nun regiert wird von einem Worte, welches regierter Kasus sein würde. Vergl. Str. 2: „deines Scepters Macht", „des Feindes Auge", Str. 3: „des Opfers Düfte", „des Lorbeers muntere Zweige", Str. 6: „der Schiffe mastenreicher Wald", Str. 7: „der Kreter waffenkund'ge Scharen", Str. 14: „des nächsten Morgens Licht".

Ziemlich häufig gebraucht Schiller in diesem Gedicht die gedehnte Form der Zeitwörter, wie „erstaunet, gelaunet (Str. 7), befreiet, zerstreuet (Str. 8), beweget, leget (Str. 13), zerteilet, geeilet (Str. 15)". Sie lauten minder kräftig als die zusammengezogenen und erscheinen besonders schleppend im Reime, wo man mehr geneigt ist, sie beim Sprechen zusammenzuziehen, als im Fluß des Metrums.

2. Die Verse bestehen aus vierfüßigen Jamben, von denen die beiden ersten und der 4. und 5. eine überzählige Silbe haben. Die durchgängig reinen und klangvollen Reime sind in denselben Versen weiblich, im 3. u. 6. männlich.

8. Verwandte Sagen.

Sehr bemerkenswert ist es, daß in zwei Sagen anderer Völker, in einer persischen und einer niederländischen, eine verwandte Idee auf eine ganz ähnliche Weise versinnlicht ist. In beiden erscheint die wunderbare Erhaltung eines Ringes als Vorbote eines nahen Schicksalswechsels. Die eine findet sich in der Sammlung persischer Märchen: Tausend und ein Tag (Tag 21). Der Vezier Caverscha steht auf dem höchsten Gipfel der Macht und des Reichtums, und alles gelingt, was er thut. Einst badete er sich, und sein Siegelring fällt in die Badewanne, sinkt aber nicht unter, sondern schwimmt oben. Dies hält Caverscha für zu großes Glück, bereitet sich auf seinen Sturz vor und nimmt seine Maßregeln. Sehr bald wird er auch abgesetzt und ins Gefängnis geworfen.

Die andere Sage, die sich auch in Venedig, so wie in Eisleben wiederfindet, wo es die reiche Frau Bucher ist, welche den

verhängnisvollen Ring in die Fluten wirft und ihren Hochmut später durch Elend und Armut büßt, steht in **Grimms** deutschen Sagen, I, Sage 239, mit der Überschrift: „Das taube Korn“. **Simrock** (Rheinsagen) und **Viehoff** haben dieselbe metrisch dargestellt; wir teilen die des letzteren aus dessen deutschem Lesebuche für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten mit.

Die Jungfrau von Stavoren.

1. Am Südерseegestade, da hob sich einst voll Glanz
Im Meere stolz gespiegelt, Stavorens Häuserkranz.
Stavorens Namen rühmte die Kunde weit umher,
Es flog zu fernen Küsten ihr Handelsflottenheer.

2. Der Reichtum zeugt den Hochmut, und Hochmut führt zum Fall;
Stavoren hegte Silber und Gold allüberall;
Doch frommer Sinn und Tugend war dort gar seltnes Gut,
Drum liegt es jetzt begraben in tiefer Meeresflut.

3. An Reichtum und an Schätzen, doch auch an frevlem Sinn
War eine schöne Jungfrau Stavorens Meisterin.
Sie rief der Schiffer Hauptmann: „Fahr' in die Welt hinaus,
Und bring' mir eine Ladung des Edelsten ins Haus —

4. Des Edelsten und Schönsten, was je ein Land gebar!
Du blickst mich an und zauderst? mein Wort ist sonnenklar!
Drum keine Frage weiter! bei meinem Zorne, geh',
Und eh' der Abend dunkelt, sei auf der hohen See!“

5. Gelös't sind schon die Anker, die Segel schon gebläht,
Der Seemann brütet finster, wohin die Fahrt nun geht,
Er blickt zum Sternenhimmel: „Du, Weisheit, sei mir hold!
Was ist der Güter schönstes? sind's Perlen, ist es Gold?

6. Des Goldes falscher Schimmer, er ist der Menschen Fluch, —
Und hat sie nicht des Goldes, der Perlen längst genug?
Ihr Palast glänzt von Marmor und schnee'gem Elfenbein,
Doch für der Armut Thränen ist ihre Brust von Stein.“

7. Er sinnt — dann ruft er plötzlich: „Ich wag's auf ihren Zorn!
Ich bring' ihr eine Ladung von edlem, schönem Korn.
Was gleicht an Wert dem Korne, das uns das Brot beschert,
Des jeder Mann aufs neue mit jedem Tag begehrt?

8. Vielleicht hat sie der Lehre, der stummen Mahnung acht,
Vielleicht, daß endlich Mitleid in ihrer Brust erwacht,
Daß sie Stavorens Arme mildthät'gen Sinn's bedenkt“ —
Und schon zur Fahrt nach Danzig hat er das Schiff gelenkt.

9. Mit ausgesuchtem Weizen befrachtet er es dort,
Und günst'ge Winde tragen es nach Stavorens Port.
Er tritt herein zur Herrin — „Wie! du schon wieder da?“
Ruft sie erstaunt — „ich glaubte dich fern in Afrika.

10. Ich wähnte, du erkaufest dort Gold und Elfenbein;
Laß seh'n! was kann die Ladung, die schnellbeschaffte sein?“ —
„Ich bring' erles'nen Weizen.“ — „Unsinn'ger, hört' ich recht?
Ist wirklich, was du brachtest, so elend und so schlecht?“ —

11. „Wenn ich euch widerspreche, Gebieterin, verzeiht!
Nennt eine Gottesgabe, die Tag für Tag erfreut . . .“ —

„Wie sehr ich sie verachte, will ich dir zeigen: Geh!
Und wirf die ganze Ladung sofort mir in den See!"

12. Der Schiffer fleht mit Schrecken: „O, meine Frau, thut's nicht!
Bei Gott! ihr weckt des Himmels furchtbares Strafgericht" —
Sie braus't in stärkerm Zorne: „Nicht weiter! eile fort!
Von hier gleich in den Hafen! und thu' nach meinem Wort!"

13. Der fromme Seemann säumte, den Auftrag zu vollzieh'n,
Der ihm an Gottes Gabe ein arger Frevel schien.
Er lud Stavorens Arme zum Hafen allzumal;
Bald naht sich auch die Jungfrau: „Geschah's, wie ich befahl?"

14. Da sinken ihr zu Füßen die Armen flehend hin.
Doch hart und kalt wie Marmor bleibt ihr verstockter Sinn;
„Ich schwör's, ich widerrufe nicht das gesprochne Wort" —
Und die Matrosen schütten den Weizen über Bord.

15. Der Seemann sieht ihn fallen, der Körner goldnen Strom,
Da streckt er seine Rechte empor zum Himmelsdom:
„Das bleibt nicht ungerochen," so ruft er zornig laut,
„So wahr ein Aug' dort oben dein frevelnd Handeln schaut!

16. Einst wird ein Tag noch kommen, wo du die Körner hier
Gern einzeln lesen möchtest und roh verschlängst voll Gier." —
Sie ruft mit Hohngelächter: „So wahr mir das geschieht,
So wahr ist's, daß mein Auge den Ring hier wiedersieht!"

17. Und zeigt ihm einen Reifen von Gold, gediegen, schwer,
Von Diamanten blitzend, und wirft ihn weit ins Meer.
Die Menge sieht es schweigend und steht von Grau'n erfaßt;
Die Jungfrau kehrt mit wildem Gelächter zum Palast.

18. Sie sitzt auf weichem Polster beim nächsten Morgenlicht,
Da tritt vor sie ein Bote mit ängstlichem Gesicht:
„Gedenkt es mir nicht, Herrin, verkünd' ich böse Mär',
Drei reich belad'ne Schiffe begrub der Sturm ins Meer."

19. Sie hört's, erbleicht und murmelt mit ängstlich tiefem Ton:
„Du schreckliche Vergeltung, ist das dein Bote schon?"
Doch schnell sich stolz ermannend, erhebt sie sich vom Pfühl:
„Mein starker Glücksbau wankt nicht, wenn eine Säule fiel!"

20. Und horch! da naht es wieder: „Du bringst mir schlimme Kund'!
Sprich! was für Unglücksbotschaft droht mir dein bleicher Mund?" —
„Ach, Frau, mit Feuersschnelle verbreitet sich's am Port:
Es nahmen die Corsaren fünf Eurer Schiffe fort." —

21. Im tiefsten Mark erbebt sie, es wankt ihr zitternd Knie —
Da sieh! da kommt ein dritter. — „Weh! endet das denn nie?" —
„Ach Frau, die ganze Flotte, die fern aus Morgenland
Mit reicher Ladung kehrte, sie liegt zerschellt am Strand!" —

22. Sie sinkt erschöpft aufs Polster, ein Grausen faßt sie schon,
Schon sieht sie der Vergeltung Gewitter nächtlich droh'n.
„Jetzt nur noch eine Säule," stöhnt sie, die Brust gepreßt.
„Brich du nur nicht zusammen, dann steht mein Glück noch fest!"

23. Und horch! da naht ein vierter, sie fährt entsetzt vom Pfühl:
„Sprich! ist's um mich geschehen? des Bruders Kaufhaus fiel?" —
„Wie, meine Frau? Ich melde ein wundersames Glück;
Seht Euer bestes Kleinod, den prächt'gen Ring zurück!"

24. Sie wendet ab die Augen, der Schrecken sträubt ihr Haar;
„Du lügst, du lügst! O sage, ich fleh', es sei nicht wahr!"

„Nicht doch," spricht er verwundert, „ich bitte, seht nur auch!
Ich fand das Kleinod eben in eines Fisches Bauch."

25. Da blitzt ins Aug' ihr schrecklich der Himmelsrache Bild,
Sie stiert es an, vernichtet, sie rauft die Locken wild,
Sie ruft: „Ergrimmter Himmel, nun bring' mich rasch ans Ziel!"
Und sieh! ein Bote meldet: „Das Haus des Bruders fiel."

---

26. Ein Jahr ist hingeschwunden, da wankt am Bettelstab
Ein armes Weib die Straßen Stavorens auf und ab;
Sie bleibt vor mancher Thüre demütig flehend stehn,
Man blickt heraus und heißt sie zum Nachbar weiter gehn.

27. So naht sie sich dem Hafen, da sieht sie an dem Strand
Viel Weizenähren wehen, schon gelb vom Sommersbrand.
Sie schaudert vor der Stelle, doch ach! der Hunger quält,
Schon hat sie von den Ähren die schönste sich gewählt.

28. Sie reibt und reibt vergebens, die Ähre giebt kein Korn,
Sie pflückt sich eine neue mit Hungersgier und Zorn,
Sie pflückt sich immer neue, doch alle taub und leer,
Da wirft sie sich verzweifelnd hinab ins tiefe Meer.

In dieser *christlich-germanischen* Sage erscheint der Glückswechsel als Strafe der göttlichen Gerechtigkeit, in der *griechischen* als reine Wirkung des Götterneides, in der *morgenländischen* als Folge des Umschwunges der Dinge überhaupt. Eben so verschieden sind auch die Beweggründe, den Ring ins Wasser zu werfen; Polykrates thut es, um die Götter zu versöhnen, die Jungfrau, um Gott zu verspotten; Caverschas Ring fällt zufällig ins Wasser.

Schiller ist in seinem Gedicht durchweg der heidnisch-griechischen Ansicht treu geblieben, und hat durch Einführung der Erinnyen durchaus nicht auf die göttliche Gerechtigkeit aufmerksam machen wollen. Er konnte, wie Hoffmeister bemerkt, diese hellenische Ansicht treu darstellen, weil sie eigentlich, bis auf den Götterneid, *sein* Gefühl, *seine* Lehre war. Das tiefe, stete Bewußtsein der Abhängigkeit von einer höheren Macht, deren wir gerade dann am wenigsten versichert sind, wenn wir in ihrem vollsten Besitz zu sein wähnen, ist der religiöse *Geist*, welcher durch Schillers sittlich-poetische Welt weht.

9. Schriftliche Aufgaben.

1. Vergleichung der Romanze mit der Erzählung im Herodot. 2. Wodurch läßt sich Amasis bestimmen, dem Polykrates die Freundschaft zu kündigen?

12. Die Kraniche des Ibykus.

1797, Mitte August.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 213. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 79. — Lüben, Auswahl. II. 209.

1. Erläuterungen.

Str. 1. Die Griechen feierten vier große Wettspiele gemeinschaftlich: die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen. Die letzteren, von denen hier die Rede ist, wurden auf dem schmalsten Teile der Landenge (Isthmus) von Korinth, in der Nähe eines dem Poseidon geweihten Fichtenhains, gefeiert. Den wichtigsten Teil der Spiele bildeten der Wettlauf im Stadion, womit das Fest seinen Anfang nahm, und das Wagenrennen („Kampf der Wagen"). Ob auch Dichter und Künstler ihre Werke hier sangen und aufstellten, ist nicht ausgemacht. Ibykus besuchte diese Spiele.

„Der Götterfreund", der die Götter liebt, ein Freund von Göttern ist, wie anderseits er Freund der Götter ist.

„Gesangesgabe", Dichtkunst.

„Der Lieder süßen Mund", die Fähigkeit, in süßen Liedern seine Gefühle auszusprechen.

„Rhegium", in Süditalien, an der Straße von Messina, führt jetzt den Namen Reggio (spr. Reddscho). Nach Suidas war Ibykus in Rhegium geboren. Seine Glanzperiode war um 528 v. Chr.

„Des Gottes voll", voll dichterischer Begeisterung.

2. „Akrokorinth", die Burg von Korinth, auf einer Höhe gelegen. Sie wird durch „winkt" als lebendes Wesen dargestellt.

„Poseidons Fichtenhain". Darin stand der Tempel des Poseidon oder Neptun, und diesem Gotte zu Ehren soll Theseus die von Sisyphus gegründeten isthmischen Spiele erneuert haben.

„Frommer Schauder", ein angenehmes Gefühl, das durch die Vorstellung von der Heiligkeit, Erhabenheit des Gottes entsteht.

3. Der 2. V. bezieht sich auf „Scharen". — „Zum guten Zeichen", Wahrzeichen, Anzeichen, — „Gastliche" bezeichnet Zeus, den Beschützer der reisendeu Fremdlinge und des Gastrechts und daher den Beinamen „der Gastliche" führte.

4. „gedrang", gewöhnlicher gedränge, in der Bedeutung von gedrängt, bedeutet eng, schmal. Schiller zog, aus einem sehr richtigen Gefühl, in der Poesie die kurzen, kräftigen, wenngleich weniger gebräuchlichen Adjektive, wie hier gedrang, und anderwärts wohlgestalt, mißgestalt ꝛc. den üblichen Participialformen gedrängt, wohlgestaltet ꝛc. vor.

„Des Bogens Kraft", kräftige Sehne.

5. Der 6. V. dieser Str. wird am besten als Adverbialbestimmung zu „sterben" betrachtet, und das „Wo" in V. 8 auf „hier" in V. 5 bezogen oder auf ein in Gedanken zu ergänzendes hier. Götzinger bezieht den 6. V. auf das folgende verderben: Auf fremdem Boden muß ich verderben, und das „Wo" auf fremden Boden: Auf fremdem Boden muß ich verderben, wo ich keine Blutsverwandte habe, die meinen Mord rächen könnten.

6. „Man hat gefragt, sagt Viehoff, warum dem Sänger die Stimmen der Kraniche, der befreundeten Reisegefährten, „furchtbar" erklingen, warum nicht vielmehr den Mördern, denen jeder Zeuge der That schrecklich sein muß. Vielleicht wollte der Dichter andeuten, daß dem Ibykus die Stimmen wie schreckliche Klagen, racheverheißend, den Mördern drohend, erschienen, wodurch es sich dann auch noch näher motivierte, daß er sie zu Anklägern der Mörder aufrief." Offenbar legt der Dichter den Kranichen Empfindung der unerhörten That bei; sie sind empört über die ruchlose That.

7. „Obgleich entstellt von Wunden" (ein abgekürzter Participialsatz) soll sich auf Züge beziehen, bezieht sich aber der grammatischen Regel nach auf Gastfreund. — Das Bindewort „und" zu Anfang der Rede („Und muß") deutet an, daß wir mitten in eine Gedankenreihe treten.

Der 8. V.: „Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz", muß auf das vorausgehende ich bezogen werden: Ein Strahl vom Glanze seines Ruhmes wäre auch auf mich gefallen.

8. „Prytanen" hießen die ersten obrigkeitlichen Personen in Korinth. In Athen nannte man die Beisitzer eines gewissen Gerichts (des Prytaneums) so.

V. 6 muß man bei „fordert" noch von ihm hinzudenken.

„Manen" (Plural), die Seele, der Geist des Verstorbenen.

„Sühnen", durch Genugthuung ausgleichen, zufriedenstellen. Es soll durch das Blut des Mörders, der Mord, oder wie es die Griechen nannten, die Manen gesühnt werden.

9. Den 3. V.: „Gelocket von der Spiele Pracht", muß man entweder an den Genitiv „der Völker" oder den Dativ „Gedränge" reihen, was die Grammatik beides mißbilligt.

„Helios", die ältere Gottheit der Sonne.

11. Die Theater der Alten waren oben offen; ihre Schauspiele wurden am Tage und unter freiem Himmel aufgeführt. Die Sitze der Zuschauer bestanden in Stufen, welche sich um den Halbzirkel der Orchestra (unseres Parterres) rückwärts hinauf erhoben, so daß fast alle gleich bequem sehen konnten. In der Orchestra hielt sich gewöhnlich der Chor (15—24 Schauspieler) auf. Der Anführer desselben stand dann auf einer altarähnlichen Erhöhung, die eben so hoch als die Bühne war, und redete von dort

aus mit den Personen des Stückes. Zwischen den einzelnen Scenen führte der Chor Gesänge auf, die mit Tänzen begleitet waren. — Das Amphitheater in Verona gewährt noch eine treffliche Anschauung von den Theatern der Alten. — „Der Bühne Stützen" (V. 2) sind hier verwechselt mit den Säulen, worauf die Zuschauersitze ruhten. Eine Anschauung vom griechischen Theater gewährt der Titelstahlstich zu Normann, griechische Litteraturbilder. (Leipzig, Brandstetter.)

12. „Cekrops Stadt", Athen, zuerst nur aus der Burg Cecropia bestehend, um welche Theseus die Zerstreutlebenden vereinigte. — „Aulis", berühmt als Abfahrtsort der gegen Troja ziehenden Griechenflotte, ein Flecken in Böotien, Chalcis gegenüber. — „Phocis", ein Gebirgsländchen zwischen Thessalien und dem korinthischen Busen, mit dem berühmten Delphi. — Der Chor (V. 8) war ein Hauptteil des griechischen Dramas, ja er war die Wurzel, woraus sich die ganze Gattung des Dramas entwickelte, und blieb auch später noch Centralpunkt der ausgebildeten Tragödie. Poesie, Musik, Tanz und scenische Pracht vereinigten sich, ihn zu einem ergreifenden Ganzen zu machen.

13. Die Worte: „nach alter Sitte" lassen sich mit „streng und ernst" verbinden oder auch auf: „mit langsam abgemess'nem Schritte", oder endlich auf „hervortritt aus dem Hintergrund", beziehen. Götzinger erklärt sich für das Erste. Das Erscheinen des Furienchors ist nach Viehoff nicht „nach alter Sitte" dargestellt. Die Eumeniden-Chöre der Alten traten nicht „mit langsam abgemess'nem Schritte" auf; man hat sie vielmehr spähend, haschend, fangbegierig einherschreitend sich zu denken, wozu der spätere Ausdruck: „ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden", recht gut paßt. Ganz anders als hier schildert auch Schiller selbst ihr Auftreten in der Braut von Messina (gegen den Schluß):

Eherner Füße
Rauschen vernehm' ich,
Höllischer Schlangen
Zischendes Tönen,
Ich erkenne der Furien Schritt!
Stürzet ein, ihr Wände,
Versink, o Schwelle,
Unter der schrecklichen Füße Tritt!

Vielleicht vertrug sich eine solche Erscheinungsweise an dieser Stelle nicht genug mit Schillers Idee von der Bedeutung und den Pflichten des Chors im Drama, wonach dieser Ruhe und Haltung in das ganze Drama bringt, die blinde Gewalt der Affekte bricht, und die Tragödie reinigt. Es erklärt sich diese Auffassungsweise des Dichters aus seinem Hange zum Idealisieren.

Das Hervortreten des Chors aus dem Hintergrunde und das

spätere Verschwinden in demselben verträgt sich nicht mit der Einrichtung des alten Theaters, wonach der Chor immer in der Orchestra blieb. Wahrscheinlich wich Schiller aus dem Grunde ab, um dadurch den Chor unserer Vorstellung von auf- und abtretenden Personen näher zu bringen, und um durch das Verschwinden des Chors einen leeren und stillen Zeitpunkt zu gewinnen, in welchem allein der laute Schrei des Mörders von allen Anwesenden gehört werden konnte.

Das Partizip „umwandelnd" (V. 4) sollte eigentlich mit dem Hauptverbum seine Rolle vertauschen: Hervorgetreten, umwandeln sie ꝛc., denn nicht das Hervortreten ist die Hauptsache, sondern das Umwandeln.

„Das Riesenmaß der Leiber" wurde von den Schauspielern durch eine Art hoher Schuhe, den Kothurn, erreicht.

14. In den „zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" schildert Schiller die Furien in ähnlichen Zügen wie hier, und zwar als ein Beispiel großer, schrecklicher und selbst häßlicher Gegenstände, welche dennoch Vergnügen erregen können. Bd. XI, 363 heißt es: „Es giebt in der griechischen Fabellehre kein fürchterlicheres und zugleich häßlicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn sie aus dem Orkus hervorsteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein scheußlich verzerrtes Gesicht, hagere Figuren, ein Kopf, der statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist ꝛc." Schiller hat zu seiner ganzen Darstellung des Erinnyengesanges die meisten Züge aus einem Chore in den Eumeniden des Äschylus entlehnt, aber so kunstvoll in die moderne Dichtungsform eingewoben, daß das Entlehnte zugleich neu erscheint und doch nichts von seiner ursprünglichen Größe und Kraft eingebüßt hat.

15. Das Partizip „gedreht" steht für sich drehend.

16. Im 1. V. muß „frei" unmittelbar zu bewahren gezogen werden, so daß beide Wörter einen Begriff bilden.

Die Verbindung in V. 5 ist vielleicht etwas zu frei, sie steht für: Wehe, wehe dem, der verstohlen ꝛc.

19. Diese Str. bezieht sich nach Hoffmeisters Bemerkung auf die Nemesis. Er sagt (Bd. III, 314): „Der durch den Reigentanz und die scenische Darstellung noch verstärkte Gesang versinnlicht den Zuschauern im Theater die furchtbare Macht der vergeltenden Gerechtigkeit, welche dem Verbrecher auf eine geheimnisvolle Weise sein Schicksal bereitet, und welche der Mensch ohne die Veranschaulichung der Kunst nur in seinem Innern vernimmt."

„Unerforschlich" und „unergründet" (V. 5) kann man auf furchtbare Macht beziehen, aber auch auf Knäuel.

Das Schauspiel und das Chorlied haben Zuschauer und Zu-

hörer so tief ergriffen, daß eine Totenstille im Theater herrscht. So furchtbar ist die Wirkung auf das Gemüt, daß das Urteil, ob Wahrheit oder Dichtung, auf Augenblicke befangen ist. Auch den Mörder hat die geheimnisvolle Gewalt der Nemesis umstrickt. Er ist durch die Erwähnung des Mordes äußerlich an seine That und durch die Erscheinung des Kranichheeres an die letzten Worte des Ibykus erinnert worden. Er denkt dies laut, glaubt sich allein und spricht seine Worte so vernehmlich aus, daß sie bei der lautlosen Stille sofort deutlich verstanden werden und zur Entdeckung des Mordes führen.

20. Nach Schillers eigener Bemerkung muß man sich vorstellen, daß der Flug der Kraniche den Gesichtern der Zuschauer zugerichtet ist. Die Räuber sitzen auf den höchsten Plätzen, wo das gemeine Volk sich aufhält, und sehen daher die Kraniche schon eher, als dieselben über dem Theater sind. Erst nach dem Ausrufe erscheinen die Kraniche über der Bühne.

23. Durch „Rache“ (V. 8) ist die Nemesis bezeichnet.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Ibykus aus Rhegium zog voll dichterischer Begeisterung nach der Landenge von Korinth zu einem Wettspiele.

2. Er erblickte bereits Akrokorinth. Beim Eintritt in Poseidons Fichtenhain erfüllt ihn frommer Schauer. Nur durch Schwärme von nach Süden ziehenden Kranichen wird die Waldeinsamkeit unterbrochen.

3. Der Dichter begrüßt sie, erkennt in ihnen seine Begleiter auf der See wieder, hält ihr Erscheinen für ein gutes Anzeichen, da sein Los dem ihrigen gleiche, und spricht den Wunsch aus, daß der Gastliche ihnen allen möge gewogen sein.

4. In der Mitte des Waldes wird er von zwei Mördern überfallen und überwältigt.

5. Sein Hilferuf verhallt erfolglos. Er beklagt, hier in dieser Weise sterben zu müssen.

6. Sterbend hört er die Kraniche vorüberrauschen und ruft ihnen zu, die Mörder anzuklagen.

7. Sein Leichnam wird gefunden und zum Gastfreund nach Korinth gebracht, der ihn der entstellenden Wunden ungeachtet sogleich erkennt und sein Schicksal bedauert.

8. Ganz Griechenland empfindet diesen Verlust schmerzlich. Das Volk verlangt, daß der Prytan diesen Mord räche.

9. Es ist aber schwer, in diesen Volksmassen den Mördern auf die Spur zu kommen; kennt man doch nicht einmal die Veranlassung zu diesem Morde.

10. Vielleicht befindet sich der Mörder mitten unter den

Griechen, tritt ungestraft in ihre Tempel oder drängt sich nach dem Theater.

11. Das Theater füllt sich gedrängt bis zu den obersten Sitzen an.

12. Völker aus den verschiedensten Städten und Ländern sind zusammengekommen, um vom Schaugerüst die grause Melodie des Furien-Chors zu hören.

13. Die Furien treten aus dem Hintergrunde hervor und umwandeln das Theater. Man hält sie für überirdische Wesen.

Die 14. Str. beschreibt die Furien nach ihrem äußern Ansehen.

15. Sie beginnen ihren erschütternden Gesang.

Die 16. u. 17. Str. teilen den Inhalt des Gesanges mit. 16. Dem Schuldfreien dürfen sie sich nicht nahen, den Mörder dagegen verfolgen sie unaufhörlich. 17. Glaubt er zu entspringen, so werfen sie ihm die Schlinge um den Fuß; selbst Reue kann sie nicht versöhnen; bis in das Reich der Schatten wird er von ihnen verfolgt und selbst dort nicht freigegeben.

18. Ihr Gesang und Tanz bewirken die tiefste Stille. Wie sie gekommen, so verschwinden sie wieder.

19. Die Zuschauer sind zweifelhaft, ob sie eine Darstellung des Erinnyen-Chores oder wirklich Erinnyen gesehen haben. Die Macht und Aufgabe derselben wird von jedem empfunden und anerkannt.

20. Einer der Mörder macht seinen Mitschuldigen laut auf die von ihm bemerkte Ankunft der Kraniche aufmerksam und nennt dabei den Namen I b y k u s. Der Himmel verfinstert sich plötzlich; über das Theater zieht ein Kranichheer hin.

21. Die nächsten Zuschauer sind dadurch aufmerksam geworden und forschen nach der Bedeutung der vernommenen Äußerung.

22. Mit Blitzesschnelle erhalten alle Kunde von derselben. Man vermutet die Macht der Eumeniden und fordert, die Verdächtigen zu ergreifen.

23. Das vom Schrecken erbleichte Gesicht verrät die Schuldigen; man bringt sie den Richtern sofort zur Verurteilung.

3. Gedankengang und Gliederung.

Das Gedicht zerfällt in drei durch Zeit und Raum getrennte Teile, die jedoch innig mit einander verknüpft sind. Im 1. Teile (Str. 1—6) lernen wir Ibykus als einen Freund der Götter und begabten Dichter kennen, erfahren Näheres von seiner Reise, vernehmen, was er beim Eintritt in den Fichtenhain und beim Erscheinen der Kraniche empfindet, sehen ihn mit den Mördern kämpfen, ermatten und sterbend die Kraniche zu Anklägern derselben auffordern. Im 2. Teil (Str. 7—10) wird die Auffindung des Leichnams erzählt und die Wirkung mitgeteilt, welche die Nachricht von dem Tode des allbeliebten Sängers auf das versammelte

Volk der Griechen macht. Der 3. Teil (Str. 11—23) endlich stellt uns dar, auf welche Weise die Mörder entdeckt und bestraft werden. Die ganze Scene erfolgt im Theater. Nachdem der Dichter gesagt, wie sich dasselbe mit Völkern der verschiedensten Städte und Landesteile Griechenlands gefüllt, schildert er die Erinnyen, teilt den Inhalt ihres Gesanges und den Eindruck ihres Erscheinen auf die Zuschauer mit. Hieran reihet sich das Erscheinen der Kraniche und die Entdeckung der Mörder. Ihr Anblick bewirkt, daß einer der Mörder leichtfertig den Namen Ibykus ausspricht. Dadurch gerät die ganze Versammlung in unruhige Bewegung; die Mörder werden sofort ergriffen, vor den Prytan geführt und verurteilt.

Disposition.

I. Ermordung des Ibykus. (Str. 1—6.)
  A. Sein hoher Sinn.
    1. Sein Vorhaben. (Str. 1, V. 1—4.)
    2. Seine Persönlichkeit. (Str. 1, V. 5—8.)
    3. Das nahe Reiseziel. (Str. 2, V. 1—4.)
    4. Kraniche, seine Begleiter. (Str. 2, V. 5—8.)
    5. Freundliche Begrüßung derselben. (Str. 3.)
  B. Sein schwacher Arm.
    1. Der Mordanfall. (Str. 4.)
    2. Erfolgloser Hilferuf. (Str. 5, V. 1—4.)
    3. Seine bittere Klage. (Str. 5, V. 5—8.)
    4. Kraniche, Zeugen des Mordes. (Str. 6, V. 1—4.)
    5. Sein letzter Wille. (Str. 6, V. 5—8.)
II. Die Entdeckung des Mordes. (Str. 7—10.)
  A. Die Kunde vom Morde. (Str. 7.)
    1. Die Auffindung des Leichnams. (Str. 7, V. 1.)
    2. Das Erkennen des Leichnams. (Str. 7, V. 2—4.)
    3. Die Klage des Gastfreundes. (Str. 7, V. 5—8.)
  B. Wirkung der Kunde auf das Volk. (Str. 8—10.)
    1. Der Schmerz des Volkes (Str. 8, V. 1—4.)
    2. Die Sühneforderung des Volkes. (Str. 8, V. 5—8.)
    3. Der Mangel jeglicher Spur. (Str. 9, V. 1—4.)
    4. Mutmaßungen über die Veranlassung zum Morde. (Str. 9, V. 5—8.)
    5. Vermutung über den Aufenthalt der Mörder. (Str. 10.)
III. Die Entdeckung und Bestrafung der Mörder. (Str. 11—23.)
  A. Das Schauspiel. (Str. 11—19.)
    1. Die Menge der Zuschauer. (Str. 11. 12.)
    2. Die Aufführung der Erinnyen. (Str. 13—18.)
      a. Die Erscheinung des Chors. (Str. 13. 14.)
      b. Der Chorgesang. (Str. 15—18, V. 1—4.)

α. Sein Charakter. (Str. 15.)
β. Sein Inhalt. (Str. 16. 17.)
γ. Seine Wirkung auf die Hörer. (Str. 18, V. 1—4.)
c. Das Verschwinden des Chors. (Str. 18, V. 5—8.)
3. Die geheimnisvolle Wirkung der Aufführung. (Str. 19.)
B. Die Entdeckung. (Str. 20—23.)
1. Der verräterische Ruf. (Str. 20, V. 1—4.)
2. Die Erscheinung der Kraniche. (Str. 20, V. 5—8.)
3. Die geahnte Bedeutung des Rufes. (Str. 21. 22.)
4. Die Festnehmung und Bestrafung der Mörder. (Str. 23.)

4. Historische Grundlage.

Die Nachrichten, welche Schiller zu diesem herrlichen Kunstwerke vorfand, sind sehr unbedeutend; der Gang der Begebenheit ist daher fast ganz vom Dichter geschaffen worden. Nach Suidas wurde Ibykus, der Sohn des Phytius, aus Rhegium, in einer Wüste von Räubern angegriffen und sagte, daß die gerade über ihm hinfliegenden Kraniche seine Rächer sein würden. Einer seiner Mörder rief, als er in der Stadt Kraniche sah: „Siehe da, die Rächer des Ibykus!“ Da dies jemand hörte, forschte man dem Gesagten nach, und die Räuber gestanden ihre That ein. Zufolge eines Epigramms des Antipater Sidonius in der griechischen Anthologie wird Ibykus an einsamem Meeresgestade ermordet und der Mord „in des Sisyphus Land“, d. h. in Korinth, entdeckt. Plutarch endlich in seiner Abhandlung über die Geschwätzigkeit bemerkt: „Da die Mörder des Ibykus im Theater saßen und Kraniche herzukamen, so flüsterten sie einander lachend zu: „Das sind die Kraniche des Ibykus!“ Die daneben Sitzenden hörten es, und da schon lange vorher Ibykus verschwunden war und gesucht wurde, so wurden sie aufmerksam auf die Worte und meldeten sie der Obrigkeit. So überführt wurden jene hingerichtet, nicht von den Kranichen bestraft, sondern von ihrer eigenen Schwatzhaftigkeit, wie von einer Erinnys oder Strafgöttin überwältigt, den Mord heraus zu sagen.

5. Idee des Gedichtes.

Die eben mitgeteilte Auslegung Plutarchs, wonach die Ergreifung und Verurteilung der Mörder als Strafe für ihre Schwatzhaftigkeit dargestellt wird, ist ein zu gemeines Motiv, als daß Schiller nur einen Augenblick hätte an die Benutzung desselben denken können; er legte eine höhere, seiner Denkweise würdige Idee hinein. Für manchen andern Dichter hätte es nahe gelegen, die Kraniche als Werkzeuge aufzufassen, durch welche die Vorsehung die Mörder offenbar machte. Das Gedicht verkündigte uns dann das planmäßige Eingreifen der Gottheit ins Menschenleben zum

Behufe der vergeltenden Gerechtigkeit. Eine solche religiöse Beziehung, wie wir eine ähnliche in dem Ringe des Polykrates anerkennen mußten, finden wir in unsrer Dichtung durchaus nicht. Sie ist ganz in den Bezirk des Natürlichen eingeschlossen. „Meine Ausführung," sagt der Dichter selbst, „soll nicht ins Wunderbare gehen; der bloß natürliche Zufall muß die Katastrophe erklären; er führt den Kranichzug über dem Theater hin rc. Dieser sonderbare Zufall hat aber etwas Ahnungsvolles, wodurch das religiöse Gefühl unmittelbar erregt wird. Doch brauchen die Kraniche, welche über das Theater hinfliegen, nicht dieselben zu sein, die Ibykus zu Rächern seines Mordes angerufen, und ihr zufälliges Wiedererscheinen ist es nicht allein und hauptsächlich, was die Frevler verrät und verdirbt. Der Dichter hat nämlich jenes vorgefundene Naturphänomen mit einem neuen, eigentümlichen innern Motiv, dem Chor der Erinnyen, in Verbindung gebracht. Der Eindruck, den der furchtbare Chor auf die Zuschauer macht, führt vornehmlich die Entdeckung herbei. Daher ist auch das Erscheinen der Rachegöttinnen mit einer so großen Ausführlichkeit geschildert, und der Meister hat alle Flammen seiner Seele und alle Farbenpracht seines Pinsels in diese Mitte getragen, und in ihr alle Teile der Dichtung unter einer Idee vereinigt, die selbst in der Mitte seines Wesens lag. Es ist in den Kranichen des Ibykus die überwältigende Wirkung des Gesanges (der Poesie) auf das menschliche Gemüt dargestellt. Was Schiller in der „Macht des Gesanges" der Dichtkunst im allgemeinen zuschreibt, zeigt er hier in einem speziellen Falle: die Poesie als rächende Gottheit.

Die Mörder waren durch den Gesang eigentlich nur an ihre böse That erinnert, nicht aber davon ergriffen und erschüttert worden, wie die übrigen Zuschauer. Die Seele eines rohen Menschen ist für die Poesie nicht vorbereitet und daher unempfänglich für dieselbe.*) In einem Briefe an Goethe spricht sich Schiller auch in diesem Sinne aus. „Der Gesang," sagt er, „hat den Mörder, welcher beide durch seinen Ausruf verrät, nicht eigentlich gerührt und zerknirscht, das ist meine Meinung nicht, aber er hat ihn an seine That und also auch an das, was dabei vorgekommen, erinnert; sein Gemüt ist davon frappiert, die Erscheinung der Kraniche muß also in diesem Augenblicke ihn überraschen, er ist ein roher, dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat; der laute Ausruf ist unter diesen Umständen natürlich." Daß es keine betäubende Herzensangst ist, was ihm das unbedacht-

---

*) „Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei."
Goethe, im Tasso, V. Aufzg., 1. Auftritt.

same Wort entreißt, sieht man aus dem schnippischen Ton desselben: „Sieh' da! Sieh' da! ꝛc."

Von besonderer Bedeutung ist es noch, daß die Dichtkunst ihre außerordentliche Gewalt hier zeigt, um einen ihrer Geweihten, ihrer Priester, zu rächen. „Die Reise zu den isthmischen Spielen", sagt Götzinger, „etwas Unwesentliches, sobald die Entdeckung durch die Kraniche die Hauptsache wäre, wird nun etwas sehr Wichtiges, Bedeutungsvolles. Darum nennt der Dichter jene Spiele einen Kampf der Gesänge. Der Dichter wird meuchlerisch ermordet, gerade mitten in seiner Hoffnung, als Sieger verherrlicht vor seiner Nation zu stehen; der Dichter, der keine andere Waffe hat, als seine Lieder; denn:

Er hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Aber diese seine einzige Waffe bringt das Verbrechen ans Licht. Heimlich geschah die That, in der Fremde, wo kein Freund den Sterbenden rächen konnte; aber vor dem ganzen Volke muß sich selbst der Mörder verraten, und das ganze Volk ihn rächen. Die Wut der aufgereizten Masse kann den verhaßten Mörder weder entdecken, noch bestrafen: aber die durch den Mord ihres Priesters beleidigte und geschändete Kunst zeigt dem Mörder ihre stille, aber desto furchtbarere Macht.

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Los des Todes aus dem Lied."
(Aus den Künstlern.)

„Religiosität und Gefühl von der Heiligkeit des Dichtertums war es, welches dieses Gedicht unserm Meister eingab und in schwerer Arbeit vollenden ließ, und heilige Saiten unseres innersten Gemütes sind es, die in uns anklingen, indem wir seinen Worten lauschen. (Hiecke, Schillers Größe, S. 6.)

6. Die Komposition des Gedichtes.

Nach der oben angeführten Erzählung von Plutarch erfolgt die Entdeckung der Mörder erst, nachdem Ibykus schon lange Zeit verschwunden und gesucht worden war. Schiller drängt alles in einen kürzeren Zeitraum zusammen, läßt eins sich unmittelbar ans andere reihen und bringt dadurch eine befriedigende Stetigkeit in die Erzählung. Die Teile der Handlung sind fest verknüpft und die Übergänge unmerklich.

Die 2. u. 3. Str. fehlten in der ersten Gestalt des Gedichtes; sie sind auf Goethes Anraten hinzugefügt worden und tragen wesentlich zur Vortrefflichkeit des Ganzen bei. Denn einerseits wird uns der Held des Gedichtes, Ibykus, selbst mehr veranschaulicht und lieber gemacht, anderseits werden wir durch die vortreffliche

Darstellung der lautlosen Einsamkeit, in der sich der Sänger befindet, mit Ahnung des ihn ereilenden Schicksals erfüllt, und endlich erhalten die jetzt schon erwähnten Kraniche eine höhere Bedeutung, da sie als mit dem Sänger gleichsam auf geheimnisvolle Weise eng verbündet dargestellt werden, so daß ihr späteres Erscheinen jetzt schon glücklich vorbereitet ist. Noch mehr gesteigert wird unser Interesse für den Ermordeten durch die äußerst gelungene Darstellung des Eindrucks, welche die Nachricht von dem Tode des Ibykus auf das versammelte Volk macht. Wie im „Taucher", wird die Schilderung der Gefühle, welche im Volke rege werden (Str. 8—10), äußerst glücklich benutzt, um die Lücke in der Erzählung auszufüllen und zu einer neuen Scene vorzubereiten. Auf die große Bedeutsamkeit der Eumeniden und ihres Gesanges für die Katastrophe werden wir vortrefflich vorbereitet, und die anschauliche Ausmalung des überfüllten Theaters durch die Einführung des Chores. Die 19. Str. ist ebenfalls auf Goethes Veranlassung eingeschaltet. Sie erhöht die Wirkung des Chors und macht sie anhaltender. Es wird uns durch dieselbe erst recht deutlich, wie das plötzliche Erscheinen der Kraniche den Mördern alle Besonnenheit rauben mußte, so daß sie sich selbst der rächenden Gerechtigkeit in die Hände liefern, sowie gerade auch die fürchterliche Stille und Bangigkeit, die sich über das ganze Theater verbreitet hatte, dem, wenn auch nur leisen, Ausruf des Mörders die allgemeine Aufmerksamkeit zuziehen mußte. Der plötzliche Übergang aus der ungeheuern Stille zur allgemeinsten Aufregung, der wie ein Sturm immer lauter und lauter brauste, ist von der größten Schönheit und Wirksamkeit.

Die Komposition kann hiernach unbedenklich als vorzüglich bezeichnet werden.

So ungefähr urteilt auch Hoffmeister. Er fügt jedoch zum Schluß seiner Besprechung Folgendes hinzu: „Nach dieser Anerkennung soll es nicht verhehlt werden, daß man über die Anlage des Stückes doch auch ein anderes, weniger günstiges Urteil durchzuführen vermöchte. Früher, könnte man sagen, wollte Schiller die Eumeniden zur Grundlage des Ganzen machen, daher ließ er die Kraniche ganz zurücktreten. Durch Goethes Einfluß sind diese aber die „Schicksalshelden" geworden, wie sie Schiller selbst nennt. Sie führen doch eigentlich die Entscheidung herbei, weswegen die Romanze auch nach ihnen benannt ist. Die Eumeniden sind nur etwas Hinzukommendes — und sollten daher nicht so ausführlich dargestellt sein. Aber diese Partie war einmal gedichtet und blieb daher stehen, als wäre sie der Mittelpunkt des Ganzen. Die Romanze vereinigt zwei Prinzipien, ein Schillersches und ein Goethesches, und wie man aus dem Briefwechsel deutlich sieht, wollten diesen Stoff auch beide Dichter bearbeiten, bis Goethe

denselben, nicht, wie er später sagt, förmlich abtrat, sondern endlich aufgab, nachdem er ihn anfangs bei seinen zerstreuenden Vorbereitungen zur Reise nur zurückgelegt hatte. Denn er konnte in der Darstellung des Chors nicht mit Schiller wetteifern, „und da diese Wendung einmal erfunden ist," meinte er, „so kann die ganze Fabel nicht ohne dieselbe bestehen, und ich würde, wenn ich an meine Bearbeitung noch denken mochte, diesen Chor gleichfalls aufnehmen müssen." Eine solche Gewalt übten beide Männer gegenseitig auf einander aus."

7. Darstellungsweise.

Das Gedicht ist eine Romanze. Die Sprache derselben ist erhaben und prachtvoll, an vielen Stellen, namentlich in der Schilderung der Eumeniden und ihres Gesanges, unübertreffbar schön. Die Strophen bestehen immer aus zwei Hälften, deren Verse durch gleiche Reime verschlungen und verbunden sind. In den meisten Fällen fällt mit diesem äußern Bau auch der innere Sinn zusammen, d. h. es hebt da ein neuer Gedanke an, wo eine neue Reimverschlingung beginnt. Die 12. Str. macht hiervon eine Ausnahme. Ihr 2. Vers schließt den Gedanken, ohne daß das Ohr den Reim hätte wiederkehren hören; V. 3 u. 4 gehören nun zu der folgenden Reimverschlingung oder zum folgenden Gedanken. Jeder, der die Str. zum ersten Male liest, wird daher falsch lesen und die Frage ausdehnen bis ans Ende des 4. V.:

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen,
Von Cekrops Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland?

8. Verwandte Erzählungen und Sagen.

Es giebt eine ziemliche Anzahl von Sagen, die mit der von Ibykus teils durch die ihnen zu Grunde liegende Wahrheit, teils auch durch einzelne Züge in der Erzählung verwandt sind. Ganz auffallend ist dies der Fall mit den „Raben des heiligen Meinrad", vorzüglich nach der Erzählung von Martin Crusius in seinen schwäbischen Annalen.

„Einsiedeln," sagt er, „hat seinen Ursprung genommen vom heiligen Meginhard oder Meinrad. Dieser war der Sohn Bertholds, Grafen im Sundgau, wohnhaft an der Donau in Schwaben. Seine Eltern erlangten diesen Sohn durch vieles Gebet von Gott, nachdem sie lange der Kinder entbehrt hatten, und weihten den Neugebornen Gott. Er ward nun zuerst Mönch, dann Schulmeister im Kloster Reichenau. Nachdem er dies verlassen, begab er sich in den dunkelsten Wald, dienete Gott daselbst mit Fasten und Beten und bauete sich daselbst eine Zelle. Im J. 861 in der Nacht des

21. Jan. wurde er von zwei Mördern getötet, welche viel Geld bei ihm zu finden hofften. Sein Leichnam wurde nach Reichenau geführt und daselbst begraben und machte sich durch unzählige Wunder lange Zeit berühmt. Bevor er aber gestorben war, flogen Raben vorüber, und diese, sagte der Heilige, würden den Mord offenbaren. Sie, die Mörder, dachten keineswegs an das, was noch kommen könne, sondern töteten ihn aus Raubsucht. Als sie später zu Zürich vor dem Wirtshause saßen, sah der eine Raben vorbeifliegen und rief lachend: Siehe da, die Raben des Meinrad! Dieses hörte ein Vorübergehender und zeigte es der Obrigkeit an, und so schuf diese Spitzmaus sich und seinem Gesellen durch eignen Verrat das Verderben. Denn sie wurden ergriffen, gerädert und verbrannt. Daher das Sprichwort: St Meinrads Raben."

Die Legendenbücher stellen die Sache so dar, als hätte Meinrad die Raben erzogen, und als wären sie bei seinem Morde zugegen gewesen, hätten auf die Mörder losgehackt und sie bis nach Zürich verfolgt. In diesem Sinne ist die Sage in der metrischen Darstellung von Christoph von Schmid gehalten, welche die Überschrift trägt: St. Menrad.

Sehr eindringlich ist jener Grundgedanke, daß ein Auge auch die verborgendsten Verbrechen sieht und zu entdecken weiß, in dem von Grimm erzählten Volksmärchen: Die klare Sonne bringt's an den Tag, ausgedrückt, von dem Chamisso eine treffliche poetische Darstellung geliefert hat. Vergl. den V. Tl. von Lübens Leseb.

9. Schriftliche Aufgaben.

1. Die Kraniche des Ibykus und die Sonne bringt es an den Tag. Eine Vergleichung. 2. Vergl. zwischen den Kranichen des Ibykus und Schillers Graf von Habsburg. 3. Das attische Theater und die Mittel der scenischen Darstellung. (Vergl. Normann, Griech. Litteraturbilder, S. 148 u. Gudes Erläuterungen I, 273. 7. Aufl.) 4. Die Macht des Gewissens.

13. Der Gang nach dem Eisenhammer.

1797, Ende September.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 253. — Lüben, Auswahl II. 213.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Fridolin" ist die schweizerische Verkleinerungsform von Fried oder Gottfried. Der Name paßt trefflich zum Charakter des Helden.

Eine „Gräfin von Savern" kennt die Geschichte nicht.

Nach einer mit Schillers Gedicht verwandten Sage soll jedoch im Elsaß auf einer Bergkuppe die Burg der Grafen von Saverne gestanden haben. (Vergl. R. Bechstein, Altdeutsche Märchen, Sagen u. Legenden. Lpzg., 1877, 112—17.) Über diese schrieb Ernst Naumann in seinen Reisebriefen aus Frankreich (Deutsch. Museum 1852, 327): Wasselnheim im Elsaß liegt anmutig am Abhang der Vogesen, die von dem nahen Flecken Marmoutier, wie die Franzosen Maursmünster übersetzen, steil ansteigen. Links gegen Süden erheben sich drei Bergkuppen; auf der höchsten, Geroldseck, wohnte die Gräfin von Saverne, und in der Tiefe des Waldes zeigt man noch den Eisenhammer, vor dessen Gluten den frommen Fridolin die Treue gegen seine Herrin schützte.

Der Sinn der 2. Hälfte der Str. ist dieser: Die Gräfin war eine sanfte und gute Dame, und so mußte ihm der Gehorsam leicht werden; allein wenn er auch einen launischen und übermütigen Gebieter gehabt hätte, würde er doch, „um Gottes willen" seine Befehle freudig erfüllt haben. Dem Dichter schwebte hier wohl 1 Petri 2, 18 vor: „Ihr Knechte seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen." Diesem Sinne gemäß muß man betonen: „sie (freilich) war so sanft, sie war so gut", nicht, wie man es so oft hört: „sie war so sanft, sie war so gut".

2. „Die Vesper" wurde in früheren Zeiten abends gehalten, während sie jetzt ziemlich allgemein um 2 oder 3 Uhr beginnt. Hier steht Vesper für Vesperglocke.

3. Troß bezeichnet das Gefolge unnützer Leute, das der Herr des Prunkes wegen hält. Fridolin gehörte dazu nicht. „Vor dem ganzen Dienertroß" kann heißen: „über den ganzen Dienertroß", oder: „in Gegenwart desselben".

„Ihr klares Auge hing", verweilte gern in der Betrachtung seiner Züge; da sie sich aber keiner tadelnswerten Neigung bewußt war, blieb ihr Auge dabei klar und offen, senkte sich nicht schüchtern.

„Wohlgestalten" steht für die gewöhnlich gebrauchte Partizipialform wohlgestaltet. Schiller liebt diese adjektivische Form.

4. Diese Str. ist wegen ihrer eigentümlichen Konstruktion nicht sogleich verständlich. Ihr Sinn ist folgender: „Der Jäger Robert besaß schon längst ein menschenfeindlich (nicht gerade gegen Fridolin feindlich) gestimmtes Gemüt; nun gesellte sich dazu noch Neid und Mißgunst über Fridolins Bevorzugung. Er trat zum Grafen, einem Manne, der rasch zur That war und offene Ohren für den Rat eines Verführers hatte, und erregte ihm Argwohn im Herzen.

5. V. 6 ist die Scham unter dem Symbol eines Gürtels dargestellt.

7. „Ein geborner Knecht“ soll wohl nur den Gegensatz zwischen niedern und höhern Ständen, vielleicht auch nur zwischen niederm und hohem Adel bezeichnen, nicht aber Leibeigner bedeuten; denn ein solcher kann Fridolin als Page der Gräfin nicht füglich sein.

10. Im 2. V. muß man darin hinzudenken: „Die er schrieb und darin seine Glut gesteht.“

Was habt Ihr „zu befahren“, zu befürchten, zu besorgen. Der Reim: entfahren — befahren ist schlecht und eigentlich nur Gleichklang, wie Klopstock ihn oft in seinen Liedern anwandte. Vergl. Bd. I, 465 dieses Werkes.

11. „Wo ihm in hoher Öfen Glut die Eisenstufe schmolz“, wo er Eisenschmelzereien besaß. „Hoher Öfen“, Hochofen.

„Spat“ ist altertümlicher und entspricht daher dem Tone des ganzen Stückes mehr, als das jetzt gebräuchliche „spät“. Str. 2, V. 2 steht indes in allen Ausgaben „spät“.

13. „Zween“ entspricht dem „spat“. Im Musenalmanach stand „zwoen“, was verwerflich war, weil zwo die weibliche Form ist. In den Cottaschen Ausgaben und in der von Schiller selbst revidierten Leipziger von 1804 steht übrigens zweien.

16. Es erscheint auffallend, daß Fridolin, der für den Augenblick einen bestimmten Auftrag vom Herrn erhalten hatte, sich noch bei der Frau erkundigt, ob sie nicht etwa einen Dienst von ihm begehre. Wahrscheinlich wollte aber Schiller den Fridolin mit diesen Worten nur sagen lassen: „Ich muß jetzt zum Eisenhammer; hast du nun vielleicht ein Geschäft für mich, das sich damit verbinden läßt? Ich halte es für meine Pflicht, danach zu fragen, da ich ja eigentlich zu deinem Dienste bestellt bin.“ Dem Edelknaben, der von seinem nächsten Berufe ganz erfüllt war, lag der Gedanke nahe, ob jener nicht noch mit dem eben aufgetragenen außerordentlichen Geschäft zu vereinigen sei.

17. Der letzte Vers ist etwas unverständlich. Nach Viehoff bedeutet er: Denkst du im stillen Gebete zu Gott reumütig deiner Sünden und bittest um Vergebung derselben, so schließe auch mich in dein reuiges Gebet ein, daß auch mir der Segen desselben zu teil werde. Oder, wenn man es spezieller auf das Meßopfer beziehen darf: Wenn du in der Messe vor Gott das Bekenntnis deiner Sünden ablegst, so schließe auch mich in dies reuige Bekenntnis ein, daß auch auf mich die Gnade, der Segen des Meßopfers, sich erstrecke.

19. „Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg!“ —

Dieser christlich-fromme Spruch erscheint zum ersten Male in dem ältesten erfundenen Roman der europäischen Litteratur, im ersten Ritterroman der Weltlitteratur, im Rudlieb, darin der

König von Afrika rät, an keiner Kirche vorüberzugehen, ohne darin zu beten.

20. „Sakristan“, Küster, Mesner. — Die Stola, ein schmales Stück Seide, Goldstoff oder dergl., welches der Priester über die Schultern hängt, so daß die beiden Enden vorn herabreichen. — Das Cingulum, der Gürtel, gewöhnlich eine weiße Schnur, womit der Priester das weite Priestergewand aufgürtet. Der Ausdruck: „hängt dienend um“, paßt nicht gut für das Cingulum.

21. „Ministrant“, Meß- oder Kirchendiener, der den Priester am Altar bedient. „Und kniet rechts und kniet links“, legt auf den Wink des Priesters unter Kniebeugung das Meßbuch bald auf die rechte, bald auf die linke Seite des Altars. — „Des Sanctus Worte“. Das Sanctus = das Heilig, ein Kirchengesang in der katholischen Kirche.

22. „Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt in hocherhab'ner Hand“. nämlich die in den Leib Christi verwandelte Hostie.

23. „Vobiscum Dominus“ oder: Dominus vobiscum, der Herr sei mit euch, also: bis zur Erteilung des Segens durch den Priester.

24. „Erst reinigt er das Heiligtum“, die bei der Messe gebrauchten heiligen Gefäße.

„Die Zahl zu füllen“, die er sich gleich anfangs für die Gräfin aufgegeben, zu welcher es ihm aber in der Messe bei den Sakristeigeschäften an Zeit gefehlt hatte. — Paternoster, Vaterunser, vergl. S. 176.

25. „Schlot“, Schornstein.

27. Der 3. u. 4. V. ist nach der angewandten Interpunktion so zu verstehen: Da fragte ich erst, wie es meine Pflicht war, bei meiner Gebieterin an.

Ein Rosenkranz ist eine Schnur mit großen und kleinen Kugeln zur Abzählung der Gebete. Der größere hat 150, der kleinere bloß 50 Kugeln; nach jeder zehnten folgt eine größere. Die kleineren Kugeln bedeuten die zu betenden Ave Maria, die größeren die Paternoster. Das Ave Maria ist der Gruß des Engels an die Maria:

Sei gegrüßt, Maria, du holdseligste unter den Frauen.

Dieser Gruß ist seit dem 11. Jahrh. das Gebet der Laien in der kath. Kirche.

30. Im 8. V. stände richtiger sind statt „ist“.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Fridolin diente der liebevollen Gräfin von Savern in aller Treue um Gottes willen.

2. Unausgesetzt war er thätig in ihrem Dienste, und glaubte seine Pflicht nur zu erfüllen, wenn er sich recht für sie quälen konnte.

3. Die Gräfin zog ihn daher dem ganzen Dienertroß vor, lobte ihn bei jeder Gelegenheit, hielt ihn wie ihr Kind und fand reines Wohlgefallen an ihm.

4. Dies erregte den Neid des boshaften Jägers Robert; um Fridolin zu stürzen, erweckte er in dem Grafen Argwohn.

5. Er preist den Grafen glücklich, weil er keinen Zweifel wegen der Keuschheit seiner Gemahlin habe.

6. Der Graf ist über Roberts Rede entrüstet, vergleicht die schwache Weibestugend mit der beweglichen Welle, hofft aber, daß an seine Frau sich kein Versucher wagen werde.

7. Robert bestärkt ihn in dieser Ansicht, fährt aber in der Verdächtigung Fridolins in einer Weise fort, daß der Graf zornbebend fragt, ob er von einer bestimmten Person spreche.

8. Robert verwundert sich, daß der Graf darüber in Unkenntnis sei, will nicht weiter davon sprechen, bezeichnet jedoch auf des Grafen Forderung Fridolin als den vermeintlichen Versucher.

9. u. 10. Zur Bestätigung des Gesagten erinnert Robert den Grafen an die Aufmerksamkeit, welche Fridolin der Gräfin stets beweise, und übergiebt ihm Verse, in denen derselbe ihr vorgeblich seine Liebe gestehe und um Gegenliebe bitte. Die Gräfin habe dies wohl aus Mitleid verschwiegen und auch ihm thue es leid, davon gesprochen zu haben, da ja der Graf ohne Sorge sein könne.

11. u. 12. Der Graf reitet wütend nach seinen im Walde liegenden Hochöfen, deren unausgesetzte Thätigkeit der Dichter schildert.

13. Zweien Knechten befiehlt er, den, welchen er senden werde, in die Glut des Ofens zu werfen.

14. Das entmenschte Paar freut sich dieses Auftrages, bläst das Feuer noch stärker an und sieht mit Verlangen dem Todesopfer entgegen.

15. Der Graf läßt Fridolin durch Robert zu sich rufen und befiehlt ihm, zum Eisenhammer zu gehen und zu fragen, ob die Knechte nach seinem Willen gethan hätten.

16. Fridolin macht sich sogleich bereit, den Befehl auszuführen, fragt jedoch vorher seine Gebieterin, ob sie etwa seinen Dienst begehre.

17. Diese ersucht ihn, für sie die Messe zu hören u. zu beten.

18. Erfreut über diesen Auftrag, eilt er fort; im Laufe hört er die Glocke zur Kirche rufen.

19. Eingedenk des Sprichworts, Gott nicht auszuweichen, wenn man ihn auf dem Wege finde, tritt er in das Gotteshaus, findet es aber noch leer; der Ernte wegen waren nicht einmal Chorgehilfen erschienen.

20—24. Er verrichtet zuerst den Dienst des Küsters, dann den des Mesners, reinigt darauf die gebrauchten heiligen Gefäße, geht hierauf nach den Eisenhütten und spricht unterwegs noch 12 Paternoster.

25. Dort angekommen, thut er die ihm aufgetragene Frage und erhält eine bejahende Antwort darauf.

26. Diese überbringt er seinem Herrn, der über seine Zurückkunft erstaunt und auf seine Frage, ob er sich im Laufe aufgehalten, erfährt, daß er während der Zeit noch gebetet habe.

27. Fridolin erzählt, daß er im Auftrage seiner Gebieterin vorher die Messe gehört habe.

28. Der Graf versinkt in Erstaunen und fragt nach der von den Knechten erhaltenen Antwort.

29. Dann fragt er weiter, ob ihm Robert nicht begegnet sei. Auf Fridolins verneinende Antwort steht er wie vernichtet da und erblickt in dem Ausgange die Entscheidung des Himmels.

30. Der Graf erweist sich ungewöhnlich gütig gegen Fridolin, führt ihn an der Hand der den Vorgang nicht kennenden Gräfin zu, empfiehlt ihn ihrer Huld und fügt hinzu, daß Gott und seine Engel mit demselben seien.

3. Gedankengang.

Der Dichter folgt durchweg dem Gange der Begebenheiten. In den ersten Strophen entwirft er uns ein Bild von dem frommen, treu dienenden Fridolin und der sanften, sittenreinen Gräfin. Hieran reiht sich eine kurze Charakteristik des boshaften Jägers Robert und des Grafen, an die sich dann in Form einer Unterredung gleich die Mitteilung von Fridolins Verleumdung durch den ersteren schließt. Die Wirkung dieser boshaft ersonnenen Mitteilungen auf das Gemüt des Grafen ist mit in diese Unterredung verflochten, zu der der schnellgefaßte Vorsatz desselben, Fridolin zu verderben, den Schluß bildet. Nachdem hierauf der Eisenhammer geschildert worden, wird des Grafen Befehl an die Knechte mitgeteilt, und diese werden dann kurz als herzlose, mit Mordlust erfüllte Henkersknechte gezeichnet. Um sein böses Werk zu vollenden, ruft Robert den Fridolin zum Grafen, der ihn hierauf den Todesweg gehen heißt. Von hierab ist Fridolin die handelnde Person. Er erklärt sich bereit, des Grafen Befehl auszuführen, thut es jedoch erst nach Erfüllung einer ihm von seiner eigentlichen Gebieterin auferlegten Pflicht, nämlich die Messe für sie zu hören. Die Messe selbst wird hierbei beschrieben, und die Erzählung dadurch an dieser Stelle unterbrochen. Fridolin erfüllt nun des Grafen Gebot, bringt die ihm dunkle Antwort zurück und erzählt auf Befragen die Ursache seiner Verspätung. Als der Graf noch erfährt, daß Fridolin auf seinem Wege Robert nicht begegnet sei,

erkennt er dessen Bosheit und Fridolins Unschuld, und empfiehlt ihn der Huld der Gräfin.

4. Gliederung.

Aus dem eben Gesagten ist bereits ersichtlich, daß das Gedicht aus einer Einleitung, in der Fridolin und die Gräfin kurz gezeichnet werden, und aus drei Hauptteilen besteht: aus Roberts Verleumdung, aus der vom Grafen beabsichtigten Vernichtung Fridolins und aus der Darstellung der Frömmigkeit des letzteren und der Abwendung der ihm drohenden Gefahr.

Die nachstehende Disposition läßt diese Gliederung im einzelnen noch näher erkennen.

Disposition.

I. Einleitung: Kurze Charakteristik Fridolins und der Gräfin. (Str. 1—3.)
  A. Fridolins Diensteifer. (Str. 1 u. 2.)
    1. Ursache,
    2. Ausdehnung desselben.
  B. Belohnung dieses Diensteifers. (Str. 3.)
II. Roberts Verleumdungen. (Str. 4—10.)
  A. Roberts Gesinnung. (Str. 4, V. 1—4.)
  B. Schwäche des Grafen. (Str. 4, V. 5—8.)
  C. Roberts Verleumdung Fridolins. (Str. 5—10.)
    1. Er preist den Grafen glücklich wegen seines keuschen Weibes, erregt aber dabei dessen Zweifel. (Str. 5.)
    2. Wirkung dieser Rede auf den Grafen. (Str. 6.)
    3. Weitere Erweckung von Zweifeln. (Str. 7, V. 1—6.)
    4. Aufregung des Grafen hierüber. (Str. 7, V. 7 u. 8.)
    5. Robert stellt Fridolins Schuld als gewiß und bekannt dar. (Str. 8, V. 1—4 u. 8.)
    6. Höchste Aufregung des Grafen. (Str. 8, V. 5—7.)
    7. Beweise für seine Verleumdung.
      a. Fridolins Aufmerksamkeit für die Gräfin bei Tafel. (Str. 9.)
      b. Überreichen untergeschobener Verse. (Str. 10.)
III. Des Grafen Vorsatz, Fridolin mit dem Tode zu bestrafen. (Str. 11—15.)
  A. Er reitet nach seinem Eisenhammer. (Str. 11, V. 1—4.)
  B. Beschreibung des Eisenhammers. (Str. 11, V. 5—8 u. Str. 12.)
  C. Des Grafen Auftrag an die Knechte. (Str. 13.)
  D. Schilderung der Knechte. (Str. 14.)
  E. Auftrag an Fridolin. (Str. 15.)
    1. Robert ruft ihn zum Grafen. (Str. 15, V. 1—4.)
    2. Des Grafen Befehl. (Str. 15, V. 5—8.)

IV. Fridolin. (Str. 16—30.)
  A. Er fragt, bevor er nach dem Eisenhammer geht, nach etwaigen Aufträgen seiner Gebieterin. (Str. 16.)
  B. Diese beauftragt ihn, die Messe zu hören. (Str. 17.)
  C. Ausführung dieses Auftrages. (Str. 18—24.)
    1. Er macht sich sogleich auf den Weg und hört auf demselben den Ruf der Glocke zur Kirche. (Str. 18.)
    2. Die Kirche ist bei seinem Eintritt noch leer. (Str. 19.)
    3. Er verrichtet während der Messe den Küster- und Mesnerdienst. (Str. 20—23 u. Str. 24, V. 1—3.)
  D. Der Gang nach d. Eisenhammer. (Str. 24, V. 4—8 u. Str 25.)
    1. Er betet unterwegs.
    2. Seine Frage an die Knechte.
    3. Antwort derselben.
  E. Zurückkunft vom Eisenhammer. (Str. 26—29.)
    1. Er überbringt die erhaltene Antwort.
    2. Des Grafen Erstaunen über seine Rückkehr.
    3. Grund seiner Verspätung.
    4. Des Grafen Entsetzen und Fragen
      a. nach der Antwort der Knechte,
      b. nach Robert.
  F. Des Grafen Enttäuschung und Sinnesänderung. (Str. 30.)

5. Die Personen des Gedichtes.

1. Fridolin, Page der Gräfin von Savern, ist ein wohlgestalteter, blondhaariger Jüngling mit angenehmen Gesichtszügen. Seiner Gebieterin ist er treu ergeben und zwar nicht bloß deshalb, weil sie ihn sanft und liebevoll behandelt, sondern aus Gehorsam und Ehrfurcht gegen Gott, also, „um Gottes willen". Daher würde er auch im Dienste eines launenhaften, übermütigen Herrn die einmal übernommenen Pflichten gewissenhaft und freudig erfüllen. Sein Diensteifer ist so groß, daß er sich selbst dann noch nicht genug gethan zu haben glaubt, wenn er vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht hin unausgesetzt für die Gräfin thätig gewesen ist. Eine Aufforderung derselben, sich's nicht so sauer werden zu lassen, macht ihm gleich „das Auge feucht". Dasselbe Lob verdient seine aufrichtige Frömmigkeit. Die Kirche zu besuchen und deren Vorschriften gewissenhaft zu erfüllen, macht den angenehmsten Teil seiner Pflichten aus. Darum kennt er aber auch die Ordnung beim Gottesdienst so genau, daß er erforderlichen Falls jeden Augenblick Küster und Mesner vertreten kann. Viel Freude macht es seinem liebevollen Herzen, auch für andere, namentlich für seine Gebieterin und deren Gemahl, beten zu können. Unkeuschheit ist seiner Seele so vollkommen fremd, daß der Graf ihn mit einem unschuldigen Kinde vergleicht und ihn für reiner

hält, als die Engel. Wegen dieser inneren Reinheit ist er andern gegenüber vollkommen arglos und traut keinem Menschen etwas Böses zu. Darum ahnet er auch das ihm bereitete Verderben nicht und versteht nicht einmal den Sinn der Worte, welche die Knechte am Eisenhammer sprechen.

Diese trefflichen Eigenschaften erwarben ihm nicht nur das Wohlgefallen seiner Gebieterin, sondern er erfreute sich auch des göttlichen Schutzes so sichtlich, daß er infolge desselben Gefahren, welche böswillige Menschen ihm bereiteten, ohne sein Zuthun glücklich entging.

2. Die Gräfin von Savern ist sanft und gut. Die Menschen schätzt sie nicht nach Rang und Reichtum, sondern nach ihrer Gesinnung und Gottesfurcht. Der tugendhafte Diener wird daher von ihr mit dem größten Wohlwollen behandelt und wie ein Kind geliebt. Die Kirche versäumt sie nur, wenn höhere Pflichten es gebieten. Ihren Kindern ist sie eine sorgsame Mutter, ihrem Gemahl eine treue Gattin. Unkeuschheit kennt ihr Herz nicht.

3. Der Graf von Savern fordert von seiner Gemahlin zwar eheliche Treue, ist aber sonst gegen die Tugend ziemlich gleichgültig. Thun seine Diener daher nur einigermaßen ihre Schuldigkeit, so ist er mit ihnen zufrieden, wenn sie sonst auch noch so bösen Herzens sind. Wissen sie es einigermaßen geschickt anzufangen, so gelingt es ihnen leicht, sein Vertrauen so weit zu erlangen, daß er ihnen ohne weiteres glaubt und ihren Ratschlägen selbst in den wichtigsten Angelegenheiten ein offenes Ohr leiht. In seinem Charakter zeigt sich große Leidenschaftlichkeit. Er handelt daher rasch, ohne vorherige Prüfung. Wer seinen Zorn erregt, hat das Schlimmste zu fürchten und setzt unter Umständen sein Leben aufs Spiel. Hat er aber nach zurückgekehrter Besonnenheit seinen Fehler erkannt, so verfehlt er auch nicht, sich dem gütig zu erweisen, den er hart behandelte. Für die göttlichen Fügungen ist er empfänglich und unterwirft sich ihnen ohne Weigern.

4. Wie Fridolin das höchste Wohlwollen der Gräfin genoß, so war es dem Jäger Robert gelungen, sich in Gunst beim Grafen zu setzen. Die Mittel, welche er hierzu anwandte, waren von denen, welcher sich Fridolin bediente, gewiß eben so verschieden, wie die ganzen Charaktere beider Personen. Denn während dieser ein wahres Muster von Liebenswürdigkeit ist, zeigt sich jener als durch und durch boshaft, erfüllt mit giftigem Groll, böser Schadenlust, Neid und Mißgunst, Arglist und Heuchelei. Statt sich Fridolins Treue und Diensteifer zum Muster zu nehmen, wurden sie ihm ein Ärgernis. Da Fridolin sich gar nichts zu Schulden kommen läßt, was einen Anhalt geben könnte zu seinem Sturz, so greift Robert zur Verleumdung und legt ihm, um seinen Zweck ganz sicher zu erreichen, gleich das Schändlichste und Straf-

würdigste zur Last. Wie ihm die Mittel gleichgültig sind, welche er zu seinen verruchten Plänen anwendet, so ist es ihm auch ganz einerlei, welchem Schicksal sein Opfer anheim fällt: ob es nur aus seiner Umgebung entfernt, oder gänzlich vernichtet wird.

Der Lenker der menschlichen Schicksale fügt es, daß dieser Bösewicht endlich seinen Lohn empfängt und gerade in die Grube stürzt, die er dem Unschuldigen gegraben hatte.

5. Die beiden Knechte am Eisenhammer haben nichts mehr von dem an sich, was den Menschen zum Menschen macht. Sie gleichen blutgierigen Tigern, denen das Morden und die Qualen ihrer Opfer Vergnügen machen. Darum nehmen sie dieselben ohne Richterspruch hin und fragen nichts danach, ob sie zur Bestrafung des Lasters benutzt werden, oder ob sie Werkzeuge der Bosheit und Tyrannei sind.

6. Die Idee des Gedichtes.

Die Absicht des Gedichtes ist beim ersten Lesen erkennbar. Es soll durch dasselbe die Idee dargestellt werden, daß Pflichttreue und Frömmigkeit den unmittelbaren Schutz Gottes genießen, so daß der Reine und Unschuldige selbst ohne sein Zuthun den größten Gefahren glücklich entgeht, während der Lasterhafte gar oft selbst in das Verderben stürzt, das er andern bereiten möchte. Letzteres drückt das bekannte Sprichwort: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“, am treffendsten aus.

„Der Fromme wandelt, vom Himmel geschützt, gefahrlos durch die Stricke, die ihm die Bosheit gelegt, und dieser werden die eigenen Schlingen zum Verderben.“ (Viehoff, Vorschule der Dichtkunst. S. 128.)

7. Die Komposition des Gedichtes.

Unser Gedicht führt uns, wie wir bereits gesehen haben, nicht sogleich mitten in die Handlung ein, wie der Taucher, der Ring des Polykrates, der Handschuh, sondern es holt einfach erzählend weiter aus und macht uns erst mit der Hauptperson näher bekannt. Die Exposition greift sonach gar nicht in den Gang der Handlung ein. Nach der Einleitung spielt zuerst Robert die Hauptrolle; dann übernimmt sie der Graf (Str. 11: „Da ritt in seines Zornes Wut“ 2c.), und endlich von der 16. Str. an „Und jener spricht: es soll geschehn“ 2c.) bis zu Ende ist Fridolin die Hauptfigur. In den früheren Romanzen (Balladen) nimmt die Geschichte wenig Zeit ein: selbst Ibykus wird an demselben Tage getötet, sein Leichnam aufgefunden und seine Mörder bestraft. Die Handlung dieses Gedichtes muß sich wenigstens durch zwei Tage erstrecken, aber der Zeitablauf ist unmerklich gemacht. Nur in einem Punkte ist die Zeitdauer gleichsam dargestellt. Statt es

kurz und prosaisch zu sagen: Es verfloß, während Fridolin in der Kirche war, eine geraume Zeit, stellt uns der Dichter sehr kunstvoll diese geraume Zeit selbst gleichsam vor Augen durch vielerlei kirchliche Verrichtungen, die er den Edelknecht als Sakristan ausführen läßt. Diese weitläufige Schilderung der Messe ist eine Scene, welche die Handlung vor unsern Augen scheinbar aufhält, damit sie hinter den Coulissen durch Robert weiter spiele und ihrem Ziele zueile. Die Messe ist hier ein solches, mitten in die Handlung gelegtes kleineres Ganze, wie der Eumenidenchor in den Kranichen des Ibykus, und beide dienen der Handlung, jene hemmend, dieser antreibend.

Die leidenschaftliche Lust, welche Schiller damals für die Darstellung äußerer Erscheinungen gefaßt hatte, ersieht man auch aus der vortrefflichen Schilderung des Eisenwerks: „Der Funke sprüht, die Bälge blasen“ ꝛc. Dieses lebendige Gemälde ist ein Seitenstück zu der Beschreibung des Strudels im Taucher; „Und es wallet und siedet und brauset und zischt“ ꝛc. Als Goethe die letztere Darstellung durch die Natur selbst bestätigt fand, schrieb ihm Schiller zurück: „Vielleicht führt Ihre Reise Sie auch an meinem Eisenhammer vorbei; und Sie können mir sagen, ob ich dieses kleinere Phänomen richtig dargestellt habe.“

Fridolins Unschuld ist rührend und rein durchgeführt. Eine höhere Hand leitet ihn unversehrt am Abgrund hin, aber auf eine ganz natürliche Weise. Eben dadurch, daß kein Wunder geschieht, ist die Darstellung nur um so eindringlicher. Robert steht mit Fridolin in Kontrast, doch sind beide nicht nach Schillers früherer Manier absichtlich in Gegensatz gestellt. Sein Verbrechen ist daher nur soweit hervorgehoben, als es notwendig war. Daß er den Anschlag des Grafen kennt, ist nur angedeutet:

„Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„„Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
Der Herr begehret dein;““

sein Untergang ist aber nur zu erraten gegeben, wie auch die Bestrafung des Polykrates für seinen Übermut und das Ende der Mörder des Ibykus. Die Schilderung solcher Mordscenen widerstrebt dem Zartgefühl des ideell gestimmten Sängers — „das ist nicht für den Dichter“, sagt er selbst — und in allen diesen Fällen wäre hierdurch auch die Einheit der darzustellenden Handlungen überschritten worden. Und wiegen die Worte: „Und grinsend zerren sie den Mund“ ꝛc. nicht ein gräßliches Gemälde auf, dessen Durchführung sie der Phantasie überlassen?

Als sehr angemessen erscheint es namentlich, daß Fridolin nichts von der Verleumdung und dem schrecklichen Ende seines Feindes erfährt. Auf das zarte Gemüt des Jünglings hätten diese

furchtbaren Geheimnisse störend wirken müssen; er wäre unfehlbar aus seiner schönen kindlichen Heiterkeit, aus seinem schönsten Glück unwiederbringlich gerissen worden.

Hoffmeister, dem wir in dem Vorstehenden größtenteils gefolgt sind, fügt seinen Erörterungen noch folgendes hinzu:

„Nach diesem vielfachen Lobe darf ein bedeutender Fehler unseres Gedichtes nicht unerwähnt bleiben. Die Gräfin trägt ihrem Diener auf, für sie, welche ihres kranken Sohnes warten müsse, die Messe zu hören:

„Und froh der vielwillkomm'nen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf."

Aber als er jetzt zu der Kirche gelangt, da läßt er sich nicht durch den Auftrag seiner Gebieterin, sondern durch ein Sprichwort bewegen, in das Gotteshaus zu treten.

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg."
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus.

In der Kirche selbst aber ist er des eigentlichen Zweckes, warum er hinein gehen sollte, gar nicht mehr eingedenk; wenigstens wird es erst nachher nur beiläufig gesagt, daß er für die Gräfin gebetet habe, was zum Teil wohl unterwegs nach der Eisenhütte geschehen sein möchte. So wird die Rettung des Unschuldigen einmal durch die treue Befolgung jenes frommen Spruches und das andere Mal durch die Anhänglichkeit an seine Gebieterin bewirkt. Es ist nicht zu leugnen, daß durch diesen Widerspruch der Motive der Eindruck der Dichtung auf den Leser getrübt wird. Während Schiller das eine Motiv, auf Veranlassung der Frömmigkeit in die Kirche zu gehen, in seiner Quelle vorfand, wollte er vermutlich durch Aufnahme des andern die Gräfin dadurch, daß sie den Auftrag erteilt, mehr hervortreten lassen und zugleich den Diensteifer Friedolins in ein helles Licht stellen. Wie er aber beide Antriebe, in die Kirche zu gehen, nach einander aufführt, hängen sie nicht zusammen, sondern schließen sich aus."

Viehoff hält dies Urteil nicht ganz von Irrthum frei und sucht Schiller zu rechtfertigen. „Ich glaube zu erkennen," sagt er, „wie Schiller zur Aufnahme des getadelten Motivs kam. In der ersten Anlage, wo das Stück nur 24 Strophen zählte, fehlte vermutlich zuerst dieses Motiv; der Dichter hatte sich wahrscheinlich darin ganz an die Quelle gehalten und den Kirchenbesuch bloß durch den frommen Spruch motiviert. Nun mochte es ihn aber bedünken, als ob dieses letztere Motiv für sich allein nicht recht triftig sei und den Edelknaben gerechtem Tadel preisgebe, wenn es gleich zur Unterstützung eines anderen Motivs sich wohl eigne. Darum erfand er nun jenes, wodurch er freilich die Schuld, daß die Ausführung des vom Grafen ertheilten Befehls durch etwas anderes

verzögert wurde, auf die Gräfin hinübertrug. Vielleicht um diese Schuld, wie klein sie sein mochte, noch zu mildern, führte er die Krankheit des Sohnes ein; ja streng genommen spricht auch die Gräfin nicht einmal geradezu den Befehl aus, die Messe zu hören. Indes faßte Friedolin ihre Worte doch so auf und wurde durch sie zum Kirchenbesuch bestimmt. Wenn er aber nun in Str. 19 beim Hereintreten ins Gotteshaus das Wort: „Dem lieben Gotte weich' nicht aus" u. s. w. ausspricht, so geschah dies vielleicht nur wegen des zufälligen Zusammentreffens, so daß der liebe Gott ihn rief, als just sein Weg ihn am Gotteshause vorbeiführte, oder um den Rest des Bedenkens, daß er jetzt mit der Ausführung des vom Grafen erhaltenen Auftrages zögere, zu beschwichtigen. Das letztere ist das Wahrscheinliche, da in Str. 20 ein Wort eingestreut ist, das noch deutlicher als zur Selbstberuhigung gesprochen erscheint („Das ist kein Aufenthalt, was fördert himmelan!"). Doch will ich gern gestehen, daß mir der Dichter darin gefehlt zu haben scheint, daß er das Verhältnis der beiden Motive zu einander nicht unverkennbar angedeutet hat."

8. Darstellungsweise.

Das Gedicht gehört zu den Romanzen, nähert sich jedoch dadurch, daß das Ganze nicht kunstvoll angelegt ist, alle Teile vielmehr nur chronologisch angeordnet sind, der einfachen Erzählung. Es scheint, als habe der Dichter diese Romanze ganz besonders für das Volk bestimmt; denn Inhalt und Sprache schließen sich ganz der Volksvorstellung an. Die Frömmigkeit und Pflichttreue Fridolins, die Achsen des Stücks, sind gemeinverständliche Begriffe; die sprichwörtlichen Redensarten: „Dem lieben Gotte weich' nicht aus, find'st du ihn auf dem Weg", und: „Das ist kein Aufenthalt, was fördert himmelan", sind aus dem religiösen Volkssinn herausgegriffen, und der Grundgedanke der ganzen Romanze (Ballade): „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein", lebt überall im Volke. Endlich findet das Volk darin seine Tugenden und seinen religiösen Glauben auf eine edle Weise ausgesprochen. Die Darstellung zeigt die dem Volke eigene und ihm daher zusagende gemächliche Breite und paßt vortrefflich zu dem Stücke, dessen Held kein streitender, sondern ein völlig leidender ist. Die Sprache ist ruhig und wunderbar einfach. Dem Charakter volkstümlicher Erzählung gemäß, ist an mehreren Stellen das persönliche Fürwort ausgelassen, wie z. B. Str. 2 V. 7: „Und meinte", Str. 4, V. 5: „Und trat". Eben so ist der von Uhland so häufig gebrauchte Ausdruck: „Der Herr, der spricht" (Str. 15, V. 6), ganz volkstümlich. Dagegen dürfte der Ausdruck: „Es gürtet Scham" (Str. 5, V. 6), hier wohl zu edel sein.

Recht wirksam ist Str. 6, V. 3 und 4, die vielleicht unbe-

wußt entstandene Allitteration der Lippenbuchstaben (Werde, Weib, bau'n, beweglich, wie, Well'), die eben das wellenartig Schwankende der Weibertugend darstellt. Eben so ausdrucksvoll sind in dieser Str. in V. 5 die sprachlichen Elemente: Licht, locket, Schmeichlers, Mund. Dagegen klingt die Abkürzung: Well' für Welle hart. Auch Str. 11, V. 7 u. 8 hat eine kräftig wirkende Allitteration in den Lippenbuchstaben der Wörter: Funke, Bälge, blasen, Felsen, verglasen. Str. 12, V. 5 u. 6 ist die an sich unschöne Häufung harter Konsonanten (Werke, klappern, Nacht, Tag, Takt, pocht) von sehr guter Wirkung, da hierdurch die Thätigkeiten im Eisenhammer treffend vorgestellt werden. In Str. 18, V. 5 muß der Ausdruck: „Von dem Glockenstrang", als ein müßiger Zusatz zu „hellschlagend" bezeichnet werden.

Die Strophen bestehen aus 8 aus Jamben gebauten Versen. Der 1., 3., 5. u. 6 V. sind vierfüßig, der 2. u. 4. dreifüßig und der 7. u. 8. wieder vierfüßig mit überzähliger Silbe. Die Reime sind in den ersten 6 Versen männlich, in den beiden letzten weiblich.

9. Die Sage der Romanze.

Die Sage, welche unserer Romanze (Ballade) zu Grunde liegt, ist indischen Ursprungs, hat ihren Wandergang durch mehrere Länder gemacht und kommt daher in verschiedener Gestalt vor.*) Des Dichters Quelle war, wie Götzinger nachgewiesen hat, die Novellensammlung Les Contemporains (1780) von Rétif de la Bretonne, in deren 9. Novelle La fille garçon die Geschichte als Einschiebsel vorkommt.**) Sie lautet hier: Ein gottesfürchtiger junger Mann Namens Champagne war Bedienter im Hause der Gräfin K. . ., deren steinreicher Gemahl in der Gegend von Vannes oder Quimper Eisenhämmer besaß. Dieser treue Bediente erblickte, wie der h. Paulus sagt, in seiner Herrschaft Gott, und so war er stets dienstfertig, und würde es gegen den Grafen nicht minder als gegen die Gräfin gewesen sein, hätte er nicht im Dienste der letztern gestanden. Seine Sorgfalt und Aufmerksamkeit war so groß, daß er jeden ihrer Wünsche zu erraten schien. Die Gräfin bewunderte diesen Diensteifer, und nie versiegte der Quell ihrer Lobeserhebungen, wenn eine ihrer Freundinnen zum Besuche kam. Da er überdies ein schöner Bursche war und sich stets mit der größten Bescheidenheit betrug, so wünschte jeder der Gräfin Glück zu einem solchen Bedienten. Einer seiner Dienstgenossen, Pinson

*) Vergl. hierüber „Die Gegenwart von Lindau. XIII. Nr. 15. S. 238.

**) Möglich ist auch, daß Schiller die Fabliaux von Le Grand d'Aussy gekannt hat, die 1797 zu Paris in 3 Bdn., 1795—97 Deutsch in 4 Bdn. von Lütkenmüller zu Halle erschienen. Die VII. der Novellen, die Contes devots hat eine entfernte Ähnlichkeit mit der 9. Novelle der Rétifschen Sammlung.

oder Blero, der Zeuge jener Lobsprüche war, wurde darüber so eifersüchtig, daß er Champagne durch Verleumdung beim Grafen zu stürzen beschloß. Er klagte ihn an, daß er die arglose Gräfin liebe, und er gab dem Grafen so viele wahrscheinliche Hindeutungen an, daß dieser ihm zu glauben begann. Zwar suchte er sich mit eigenen Augen von der Wahrheit zu überzeugen; aber verblendet durch den boshaften Diener, wie er war, sah er in allem nur Arges. Der Graf machte sich wenig aus dem Leben eines elenden Bedienten, dessen Vergehen ihm so schwer deuchte; er begab sich daher zum Hochöfner in einem seiner Eisenhämmer und sagte zu ihm: Denjenigen, den ich zu dir mit der Frage schicken werde, ob du meinen Auftrag vollführt hast, wirf sofort in deinen Ofen! Nun sind solche Hochöfner die grausamsten, rohesten Geschöpfe, und es war diesem daher der Auftrag herzlich willkommen. Aus Besorgnis aber, ihn allein nicht gehörig zu vollziehen, gesellte er sich einen gleich boshaften Kameraden bei. Am andern Morgen ließ der Graf den Champagne durch Blero rufen und sprach zu ihm: „Champagne, gehe zum Eisenhammer und frage den Hochöfner, ob er meinen Auftrag vollführt hat." — „Sehr wohl, Ihro Gnaden!" antwortete Champagne, und eilte fort, des Herrn Befehl auszurichten. Im Weggehen fiel ihm aber ein: „Du könntest doch bei deiner Dame anfragen, ob sie nicht etwas mit zu bestellen hat." Er kehrte also in das Zimmer der Gräfin zurück und sagte zu ihr: „Wißt, Herrin, daß ich auf Befehl des gnädigen Herrn nach dem Eisenhammer gehen soll, und da ich der gnädigen Frau angehöre, wünsche ich zu erfahren, ob dieselbe etwas zu befehlen habe." — „Nichts, Champagne," erwiderte die Gräfin, „außer etwa, wenn man zufällig zur Messe läuten sollt, wohin ich einiges Unwohlseins wegen nicht gehen kann, so hört sie mit an und betet für mich und für Euch zugleich." Dieser Befehl war für Champagne ungemein willkommen; denn ohne ihn hätte er sich bei der Ausführung des Auftrags seines Herrn keine Verzögerung gestatten dürfen. Kaum hatte er das Ende des Dorfes erreicht, als man zur Messe läutete. Nun war es Sommer und niemand zum Ministrieren bei der Hand, als schwächliche Greise. Champagne erbot sich dazu, setzte die Schenkgefäße in Bereitschaft, reinigte die Sakristei, und als der Priester gekommen, respondierte er andächtiglich. Die Messe dauerte wohl drei Viertelstunden. Darauf setzte er alles wieder an Ort und Stelle, so gut es nur immer ein Sakristan gethan hätte, und eilte dann dem Hammer zu, indem er unterwegs die Gebete vollendete, die er für seine Herrin, den Grafen und sich selbst im Gebetbuche begonnen hatte. Beim Hammer angekommen sprach er zum Hochöfner: „Habt Ihr vollführt, was Ihro Gnaden Euch aufgetragen?" — „O schon vor einem guten Weilchen", sagte der Kerl lachenden Mundes: „davon ist

gar nicht mehr die Rede; es ist so gut, als wäre er seiner Lebtage nie dagewesen." Champagne eilte schnurstracks zu seinem Herrn zurück. Sobald ihn dieser gewahrte, geriet er in großes Erstaunen und heftigen Zorn. „Wo kommst du her, Schurke?" rief er. — „Vom Hammer, Ihro Gnaden." — „Du hast dich unterwegs also verweilt?" — „Nicht im geringsten weiter, gnädiger Herr, als daß ich die gnädige Frau fragte, ob ich unterwegs etwas für sie mit ausrichten könne; da befahl sie mir, die Messe zu hören und für sie mit zu beten, wenn ich für mich betete, und das habe ich gethan, und für Sie auch; ich dachte nicht, daß der Auftrag von Ihro Gnaden so sehr dringend wäre." Da versank der Graf in tiefes Sinnen, und nachdem er Champagne gefragt, was man ihm beim Hammer erwidert, entnahm er aus der Antwort, daß der Angeber, den er aus Ungeduld dem Champagne nachgeschickt hatte, beim Hochofen zuerst angekommen und auf der Stelle verbrannt worden war. Er konnte nicht umhin, hier ein göttliches Walten zu erkennen. Sogleich begab er sich mit Champagne zur Gräfin und sprach zu ihr, auf den Jüngling zeigend: „Auf diesen guten Diener verlaßt Euch getrost; denn heute habe ich ihn als einen Liebling Gottes erkannt." Und von dem Tage wurde Champagne mit der Verwaltung des ganzen Hauses betraut und lag seinem Amte mit Treue und Redlichkeit ob.

Eine ähnliche Sage mit der Überschrift: Der Gang nach dem Eisenhammer" findet sich in Simrocks italienischen Novellen. Heilbronn, 1877, S. 26; auch in der Erzählung von Peter Lauremberg: Das Kirchengehn nicht säume, und in dem noch älteren Erbauungsbuche „Der Seelen Trost" wird sie mit einer feinen Historie bestätigt.

10. Schriftliche Aufgabe.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

14. Die Bürgschaft.

(Damon und Phintias.)

1798, Ende August.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 232. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 112. — Lüben, Auswahl. II. 219.

1. Erläuterungen.

Überschrift. Für die Prachtausgabe seiner Werke änderte Schiller eigenhändig die Überschrift „Die Bürgschaft" in: „Damon und Phintias" um. Vgl. den 9. Abschnitt.

Str. 1. Über die Personen des Gedichtes vergleiche man den letzten Abschnitt, die Fabel des Gedichtes.

„Entgegnet" bedeutet im gewöhnlichen Sinne erwidert, hier steht es jedoch, da Dionys als der zuerst Sprechende dargestellt wird, wohl für: ruft, spricht (dem Hereintretenden) entgegen.

2. „Doch willst du Gnade mir geben" eine versteckte Ellipse: Willst du Gnade mir geben, so nehme ich dieselbe an; ich flehe ꝛc.

„Dem Gatten" ist etwas kühn gesagt für: dem, der ihr Gatte werden soll.

3. „Da lächelt der König mit arger List", er freut sich, den gerühmten Edelmut zweier Freunde als leeren Wahn zu sehen. Die von ihm angewandte List ist im letzten Verse ausgesprochen: „Doch dir ist die Strafe erlassen". Damon soll sich nämlich dadurch veranlaßt fühlen, dem Freunde untreu zu werden.

Bemerkenswert ist in V. 5 der Gebrauch des Passivs in reflexivem Sinne: ehe du dich mir zurückgegeben hast.

4. Wenn Damon V. 3 seine That ein „frevelndes Streben" nennt, so spricht er natürlich im Sinne des Tyrannen; die beiden Freunde hielten das Streben für ein löbliches und verdienstliches.

5. „Das dritte Morgenrot", der dritte Morgen, Tag.

10. „Des Waldes nächtlichem Ort", Dunkelheit des Waldes.

12. „Und die Sonne versendet glühenden Brand", es war Mittgg, die Sonne stand über seinem Haupte.

Der 6. u. 7. V. erinnern an die 7. Str. im Ibykus. Es ist eine Form des Fragesatzes mit der Auffassung des Vorwurfs, der Bitterkeit.

14. „Der Bäume gigantische Schatten", es war Abend; beim Untergang wirft die Sonne bekanntlich riesige (gigantische) Schatten.

15. „Des Hauses redlicher Hüter", der Hausverwalter.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Damon will den Tyrannen Dionys ermorden, wird aber dabei ergriffen, und soll dafür den Kreuzestod erleiden.

2. Er ist dazu bereit, erbittet sich aber 3 Tage Frist, um die Schwester zu verheiraten, und bietet den Freund als Bürgen an.

3. Der König bewilligt ihm diese Frist, erklärt jedoch, den Freund zu töten, falls er nicht Wort halte, ihm aber die Strafe zu erlassen.

4. Damon teilt dem Freunde seine Lage mit und ersucht ihn, als Bürge für ihn einzutreten.

5. Dieser erfüllt sein Verlangen; Damon eilt zur Schwester, verheiratet sie und tritt sogleich den Rückweg an.

6. Der Strom, über welchen er muß, ist durch anhaltenden starken Regen angeschwollen und hat die Brücke weggerissen.

7. Trostlos irrt er am Ufer hin und kann nirgends Hilfe errufen.

8. In dieser Lage wendet er sich bittend an Zeus, das Toben des Stromes zu hemmen.

9. Der Strom wächst aber immer mehr; getrieben von Angst, wirft Damon sich in denselben und durchschwimmt ihn.

10. Kaum hat er Gott für die Rettung gedankt, so wird er im dunkeln Walde von Räubern überfallen.

11. Er siegt aber im Kampfe mit ihnen.

12. Nun ermattet ihn aber die glühende Mittagssonne, und er bittet in bitterem Tone Gott, ihn nicht verschmachten zu lassen.

13. Da erblickt er auf einmal eine Quelle und erquickt und stärkt sich an ihrem frischen Wasser.

14. Gegen Abend kommt er an zwei Wanderern vorüber, aus deren Gespräch er vernimmt, daß der Freund eben ans Kreuz geschlagen ist.

15. Das beschleunigt seinen Lauf noch mehr. Als er endlich Syrakus erblickt, kommt ihm sein Hausverwalter, Philostratus, entgegen.

16. Dieser fordert ihn zur Umkehr auf, da der Freund, der den Glauben an Treue nicht verloren habe, eben den Tod erleide.

17. Damon will aber lieber mit dem Freunde sterben, als die Treue brechen.

18. Mit Sonnenuntergang ist er am Thore und verhindert durch lauten Zuruf die eben vor sich gehende Kreuzigung des Freundes.

19. Das Volk erstaunt und weint mit den sich umarmenden Freunden; selbst der König wird durch die Nachricht überrascht und gerührt und läßt beide vor sich führen.

20. Er blickt sie lange verwundert an, erklärt, daß sie ihn bezwungen hätten, daß er wieder an Treue glaube, und bittet um Aufnahme in ihren Freundschaftsbund.

3. Gedankengang.

Der Dichter macht uns in den ersten 5 Strophen mit verschiedenen, der eigentlichen Handlung vorangehenden Begebenheiten und den Hauptpersonen bekannt. Den Helden der Dichtung, Damon, lernen wir zuerst kennen, und zwar in dem Augenblicke, wo er wegen eines an Dionys beabsichtigten Mordes von den Häschern ergriffen wird. Dies Ereignis sowohl, als auch die Bitte des Damon geben dem Dichter Gelegenheit, den Dionys mit einigen Strichen zu zeichnen. Darauf wird das Verhältnis, in dem Damon zu seinem Freunde steht, angedeutet und hieran, eben so kurz, die Nachricht gereihet, daß ersterer in der ihm vergönnten Frist die Verheiratung der Schwester vollzogen habe. Mit der 6. Str. beginnt die Haupthandlung des Gedichtes, nämlich die Darstellung der Hindernisse, welche dem Damon die Erfüllung des dem Freunde

gegebenen Versprechens erschweren. Das erste Hindernis stellt ihm die Natur entgegen. Unendlicher Regen schwellt Bäche und Ströme an; der Strom reißt die Brücke weg und macht den Übergang über denselben unmöglich. Nirgends ist Hilfe zu erblicken oder zu errufen. Damon fleht den Zeus um Beistand an, faßt Mut, durchschwimmt den Strom und dankt dem rettenden Gotte. Das sich hieran reihende zweite Hindernis bereiten ihm Räuber. Er versichert ihnen, nichts als das Leben zu haben, bittet des Freundes wegen um Erbarmen, schlägt drei von ihnen nieder und verjagt die übrigen. Nun wird die eigene Natur dem Damon ein Hindernis. Ermattet von der Anstrengung und gequält vom Durst, sinkt er nieder. Im Bewußtsein seiner Ohnmacht bittet er abermals Zeus um Hilfe, vernimmt bald darauf das „rieselnde Rauschen“ eines Quells und erfrischt sich durch denselben. Nachdem auch dies Hindernis beseitigt ist, neigt sich der Tag, mit dem die gestattete Frist abläuft, und noch hat er die Stadt nicht erreicht. Da hört er im Vorbeigehen von zwei Wanderern, der Freund werde eben ans Kreuz geschlagen. Sein ihm gleich darauf entgegeneilender Hausverwalter bestätigt das eben Gehörte und beschwört ihn geradezu, auf Rettung seines Lebens bedacht zu sein. Wie er aber die äußern Hindernisse glücklich überwunden hat, so wird auch das, welches geeignet ist, seinen Entschluß wankend zu machen, erfolgreich zurückgewiesen: er will lieber mit dem Freunde sterben, als die Pflicht brechen. Mit Ablauf der Frist steht er am Thore von Syrakus und sieht den Freund eben am Seile empor ziehen. Laut rufend drängt er sich gewaltsam durch die Volksmassen und bietet sich dem Henker dar. Nun wird der Eindruck geschildert, den dies Beispiel von Treue auf das Volk und den König hervorbringt, und endlich das Bekenntnis des letztern, durch diese Freunde vom Vorhandensein der Treue überzeugt worden zu sein, und die Bitte, ihn in ihren Bund aufzunehmen, als Schluß hinzugefügt.

4. Gliederung.

Das Gedicht besteht aus 3 Teilen. Der 1. Teil umfaßt die Darstellung der Begebenheiten, welche der Handlung vorangehen, also die Exposition (Str. 1—5), der 2. die eigentliche Handlung oder die Darstellung der Hindernisse, welche sich dem von der Schwester zurückkehrenden Damon entgegenstellen, jedoch sämtlich überwunden werden (Str. 6—17). Die Rückkehr erfolgt am dritten Tage, dessen Hauptzeitpunkte genau bezeichnet sind: der frühe Morgen Str. 5, V. 4, der Mittag Str. 8, V. 4, die späteren Stunden des Nachmittags Str. 14, der Abend Str. 15, die Nacht Str. 18. Der 3. Teil endlich stellt den glücklichen Ausgang des Ganzen oder die Katastrophe dar (Str. 18—20).

Noch genauer läßt die Teile und ihre Unterabteilungen erkennen die nachstehende

Disposition.

I. Die Begebenheiten vor der Handlung (die Exposition). Der Tyrann und die Freunde. (Str. 1—5.)
  A. Damons Mordversuch, Verhör und Verurteilung. (Str. 1.)
  B. Damons Bitte. (Str. 2.)
  C. Gewährung der Bitte. (Str. 3.)
  D. Mitteilung des Vorfalls an den Freund und Aufforderung zur Bürgschaft. (Str. 4.)
  E. Leistung der Bürgschaft u. Verheiratung der Schwester. (Str. 5.)
II. Die Handlung des Gedichts. Die Versuchung der Treue. (Str. 6—17.)
  1. Durch natürliche Hindernisse.
  A. Der angeschwollene Strom. (Str. 6—9.)
    a. Wirkung des Regens. (Str. 6.)
    b. Damons trost- und hilflose Lage. (Str. 7.)
    c. Sein Gebet an Zeus. (Str. 8.)
    d. Er durchschwimmt den Strom. (Str. 9.)
  B. Die Räuber. (Str. 10 u. 11.)
    a. Er wird von ihnen angefallen. (Str. 10.)
    b. Er besiegt sie. (Str. 11.)
  C. Die Schwäche der eignen Natur. (Str. 12 u. 13.)
    a. Er sinkt vor Ermattung und Durst nieder und wendet sich betend an Zeus. (Str. 12.)
    b. Er bemerkt einen Quell und erfrischt sich darin. (Str. 13.)
  2. Durch entmutigende Nachrichten. (Str. 14—16.)
  A. Er vernimmt sie aus dem Gespräch zweier Wanderer. (Str. 14.)
  B. Er erfährt sie von dem ihm entgegenkommenden Philostratus u. wird von demselben zur Flucht aufgefordert. (Str. 15 u. 16.)
  C. Damons edelmütiges Verhalten hierbei. (Str. 17.)
III. Der glückliche Ausgang (die Katastrophe). Der Triumph der Treue. (Str. 18—20.)
  A. Damon verhindert die Kreuzigung des Freundes. (Str. 18.)
  B. Eindruck seines Erscheinens auf Volk und König. (Str. 19.)
  C. Dionys' Bekenntnis und Bitte. (Str. 20.)

5. Die Personen des Gedichtes.

1. Damon haßt den Tyrannen nicht aus persönlichem Interesse, sondern weil er in politischer Beziehung sein Gegner ist. Um seine Partei von der Willkür des Tyrannen zu befreien und zur Geltung zu bringen, versucht er, ihn zu ermorden. Dadurch macht er sich des Verbrechens schuldig, was wir als Hochverrat bezeichnen und verabscheuen. Die Pflicht gegen die Schwester erfüllt er mit

aller Treue und Aufopferung. In der Freundschaft zum Freunde beweist er eine wahrhaft heroische Treue. Nicht die arglistig ihm in Aussicht gestellte Erlassung der Strafe, nicht die bedeutenden Hindernisse, die sich ihm auf der Rückreise entgegenstellen, ja nicht einmal die Nachricht, daß der Freund bereits den Tod erleide, seine Ankunft also ohne Nutzen sei, können ihn bewegen, die Freundestreue zu verletzen.

2. Dionys*) gehört seiner Herkunft nach den niedern Schichten des Volkes an. Durch Feldherrntalent und staatsmännische Gaben hatte er sich emporgeschwungen, die Gunst des Volkes und durch schlaue Operation gegen die bevorrechteten Geschlechter die Herrschaft über den ganzen Staat erlangt. Um sich der Gegenpartei geneigt zu machen, verband er sich durch Heirat mit den bedeutendsten Aristokratengeschlechtern; die Masse derselben blieb ihm jedoch feindlich gesinnt, suchte ihn zu beseitigen und scheute selbst Mordversuche nicht. Die Folge hiervon war, daß Dionys keinem traute, in seinem Schlafzimmer sich festungsartig verschanzte, den Dienst des Barbiers scheute, und sich durch seine Töchter den Bart durch glühende Nußschalen versengen ließ. Jede Gelegenheit benutzte er, seine Gegenpartei zu schwächen. Güterkonfiskationen, geheime und öffentliche Hinrichtungen waren daher während seiner Regierung an der Tagesordnung. Mit Recht verdient er daher, daß er ein „finsterer Wüterich“, ein „blutiger Tyrann“ genannt und „arge List“ ihm zum Vorwurf gemacht wird. Es darf indes nicht übersehen werden, daß er nicht an und für sich ein bluttriefender Unmensch war, sondern daß er nur die Versuche seiner Gegner, ihn zu stürzen, in der härtesten Weise bestrafte. Den Glauben „an Liebe und Treue“ hatte er durch die Erfahrung in einem gewissen Grade verloren, daß die Aristokraten unter einander eben so treulos waren, als gegen ihn. Als er aber Glegenheit hat, zu sehen, daß Liebe und Treue doch nicht so ganz ausgestorben sind, da schwindet sein absolutes Mißtrauen, und offen bekennt er: „Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.“

6. Die Idee des Gedichtes.

Um die Hauptidee aufzufinden, müssen wir natürlich die Hauptperson ins Auge fassen. Diese ist Damon. Aber Damon wird uns in drei verschiedenen Verhältnissen vorgeführt: 1. als Befreier des Vaterlandes vom Tyrannen, 2. als Bruder und 3. als Freund. Die beiden ersten Verhältnisse werden aber nur angedeutet, während dem letztern der größte Teil des Gedichtes gewidmet wird; hier muß also auch die Idee desselben gesucht werden.

Was dient dem Damon als Leitstern, der ihn durch alle

*) Vergl. Bd. I. S. 388.

Hindernisse bis zu seinem Ziele führt? Offenbar die **Freundestreue**. Und diese allein ist auch die Grundidee des Gedichtes. Der Dichter läßt sie Damon in der 16. Str. mit den Worten aussprechen:

„Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue.“

Die Schlußstrophe bestätigt die Richtigkeit dieser Ansicht; denn allein die Freundestreue ist es, welche das Gefühl des Tyrannen erregt und ihn erkennen läßt, daß Tyrannei einsam läßt, und daß Tyrannen wohl Schmeichler in Menge, aber keine Freunde haben.

7. Die Komposition des Gedichtes.

Die Bürgschaft umfaßt drei Tage und ließ sich daher nicht in eine einzige Scene zusammendrängen. Der Dichter hat indes darauf verzichtet, die Zahl der Tage zum Einteilungsgrund zu machen, und zwar aus dem sehr einleuchtenden Grunde, weil die Begebenheiten der beiden ersten Tage nicht die Träger der Grundidee des Gedichtes sind, also kurz behandelt werden mußten. Die drei Hauptteile, aus denen das Gedicht besteht, sind übrigens so ungesucht und zugleich so kunstvoll verknüpft, daß dasselbe als ein einziges wohlgefügtes Ganzes erscheint. Der 1. Theil, die Exposition, ist sehr inhaltreich, schreitet aber äußerst schnell vorwärts, um nicht durch zu große Ausführlichkeit den wesentlichen Momenten zu schaden. Bewunderungswürdig ist die Kunst, mit welcher der Dichter in wenigen Zügen den Charakter der Hauptpersonen schon in den ersten Strophen gezeichnet hat. Der 2. Abschnitt bildet den Mittelpunkt des Gedichtes und ist mit der erforderlichen Ausführung behandelt. Da die Absicht des Dichters war, die Freundestreue zu veranschaulichen, so konnte es ihm natürlich nicht genügen, den Damon einfach in die Arme des ihn erwartenden Freundes zu führen; die Seelengröße seines Helden wäre dann nicht in ihrer ganzen Macht erschienen. Der Dichter mußte deshalb Hindernisse erfinden, welche, obgleich dem gewöhnlichen Menschen unbesiegbar oder ihn einschüchternd, den Damon nicht zurückschrecken, sondern vielmehr seine Thatkraft auf das höchste spannen; er mußte uns zeigen, daß Damon nicht bloß bereit war, das gegebene Versprechen zu halten, sondern auch fähig, gegen das Schicksal selbst anzukämpfen, um den bürgenden Freund zu retten. Diese Hindernisse sind der angeschwollene Strom, die Räuber, der erschöpfende Durst, die schreckliche Botschaft und die Versuchung des Dieners. Alle sind durchaus glücklich gewählt, am vortrefflichsten jedoch das letzte, weil Damons Seelengröße darin am anschaulichsten hervortritt. Er widersteht den Bitten des ihm entgegengehenden Hausverwalters;

selbst die Nachricht, daß der Freund schon für ihn geblutet habe, kann seine sittliche Thatkraft, dem Tyrannen entgegenzutreten, nicht abspannen. Zwar dürfte man sagen, daß er ja nach der Übereinkunft nichts mehr zu fürchten habe; aber erstens hat er in der unheuren Aufregung seiner Seele, die nur den einen Gedanken fassen konnte, den Freund zu retten oder mit ihm zu sterben, gewiß an die Bedingungen des Tyrannen nicht gedacht, und dann darf man erwarten, daß er diesen, vielleicht durch einen neuen Angriff auf dessen Leben, gezwungen hätte, ihn mit seinem Freunde im Tode zu vereinigen. Die 14. u. 15. Str. sind außer den oben angegebenen Gründen noch aus dem weiteren bemerkenswert, daß der Dichter in ihnen die Vorgänge in Syrakus berühren konnte, ohne den Damon zu verlassen, welcher in diesen Mitteilungen (die ihn übrigens in seiner Eile nicht aufhalten) neue Ursache findet, seine Anstrengungen zu verdoppeln. Das einzige, was man mit Hoffmeister an diesem Hindernis aussetzen könnte, ist der Umstand, daß das Entgegenkommen des Hüters nicht besser als ein absichtliches motiviert ist. „Denn er geht doch wohl nicht zufällig hier spazieren, gerade in der Stunde, wo der Freund seines abwesenden Herrn hingerichtet wird, sondern er geht diesem mit Fleiß entgegen, um ihn von der Rückkehr abzuhalten. Dies muß man aber erraten, besonders da die Worte: „Der erkennt entsetzt den Gebieter", vorauszusetzen scheinen, Philostratus habe ihn nicht erwartet.

Der 3. Teil, die Katastrophe, entspricht durch ihre Gedrängtheit der Exposition. Die Spannung hat durch das Vorhergehende den höchsten Grad erreicht, und es ist auch wirklich der letzte Moment bereits eingetreten; denn der Freund wird in dem Augenblicke am Seil in die Höhe gezogen, wo Damon die Stadt erreicht. Die Nachricht von seiner unvermuteten Ankunft hat eine läuternde und heiligende Wirkung, indem sie den Tyrannen bezwingt. Die erkannte Freundestreue vertreibt Mißtrauen und Grausamkeit aus seinem Herzen und läßt das Bedürfnis dahin einziehen mit solchen Herzen in Freundschaft und Liebe verbunden zu sein.*)

8. Darstellungsweise.

Die „Bürgschaft" ist eine Romanze und zwar eine der beliebtesten, weil sie bei ihrem raschen Gange und ihrer plastischen

*) Hoffmeister u. Götzinger tadeln diese in den Schlußworten der Romanze (von Hygin u. Cicero beibehaltene) ausgesprochene Wendung**) und meinen, daß Dionys bei dieser Bitte ganz seine Lage vergesse und aus seinem Charakter falle. Ein neuerer Ausleger, Rönnefahrt, tritt dieser Ansicht in einer gründlichen Abhandlung entgegen, und rechtfertigt des Dichters Auffassungsweise aus den historisch begründeten Verhältnissen, in welchen Dionys zu der Aristokratie von Syrakus stand. Vergl. Löws „Pädag. Monatsschrift" v. 1853, Heft 6.

**) Utinam ego, inquit, tertius vobis amicus ad scriberer. (Cicero, Tuscul. Quaestion. V, 22.

Lebendigkeit die Macht des Gemüts im Dienste einer einfachen, gemeinverständlichen Idee so rührend und herrlich offenbart. Die Darstellung ist vollendet. Alles ist dramatisch; nichts ist erzählt; jede Einzelnheit tritt klar und lebendig vor unser Auge. Die Sprache ist vortrefflich. Die Einleitung ist durch ihre abgerissene, kühne Kürze bewunderungswürdig, und hat gleichsam den wortkargen und thatenreichen Charakter des Damon in sich aufgenommen. Lakonismus charakterisiert eben so sehr thatkräftige Menschen und Völker, als erhaben gesinnte Schriftsteller, deren große Denkungsart die kleine Ausführung verschmäht. Unübertrefflich ist die malerische Kraft der Schilderungen, wie sie sich z. B. in der 6. u. 13. Str. findet (vergl. damit Bürgers „braven Mann"), so wie die Art und Weise, wie in der eingewebten Rede des Damon die Angst, den Freund nicht mehr retten zu können, ausgedrückt ist in jedem Worte, in jedem Laut, ja selbst im Satzbau. Man vergleiche Str. 8 und namentlich Str. 11, „wo die That dem Worte, wie der Schlag dem Blitze folgt." (Kurz.) — Bemerkenswert ist der häufige Gebrauch des Bindeworts „und" in dieser Romanze; es fängt darin allein 45 Verse an. Schiller häuft diese Konjunktion nicht selten bis zum Überdruß. In diesem Gedichte erklärt sich ihr häufiger Gebrauch zum Teil daraus, daß das Ganze eine Reihe von Gemälden oder, wie Hoffmeister sagt, „ein wanderndes, sich immer verwandelndes Bild" ist. — Die 6. u. 7. Str. enthalten Ausdrucksweisen, welche Schiller eigentümlich sind. So ist z. B. im 4. V. der 6. Str. das Eigenschaftswort „wandernd" so gebraucht, daß der Stab als lebendes, menschliches Wesen erscheint. Eine ähnliche Auffassung liegt folgender Verbindung zu Grunde: gesellige Thore, gesellige Flamme, der rührende Stein, das grausame Spiel, mit liebendem Blick, fromme Thräne. Genau genommen, würde in allen diesen Fällen das Adjektiv durch einen Nebensatz ausgedrückt werden müssen. Indem aber der Dichter dasselbe mit dem Substantiv verbindet, vermenschlicht er das Leblose. Die zweite Schillersche Eigentümlichkeit besteht darin, daß er gern dem Genitiv, der in einem mittelbaren Kasus eingeschlossen ist, den Artikel nimmt und ihn zum Eigennamen macht: an Ufers Rand (Str. 7), mit Schwärmers Ernst, aus Himmels Höhen, aus Herzens Tiefen, aus Kaisers Landen, aus Ofens Rachen, von Nordens Hauch, mit Feuers Hilfe. Im 3. V. der 7. Str. steht das deklinierte Eigenschaftswort „die rufende" hinter dem Hauptworte. Die im Eigenschaftsworte liegende Vorstellung soll dadurch offenbar gehoben werden; da dies aber schwerlich nötig sein möchte, so erscheint die angeführte Stellung als unbegründet. Andere Stellungen der Art sind: die Arbeit, die hagere und ernste; die Götter, die gnädigen; der Wille, der ernste.

Das *Metrum* ist dem Inhalte ganz angemessen und glücklich durchgeführt. Jede Strophe besteht aus 7 Versen; die Verse sind drei- u. vierfüßig, jambisch-anapästisch, jedoch nicht in allen Strophen nach ein und demselben Muster gebaut. Wir setzen hier das Schema der 1. Str. her.

⏑ — | ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ —
⏑ — | ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑
⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑
⏑ — | ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ —
⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ —
⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑
⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑

9. Der Stoff zur Bürgschaft.

Den Stoff zur Bürgschaft, (der bei den Alten zum öfteren vorkommt, unter andern bei Cicero in den Tusculanischen Quästionen V. 22) verdankt der Dichter, wie er in einem Briefe an Goethe selbst sagt, dem Fabelbuche des Hyginus, welcher Nachricht er beifügt: „Ich bin neugierig, ob ich alle Hauptmotive, die in dem Stoffe liegen, herausgefunden habe. Denken sie nach, ob Ihnen noch eins beifällt; es ist dies einer von den Fällen, wo man mit einer großen Deutlichkeit verfahren und gleichsam nach Prinzipien handeln kann.“ Wir teilen hier die Sage aus Hyginus' Fabelbuche mit.

„Als in Sicilien der höchst grausame Dionys herrschte und seine Bürger qualvoll hinrichten ließ, wollte *Möros* den Tyrannen töten. Die Trabanten ergriffen ihn und führten ihn mit seiner Waffe zum König. Auf Befragen antwortete er, er habe den König töten wollen. Der König befahl, ihn ans Kreuz zu schlagen. Möros erbat sich von ihm einen Urlaub von drei Tagen, um seine Schwester zu verheiraten, und versprach, dem Tyrannen seinen Freund und Genossen *Selinuntius* zu stellen, welcher dafür bürgen würde, daß er am dritten Tage zurückkäme. Der König gewährte ihm den Urlaub zur Verheiratung seiner Schwester und sagte dem Selinuntius, wenn Möros nicht auf den Tag zurückkäme, müßte er die Strafe erleiden, Möros aber sei frei. — Als dieser nach Verheiratung der Schwester zurückkehrte, wuchs der Strom von plötzlich entstandenem Ungewitter und Regen so an, daß er weder durchgehen, noch durchschwimmen konnte. Möros setzte sich ans Ufer und fing an zu weinen, daß sein Freund für ihn sterben müsse. Der Tyrann aber befahl, den Selinuntius zu kreuzigen, da schon 6 Stunden des 3. Tages vorüber wären. Ihm antwortete Selinuntius, der Tag sei noch

nicht verflossen. Da nun schon 9 Stunden umwaren, ließ der König den Selinuntius zum Kreuze führen. Indem er nun hingeführt ward, da erst holte Möros, der endlich mit Mühe den Strom überwältigt hatte, den Henker ein und rief von weitem: Halt' ein, Henker, da bin ich, für den er gebürget. Der Vorfall ward dem König gemeldet; dieser ließ sie vor sich führen, bat sie, ihn in ihre Freundschaft aufzunehmen, und schenkte dem Möros das Leben."

Bei andern Schriftstellern (Plutarch und Jamblichus) sind die Namen der beiden Männer Damon und Phintias (welchen letzteren der Anekdotensammler Valerius Maximus in Pythias verwandelte), und Damon stellte sich nach den besten Nachrichten für den andern als Bürgen nicht aus persönlicher Freundschaft, sondern weil es ihm die Ordenspflicht also gebot. Denn sie waren Pythagoräer, denen es oblag, in jedem Falle der Not für einander zu stehen. Ebenso war Phintias durch die strengen Gesetze des Ordens verpflichtet, sein gegebenes Wort zu lösen. Mit Jamblichus und Diodor aus Sicilien ist anzunehmen, daß die Begebenheit unter dem jüngern Dionys vorfiel. Schiller scheint sie mit Hygin unter den ältern Dionys zu verlegen, welcher von 406—367 vor Christus Syrakus beherrschte. Vergl. über ihn I, 388. Damokles von Gellert.

R. Bechstein teilt die Sage in seinen „Altdeutschen Märchen, Sagen und Legenden" aus „Der Seele Trost" mit; danach sind die beiden Freunde auch Pythagoräer.

10. Schriftliche Aufgaben.

1. Der Mensch im Kampfe mit der Natur. 2. Not entwickelt Kraft. 3. Die gute Sache stärkt den schwachen Arm. 4. Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn. 5. Die Freundestreue ist eine sittliche Macht, denn sie überwindet die innern und äußern Naturmächte. 6. Der Bürge des Möros im Gefängnisse (vergl. Gude, Erläuterungen 2c. I, 7. Aufl. S. 207).

15. Der Kampf mit dem Drachen.

1798, Ende August.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 244. — Lüben, Auswahl. II. 222.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Rhodus", Hauptstadt auf der an der Südwestküste von Kleinasien liegenden Insel gleichen Namens.

V. 5. u. 6 sind elliptisch aufzufassen, nämlich: einen Ritter gewahr' ich, aus dem Menschentroß hervorragend.

2. „Lindwurm", (geflügeltes) schlangenartiges Ungeheuer. Wurm bedeutet im Altdeutschen vorzugsweise Schlange, ebenso

lint (linni im Altnordischen), und aus der Verbindung beider Wörter ist dann Lindwurm entstanden.

V. 6. „Strauß“, Kampf, Streit.

10. „St. (Sankt) Johanns des Täufers Orden“. Teils das in den Kreuzzügen hervorgetretene Bedürfnis einer im Dienst der Religion stehenden bewaffneten Macht, teils das Streben der Zeit, weltlichen Beruf mit geistlicher Lebensweise zu verbinden, erzeugte während der Kreuzzüge eine bewaffnete Macht, welche unter dem Namen der geistlichen Ritterorden bekannt ist. Diesen ritterlichen Mönchsorden, deren Obere Großmeister hießen, zeigten eine interessante Vereinigung des Rittertums mit dem Mönchtum, indem sie von dem ersteren die Ritterlichkeit und den Kampf gegen Ketzer und Nichtchristen, von dem letzteren die religiösen Gelübde und die Lebensweise als Hauptmomente ihres Seins hervorhoben.

Die berühmtesten geistlichen Ritterorden des Mittelalters waren: die Johanniter, die Tempelherren und der deutsche Orden. Von den Tempelherren waren schon bei der Besprechung des Lessingschen Nathans (Bd. I. 554) die Rede; hier wollen wir nun das Erforderliche über die Johanniter mitteilen.

Im J. 1048, also kurz vor den Kreuzzügen, kauften mehrere Kaufleute aus Amalfi in Unteritalien in Jerusalem ein Benediktiner-Kloster und richteten es als Zufluchtsstätte für die von den Muselmännern bedrückten orientalischen Christen ein. Von dem Hospitale, welches zu diesem Ende mit dem Kloster verbunden wurde, erhielten die Mönche den Namen Hospitaliter, von einer später errichteten, dem St. Johannes geweihten Kapelle aber den Namen Johanniter, den sie beibehielten, als ihr Abt Raimund von Puy die Klosterbrüder im J. 1120 in einen geistlichen Ritterorden verwandelte. Die Johanniter verpflichteten sich zum Gehorsam gegen den Großmeister, zur Armut, Mäßigkeit, Einigkeit, Keuschheit, Mildthätigkeit und zum Kampfe gegen die Ungläubigen. Nach der Eroberung von Jerusalem teilten sich die Ordensbrüder in drei Klassen: in Ritter, Geistliche und dienende Brüder. Während die Geistlichen den Gottesdienst besorgten und die dienenden Brüder pflegend am Krankenlager der Pilger saßen, bestiegen die rüstigen Ritter das Roß, um mit dem Schwerte in der Hand die Wallfahrer gegen die überall an den Wegen auflauernden Sarazenen zu schützen. Ihre Ordenstracht war ein schwarzer, mit einem achtspitzigen weißen Kreuze bezeichneter Mantel. Lange behauptete sich dieser Orden durch die Eintracht und Tapferkeit gegen die mohammedanischen Waffen. Als aber das heilige Land an die Türken verloren ging, flohen sie 1310 von Acco nach der Insel Rhodus an der Südwestküste von Kleinasien, und als sie auch hier von den Feinden vertrieben wurden, gingen

sie 1530 nach der kleinen Felseninsel Malta. Darum haben sie auch den Namen Rhodiser und Malteser-Ritter geführt.

3. „Und vor den edeln Meister“, Großmeister.

V. 4. „Erfüllend“ ist hier bloße Verstärkungsform für füllend. Geländer nimmt der Dichter offenbar für Treppe, geländerte Stiege.

4. V. 2. „gethan“, gehandelt.

V. 8 u. 10. Die Umstehenden erbleichen, weil sie nur die Verletzung des Gesetzes vor Augen haben; nicht so der Jüngling, der noch einen Entschuldigungsgrund zu haben glaubt, jedoch von dem öffentlichen Vorwurf getroffen wird, um zu erröten.

6. V. 3. Die Worte: „des kühnen Mutes“, setzen die fünf Ordensbrüder in Gegensatz zu dem Jüngling (er hieß Gozon), da er ja „durch List und kluggewandten Sinn“ zu siegen versuchte. Eben diese Verschiedenheit, wähnte der Ritter, mache das Verbot des Großmeisters auf ihn nicht anwendbar.

7. V. 4. „Lieder“, nämlich die der Griechen, z. B. die Gesänge des Homer.

9 u. 10. Hindeutungen auf Herkules, der den nemeïschen Löwen erlegte, und Theseus, der den Minotaurus tötete und dadurch die armen Opfer rettete, die ihm Athen als Tribut senden mußte. Der Ritter will sich mit dieser Hindeutung auf das blinde Heidentum entschuldigen, daß er, statt gegen die Feinde des christlichen Glaubens, wie die Bestimmungen des Ordens es erforderten, gegen den Drachen gekämpft habe.

8. V. 8. „List muß mit der Stärke streiten.“ Dies ist doppelsinnig. Es kann heißen: List muß die Bundesgenossin der Stärke werden, oder: List, als Geistesüberlegenheit, muß mit der Stärke, als körperliche Überlegenheit, streiten. Dem Zusammenhange nach liegt die erste Erklärung näher, da es vorher heißt: seinen Mut muß Weisheit leiten.

11. V. 7. „Läufen“, Beinen. V. 8. „Ur“, Auerochse.

14. Die erste Hälfte dieser Str. giebt noch ein zusätzliches Motiv für seinen Entschluß. Jetzt, wo es die Ausführung des lange Vorbereiteten galt, mochte noch einmal ein Rest von Bedenken über die Gesetzlichkeit des Unternehmens in ihm aufsteigen; diesen kämpft aber seine Teilnahme an „des Landes frischerneutem Schmerz“ nieder; und so faßt er nun den entscheidenden Entschluß.

V. 11. „Meiner That“ kann als frei vorgesetzter Genitiv, oder als Dativ (für meine That) gefaßt werden.

15. V. 6. „Mirakel“, Wunderwerk.

16. V. 7. „Höllendrachen“, der Satan, der besonders die Christen zu verderben droht. Als Cerberus ihn aufzufassen, streitet gegen den mittelalterlich-christlichen Charakter des Ganzen.

V. 10. „Unglücksstraße“ (Mal passo, Maupas, Mala via) heißt der von dem Felsen herabführende Weg bei den italienischen und französischen Erzählern der Begebenheit.

23. V. 12. „Welt muß betont werden: Der Drache verheerte nur dieses Land; jene Schlange, die du gebarst, zerstörte die Welt, weil ohne Zucht und Ordnung die Welt nicht bestehen kann. (Götzinger.)

24. Die „Mamelucken“ bestanden meist aus angekauften und kriegerisch ausgebildeten Sklaven, denen die zum Islam übergetretenen gefangenen Christen eingereihet wurden. Der Dichter hat diesen Ausdruck wohl geflissentlich statt Sarazen gebraucht.

V. 5. „Da“, in Jerusalem.

7. „Der Pflichten schwerste zu erfüllen“ gehört zu Bund, der Sinn ist also: Den Bund zur Erfüllung der schwersten Pflicht, nämlich den eigenen Willen zu beherrschen.

25. V. 11. „Nimm dieses Kreuz!“ bezieht sich wahrscheinlich darauf, daß der Ritter zum Komtur erhoben wurde. Vergl. den Stoff des Gedichtes im 9. Abschnitt.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Das Volk in Rhodus, drängt sich massenweis in den Straßen und umgiebt begleitend einen Ritter, hinter dem ein Drache geschleppt wird.

2. Das Volk bezeichnet letzteren als den gefürchteten Lindwurm und den Ritter als den, der ihn bezwungen und deshalb zu ehren sei. Alle begeben sich zum Kloster, wo die Hospitaliter (Johanniter) sich zur Beratung versammelt haben.

3. Der Jüngling tritt bescheiden vor den Großmeister und sagt, daß er den Drachen getötet habe, und nun jedermann die Gegend, wo derselbe gehaust, wieder betreten könne.

4. Der Großmeister erwidert mit strengem Blick, daß der Jüngling ritterlich gehandelt habe, fordert ihn aber auf, die erste Ordenspflicht, den Gehorsam, zu nennen.

5. Der Großmeister sagt dem Jüngling, daß er diese Pflicht verletzt habe, worauf dieser erwidert, er glaube, im Sinne des Gesetzes gehandelt zu haben, da er bedachtsam und mit List und Klugheit den Kampf unternommen.

6. Der Großmeister habe den Kampf verboten, nachdem fünf Ritter getötet worden seien; doch habe ihm das Verlangen, den Drachen zu töten, Tag und Nacht keine Ruhe gelassen.

7. Er habe sich gesagt, daß die Heiden ihre Helden vergöttert hätten, weil sie das Land von Ungeheuern befreit.

8. Die christlichen Ritter sollen nach seiner Meinung nicht bloß die Sarazenen bekämpfen, sondern überhaupt von jeder Not

zu befreien suchen; doch müssen List und Stärke sich dazu vereinigen. Endlich gab der Geist ihm das rechte Mittel ein.

9. Er erbat sich Erlaubnis, nach der Heimat reisen zu können, und erhielt sie. Dort angekommen, ließ er sich ein Drachenbild zusammenfügen nach der Vorstellung, die er vom Drachen hatte. In der letzen Hälfte der Str. und in der

10. wird dasselbe beschrieben.

11. Es sieht halb wie eine Schlange, halb wie ein Molch und Drache aus. Ein Doggenpaar gewöhnt er an den Anblick desselben und hetzt sie darauf.

12. Er reizt sie, das Bild an den unbepanzerten Bauchteilen zu fassen. Auch sein arabisches Roß gewöhnt er in solcher Weise an den Kampf mit dem Ungeheuer.

13. Drei Monate lang hat er diese Gewöhnung fortgesetzt und ist dann vor drei Tagen zu Schiffe zurückgekehrt und hat das Werk vollbracht.

14. Die Nachricht, daß der Drache jüngst wieder Hirten zerrissen, hat ihn zur That angefeuert. Ohne jemand weiter um Rat zu fragen, hat er seinen Knappen Bescheid gesagt und ist dem Feinde mit den Doggen entgegengeritten.

15. Der Jüngling erinnert den Großmeister an das Kirchlein auf dem Felsen und bezeichnet es näher.

16. In einer feuchten, von der Sonne nicht beschienenen Grotte dieses Felsens hauste der Lindwurm und lauerte auf Raub.

17. Er bestieg den Felsen, kniete beichtend vor dem Christusbilde des Kirchleins, bewaffnete sich, gab den Knappen die nötigen Befehle, schwang sich auf sein Roß und befahl Gott seine Seele.

18. Kaum in der Ebene angelangt, nahmen die Doggen und das Roß den Feind schon wahr. Erstere flohen aber, als das Untier seinen Rachen öffnet und heult.

19. Nachdem er die Hunde wieder darauf gehetzt, wirft er mit dem Speer nach dem Drachen, jedoch erfolglos. Bevor er seinen Wurf erneuert, bäumt sich sein Roß und springt zurück.

20. Er steigt schnell vom Roß, greift das Ungeheuer mit dem Schwert an, wird aber von ihm mit dem Schweif niedergeworfen. Als es ihn eben mit seinen Zähnen ergreifen will, beißen die Hunde so grimmig auf dasselbe los, daß es vor Schmerz heult.

21. Ehe es sich von den Hunden losmachen konnte, stieß der Ritter ihm das Schwert tief in den Leib, daß das Blut in schwarzem Strahl heraussprang. Sterbend fällt es aber mit seinem riesigen Leibe auf ihn, daß ihm sogleich die Sinne vergehen. Als er gestärkt wieder erwachte, standen seine Knappen um ihn, und der Drache lag in seinem Blute.

22. Das Volk ruft ihm den lautesten Beifall zu, auch die

Ritter fordern seine Belohnung; der Großmeister aber faltet die Stirn und gebietet Schweigen.

23. Er spricht: Du hast dich durch das Töten des Drachen zum Liebling des Volks gemacht, bist aber ein Feind des Ordens geworden und hast einen schlimmern Feind im Herzen, als der Drache war: den widerspenstigen, das heilige Band der Ordnung zerreißenden, die Welt zerstörenden Geist.

24. Gehorsam steht höher als Mut. Der Orden ist in Jerusalem, wo Christus gewandelt, gestiftet worden, um die schwerste Pflicht, die Bändigung des eigenen Willens, üben zu lernen. Der Jüngling hat nach eitlem Ruhm getrachtet und ist darum nicht mehr würdig, sich mit dem Kreuz zu schmücken.

25. Das Volk tobt, die Ordensbrüder flehen um Gnade, der Jüngling aber legt das Gewand ab, küßt des Meisters strenge Hand und geht. Dieser ruft ihn liebend zurück, umarmt ihn und verleiht ihm eine höhere Würde, weil ihm nun auch der härtere Kampf gelungen sei.

3. Gedankengang.

Der Dichter schildert zuerst den Triumphzug des Ritters nach dem Kloster durch die Straßen von Rhodus, beginnt also eigentlich mit dem Ende. Hieran reihet sich des Jünglings Mitteilung an den versammelten Orden über die gelungene Tötung des Drachen, auf die dann unmittelbar die sehr ernste Vorhaltung des Großmeisters wegen frecher Verletzung der ersten Ritterpflicht folgt. Diese veranlaßt den Jüngling, umständlich seine That zu rechtfertigen und als im Sinne des Gesetzes darzustellen, und zwar dadurch, daß er sagt, er habe sie nicht unbedachtsam unternommen, wie jene fünf vom Ungeheuer zerrissenen Ordensbrüder, und zu zeigen sucht, wie der christliche Ritter noch mehr, als die in Liedern gepriesenen tapfern heidnischen Helden die Pflicht habe, seine Mitmenschen von jeder Not zu befreien. Um zu beweisen, wie bedachtsam und klug er zu Werke gegangen sei, erzählt er ganz ausführlich, in welcher Weise er sich, sein Roß und ein Doggenpaar drei Monate lang zu diesem Kampfe vorbereitet habe. Der Dichter benutzt diesen Umstand, um uns das Ungeheuer noch vor dem Kampfe zu schildern und uns mit seinem am Fuße eines Kirchleins liegenden Aufenthaltsorte bekannt zu machen. Nun erfolgt die Schilderung des Kampfes, und damit schließt der Jüngling. Volk und Ordensbrüder äußern sich darauf sehr beifällig über die kühne That; aber der Großmeister tadelt sie hart, entwickelt dabei den Zweck des Ordens und zeigt, daß der Jüngling aus eitlem Ruhm gehandelt habe und darum ferner nicht würdig sei, sich mit dem Ordenskreuz zu schmücken. In natürlicher Weise schließt sich hieran eine Schilderung des Eindrucks, den dies Urteil

auf das Volk, die Ordensritter und den Jüngling hervorbringt. Die nach des letzteren Demütigung erfolgende Verzeihung bildet den Schluß des Gedichtes.

4. Gliederung.

Die Gliederung des Gedichtes wird am leichtesten erkannt aus der nachstehenden

Dispositon.

I. Triumphzug des Jünglings durch die Straßen nach dem Kloster. (Str. 1 u. 2.)
   A. Zusammenlaufen des Volkes.
   B. Der Ritter mit dem Drachen inmitten des Volkes.
   C. Äußerungen des Volkes über den Drachen u. seinen Bezwinger.

II. Der Jüngling im Kloster vor dem Großmeister und den versammelten Ordensbrüdern. (Str. 3—8.)
   A. Der Jüngling erklärt, daß er das Land vom Drachen befreit habe. (Str. 3.)
   B. Ansicht des Großmeisters hierüber. (Str. 4—5, V. 1—4.)
      1. Anerkennung der Heldenthat.
      2. Frage nach der ersten Ritterpflicht.
      3. Die That ist eine Verletzung der ersten Ritterpflicht.
   C. Versuch des Jünglings, seine That zu rechtfertigen. (Str. 5, V. 5—11 bis Str. 8.)
      1. Unterschied zwischen ihm u. den 5 unglücklichen Kämpfern.
      2. Der innere Antrieb zum Kampfe.
      3. Vergleichung mit den berühmten Helden des Altertums.
         a. Sie befreien ihre Mitmenschen von Ungeheuern, veranlaßt durch Lust an Abenteuern u. Verlangen nach Ruhm. (Str. 7.)
         b. Der christliche Ordensritter soll aus Nächstenliebe den Kampf unternehmen. (Str. 8, V. 1—6.)
      4. Sicherung des Erfolgs durch Verbindung der Weisheit und List mit dem Mut und der Stärke. (Str. 8, V. 7—12.)

III. Die Geschichte des Kampfes. (Str. 9—21.)
   A. Des Jünglings Vorbereitung zum Kampfe. (Str. 9—17.)
      1. Die Fahrt nach der Heimat. (Str. 9, V. 1—4.)
      2. Herstellung und Beschreibung des Drachenbildes. (Str. 9, V. 5—12 bis Str. 11, V. 1—4.)
      3. Abrichten der Doggen und des Rosses zum Kampf mit dem Drachen. (Str. 11, V. 5—12 bis Str. 13, V. 1—6.)
      4. Die Rückfahrt.
      5. Neuer Antrieb zur Beschleunigung der Fahrt. (Str. 14, V. 1—4.)
      6. Der Ritt zum Ungeheuer. (Str. 14, V. 5—12.)

7. Das Kirchlein auf dem Felsenjoch. (Str. 15.)
8. Aufenthalt des Drachen in einer Grotte dieses Felsens. (Str. 16.)
9. Vorbereitung zum Kampf durch Gebet. (Str. 17, V. 1—4.)
10. Bewaffnung, Befehle an die Knappen. (Str. 17, V. 5—11.)
11. Er empfiehlt sich Gott. (Str. 17, V. 12.)

B. Der Kampf mit dem Drachen. (Str. 18—21.)
1. Hund und Roß erblicken den Feind. (Str. 18, V. 1—7.)
2. Angriff und Flucht der Hunde. (Str. 18, V. 8—12.)
3. Hauptangriff durch den Ritter u. die Doggen. (Str. 19, V. 1—12.)
a. Abprallen der Lanze.
b. Bäumen des Rosses.
4. Angriff ohne Roß mit dem Schwert. (Str. 20, V. 1—8.)
5. Erfolgreiche Hilfe durch die Doggen. (Str. 20, V. 9—12.)
6. Tötung des Drachen mit dem Schwert. (Str. 21, V. 1—7.)
7. Betäubung und Erwachen des Ritters. (Str. 21, V. 8—12.)

IV. Eindruck der Erzählung des Kampfes auf die Versammelten. (Str. 22—24.)
A. Beifallsäußerungen des Volkes. (Str. 22, V. 1—6.)
B. Forderung der Ordensritter. (Str. 22, V. 7—10.)
C. Urteil des Großmeisters. (Str. 23 u. 24.)
1. Anerkennung der Tapferkeit.
2. Verwerfung der That.
a. Ungehorsam ist schlimmer als der Drache.
b. Der Orden verlangt, den eigenen Willen dem göttlichen unterzuordnen.
3. Ausstoßen des Ritters aus dem Orden.

V. Folgen der Verurteilung des Jünglings. (Str. 25, V. 1—6.)
A. Das versammelte Volk tobt.
B. Die Ordensritter flehen um Gnade.
C. Der Jüngling fügt sich schweigend.

VI. Begnadigung. (Str. 25, V. 7—12.)
A. Der Großmeister verzeiht dem Jüngling.
B. Er belohnt ihn durch eine höhere Würde.

5. Die Personen des Gedichtes.

1. Der Jüngling (Dieudonné von Gozon) besitzt eine Menge trefflicher Eigenschaften. Wie sich von jemandem erwarten läßt, der sich dem Ritterstande widmet, ist er stark und gewandt. Aus „starker Faust“ versendet er den Speer (Str. 19); „tief“ stößt er dem Drachen das Schwert ins Gekröse, und bohrt es nach bis „ans Heft“ (Str. 21); „behend“ schwingt er sich vom Roß, und „schnell“ ist des Schwertes Schneide bloß (Str. 20). Zur Körperkraft gesellen sich bei ihm auch kühner Mut und

Tapferkeit. Fünf Ritter, und zwar nicht die schlechtesten, sondern „die Zierden der Religion“ (Str. 5), waren vor ihm gefallen, und doch läßt er sich nicht abschrecken, das Wagnis zu unternehmen. Während des Kampfes sieht er sich von seinem feurigen Rosse, auf dessen Unterstützung er gerechnet, verlassen; aber doch greift er das Untier stehenden Fußes an und läßt nicht nach, bis er ihm den Todesstoß gegeben. Auch seine gewaltigen Doggen, die andern Kampfgenossen, wenden sich anfangs zur Flucht, und sicherlich konnten diese Tiere nur durch seinen unverzagten Mut zu neuer Kampfbegier entflammt werden. Selbst der strenge Ordensmeister erkennt des Jünglings Mut an:

— Du hast als Held gethan;
Der Mut ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret. (Str. 4.)
— Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand. (Str. 23.)

Aber nicht nur Mut und Tapferkeit zeigt der Jüngling während des Kampfes, sondern auch Geistesgegenwart. Selbst im Augenblicke der höchsten Gefahr verläßt sie ihn nicht. Sofort weiß er, was zu thun ist, als das Roß ihn im Stiche läßt und der Speer machtlos, wie ein dünner Stab abprallt vom Schuppenpanzer. (Str. 19.) — Die genannten Eigenschaften würden ihn aber nicht zum Siege geführt haben, hätte ihm nicht die Klugheit zur Seite gestanden. Diese Zierde unseres Helden zeigt sich besonders in seiner Vorbereitung zum Kampfe. Aus gefahrlosem Hinterhalt beobachtet er zuerst das Ungeheuer, läßt dann seine Gestalt in geschickter Weise nachbilden, und gewöhnt nun unverdrossen seine Kampfgenossen, das Roß und die Doggen, so lange an den Anblick und Angriff desselben, bis er glaubt, sich auf dieselben verlassen zu können. Mit gutem Grunde kann er daher den fünf Gefallenen gegenüber in seiner Rechtfertigungsrede sagen:

Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht' ich's in dem Kampf zu siegen. (Str. 5.)

Danach würde auch ein unglücklicher Ausgang des Kampfes keinen Flecken auf die Heldenseele des Jünglings geworfen haben. — Neben diesen ritterlichen Tugenden besitzt der Jüngling aber auch noch echtmenschliche, christliche, durch die unsere Achtung für ihn noch gesteigert wird. Nicht eitle Ruhmsucht ist es nämlich, die ihn zum Kampfe bewegt, sondern Mitleid und Erbarmen. Er spricht sich darüber ganz klar aus:

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,

Die nach dem Sumpfe sich verirrten. (Str. 14.)
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen. (Str. 6.)

Wie aber in allen Menschen neben guten Eigenschaften sich auch tadelnswerte finden, so ist es auch bei unserm edlen, hochherzigen Jüngling der Fall. Der Ordensmeister hat den Kampf mit dem Drachen verboten, und zwar unbedingt. Der Jüngling wird in seinem Thatendurst darüber unmutig und sinnt auf Bedingungen, unter denen ihm der Kampf erlaubt, ja Pflicht zu sein scheint. Mit den Ordensgelöbnissen findet er ihn sogleich in Einklang, da diese ihn verpflichteten, sich der Pilger anzunehmen. Ob die Pilger nach Jerusalem oder nach der Kapelle auf dem Felsen wallfahrten, ob sie von Sarazenen oder von Drachen bedroht werden, erscheint ihm ganz unerheblich; hatte doch der Orden selbst sich nie so engherzig gezeigt und von Anfang an die Pflege und Wartung der kranken Pilger mit in seine Bestimmungen aufgenommen. Auch über das zweite, schwierigere Hindernis ist er nach längerem Bedenken hinweggekommen. Nach seiner Meinung findet das Verbot auf diejenigen keine Anwendung, welche den Kampf mit solcher Bedachtsamkeit und Klugheit unternehmen, daß sie eines glücklichen Ausgangs gewiß sein können. Das ist aber eine willkürliche Deutung des Gesetzes, die ihn dahin bringt, das erste Ordensgelöbnis, den Gehorsam, zu verletzen. Nachdem indes der Meister ihm in ernsten Worten gezeigt, daß er die höchste Pflicht verletzt hat, um eine geringere zu erfüllen, oder daß Gehorsam höher steht als Tapferkeit, kommt er zu der Erkenntnis seines Fehlers, bereut ihn und unterwirft sich in Demut dem Ordensgesetz.

Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. (Str. 25.)

Und diese vollständige Sinnesänderung, diese sittliche Wiedergeburt macht ihn des Meisters würdig, bewirkt ihm dessen Verzeihung und ehrenvolle Belohnung. Unter allen Ordensbrüdern wäre keiner würdiger und fähiger gewesen, augenblicklich den Platz des Ordensmeisters einzunehmen, als unser Jüngling. Er steht jetzt mit dem Meister in der Gesinnung und Einsicht auf gleicher Höhe, groß und hoch über dem gewöhnlichen Haufen. Das Kreuz, das ihn danieder geschmettert, hat ihn auch wieder emporgerichtet.

2. Der Großmeister ist ein vollendeter Mann und würdiger Vorsteher seines Ordens. Ernst, aber vollkommen ruhig steht er dem Jüngling gegenüber, und erkennt mit Gerechtigkeit dessen Mut und Tapferkeit an, bezeichnet aber auch unverhohlen mit dem rechten Namen dessen Vergehen.

Und diese Pflicht, mein Sohn, versetzt
Der Meister, hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Mut gewaget. (Str. 5.)

(Vergl. auch Str. 23 u. 24.) Als der versammelte Orden und das Volk laut fordern, die Heldenstirne zu krönen (Str. 22), bleibt er fest und unerschütterlich, ja er läßt sich auch nicht irre machen und zur unzeitigen Nachgiebigkeit verleiten, als die Menge tobend ausbricht, und gewaltiger Sturm das Haus bewegt (Str. 25). Das ist nicht hartnäckiger Eigensinn, kalte Herrschsucht, die für die herrlichsten Thaten kein Herz hat, sondern Ergebnis der Weisheit. Unter der großen Menge der im Kloster Versammelten ist er allein der Weise, er allein derjenige, welcher das Rechte erkennt, das Gesetz aufrecht erhält. Seine Weisheit offenbaret sich eben so sehr im Verbot des erfolglosen Kampfes mit dem Drachen, als in der harten Bestrafung der Übertretung dieses Verbotes. Um das einzusehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Orden aus einer Schar junger und thatenlustiger Ritter bestand. Einer nach dem andern ist im Kampfe mit dem Drachen gefallen, ohne daß die übrigen dadurch abgeschreckt werden. Er muß den Kampf verbieten, wenn die Ritter nicht unnötiger Weise aufgerieben werden sollen. Das Verbot vermag aber nicht, die Thatenlust zu unterdrücken. Als das fast mit Übermut gewagte Unternehmen geglückt ist, da fordert, trotz des Meisters Ernst, trotz des feierlichen Gelöbnisses, Gehorsam zu üben, die ganze Schar, die Heldenstirne zu krönen. Sie fordert es laut und ungestüm. Diese Forderung, dem Oberhaupte und Ordensgelöbnis gegenüber, grenzt an Trotz, mochten sie sich dessen in diesem Augenblicke auch nicht deutlich bewußt sein. Wie der Held, so übersehen alle übrigen Ordensritter den Ungehorsam, welcher darin liegt, daß die Tapferkeit über den Gehorsam gestellt und das Gelöbnis wie das Verbot nach Gutdünken gedeutet wird. Aus diesem Grunde sagt der Meister:

Ein Feind kommst du zurück dem Orden. (Str. 23.)

Das Gesetz stellt er so hoch, weil er weiß, daß der Orden, wie überhaupt jede Gesellschaft, in seiner Existenz und seinen Zwecken bedroht ist, sobald dasselbe nicht mehr respektiert wird. Das Rittertum blühte nur so lange, als sich die Ritter in Gehorsam den eidlichen Gelöbnissen beugten, die sie beim Ritterschlage ablegten. Von dem Augenblicke an, wo es in Übermut auf seine Tapferkeit trotzte und sich über jede Schranke hinwegsetzte, verfiel es. Die Ritter brachen den geschworenen Lehnseid wie den Landfrieden und wurden zuletzt an Landstraßen und Flüssen ein Schrecken des betriebsamen Kaufmanns, sanken herab zu gemeinen Wegelagerern. Sehr treffend spricht der Meister seine Ansicht über die Folgen des Ungehorsams in den Worten aus:

Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empört,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn er ist's, der die Welt zerstört. (Str. 23.)

Im höchsten Glanze zeigt sich der Meister in dem Augenblicke, wo der Jüngling die Strafbarkeit seiner Handlung erkennt und in Reue und Demut bereit ist, die Folgen derselben zu übernehmen. Sofort machen Ernst und Strenge der Liebe Platz. Er ruft den Jüngling zurück, verzeiht ihm und umarmt ihn liebevoll, handelt also ganz, wie der Meister es fordert, mit dessen Kreuz er geschmückt ist.

6. Die Idee des Gedichtes.

Wer sich selbständig daran begiebt, die Absicht des Dichters mit diesem Gedicht oder die Idee desselben aufzusuchen, kann versucht werden, sie in der Schilderung der Drachentötung zu sehen, zumal, da auch die Überschrift hierauf hinweist. Eine genauere Erwägung läßt diese Ansicht jedoch bald als irrig erkennen. Denn obwohl der Dichter diese That weitläufig berichtet, so erzählt er sie doch bloß und stellt sie dadurch in den Hintergrund, setzt sie zu einem bloßen Mittel herab. Die Überschrift bezeichnet daher nicht bloß den Kern des Gedichtes, falls der Dichter unter dem Drachen nicht bloß den eigentlichen, sondern auch den „schlimmen Wurm" versteht, wovon der Meister in der 23. Str. spricht.

Etwas näher noch liegt es, anzunehmen, der Dichter habe den kühnen Heldenmut und die Klugheit im Streite verherrlichen wollen. Wenn dies aber wäre, so müßte der Ausgang und eben so die Haltung des Großmeisters eine ganz andere sein: beide müßten dann im Dienste dieser Aufgabe stehen, sie nicht aber schwächen, wie es doch offenbar der Fall ist.

Achten wir ein wenig auf die Anordnung im Gedicht, so kann uns die Idee desselben nicht lange verborgen bleiben; der Dichter stellt sie selbst in den Vordergrund. Noch ehe wir nämlich den Kampf und Sieg selbst näher kennen lernen, wissen wir schon, daß der Ritter nicht hat kämpfen sollen (Str. 4 u. 5), und um dieses Verbot schürzt sich das ganze Gedicht. Der Dichter wollte offenbar die Idee versinnlichen, daß es noch etwas Höheres gäbe, als den persönlichen Heldenmut. Dieses Höhere aber besteht in der freiwilligen und demütigen Unterordnung der Persönlichkeit unter das Gesetz oder in dem freudigen Gehorsam des Christen auch in solchen Fällen, wo seine Ansicht mit der der höheren Gebote nicht übereinstimmt. Auf den ersten Blick könnte es hiernach erscheinen, als wenn der Meister, der dies Prinzip vertritt, die Hauptperson

wäre und nicht der Jüngling; übersieht man aber nicht, daß dieser sich endlich vor dem Ordensgesetz demütigt, sich also thatsächlich zu derselben Ansicht bekennt, so erkennt man diese Annahme sogleich als unhaltbar. Der Dichter versinnlicht durch den Jüngling, als die Hauptperson, eigentlich zwei Ideeen: den ritterlichen Heldenmut und die an den geistlichen Orden geknüpfte Selbstverleugnung. Zur Darstellung dieser zweiten und Hauptidee trägt indes der Großmeister wesentlich bei.

Daß dem Dichter wirklich diese beiden Ideeen vorschwebten, geht aus einem Briefe desselben an Goethe hervor. In demselben heißt es: „Es sollte mir lieb sein, wenn ich den christlich-mönchisch-ritterlichen Geist der Handlung richtig getroffen und die disparaten Momente derselben in einem harmonierenden Ganzen vereinigt hätte." — Welches ist aber der „christlich-mönchisch-ritterliche Geist", den die Handlung darstellen soll? Schiller bezeichnet ihn selbst in der „Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens nach Vertot von M. N. bearbeitet" (XI. 232) mit folgenden Worten: „Ein feuriger Rittergeist verbindet sich (in dem Johanniterorden) mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisziplin, die strenge Selbstverleugnung, welche das Christentum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden, und mit gleichem Heroismus ihrem mächtigen Gegner von innen, dem Stolz und der Üppigkeit einen ewigen Krieg zu schwören."

7. Die Komposition des Gedichtes.

Vergleicht man das Gedicht mit der historischen Grundlage desselben (s. weiter unten), so fällt ein doppelter Unterschied zwischen beiden sogleich in die Augen: Die Änderung in der Reihenfolge und die Vereinigung der Begebenheiten zu einem einzigen Ganzen.

Was zunächst den ersten Punkt anlangt, so haben wir schon oben erwähnt, daß der Dichter das Ende der Hauptbegebenheit, nämlich den Einzug des Ritters nach glücklich vollbrachtem Kampfe, voranstellt. Dies geschieht ohne Zweifel in doppelter Absicht: einmal, um den Leser mitten in die Handlung zu versetzen, dann, um gleich zu Anfange auf das Verbot des Kampfes, also auf die Hauptidee des Gedichtes hinzuweisen. Wenn irgendwo, so sieht man hieran auffallend den Unterschied zwischen poetischer und prosaischer Darstellung. Der Geschichtsschreiber kann die Begebenheiten nicht anders darstellen, als sie in der Wirklichkeit verlaufen sind, wie eine aus der andern hervorgeht; er hat seine Aufgabe gelöst, wenn er die Reihenfolge der Begebenheiten so klar berichtet, daß wir ihren Zusammenhang fassen und ein Urteil darüber fällen können. Ganz anders verhält es sich beim Dichter. Seine Aufgabe ist es,

die Massen so zu ordnen, daß unsere Einbildungskraft alle zusammen als ein lebendiges Gemälde anschaut; nicht den Zusammenhang der Begebenheit nach Anfang und Ende wollen wir entwickelt sehen, sondern in der Begebenheit selbst wollen wir mitleben; nicht ein Urteil wollen wir über die Thatsachen fällen, sondern ihre Größe empfinden. So sehen wir also auch an diesem Gedichte, daß die poetische Form nicht bloß in der Verschiedenheit der Sprache, sondern vorzüglich in der Anordnung der Teile besteht.

Wie in der Anordnung, so hat der Dichter auch darin sein großes Talent offenbart, daß er es glücklich herausfand, die mannigfaltig, nach Zeit und Raum ziemlich weit auseinander liegenden Begebenheiten zu einem Ganzen, zu einer Scene zu verknüpfen, aus welcher kein Glied ohne Störung herausgenommen werden kann. Er übt hier im vollsten Sinne, was er in den „Künstlern“ vom Drama und von der Poesie überhaupt sagt:

Was die Natur auf ihrem großen Ganzen
In weiten Formen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.

Die Lösung dieser schwierigen Aufgabe ist dem Dichter hauptsächlich dadurch gelungen, daß er sich am passenden Orte der Erzählung bedient und dadurch die Lücken vermeidet, welche sich in Wirklichkeit zwischen den Begebenheiten finden. Dichter niedern Ranges würden uns statt einer einzigen großartigen Ballade aus diesem Stoffe ein halbes Dutzend geliefert haben.

Durch die eingefügte Erzählung lernen wir zugleich den Feind kennen, mit welchem der Ritter gerungen hat. Stück für Stück läßt ihn der Dichter vor unsern Augen in seiner grauenhaften Gestalt entstehen. Wir kennen den Drachen vom Kopf bis zum Schweif, noch ehe der Jüngling mit ihm kämpft. Dadurch werden wir um so gespannter auf die Kampfesscene selbst. Auch würden wir diese nicht mit so ungeteilter Aufmerksamkeit verfolgen können, hätte Schiller erst da eine Beschreibung des ungewöhnlichen Feindes geben wollen, wo der Kampf erzählt wird.

Nicht minder vorteilhaft, wie durch Anordnung und Verknüpfung der Begebenheiten, wirkt das Gedicht auch durch die darin enthaltenen K o n t r a s t e. Den ersten, recht frappanten Kontrast bildet das begeisterte Selbstgefühl des Jünglings, das in der letzten Hälfte der 3. Str. in rhetorisch-reichem Ausdruck sich kund giebt, mit den strengen Worten des Meisters zu der folgenden Strophe. In ähnlicher, aber noch ergreifenderer Weise stellt sich dem allgemeinen, lauten Volksjubel, der in der 22. Str. geschildert wird, der unerschütterliche Meister (Str. 23) entgegen, dessen Bild hier zu einer wahrhaft erhabenen Größe emporwächst. Der Gegensatz der beiden eben bezeichneten Hauptideeen erreicht hier seine Spitze.

Ein dritter Gegensatz wird endlich noch dadurch gebildet, daß der Dichter, nachdem er den Drachen als eine Ausgeburt der Natur in seiner ganzen Häßlichkeit geschildert hat, den Menschen, der im Gebet sich Kraft erringt und den Ausgang seines Unternehmens Gott anheimstellt, vorführt.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Hin knieet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde,
Und Gott empfahl ich meine Seele.

Sonach verdient die Komposition der Romanze als höchst gelungen bezeichnet zu werden.

8. Darstellungsweise.

Der Kampf mit dem Drachen ist eine Romanze und zeichnet sich aus durch epische Behaglichkeit und Fülle; nirgends findet sich auch nur eine Spur von lyrischen Sprüngen. Besonders ausführlich ist die Erzählung des Ritters. Der Grund dafür liegt aber auf der Hand. Es mußte dem Jüngling viel daran liegen, die ganze Größe und Bedeutung seines Unternehmens recht fühlbar zu machen, um die Schuld, deren er sich bewußt war, so viel als möglich in einem milderen Lichte darzustellen, weshalb er denn auch die Beweggründe ausführlich mitteilt, die ihn zum Kampfe gespornt hatten. Um der Erzählung des Kampfes, dem Charakter der Romanze gemäß, die größtmöglichste Lebendigkeit und dramatische Anschaulichkeit zu bewahren, legt der Dichter sie dem Jüngling selbst in den Mund. So erscheint sie nicht als eine äußere, dem Darsteller fremde Begebenheit, sie wird vielmehr zur unmittelbaren, vor unserm Auge sich entwickelnden Handlung. Auf dieselbe Weise erzielt die Erzählung des Edelknaben im Taucher größere Wirksamkeit, als wenn uns der Dichter dessen Abenteuer dargestellt hätte, weil wir diese in der engsten Verbindung mit der handelnden Person erblickten. Schiller sagt in dem oben angeführten Briefe an Goethe in Bezug hierauf selbst: „Die Erzählung des Ritters ist zwar etwas lang ausgefallen, doch das Detail derselben war nötig, und trennen ließ es sich nicht wohl." Ganz besonders glänzend zeigt sich die Kunst des Dichters in der Beschreibung des Drachenbildes. Lessing rühmt in seinem Laokoon*) die kunstvolle Schilderung des Homer, der häufig einen zu malenden Gegenstand, nicht wie er da ist, sondern wie er wird, nicht als einen fertigen, sondern als einen erst entstehenden darstellt, und dadurch dem Leser die Gesamtauffassung des ganzen Bildes außerordentlich erleichtert. So malt er den Schild Achills nicht als einen vollendeten, sondern als einen

*) Vergl. Lüben, Auswahl. I. 279.

werdenden; so läßt er durch Hebe den Wagen der Juno Teil für Teil, Räder, Achse, Sitz u. s. w. vor unsern Augen zusammensetzen; so führt er Menelaus und Paris vor ihrem Zweikampfe nicht als gerüstet auf, sondern läßt sie erst vor dem innern Auge des Lesers die glänzenden Waffen anlegen. Diese Schilderungsart wird in der Regel nur auf leblose Gegenstände anwendbar sein. Unser Dichter hat einen Vorteil, der im Stoffe lag, trefflich zu benutzen gewußt, um sie auch der Darstellung eines lebendigen Gegenstandes zu gute kommen zu lassen. Indem er das Bild des Drachen in jener Weise vor uns zusammensetzt, gewinnen wir sogleich eine deutliche Vorstellung des wirklichen Drachen, so daß die spätere Erzählung des Kampfes mit dem Untiere nicht durch die Schilderung desselben gehemmt und belästigt zu werden braucht. In der 17. Str. bot sich dem Dichter Gelegenheit dar, die Anlegung der Rüstung ganz in der Art zu schildern, wie Homer in der eben angedeuteten Stelle mit Menelaus und Paris; er thut dies jedoch nur in sehr geringem Maße und zwar aus dem Grunde, weil die Erzählung des Ritters dadurch ungebührlich würde verlängert worden sein und sich obenein in seinem Munde nicht gut ausgenommen hätte.

Viele Stellen der Romanze besitzen eine große malerische Kraft. Wir machen nur auf einige aufmerksam:

Und wo des Bauches weißes Vließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken. (Str. 12.)

Die weichen Laute in V. 1 u. 2 sind eben so charakteristisch, wie die gehäuften scharfen und harten Klänge in V. 3 u. 4.

Ferner:

Und bang beginnt das Roß zu keuchen,
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäu'l geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt. (Str. 18.)

Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet . . (Str. 19.)

. . . . . daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen. (Str. 20.)

Aus diesen und vielen anderen Stellen ersieht man, daß Schiller den Diphthongen eu liebt, wo es gilt, etwas Schaudererregendes darzustellen.

Sehr wirksam zeigt sich das ä in dem Verspaar:

Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Er haut nach mir mit grimmen Zähnen. (Str. 20.)

Es dürfte kaum noch eine andere Schillersche Romanze genannt werden können, in der ein Wohlklang herrschte, wie in dieser.

Das Metrum ist dem Inhalte sehr angemessen. Die

Strophen sind aus 12 vierfüßigen jambischen Versen gebildet, von denen einige eine überzählige Silbe haben. Ihre ungewöhnliche Länge steht nicht nur mit dem ganzen Umfange des Gedichtes in gehörigem Verhältnis, sondern gestattete dem Dichter bei der ruhigen Ausführlichkeit des Ganzen auch mehr Raum, um die einzelnen kleinen Massen stets in eins zu ordnen. Desungeachtet entspricht doch die 2. Str. nicht ganz der Forderung, nur eine Idee zu enthalten; sie zerfällt vielmehr in 2 Abteilungen (V. 1—8 u. V. 9—12). Der Reim ist, wenn auch nicht durchgehends rein, doch im allgemeinen trefflich behandelt, kräftig, klangreich und bedeutsam. In der 5. Str. findet sich einer kleiner Verstoß gegen den Wohlklang. Schon daß nach den schroffen Reimwörtern versetzt und verletzt (1 u. 2) im folgenden Verse das Wort Gesetz vorkommt, ist dem Ohr unangenehm; noch mehr aber, daß sich diese Laute in V. 6 u. 7 bald hinter einander wiederholen (gesetztem, Gesetzes). Str. 15 enthält einige unreine Reime (hoch, Joch — Roß, bloß — Blöße, Gekröse). In Str. 20, die übrigens voll von charakteristischen Reimen ist, stehen „grimmen“ (V. 8) und „grimm'gen“ (V. 10) zu nahe beisammen.

9. Die historische Grundlage der Romanze.

Dem Kampf mit den Drachen liegt eine wahre Begebenheit zu Grunde, mit der Schiller durch die schon erwähnte Niethammersche Übersetzung von Vertots Geschichte des Johanniterordens aus dem J. 1792 bekannt wurde. Die Begebenheit ereignete sich unter dem Großmeister Helion de Villeneuve, der von 1323—46 Oberhaupt des Ordens war. Bei der Darstellung seiner Regierungszeit gedenkt Vertot des Vorfalles mit folgenden Worten: „Der Geist der Liebe und Rücksichten der Klugheit bewogen ihn, allen Rittern bei Verlust des Ordenskleides den Kampf mit einer Schlange oder einem Krokodil zu verbieten, einer Art Amphibion, welche sich in Morästen und an den Ufern der Flüsse aufhielt. Dieses Krokodil war von ungeheurer Größe, verursachte großes Elend auf der Insel und hatte selbst einige Einwohner verschlungen. Zum Verständnis einer so außerordentlichen Erscheinung, die einige Schriftsteller ins Märchenhafte hinübergezogen haben, theilen wir einfach mit, was man davon in der Geschichte findet. Der Zufluchtsort des furchtbaren Tieres war eine Höhle neben dem Sumpfe am Fuße des Berges St. Stephan, 2 Meilen von Rhodus gelegen. Von hier aus brach es hervor, um seine Beute zu holen. Es fraß Schafe, Kühe und bisweilen Pferde, wenn sie sich dem Sumpfe näherten; ja man klagte sogar, daß es junge Hirten verschlungen, die ihre Herden dort gehütet hatten. Mehrere der tapfersten Ritter des Konvents zogen zu verschiedenen Zeiten, einer ohne Mitwissen des andern,

einzeln aus der Stadt, um das Tier zu töten: aber man sah keinen wiederkehren. Der Gebrauch des Feuergewehrs war noch nicht erfunden, und die Haut dieses Ungeheuers war mit Schuppen bedeckt und den schärfsten Pfeilen und Wurfspießen undurchdringlich. Die Waffen waren mithin, so zu sagen, nicht gleich, und die Schlange hatte ihre Feinde bald erlegt. Dies war also der Grund, weshalb der Großmeister den Rittern fernerhin einen Versuch zu einem Unternehmen wehrte, das über menschliche Kräfte zu sein schien. Alle gehorchten, mit Ausnahme eines Ritters von der provençalischen Zunge, Namens Dieudonné (lat. Deodat) von Gozon. Jenem Verbote zum Trotz und ohne sich um das Schicksal seiner Mitbrüder in Furcht setzen zu lassen, faßte dieser im stillen den Vorsatz, das Ungeheuer zu bekämpfen, entschlossen zu sterben, oder die Insel davon zu erlösen. Um nun seinen Plan auszuführen, begab er sich nach Frankreich und zog sich in das Schloß Gozon zurück, das noch heutigen Tages in der Provinz Languedoc steht. Er hatte bemerkt, daß die Schlange unter dem Bauche keine Schuppen hatte, und darauf baute er seinen Plan. Er ließ von Holz oder Pappdeckel ein Bild des Ungeheuers verfertigen, ganz nach der Vorstellung, die er davon bewahrt hatte, und sah besonders darauf, daß der Grimm desselben sich recht ausdrückte. Hierauf richtete er zwei junge Doggen ab, auf seinen Ruf herbeizukommen und sich an den Bauch des Tieres zu werfen, während er selbst, zu Pferde gestiegen, angethan mit seinen Waffen, die Lanze in der Hand, sich stellte, als wenn er ihm an verschiedenen Orten Stöße beibrächte. Mehrere Monate nahm der Ritter täglich diese Übung vor, und sobald er die Doggen zu dieser Art Kampf abgerichtet sah, kehrte er nach Rhodus zurück. Kaum auf der Insel angelangt, ließ er, ohne seinen Plan jemandem mitzuteilen, seine Waffen heimlich nach einer Kirche bringen, die auf der Spitze des Berges St. Stephan lag, und begab sich nachher selbst dorthin, nur von 2 Knappen begleitet, die er aus Frankreich mitgebracht hatte. Er trat in die Kirche, und, nachdem er sich Gott empfohlen, legte er seine Waffen an, stieg zu Pferde und befahl seinen beiden Dienern, wenn er im Kampfe umkäme, nach Frankreich zurückzukehren, sich aber zu ihm zu begeben, wenn sie bemerkten, daß er die Schlange getötet hätte oder von ihr verwundet worden wäre. Hierauf ritt er mit den beiden Hunden den Berg hinab und wandte sich gerade auf den Schlupfwinkel der Schlange zu, die auf das Geräusch, welches er machte, mit offenem Rachen und funkelnden Augen herbeieilte, um ihn zu verschlingen. Gozon brachte ihr einen Lanzenstoß bei, den aber die Dicke und Härte der Schuppen fruchtlos machte. Er schickte sich an, seine Stöße zu verdoppeln, aber sein Roß, durch das Zischen und den Geruch der Schlange scheu gemacht, will nicht vorwärts, bäumt sich, wirft sich seitwärts, und

hätte seinen Herrn ins Verderben gerissen, wenn dieser nicht, ohne zu erschrecken, abgesprungen wäre. Das Schwert in der Hand, die beiden Doggen zur Seite, greift er das furchtbare Untier an und bringt ihm an mehreren Stellen Streiche bei, die jedoch die Härte der Schuppen nicht eindringen ließ. Das wütende Tier warf ihn mit einem Schweifschlage zu Boden und würde ihn unfehlbar verschlungen haben, wenn sich nicht die beiden Hunde, so wie sie abgerichtet waren, an den Bauch der Schlange geworfen hätten, die nun von ihnen mit grimmigen Bissen zerfleischt wurde, ohne sich ihrer erwehren zu können. Durch diese Hilfe unterstützt, erhebt sich der Ritter wieder, springt seinen Doggen bei und stößt sein Schwert an einer Stelle ein, die nicht durch Schuppen geschützt war. Es entstand eine breite Wunde, aus welcher Ströme des Blutes hervorschossen. Das Ungeheuer, tödlich verwundet, fällt auf den Ritter, so daß er zum zweiten Male hinstürzt, und würde ihn durch das Gewicht und die Masse des ungeheuren Körpers erstickt haben, wenn nicht die beiden Knappen, die dem Kampfe zugeschaut hatten, herbeigeeilt wären, als sie die Schlange erlegt sahen. Sie fanden ihren Herrn ohnmächtig und hielten ihn für tot. Nachdem sie ihn aber mit vieler Mühe unter der Schlange hervorgezogen hatten, lösten sie ihm den Helm, um ihm Luft zu machen, falls er noch am Leben wäre, und sprengten ihm Wasser ins Gesicht. Dieser Beistand machte, daß er endlich wieder die Augen aufschlug. Das erste und das angenehmste Schauspiel, das sich seinen Blicken darbieten konnte, war, seinen Feind tot und ein so schwieriges Unternehmen gelungen zu sehen. Kaum hatte man in der Stadt seinen Sieg und die Erlegung der Schlange erfahren, so strömte ihm eine Menge Einwohner entgegen. Die Ritter führten ihn im Triumph in den Palast des Großmeisters. Aber mitten unter dem Beifallsruf erstaunte der Sieger nicht wenig, als Helion, mit Blicken voll Unwillens, ihn fragte, ob er das Verbot nicht kenne, welches er gegen den Kampf mit diesem gefährlichen Tiere gegeben hätte, und ob er es ungestraft verletzen zu können glaubte. Und ohne ihn anzuhören, noch durch die Bitten der Ritter sich erweichen zu lassen, schickt ihn dieser strenge Beobachter der Ordenszucht auf der Stelle ins Gefängnis. Hierauf versammelt er den Rat und stellt ihm vor, der Orden dürfe nicht unterlassen, einen Ungehorsam zu bestrafen, der für die Ordenszucht verderblicher sei, als viele Schlangen für die Inselbewohner, und stimmte laut dafür, daß dieser Sieg dem Sieger zum Verderben gereichen solle. Der Rat erlangte jedoch soviel, daß er sich damit begnügte, ihm das Ordenskleid zu nehmen. Gozon sah sich desselben schimpflich beraubt und nur kurze Zeit war zwischen dem Siege und dieser Strafe verflossen, die er für strenger hielt, als den Tod selbst. Der Großmeister aber zeigte, nachdem

er durch die Strafe der Aufrechthaltung der Ordenszucht Genüge gethan, wieder seinen von Natur sanften und gütigen Charakter. Er ließ sich gern besänftigen und lenkte die Sache so, daß man ihn um Gnade flehte, um die er selbst gebeten haben würde, wenn er nicht an der Spitze des Ordens gestanden hätte. Auf die dringenden Bitten der ersten Komture schenkte er ihm das Kleid und sein Wohlwollen wieder und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Den Kopf der Schlange oder des Krokodils befestigte man auf einem Thore der Stadt als Denkmal von Gozons Siege. Thevenot in seiner Reisebeschreibung erzählt, daß er selbst, oder doch ein Abbild desselben, zu seiner Zeit dort gewesen sei, das er gesehen habe. Es war dicker und größer als ein Pferdekopf, hatte einen bis an die Ohren geschlitzten Rachen, große Zähne und Ohren, runde Augen und grauweiße Farbe, die aber vielleicht vom Staube herrührte. — Der Großmeister verlieh Gozon, um ihn für die ausgestandene Pein zu entschädigen, reiche Komtureien, nahm ihn in seine Nähe und machte ihn zu seinem Statthalter, in der Überzeugung, daß ein so tapferer und mutiger Ritter auch im Falle eines Krieges oder einer Belagerung die Insel besser als ein anderer gegen die Unternehmungen der Ungläubigen schützen werde." Nach Villeneuves Tode 1346 wurde Gozon zum Großmeister erwählt; er starb 1353. Auf sein Grabmal setzte man die Worte: Draconis extinctor (Drachentöter).

Bosio, ein anderer berühmter Schriftsteller des Ordens erzählt die Begebenheit ebenfalls. Eine Übersetzung derselben findet sich im 3. Bde. des „Archivs für das Studium der neueren Sprachen u. Litteraturen" von Herrig und Viehoff.

10. Schriftliche Aufgaben.

1. Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Krieg, Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg. 2. Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich. 3. Ist Volkesstimme Gottes Stimme? 4. Verteidigungsrede für den Ritter in Schillers Kampf mit dem Drachen. (Vergl. Linnig, Der deutsche Aufsatz.) 5. Die Kapelle auf Rhodus als Aussichtspunkt.

16. Der Graf von Habsburg.

1803.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 261. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 59. — Lüben, Auswahl. II. 229.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. Aachen war in älteren Zeiten der Krönungsort aller deutschen Könige. Maximilian II. ist der erste,

der sich (1562) zu Frankfurt, der alten Wahlstadt, auch krönen ließ. V. 3. Rudolf ward den 29. Sept. 1273 zu Frankfurt auf Vorschlag des Erzbischofs von Mainz, Werners von Eppenstein, gewählt und den 1. Nov. zu Aachen gekrönt.*) „Heilige Macht“ steht für Majestät. Der Kaiser war der Gesalbte des Herrn. Ähnliche ehrfurchtsvolle Gesinnungen sprechen sich in den ältesten Zeiten aus. So heißt es in der Odyssee: „Aber die heilige Macht des Alkinoos sprach zu dem Herold“. V. 6. „Die Wähler“. Seit alter Zeit schon führten die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier die erste Stimme auf den Reichstagen, und seit den Hohenstaufen haben noch vier weltliche Fürsten sich einen Vorrang bei der Kaiserwahl angemaßt. Aber erst im 14. Jahrh. wurden 7 Kurfürsten festgestellt, und jeder erhielt sein stehendes Hofamt. Sie folgten sich in dieser Reihe: der Erzbischof von Mainz, als des Reiches Erzkanzler; der Erzbischof von Trier, als Kanzler von Burgund; der Erzbischf von Köln, als Kanzler von Italien; der Pfalzgraf am Rhein, als des Reiches Truchseß, der beim Krönungszug den Reichsapfel trug und beim Mahl die Schüsseln aufsetzte; der Herzog von Sachsen-Wittenberg, als des Reiches Marschall, der das Schwert vortrug und den Stall besorgte; der Markgraf von Brandenburg, als des Reiches Kämmerer, der das Scepter vortrug, dem Kaiser das Waschwasser reichte und das Hauswesen besorgte; der König von Böhmen, als des Reiches Schenk, der den Becher auftrug. — Zu V. 6 sagt der Dichter in einer Anmerkung: „Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich, daß ich es recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolfs Kaiserkrönung nicht ausübte.“ Der stolze König Ottokar von Böhmen, der mächtigste deutsche Fürst seiner Zeit, Herr über Böhmen, Mähren, Österreich und Kärnthen, war mit der Wahl des Grafen von Habsburg höchst unzufrieden und deshalb nicht zum Krönungsmahle erschienen. Da aber der Dichter die Pracht des Krönungsmahles besingen wollte, so durfte auch der Erzmundschenk nicht fehlen; die beiden andern weltlichen Kurfürsten hatten bei der Tafel nichts zu thun. — V. 8. „Sterne-Chor“, die Planeten, von denen man zu Schillers Zei tnur erst 7 kannte: Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn und Uranus. Diese Kurfürsten, als die vornehmsten Glieder des Reichskörpers, sollten (nach dem Ausdrucke der goldenen Bulle) „wie sieben herrliche Leuchte“ (Offenb. Joh. 1, 12. 13.) in der Einheit des siebenfältigen Geistes das heilige Reich erleuchten. Sie waren die geheimen Räte des Kaisers.

2. „Balcon“ (vgl. S. 514) steht hier nicht in seiner ge-

---

*) Nähere Mitteilungen über Rud. v. Habsburg enth. d. IV. Tl. von Lübens Leseb. unter Nr. 83.

wöhnlichen Bedeutung für Altan, sondern für Gallerie, die im Saale herumläuft. V. 6. „Die kaiserlose, die schreckliche Zeit", das Interregnum (Zwischenreich). Seit dem Tode Friedrichs II. (1250) war Deutschland der größten Verwirrung preisgegeben. Wilhelm von Holland, Alfons von Castilien, Richard von England waren Herrscher ohne Macht. Das Faustrecht und die Räubereien waren überall an der Tagesordnung. Rudolf brachte wieder mehr Einheit und Ordnung in das Staatsgebäude.

6. V. 10. „Mesner", Kirchner, Küster (der Hüter des Gotteshauses), ahd. mésînâri, mhd. messenaere, messener, mesnaere, aus mittellat. mesenarius, früher mansionarius, vom lat. mansio, eigentlich das Bleiben, der Aufenthalt, die Wohnung, hier das Gotteshaus, woher franz. maison.

7. V. 2. „Entblößt" darf man hier nicht als Präsens und dem neiget beigeordnet denken; es ist vielmehr das Partizip und ein abgekürzter Nebensatz: „indem er das Haupt mit Demut entblößt hält." (Götzinger.)

8. „Was schaffst du?" Götzinger meint, diese Frage bedeute hier so viel als: „Was hast du hier zu schaffen?" Da sich aber der Graf wohl nicht darüber wundert, den Priester überhaupt hier zu sehen, sondern nur deshalb, weil er wahrnimmt, daß derselbe die Schuhe auszieht, so ist „schaffen" wohl gleichbedeutend mit machen. „Was machst du?"

9. V. 6. „Vergnüget noch weiter des Jagens Begier", befriedigt u. s. w.

11. V. 5. „Ihr seid ein mächtiger Graf". Rudolf besaß früher nur geringe Macht, hatte jedoch die Verwirrung der Zeit benutzt und sein Lehngebiet erweitert, außerdem aber noch reiche Besitzungen geerbt. — V. 8. „Begeistert", in prophetischer Begeisterung. — V. 9. Der auf die sechs Töchter Bezug habende Wunsch des Priesters ist wirklich erfüllt worden. Mechthild war vermählt mit Ludwig, Pfalzgrafen des Rheins und Herzog in Bayern. Agnes heiratete den Herzog Albrecht in Sachsen und Hedwig den Markgrafen Otto in Brandenburg. Katharina war vermählt mit dem Herzoge Otto von Bayern, Jutta mit Wenzel, König von Böhmen. Klementine heiratete den Karl Martel, Erbprinz von Sicilien, später erwählten König in Ungarn.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. König Rudolf feierte zu Aachen seine Krönung durch ein festliches Mahl, bei dem die Großen des Reichs verschiedene Ämter zu verwalten hatten.
2. Auch das Volk nimmt den freudigsten Anteil an diesem

Feste, weil durch Rudolfs Wahl zum Kaiser der traurigen Ausübung des Faustrechts ein Ende gemacht wurde.

3. Der Kaiser überschaut mit zufriedenem Blick und fröhlichem Herzen die ganze Anordnung. Den Becher ergreifend, wünscht er zur Verherrlichung des Festes nur noch einen Sänger herbei, da er von Jugend auf die Kunst des Gesangs geliebt hat.

4. Dieser, ein Greis tritt ein, spricht von der Lieblichkeit des Gesanges und den Aufgaben des Sängers und fragt den Kaiser selbst nach dem, was an diesem Tage das Würdigste für ihn sei.

5. Lächelnd lehnt der Kaiser die Entscheidung ab. Er will der Begeisterung des Sängers nicht vorgreifen, indem er sagt, daß ein Dichter nur dem innern Drange, der Macht des Augenblicks folgen dürfe.

6. Jetzt greift der Sänger rasch in die Saiten und trägt mit erhöhter Begeisterung die eigentliche Hauptbegebenheit vor. — Ein edler Held reitet auf die Jagd. Ihm begegnet unterwegs ein Priester, der im Begriff ist, einem Sterbenden das heilige Sakrament zu bringen.

7. Der Graf beweist der geweihten Hostie (dem Sakrament) durch Entblößung des Hauptes und tiefe Verbeugung seine Ehrfurcht. — Da ein angeschwollener Gießbach den Priester im Weiterschreiten hemmt, so zieht dieser die Schuhe ab, um das Wasser zu durchwaten.

8. Der Graf begreift die Ursache dieser Handlung nicht sogleich, fragt deshalb und erhält den nötigen Aufschluß. — Da das wilde Gebirgswasser den Steg mit fortgerissen hat, will der Geistliche den Bach durchschreiten, damit der Kranke nicht länger schmachte.

9. Da tritt der Graf dem Priester sein eignes ritterliches Roß ab und nimmt das seines Knappen. Am andern Morgen will der dankbare Geistliche das Roß zurückbringen und führt es zu diesem Zwecke bescheiden am Zügel ins Schloß.

10. Der Graf lehnt die Rückgabe entschieden ab. Er will das Roß, welches einem so heiligen Zwecke gedient hat, nicht wieder zu weltlichen Vergnügungen besteigen. Möge es der Priester behalten, oder möge es, falls dieser die Gabe zurückweist, ähnlichen frommen Zwecken gewidmet bleiben. Es soll dem verbleiben, von dem der Graf alles erhalten hat.

11. Der von solchem Edelsinn entzückte Priester wünscht dem frommen Geber Gottes Segen und Verheiratung seiner sechs Töchter an Fürsten.

12. Dem Kaiser wird durch des Sängers Lied Vergangenes ins Gedächtnis zurückgerufen. Er erkennt im Sänger den Priester wieder, dem er einst jenen Dienst geleistet hat, und verbirgt gerührt seine Thränen. Die Umstehenden ahnen den Zusammenhang der Sache und blicken erfreut auf ihren Herrscher, an dem sich Gottes vergeltende Hand so sichtbar zeigt.

3. Gedankengang.

Der Dichter schildert uns zunächst das Krönungsmahl des Kaisers Rudolf und zeigt dabei, welchen Anteil das Volk daran genommen und warum es sich seiner Erwählung gefreut hat. Darauf führt er uns den Kaiser vor. Dieser ist zufrieden mit der ganzen Festeinrichtung, wünscht jedoch neben den leiblichen Genüssen auch diejenigen, welche allein wahre Lust gewähren, nämlich geistige, wie ein Sänger sie verschaffe. Dieser Wunsch wird sogleich erfüllt; es tritt ein Sänger ein. Der Dichter schildert sein Äußeres, läßt ihn dann über den Gesang selbst reden. Eine Frage desselben giebt Veranlassung, daß der Kaiser sich über die wahre Quelle des Gesanges und dessen Wirkung auf das menschliche Herz ausspricht. Hieran nun reihet der Dichter die Erzählung einer Begebenheit, die Rudolf als edlen Menschen und aufrichtigen Christen charakterisiert. Zum Schluß zeigt er dann, welchen Eindruck das Lied auf den Kaiser gemacht und in den Umstehenden bewirkt hat.

4. Gliederung.

Sie ist aus der nachstehenden Disposition ersichtlich.

I. Schilderung des Krönungsmahles. (Str. 1. u. 3.)
   A. Wo dasselbe stattfindet. (Str. 1, V. 1—4.)
   B. Thätigkeit der Fürsten dabei. (Str. 1, V. 5—10.)
   C. Teilnahme des Volkes an diesem Feste.
      1. Freudenäußerungen desselben. (Str. 2, V. 1—4.)
      2. Grund für die Freude des Volkes. (Str. 2, V. 5—10.)
   D. Äußerungen des Kaisers. (Str. 3.)
      1. Sein anerkennendes Urteil über das Fest. (Str. 3, V. 1—4.)
      2. Sein Verlangen nach einem Sänger. (Str. 3, V. 5—10.)

II. Auftreten des Sängers. (Str. 4 u. 5.)
   A. Wesen des Sängers. (Str. 4.)
      1. Sein äußeres Ansehen. (Str. 4, V. 1—4.)
      2. Seine Äußerung über Wirkung u. Aufgabe des Gesanges. (Str. 4, V. 5—8.)
      3. Seine Frage, wodurch er heut den Kaiser verherrlichen solle. (Str. 4, V. 9—10.)
   B. Urteil des Kaisers über Veranlassung zum Gesange überhaupt. (Str. 5.)
      1. Er lehnt die Forderung des Sängers, ihm eine Aufgabe zu seiner Verherrlichung zu stellen, bescheiden ab. (Str. 5, V. 1—4.)
      2. Des Sängers Lied kommt aus dem Innern. (V. 5—10.)

III. Das Lied des Sängers (Hauptbegebenheit.) (Str. 6—11.)
   A. Zusammentreffen des Grafen mit dem Priester. (Str. 6.)

B. Der Graf erweist dem Sakrament seine Ehrfurcht. (Str. 7, V. 1—4.)

C. Vorhaben des Priesters.

1. Er will durch einen angeschwollenen Bach waten. (Str. 7, V. 5—10), um
2. einem Kranken das Abendmahl zu reichen. (Str. 8.)

D. Edelsinn des Grafen. (Str. 9 u. 10.)

1. Er tritt dem Priester sein Pferd ab.
2. Er schenkt das ihm zurückgebrachte Pferd der Kirche.

E. Wunsch des Priesters. (Str. 11.)

1. Gott möge ihn ehren.
2. Seine Töchter mögen Fürsten vermählt werden.

IV. Wirkung des Liedes. (Str. 12.)

A. Der Graf erinnert sich des Vorfalls und erkennt den Priester.

B. Er wird zu Thränen gerührt.

C. Die Umstehenden erraten den Zusammenhang und verehren das göttliche Walten.

5. Die Personen des Gedichtes.

1. **Rudolf** war vor seiner Erwählung zum Kaiser **Graf von Habsburg** in der Schweiz. Er besaß in der Zeit, in welche die Begebenheit mit dem Priester fällt, große Besitztümer und hatte sich durch Tapferkeit, Leutseligkeit im Umgange und Gerechtigkeit gegen seine Untergebenen Achtung und Liebe erworben. Das Christentum ist ihm Herzenssache. Daher erweist er dem Erlöser und allem, was an ihn erinnert, in Demut die größte Ehrfurcht, und zeigt sich wohlwollend gegen die Kirche. Genüsse, wie die Tafel und die Jagd sie gewähren, verschmäht er zwar nicht gerade; aber sie bereiten ihm nie die Freude, welche ihm ein schönes Lied gewährt. Der Sänger steht daher in großem Ansehen bei ihm, und darf bei Festlichkeiten niemals fehlen. Seine Urteile über die Poesie beweisen, daß er über ihr Wesen nachgedacht hat.

2. Der **Priester** ist ein pflichttreuer Mann, der keine Mühe scheut, wo sich das Verlangen nach den Tröstungen der Religion kund giebt. Für die Gefälligkeit, welche der Graf ihm erwiesen, und für das Geschenk, was derselbe der Kirche gemacht, erzeigt er sich dankbar. Bei der Zurückführung des benutzten Pferdes giebt er seinen bescheidenen und demütigen Sinn zu erkennen. Schiller teilt in einer Anmerkung zu dem Gedichte mit, daß derselbe seine spätere Stellung als Kaplan beim Kurfürsten von Mainz benutzt habe, Rudolfs Ruhm zu verbreiten und in der Zeit der Kaiserwahl die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Der Priester ist zugleich Sänger und hat ebenso richtige Ansichten über die Aufgabe der Poesie, als er es versteht, durch seine Lieder die Herzen zu rühren.

6. Absicht und Idee des Gedichtes.

Ungeachtet das Gedicht uns Rudolf beim Krönungsfeste, also als Kaiser vorführt, so hat ihm Schiller doch die Überschrift gegeben: Der Graf von Habsburg. Durch diesen Titel lenkt er die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die vom Priester vorgetragene Geschichte, und es gewinnt danach den Anschein, als sei die Darstellung dieser Begebenheit an und für sich Zweck gewesen, oder als habe er die Idee aussprechen wollen, es finde jede schöne That auch hienieden ihren Lohn. Zu dieser Idee passen aber die einleitenden Strophen nicht, in denen mit großer Ausführlichkeit und entschiedener Absichtlichkeit die Macht der Dichtkunst besungen ist. Außerdem entspricht dieselbe gar nicht der Denkweise unseres Dichters, dessen Sache es niemals war, in den Thatsachen der Weltgeschichte dem Gange der Vorsehung nachzuspüren. Es unterliegt daher gar keinem Zweifel, daß der Dichter in dem „Grafen von Habsburg“ ebenso, wie in den „Kranichen des Ibykus“, die Macht des Gesanges veranschaulichen will. Während aber in den Kranichen die Dichtkunst als rächende Gewalt erscheint, wird sie hier als belohnende Göttin dargestellt; wie sie dort den im Verborgenen verübten Mord an das Tageslicht zieht, damit er der verdienten Strafe verfalle, verkündigt sie hier die fromme Handlung, welche bei der Bescheidenheit des Kaisers unbekannt geblieben war.

7. Komposition des Gedichtes.

So weit das Krönungsmahl und die Begebenheit auf der Jagd auch der Zeit und dem Raume nach auseinander liegen, so hat der Dichter doch beide geschickt zu vereinigen gewußt und der Romanze dadurch die Gestalt eines dramatischen Gemäldes gegeben, den Stoff also ähnlich behandelt, wie im Kampf mit dem Drachen und im Taucher. Dieser scenischen Einfachheit wegen weicht er auch mehrfach von seiner Quelle ab und erfindet neue Momente. So läßt er z. B. die Klosterfrau ganz aus dem Spiele und legt den Inhalt ihrer Worte dem Priester selbst in den Mund. Dadurch wird die Darstellung von einer Nebenfigur befreit und die Person des Sängers gewichtiger, wozu auch der Umstand mitwirkt, daß ihn der Dichter nicht einen allgemeinen Glückwunsch, sondern in der Form eines Wunsches eine bestimmte Prophezeiung aussprechen läßt:

> Euch blühn sechs liebliche Töchter.
> So mögen sie, rief er begeistert aus,
> Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
> Und glänzen die spät'sten Geschlechter.

Daß der wahrsagende Priester zugleich der begeisterte Sänger ist, weicht gleichfalls von der Geschichte ab, ist aber von einer

entschieden poetischen Wirkung. Das Auftreten des Sängers, wie überhaupt die ganze Scene in Aachen ist Erfindung des Dichters und seiner Denkweise vollkommen angemessen. Während er die Religionsvorstellungen, welche der Begebenheit mit dem Priester zu Grunde liegen, ganz rein aus dem Sinne und der Denkweise der Zeit wiedergiebt, tritt er da, wo er den Sänger einführt, seinem ganzen Gehalte nach in sein Werk ein.

8. Darstellungsweise.

Das Gedicht ist eine Romanze. Sie gehört durch ihren Gehalt der gewöhnlichen Volksromanze an, erhebt sich jedoch durch ihre dramatische Form hoch über dieselbe. Unwillkürlich wird man durch diese Romanze an den braven Mann von Bürger erinnert; sie steht aber bei weitem höher als dies Gedicht. Während Bürger eine edle That nackt hinstellt und preist, erhöht sie Schiller als frühere Begebenheit eines Mannes, den wir schon kennen. Obgleich er, wie recht und billig, die frühere That und die spätere Größe des Mannes nicht in den Zusammenhang von Grund und Folge bringt, so dient jene doch dazu, die Würdigkeit des Mannes zu seiner Erhebung einzusehen; und dies giebt dem Gedichte einen ganz besondern Reiz.

In der Form stimmt diese Romanze ganz überein mit dem „Kampf mit dem Drachen", im Tone dagegen nähert sie sich mehr den älteren Romanzen und zeigt statt der epischen Ruhe lyrischen Schwung.

Einigen Ideeen derselben begegnen wir auch in andern Gedichten; doch hat Schiller sie jedesmal ganz verschieden ausgedrückt. So erinnern z. B. die Worte des Kaisers:

Doch den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.

an das Gedicht: „Die vier Weltalter", dessen 1. Str. mit den Worten beginnt:

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein;
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein.
Zu dem Guten bringt er das Beste.

Die dichterische Begeisterung, welche den Sänger antreibt, seine Gefühle im Liede auszusprechen, sich aber nicht erzwingen läßt, leitet der Dichter ähnlich wie Homer,*) von einem Höheren

*) Im 1. Gesange der Odyssee heißt es V. 346—50:
„Und der verständige Jüngling Telemachos sagte dagegen:
Meine Mutter, was tadelst du doch, daß der liebliche Sänger
Uns erfreut, wie das Herz ihm entflammt wird? Nicht ja die Sänger
Dürfen wir, sondern allein Zeus schuldigen, welcher es eingiebt
Allen erfindsamen Menschen, und so, wie er will, sie begeistert."

ab. (Str. 5.) In dem allegorischen Gedicht: „Das Mädchen aus der Fremde“, ist derselbe Gedanke enthalten. Str. 2 heißt es:

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Das Mädchen, welches in unerklärlicher Weise kommt und schwindet, aber durch seine Nähe alle Herzen beseligt, ist die dichterische Begeisterung, die wahre Poesie. Vergl. auch Goethes Ballade: Der Sänger.

Was der Dichter in den letzten Versen der 5. Str. über die Unergründlichkeit des Gesanges sagt, lernten wir bereits in der „Macht des Gesanges“ kennen. Siehe die 1. Str. dieses Gedichtes.

Die Strophen bestehen alle aus 10 Versen; die Verse sind vier- und dreifüßig, aus Jamben und Anapästen zusammengesetzt. Die Reime sind teils männlich, teils weiblich. Hier und da finden sich kleine Verstöße gegen das Metrum. So hat der 5. V. der 4. Str. eigentlich fünf Hebungen. Der Dichter will freilich „süßer“ als Vorschlagsilben (als Pyrrhichius ◡◡) gesprochen wissen; dies ist aber unmöglich, da süß des Sinnes wegen hervorgehoben und betont werden muß. Eben so verhält es sich im 2. Verse mit „Trat der“ (—◡). In Str. 7 ist der Reim in V. 2 u. 4 unrein (entblößet, erlöset).

9. Historische Grundlage.

Die Quelle, aus der Schiller schöpfte, giebt er in einer Anmerkung zum Gedichte selbst an. Sie ist das Chronicon helveticum von Ägidius Tschudi (geb. in Glarus 1505, gest. 1571). Dieser teilt unter dem J. 1266 mit, wie Graf Rudolf von Habsburg mit dem Abte Berchtold von St. Gallen Streit wegen einiger Lehnsgüter hat, und erzählt dann die Geschichte treuherzig wie folgt:

„Dero Zit reit Graf Rudolf von Habspurg (hernach Künig) mit sinen Dienern uffs Weid-Werck gen Beitzen und Jagen, und wie Er in ein Ouw kam allein mit sinem Pferdt, hört Er ein Schellen klingeln: Er reit dem Geton nach, durch das Gestüd (= Gesträuch), zu erfaren, was das wäre, da fand Er ein Priester mit dem Hochwürdigen Sacrament, und sin Meßner der Ihm das Glögkli vortrug, do steig Graf Rudolf von sinem Pferdt, kniet nieder und tet dem Hochwürdigen Sacrament Reverentz: Nun was es an einem Wässerlin, und stellt der Priester das Hochwürdige Sacrament neben sich, fieng an sin Schuh abzuziechen, und wölt durch den Bach (der groß uffgangen) gewaten sin, dann der Stäg durch Wachsung deß Wassers verrunnen was; der Graf

fragt den Priester, wo Er uß wölt? Der Priester antwurt: Ich trag das Heil. Sacrament zu einem Siechen, der in grosser Kranckheit ligt, und so ich an diß Wasser kumm, ist der Stäg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der Kranck nit verkürtzt werd.

Da hieß Graf Rudolf den Priester mit dem Hochwürdigen Sacrament uff sin Pferdt sitzen, und damit biß zum Krancken faren, und sin Sach ußrichten, damit der Kranck nit versumbt werd. Bald kam der Diener einer zum Grafen, uff deß Pferdt saß Er und fur der Weidny nach.

Do nun der Priester wider heim kam, bracht Er selbs Graf Rudolfen das Pferdt wider mit großer Dancksagung der Gnaden und Tugend, die Er Im erzeigt; do sprach Graf Rudolf: das wöll Gott niemmer, daß ich oder keiner meiner Dienern mit Wüssen das Pferdt überschrite, daß min Herrn und Schöpffer getragen hat, dünckt üch, daß Irs mit Gott und Recht nit haben mögent, so ordnend Ir es zum Gottzdienst, dann ich habs dem geben, von dem ich Seel, Lib, Eer und Gut zu Lechen hab. Der Priester sprach: Herr, nun wölle Gott Eer und Würdigkeit hie im Zit und dorten ewigklich an üch legen. —

Morndes darnach reit der Graf zu dem Clösterlin Var an der Limagt, zwüschen Zürich und Baden gelegen, da was eine selige Closter-Frow, die wollt Er heimsuchen: die sprach zu Im: Herr, Ir hand deß vordrigen Tags Gott dem Allmächtigen ein Eer bewisen mit dem Roß, so Ir dem Priester ze Allmusen geben, das wird der Allmächtig Gott üch und üwer Nachkommen hinwider begaben, und söllend fürwar wüssen, daß Ir und üwer Nachkommen in höchste zitliche Eer kommen werdend: darnach ist derselb Priester deß Churfürstlichen Ertz-Bischoffs von Mentz Caplan worden, und hat Im und andern Herren von solcher Tugend, ouch von Mannheit dises Grafen Rudolfs so dick angezeigt, daß sin Nam im gantzen Rich rumwürdig und bekant ward, deß Er hernach ze Römischen Künig erwelt ward." *) Wesentlich abweichend steht Rudolfs Begegnung mit dem Priester in der Chronik des Ulrich Krieg (15. Jahrh. Züricher Stadtbibliothek, Cod. A 80/56 Bl. 10a, vergl. Germania XXII, 353).

10. Andere Bearbeitungen desselben Stoffes.

Derselbe Stoff ist noch von zwei andern Dichtern behandelt worden: von Calderon und Pyrker. Pyrkers Gedicht ist ein Epos und führt den Namen „Rudolphias". Der unserer Ballade entsprechende Teil steht im 10. Gesange. Kellner hat ihn in

*) Siehe Aeg. Tschudii gewesenen Land-Ammans zu Glarus Chronicon Helveticum, herausgeg. v. Joh. Rud. Iselin. Basel, MDCCXXXIV. I. 166.

seinen „Vorbereitungen“ abdrucken lassen und mit dem Schillerschen Gedicht verglichen.

11. Schriftliche Aufgaben.

1. Schilderung des Krönungsmahles. (Vergl. Seidel, Behandlung poetischer Sprachstücke.) 2. Der Sänger. 3. Vergleichung des Schillerschen Gedichtes mit Tschudis Chronik. 4. Parallele zwischen dem Graf von Habsburg und des Sängers Fluch.

Bürger und Schiller als Balladen- und Romanzendichter.

Bürger und Schiller sind zwei einander durchaus unähnliche Dichter. Dennoch sind, wie wir schon mehrmals bemerkt haben, die meisten ihrer Romanzen Lieblingsstücke des Volkes geworden. Diese Thatsache läßt sich nicht aus dem Gegenstande der Gedichte, oder aus ihrer Form erklären, sondern allein aus dem schönen Leben, was in ihnen wohnt und sich deutlich ausspricht. Diese Lebensregungen sind natürlich eben so verschieden, wie die Naturen der Dichter selbst. Aus Bürgers Romanzen blickt uns Frische und Gesundheit, Lebhaftigkeit und Feuer, Jünglingskraft und kühner Mut entgegen; aus Schillers Dichtungen schaut uns Seelengröße und Herzensreinheit, stiller Ernst und himmlische Ruhe, männliche Kraft und fester Wille an. Jene Frische und Gesundheit artet oft in Derbheit, ja wohl gar in Roheit aus, die innere Seelenerhebung in Schwärmerei und Unklarheit; immer aber wird uns die Wahrnehmung dieser Lebensreize angenehm und erfreulich sein.

Um die Verschiedenheit beider Dichter klar zu erkennen, müssen wir im ganzen denselben Gang einschlagen, der uns zum Verständnis jedes einzelnen Gedichtes bisher gebracht hat. Danach haben wir unser Augenmerk zu richten auf die Gegenstände, die den Dichtungen beider Männer zu Grunde liegen, auf die Behandlung und Anordnung derselben, auf die Darstellung oder den Stil, und auf die Reinheit der Sprache.

1. Was zunächst die Gegenstände anbetrifft, die ihren Dichtungen zu Grunde liegen, so hat sich uns schon früher die Bemerkung aufgedrängt, daß Bürger durchgängig sehr einfache wählt. Der Gegenstand, welcher in der Kuh die Grundlage bildet, ist so geringfügig, daß man kaum begreifen kann, wie eine solche Romanze daraus werden konnte. Ebenso verhält es sich in Lenore, im wilden Jäger, im braven Mann u. a. Die einzige Ballade, welcher eine verwickelte Begebenheit zu Grunde liegt, ist Lenardo und Blandine; aber diese ist bekanntlich auch kein Meisterstück.

Bei Schiller findet der entgegengesetzte Fall statt. Er wählt stets eine verwickelte Fabel, deren Auflösung der Gang der

Handlung hervorbringt. Hero und Leander ist ihm nicht gelungen, weil die zu Grunde liegende Fabel sehr einfach ist.

„Diese Eigentümlichkeit in den Gegenständen ist nichts Zufälliges, sondern beruht auf der Eigentümlichkeit beider Dichter. Bürgers Poesie geht aus von der Innigkeit seines Gemütes, demzufolge er warmen Anteil an seinem Stoffe nimmt; Schillers Poesie zeigt sich am glänzendsten in dem Reichtume seines Geistes, demzufolge er eine tiefe Ansicht von seinen Gegenständen hat. Jener weiß das Kleinste zu beleben und zu erwärmen durch seine Liebe, dieser das Gewöhnliche, ja das Sonderbare zu veredeln und in einen bedeutenden Zusammenhang zu bringen durch seine Anordnung. Bürger bedurfte immer eines großartigen, das Gemüt erschütternden Gegenstandes, aber keiner Begebenheit. Denn nicht der Widerstand, den das Leben und die Wirklichkeit dem Menschen leistet, war das, was er zu schildern vermochte, sondern das menschliche Herz selbst. Die Gewalt der innern Stürme, die im Gemüte toben, wußte er mit Meisterhand der Einbildungskraft vorzuführen. In seinen schönsten Balladen erfahren daher seine Helden keinen Widerstand und keine Anregung von andern Menschen, wodurch die Handlung ihren Fortgang nähme; ihr eigenes Gemüt ist es, woraus alles hervorgeht; in ihnen selbst wohnt der Feind, den sie zu bekämpfen haben, der Freund, der ihnen hilfreich beisteht, nur daß der Dichter diese inneren Stimmen oft symbolisch als äußere Gestalten auftreten läßt. Ist der Gegenstand nicht tauglich, um ein Spiegel des bewegten und wogenden Innern zu sein, so verschleudert der Dichter die Kraft, durch welche er dieses Innere zu schildern vermag, an die Erzählung, bei welcher wir mehr Ruhe erwarten und verlangen können. Wir sehen in Bürger den Liederdichter, in Schiller den dramatischen. Feindliche Einwirkungen eines feindlichen Prinzips haben Schillers Helden in der Regel zu bekämpfen, und mit der Schilderung dieses Kampfes haben es seine Romanzen zu thun; den Sieg des Edlen oder dessen erhabenes Unterliegen weiß er vortrefflich darzustellen. Fordert der Gegenstand eine unmittelbare Darstellung der heftigsten Leidenschaften, des bewegten Gemütes, so verliert er sich in erhabenen Wortschwall, wie in der Ballade Hero und Leander, oder er giebt nur schwache Umrisse, wie im Ritter Toggenburg. Gewiß hätte Schiller aus Lenardo und Blandine ein schönes Kunstwerk gebildet, und Bürger aus Hero und Leander mehr gemacht, als jetzt daraus geworden ist. Der Dialog ist bei Bürger immer das schönste, die eigentliche Schilderung bei Schiller."

Bei der Wahl seiner Stoffe ging Schiller sehr sorgfältig zu Werke und war deshalb meist sehr glücklich; Bürger nahm, was ihm vor die Hand kam, und vergriff sich deshalb natürlich

oft. Nur einen glücklichen Zufall haben wir es zu nennen, daß ihm Gegenstände wie Lenore und der wilde Jäger gegeben wurden.

Den Charakter seiner Helden fand Schiller entweder schon in seinen Quellen oder er bildete sie nach seinen Ansichten. Seinem Wesen entsprechend, sind sie alle ideal gehalten, d. h. allgemeine Gestalten, ohne besondere eigentümliche Züge. Der Taucher, de Lorges (im Handschuh), Graf Rudolf, Damon, Deodat (im Kampf mit dem Drachen), Ritter Toggenburg, sind im ganzen immer dieselben Charaktere, nur jedesmal unter andern Verhältnissen, in einer andern Umgebung. — Bürgers Gestalten sind stets ganz individuell, nie ideal. Lenore hat mit Frau Magdalis nichts gemein, obgleich die Umgebungen gerade dieselben sind, und wie unendlich verschieden sind der Wildgraf, der brave Mann, Hans Bendix und der Kaiser. Dieser Unterschied zwischen den Helden beider Dichter spricht sich sogar darin aus, daß die von Bürger Namen haben, die von Schiller gewöhnlich keine.

Darin kommen beide Dichter überein, daß sie nie eine Fabel ganz erfunden, sondern immer schon Vorhandenes neu geformt haben, ein Verfahren, das man nur loben kann.

2. Wie in der Wahl der Gegenstände, so unterscheiden sich beide Dichter auch in der Behandlung und Anordnung derselben oder in der Komposition. In Bürgers Hauptballaden bedurfte es keiner großen künstlerischen Anordnung; der einfache Stoff fügte sich von selbst in ein Ganzes. Lag nun aber eine große Begebenheit zu Grunde, in welcher gar verschiedenartige Momente erscheinen, so suchte Bürger auch hier so zu verfahren, und erzählte in der Ordnung, wie der Prosaiker erzählt, und dies gewiß zum großen Nachteile des Ganzen. Aus Lenardo und Blandine hätte doch etwas ganz anderes werden können, wenn die verschiedenartigen Teile und Momente zur scenischen Einheit gebracht worden wären. So ist auch der brave Mann nur äußerlich zusammen gehalten, die innere organische Einheit fehlt. Daß Bürger auch das Anordnen verstand, zeigt sich in der Kuh, die besonders dadurch so wirkt, daß sie sich als einziger Moment darstellt. — Bei Schiller ist die künstlerische Anordnung und Verteilung des Stoffes Hauptsache. Alle Handlungen, die er uns vorführt, bieten sehr vielfache und geschiedene Momente dar. Aber er weiß alle zur scenischen Einheit zu bringen und versteht es meisterhaft, das zu entfernen, was diese Einheit stören könnte, oder das zu erfinden, was zur inneren Verbindung der Teile erforderlich ist.

3. Auffallend verschieden sind ferner beide Dichter in der Darstellung. Bürgers Stil ist lebendig, frisch und volkstümlich, aber in allen Dichtungen, mögen sie auch nach ihrem Charakter noch so verschieden sein, immer derselbe; er trägt eine

ihm eigentümlich gewordene Behandlungsweise des Stoffes auf alle Gegenstände über, leidet also an Manier. Die Entführung ist gehalten wie Lenore, der brave Mann wie der wilde Jäger. — Schiller ist frei von Manier; er richtet seine Darstellung überall nach dem Bedürfnis ein. Wie unendlich verschieden im Ton sind die Bürgschaft und der Ritter Toggenburg, Fridolin und der Graf von Habsburg. Dagegen finden wir bei Bürger etwas, was wir bei Schiller ganz vermissen. So wie nämlich seine Helden ganz individuelle Gestalten sind, so ist auch ihre Sprache individuell: Lenore spricht anders als ihre Mutter und Wilhelm, Frau Magdalis anders als Rosette (des Pfarrers Tochter), der Kaiser anders als Hans Bendix und als der Abt. Dies ist bei Schiller nie der Fall; seine Sprache ist so allgemein und ideal wie seine Helden selbst. Es ist durchaus nichts Individuelles in den Wechselreden zwischen Polykrates und Amasis (man vergleiche damit den rechten und linken Ritter bei Bürger), und Deodat spricht wie Helion, Rudolf von Habsburg wie der Sänger, der Taucher wie Damon u. s. w. Dies hängt mit der Eigentümlichkeit beider Dichter und mit dem Zwecke beider zusammen; denn Bürger will den innern Menschen selbst aufschließen, bei Schiller ist der Gang der Begebenheit Hauptsache.

4. Was endlich die Reinheit der Sprache, die Richtigkeit im Gebrauch der Sprachformen betrifft, so steht Bürger unfehlbar höher als Schiller. Er wandte viel Fleiß auf den richtigen Sprachbau und den Wohlklang des Verses. Schiller ist in seinen Balladen und Romanzen besonders in den Satzverbindungen nicht glücklich, wie wir mehrfach gesehen haben. Der Grund hiervon ist wohl darin zu suchen, daß er sich zu sehr an die philosophische Sprache und an die des dramatischen Dialogs gewöhnt hatte, die beide künstliche, verschlungene Perioden gestatten. Unwillkürlich verfiel er daher auch bei den Balladen, die, wie ihm wohl bekannt war, eine gedrängte Darstellung fordern, in diese Sprache, und wurde dadurch unklar. — Die umgekehrte Erscheinung bietet uns Bürgers Sprache dar. Dieser, nichts weniger als Philosoph, bringt seine Romanzensprache auch da an, wo wir etwas ganz anderes suchen, und schreibt Abhandlungen über Sprache und Dichtkunst in eben so kurzen Sätzen, wie sie die Ballade liebt.

(Über das Wesen der Romanze u. Ballade vergl. II, 158 u. 326.)

17. Das eleusische Fest.

1798.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 203. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 80. — Lüben, Auswahl. II. 232.

1. Erläuterungen.

Deměter oder Cerēs war nach der Vorstellung der Alten die Erdgöttin, das Sinnbild der zahllose Früchte hervorbringenden Erde, der allernährenden Mutter. Sie wurde daher auch als Erfinderin des Ackerbaues und als Gründerin der bürgerlichen Gesellschaft durch die Thätigkeit der Frauen betrachtet, galt aus diesem Grunde auch als Göttin der Ehe, und führte als solche den Namen Demeter Thesmophoria. Ihre und des Zeus Tochter, Perséphŏne oder Prosérpĭna, wurde von Plutŏn geraubt, und als Königin der Schattenwelt in den Tartaros geführt. Kummervoll floh Demeter den Olymp, die geliebte Tochter beweinend, und unerkannt, in niedriger Gestalt, ging sie zu den Städten und Fluren der Menschen. So kam sie nach Eleusis, einer Stadt in Attika, wo ihre Göttlichkeit entdeckt und ihr ein Tempel erbaut wurde, in welchem sie sich niederließ und im Kummer der Menschen vergaß. Da verdorrete die Erde, kein Same sproßte empor, und Zeus, besorgt um das Fortbestehen der Erde, schickte alle Götter nach einander zu der Trauernden, sie zum Olymp wieder einzuladen. Aber erst dann kam sie, als Zeus ihr versprach, daß Persephone von jedem Jahre den dritten Teil nur unter der Erde beim Pluton, die andern beiden Teile aber bei der Mutter weilen dürfe. Darum trauert Demeter, wenn der Herbst die frische Blütenpracht der Natur zerstört, denn Persephone, die personifizierte Saat, weilt dann unter der Erde. Diesem schönen Mythus verdankt das eleusische Fest seine Entstehung, in dessen Mysterien die Begriffe von Unsterblichkeit, zunächst in Bildern, entlehnt von den Wandelungen des Samenkorns, gefeiert wurden.

Es wurden der Ceres zu Ehren zwei Feste in Attika gefeiert. Die Thesmophorĭen und die Eleusinĭen. Die Thesmophorĭen, das Fest der Gesetze, waren nach der gewöhnlichen Meinung von Erechtheus eingesetzt. Frauen begingen die Feier des Festes; denn es zielte auf Frieden und Häuslichkeit, die in der Idee des Altertums weiblicher Natur sind. Vermählte, untadelige Frauen aus jedem attischen Bezirk trugen am Tage des Schaugepränges im feierlichen Umgange Gesetztafeln auf dem Kopfe, die heiligen Überlieferungen des Stifters dieses Festes.

Das 2. dieser Feste, die Eleusinĭen, wurden bei und in dem Tempel zu Eleusis, einer Stadt in Attika, gefeiert, den nach dem Homerischen Hymnus auf die Deměter die Gattin dem Keleus

zu erbauen gebot. Man unterschied kleine und große Eleusinien. Von den letzteren ist in unserm Gedicht die Rede. Sie wurden jährlich gehalten und dauerten 9 Tage. Den 6. Tag können wir am füglichsten als Zeit der Handlung für unser Gedicht annehmen; er wurde mit der größten Pracht gefeiert. Die Bildsäule des Jakchos, Sohnes der Demeter, geschmückt mit einem Myrtenkranze, wurde dann von Athen auf dem sogenannten heiligen Wege in festlicher Prozession nach Eleusis getragen. Die Mysten, d. h. diejenigen, welche in den kleinen Eleusinien die Vorweihe erhalten hatten, brachten die folgende Nacht zum Empfang der höheren Weihen in Eleusis zu. Wahrscheinlich stellten die eleusinischen Geheimnisse den Einfluß des Feldbaues auf das Menschengeschlecht dar und die Erziehung desselben durch den Ackerbau, durch Staatsgründung und Gesetzgebung zu einem milderen, edleren Leben. Den Einzuweihenden wurde der Übergang aus dem rohen Leben zum gesitteten dadurch versinnlicht, daß sie durch den finstern Tempel, in welchem Schreckgestalten unter Blitz und Donner sie empfingen, plötzlich auf eine freie schöne Aue traten, wo das Fest gefeiert ward. Die Aufsicht über die Eleusinien war dem 2. Archon zu Athen (Archon = Herrscher) übertragen, der 4 Gehilfen hatte. Außerdem waren viele Priester angestellt, unter welchen der wichtigste der Hiërophant (d. i. Offenbarer geheiligter Dinge) war; dieser hatte bei allen Feierlichkeiten zu Ehren der Demeter den Vorsitz und enthüllte denen, die sich einweihen ließen, die Geheimnisse. Den engern Eingeweihten wurden vermutlich besondere Lehren über die Unsterblichkeit mitgeteilt; wenigstens steht Demeter in genauer Verbindung mit der Unterwelt, und die Eleusinien galten nicht nur ihr, sondern auch ihrer Tochter Proserpina.

Str. 1. Man denkt sich am füglichsten diese, so wie die spätern daktylischen Strophen vom gesamten festfeiernden Volke, die trochäischen dagegen von einem Einzelnen, etwa vom Hierophanten, oder von einem engern Chore gesungen.

V. 2. „Cyanen“, die blauen Kornblumen Centaurea Cyanus. Gewöhnlicher wurde Ceres mit Ähren und Mohn dargestellt.

4. „Königin“ wird Ceres (Demeter) genannt, weil sie von den Künstlern als eine hohe Herrschergestalt, der Götterkönigin ähnlich, abgebildet wurde. Nach dem Ausdrucke „ziehet ein“ zu urteilen, scheint Schiller sich gedacht zu haben, daß der Einzug der Ceres bildlich dargestellt worden sei. Die Alten erwähnen aber nur, daß die Statue ihres Sohnes in festlichem Zuge nach Eleusis und zurück getragen wurde.

2. „Troglodyte“, Höhlenbewohner. Nach Herodot war es der Name eines äthiopischen, in Höhlen wohnenden Volkes.

Die beiden Schlußverse deuten leise auf die bekannte Sage, daß jeder, der an die taurische Küste verschlagen wurde, der taurischen

Artemis zum Opfer bestimmt wurde. Mit ähnlicher Anspielung sagt Schiller im letzten Briefe über die ästhetische Erziehung von dem zur Gesittung erhobenen Lande: „Ein gastlicher Herd raucht nun dem Fremdling an der gefürchteten Küste, wo ihn sonst nur der Mord empfing.“

Schiller läßt hier die Gesittungsstufe des Jagdlebens gleichzeitig mit der höheren des Hirtenlebens bestehen. An beide zugleich schließt sich, nach ihm, die des Ackerbaues an; Ceres nimmt (Str. 10) den Speer aus des Jägers Hand, um damit den Acker zu furchen.

3. Die Göttin findet weder Ackerbau noch gastliche Wohnungen, noch religiösen Kultus. „Heiter“ nennt Schiller des Tempels Säule mit Beziehung auf den Charakter der griechischen Architektur, worin Heiterkeit einen Hauptzug bildet. „Eure Tempel lachten gleich Palästen“ heißt es von den Göttern Griechenlands. Vergl. auch Str. 23:

Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festes Pracht.

4. Zwar mangelte es schon bei den Hellenen nicht an solchen, welche unblutige Opfer für die älteren erklärten; aber die öffentliche Meinung, die Mythen, die Überbleibsel uralter Gebräuche sprechen allerdings für die den Hellenen minder günstige Behauptung, daß Menschenopfer im Heroenalter und früher häufig vorgekommen.

V. 3. „Nur“ steht am falschen Platz; es gehört natürlich zu „menschliches Gebein“.

5. V. 2. Die biblische Ansicht, daß der Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen sei, findet sich auch in Ovids Schöpfungsgeschichte, der vom Prometheus sagt, daß er die Menschen

„Nach dem Bilde geformt der alles beherrschenden Götter.“

6. „Götterschoß“ kann die Erde im eigentlichen Sinne nach der Mythologie genannt werden: sie gebar den Uranos und den Pontos; mit dem Uranos erzeugte sie ein ganzes Göttergeschlecht, die Titanen und Titaniden. Doch steht es hier wohl nur für „göttlichen, herrlichen Schoß“, wie gleich nachher „Königssitz“ für „königlichen Sitz, der eines Königs würdig wäre“. — Schiller stellt hier offenbar den wilden Zustand, worin Ceres die Menschen fand, als eine Verwilderung, als die Entartung eines glücklichen Urzustandes, als einen „Fall“ (Str. 4, V. 8) dar. Dieselbe Vorstellungsweise fanden wir schon im Spaziergang ausgesprochen, wo vom Gesetz gesagt wird, daß es die Menschheit erhalte,

„Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe entschwand.“

6. Sehr verwandt mit dieser Str., so wie mit dem ganzen Gedicht, ist die folgende Stelle aus Herders entfesseltem Prometheus:

Ceres-Demeter spricht:

Seit meine Tochter mir vom Untergott
Entrissen ward, und keiner der Himmlischen
Auf meine Klagen achtete, den Schmerz
Der Mutter niemand fühlte, da verließ
Ich traurig den Olymp und wandte mich
Zu deinen Menschen, hilfreich dir, Prometheus,
Zu deinem großen Werk. Ich lehrte sie
Die edlen Saaten säen und erziehn;
Entwöhnend sie von Blut und Streifereien,
Gewährt' ich ihnen Eigentum und Recht.
Ich lehrte sie auf jede Jahreszeit,
Auf jede Hora merken, bildete
Des Weltalls Ordnung ihnen thätig ein.
Dann baut' ich ihnen väterliche Hütten,
Und labete (so tröstet sich, beraubt
Der eignen süßen Tochter, eine Mutter
An fremden Kindern), also labt' ich mich
An ihren Mutterfreuden, sah in jeder
Jetzt neu begrabnen, jetzt aufgrünenden
Fröhlichen Saat Proserpina, mein Kind.
Ach, süß ist's, für die Menschen sorgen, wirken,
Mit ihnen leiden, hoffen und sich freun!

Im „Spaziergang ist es ebenfalls Ceres, welche den Pflug als Geschenk vom Himmel bringt. Vergl. das 41. Distichon.

7. V. 4. „*Mütterlicher* Grund“ wird die Erde genannt: weil Prometheus die Menschen aus Lehm bildete; nach der Mythe von Deukalion entstanden Menschen aus Steinen. Aber auch in noch tieferem Sinne ist die Bezeichnung wahr; des Menschen ganze Natur ist durch den Boden, dem er angehört, bedingt.

5. „Ehre das Gesetz der Zeiten“, berücksichtige er die nach bestimmten Gesetzen wechselnden Jahreszeiten.

6. „*Monde*“ bezeichnet, wie der Zusatz in den folgenden Versen zeigt, die *Planeten*; denn nach der Vorstellung der Alten bildeten die durch den Umlauf der Planeten entstehenden Töne einen harmonischen Zusammenklang.*) Doch läßt sich nicht leugnen, daß die Beobachtung des Laufes der Planeten in minder naher Beziehung zum Ackerbau steht, als die des Mondlaufes. — „*Heilig*“ nennt der Dichter diesen Gang, weil in ihm ein heiliges Gesetz waltet.

7. „*Still*“ ist, wie der Zusatz im folgenden Vers zeigt, nicht im Sinne von *klanglos*, *lautlos* zu nehmen, sondern für *störungslos*, *fest*, *ruhig*.

8. Für „melodischem“ wäre *harmonischem* wohl richtiger. Die Planeten bewegen sich mit verschiedener Geschwindigkeit; jeder Bewegungsschnelligkeit dachten sich die Alten einen Ton entsprechend; der Zusammenklang dieser Töne bildet die „*Har*-

*) Pythagoras vernahm „die Harmonie der Sphären“.

monie der Sphären". Von einer Melodie, einer dem Ohr wohlgefälligen Folge der Töne, ist hier nicht die Rede.

8. Der „Nebel", in den die Götter sich und ihre Lieblinge zu hüllen pflegten, wenn sie die Blicke der Menschen täuschen wollten, hatte sogar die Zauberkraft, auch gegen Berührung zu schützen. Vergl. Virg. Än. 1, 411:

Venus aber verbarg die wandelnden Männer im Dunkeln,
Und sie ergoß ringsum dichthüllenden Nebel, die Göttin,
Daß sie zu schau'n nicht einer und nicht zu berühren vermöchte.

Bei der 2. Strophenhälfte könnte man bloß an Tieropfer denken; allein der Umstand, daß diese auch in den gebildetsten Zeiten Griechenlands in Gebrauch blieben und nicht für barbarisch galten, das Entsetzen, womit die Göttin sich wegwendet, und die Ausdrücke „Siegesmahle" (V. 5) und „Tigermahle" (Str. 9, V. 3) legen den Gedanken nahe, daß hier Menschenopfer gemeint seien. Zudem findet sich derselbe Gegensatz von unblutigen und Menschenopfern in Str. 4.

10. „Die Wucht" deutet im Vorbeigehen auf die gewaltige Körperkraft des Menschen auf der Kulturstufe des Jägerlebens.

V. 5. „Kranzes Spitze", nämlich den Kranz als Diadem gedacht, das an der Stirn eine Spitze bildet.

11. Ceres drängt durch ein Wunder den Cyklus des Pflanzenlebens, der sonst den Jahreskreis ausfüllt, in wenig Minuten zusammen. So kommt das Wunder der Poesie, die ihrer Natur nach das räumlich und zeitlich Auseinanderliegende zu konzentrieren strebt, oft zu statten.

12. „Vater Zeus" nennt Ceres, Tochter des Kronos und der Rhea, den Bruder als den väterlichen Regenten der Welt, in welchem Sinne er auch bei Homer „dem Vater der Götter und Menschen" heißt.

V. 3. „Daß dies Opfer dir gefalle", ist Genitivsatz, zu Zeichen gehörig: „Laß ein Zeichen des Wohlgefallens geschehen"; anstatt: „Gieb ein Zeichen".

13. Blitz und Donner bei heiterm Himmel wurden zu den bedeutungsvollen Himmelserscheinungen gezählt; s. z. B. Odyssee XX, 97:

Aber Odysseus flehte den Zeus mit erhobenen Händen:
Vater Zeus, wenn ihr gnädig durch trockenes Land und Gewässer
Mich zur Heimat geführt, nachdem ihr sehr mich gequälet,
O dann rede mir einer der Wachenden Vorbedeutung
Hier im Palast, und draußen erschein' ein Zeichen am Himmel.
Also fleht' er empor, ihn hörte der Ordner der Welt, Zeus.
Plötzlich erscholl sein Donner vom glanzerhellten Olympos
Hoch aus den Wolken herab; und froh war der edle Odysseus.

V. 8. „Aar", Adler, der dem Zeus geweihte Vogel, er sendet ihn, damit das Volk das Zeichen gar nicht verkennen möge.

14. Nach der Einführung des Ackerbaues entwickeln sich

menschlichere Empfindungen; das augenblickliche Bedürfnis nimmt nicht mehr alle Gedanken des Menschen in Anspruch: er beginnt freier um sich zu blicken und wird für höhere Geistesbildung empfänglich.

15. Das Gemälde des mit dieser Str. beginnenden 2. Teiles ist im „Spaziergange" in ein gedrängtes Bild zusammengezogen (s. Distichon 40—43), und ganz ähnliche Gedanken bilden den umfassenden Rahmen beider Darstellungen. Dem Anfange der 15. Str. entsprechend heißt es dort:

Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter ....

und das Schluß-Distichon der Stelle im Spaziergang:

Mutter Cybēle spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein ...

entspricht den späteren Versen (Str. 25):

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, wie Harmonieen
In das gastlich offne Thor.

Das Erste, wozu der Ackerbau führt und worauf die gesellschaftliche Ordnung beruht, ist Eigentumsrecht. Deshalb läßt der Dichter die Göttin des Rechts, Themis, den Götterchor anführen. Nach Hesiŏdus ist sie eine Titanide, eine Tochter des Uranos und der Gäa. Bei Homer ist sie Botin und Heroldin des Zeus, beruft, ordnet und trennt die Versammlungen und erscheint als Vorsitzerin bei den Gastmählern der Götter, wobei sie über Sitte und Brauch wacht. Orpheus (Hymne 78) singt von ihr, sie habe zuerst dem delphischen Orakel vorgestanden, den Apollo Recht und Gerechtigkeit gelehrt und die Sterblichen in der Götterverehrung unterwiesen.

V. 7. „Des Styx verborgne Mächte" sind die Gottheiten der Unterwelt.

16. „Der Gott der Esse" ist Vulkan, griechisch Hephästos. In Herders Prometheus heißt er mit Rücksicht auf seine Kunstfertigkeit:

... Der Gott der Wunderwerke,
Nützlicher Erfindung Meister.

In demselben Sinne heißt es in der Ilias (XVIII, 482):

.... oben darauf dann
Bildet er viel Kunstreiches mit kundigem Geist der Erfindung.

V. 4. Der Ausdruck „hochgelehrt" für bewandert paßt nicht und hat sagar eine komische Färbung.

8. Der „Pflug" deutet darauf hin, daß gerade die Bedürfnisse des Ackerbaues es waren, die der Schmiedekunst ihr Entstehen gaben.

17. „Minérva", griech. Pállas Athēne, erscheint hier

als Städtegründerin. — Der „gewicht'ge Speer" ist ein Attribut der Minerva, was auch in der Darstellung der Alten besonders hervortritt, so Ilias V, 745:

Jetzt in dem flammenden Wagen erhub sie sich; faßte den Speer dann
Schwer und groß und gediegen, womit sie die Scharen der Helden
Bändiget, welchen sie zürnt, die Tochter des schrecklichen Vaters.

18. Wenn hier keine Wiederholung des in Str. 15 entwickelten Gedankens angenommen werden soll, indem dort ja schon Themis als Anordnerin fester Eigentumsgrenzen eingeführt ist, so muß man Str. 18 auf das Eigentum, das Gebiet einer Stadt oder eines Staates, als einer größeren gesellschaftlichen Verbindung, beziehen, während Str. 15 auf das Besitztum des Einzelnen oder der Familie geht. Das Umfassende der Staatsgrenzen ist durch „weite Plan" (V. 2) angedeutet; auch sprechen die 4 letzten Verse dafür, daß von den Grenzen eines Stadt- oder Staatsgebietes die Rede ist, indem der Hügel, der Strom, die in dem Grenzgebiet liegen, auf einen ausgebreiteten Raum hinweisen.

V. 4. Der „Grenzgott" Tĕrmĭnus, ist ein altitalienischer Feldgott; Ovid sagt von ihm:

Er begrenzet die Völker, die Städt' und gewaltigen Reiche,
Streitig wird ohne ihn jeglicher Ackerbezirk.

19. „Nymphen", d. h. Mädchen, waren schöne, jungfräuliche Göttinnen von einem niederern Range als die Olympischen Götter. Die „Oreāden" sind die Nymphen der Berge.

V. 2. „Artĕmis", bei den Römern Diāna, war die Göttin der Jagd, durchschweifte daher mit zahlreichem Gefolge jungfräulicher Nymphen die Waldgebirge.

8. „Krachend stürzt der Fichtenwald"; die Nymphen fällten Holz für den Floßbau.

20. V. 2. „Schilfbekränzte Gott", Flußgott. Die Flußgötter wurden gewöhnlich mit Schilfkränzen um ihre grüngelockten Häupter dargestellt.

4. Die „Göttin" ist wahrscheinlich Minerva. Denn „feste Mauern will sie gründen", und alles, was bis Str. 24 geschieht, trägt zu diesem Zwecke bei. Minerva ist also durchweg als Anordnerin und Obwalterin der Göttergeschäfte zu denken.

5. Die „leichtgeschürzten Stunden", die Hōren, die personifizierten Jahres- und Tageszeiten, treten als gewandte Dienerinnen des Zeus schon bei Homer auf (Ilias V, 749, VIII, 433).

21. Der „Meergott", Neptūn oder Poseidon, der mit dem Dreizack (tridens) davon „Tridentis", abgebildet wird.

V. 7. „Hermes" ist von allen Göttern der gewandteste; aber als Städteerbauer erscheint er in der Mythe wohl nirgends; Poseidon wird mit Apoll als Gründer von Troja genannt. Des

Dichters Idee ist: Schiffahrt und Handel geben der neuen Stadt Größe und Festigkeit.

22. In der ersten Strophenhälfte werden die 3 Hauptelemente der Musik einzeln aufgeführt: die Harmonie, das „holde Maß der Zeiten“, nämlich der Rhythmus und die Melodie.

V. 6. „Die Kamönen“ sind die 9 Musen (Göttinnen der Wissenschaften und schönen Künste), die auch bei Homer das Lyraspiel Apollos mit ihrem Gesange begleiten. Ilias I, 604. Was in den Schlußversen als Wirkung ihres Liedes dargestellt wird, erzählt die Sage von Amphion, nach dessen Tönen sich die Steine zur Mauer Thebens von selbst zusammenfügten. Horaz sagt:

Auch Amphion, so heißt es, der Thebens Feste gegründet,
Lenkte durch Lyragetön und sanft einschmeichelnde Bitte
Felsen, wohin ihm gefiel . . . . .

23. V. 3. „Cybële“, die große Mutter“, Symbol der Fruchtbarkeit der Erde, oder — nach der Auffassungsweise der orphischen Mystiker — der unbegreiflichen, alles schaffenden und erhaltenden Natur. (Lu rez II, 599.) Ein gewöhnliches Attribut derselben ist eine Mauerkrone, womit auf die Städteerbauung hingedeutet wurde, die einer regelmäßigen Benutzung der Erde durch den Ackerbau bald folgte. Dieses Attribut hat den Dichter wohl auf den Gedanken gebracht, ihr die obige Rolle zuzuteilen.

24. V. 2. „Götterkönigin“ hieß Juno oder Here als Regentin des Götterstaates. Bei Griechen und Römern wurde sie als Stifterin der Ehen verehrt.

5. „Venus“ mit ihrem Knaben, dem Amor oder Eros, ist wohl nicht bloß als Göttin der Liebe, sondern auch der Ehen und Hochzeiten genannt. Vielleicht steht sie hier als Repräsentantin einer edleren Liebe, zu der sich die niedere, dunkle Begierde erweitert und erhoben hat, wie Schiller sie im letzten Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen folgendermaßen schildert: „Eine schönere Notwendigkeit kettet jetzt die Geschlechter zusammen, und der Herzen Anteil hilft das Bündnis bewahren, das die Begierde nur launisch und wandelbar knüpft. Aus ihren düstern Fesseln entlassen, ergreift das ruhigere Auge die Gestalt; die Seele schaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tausche der Lust wird ein großmütiger Wechsel der Neigung.“

7. u. 8. „Alle Götter u. s. w.“ Mit der Einführung durch Religion und Staat geheiligter Ehen veredelt sich das menschliche Leben in allen seinen Zweigen. — Große Ähnlichkeit mit dem Inhalte der vorhergehenden Strophen hat der Schluß des entfesselten Prometheus von Herder.

25. V. 7. „Segnend ihre Hand gefaltet“. Beim Segnen pflegt man ganz allgemein Arm und Hand auszubreiten; außer-

dem erscheint das Falten der Hände auch darum nicht passend, weil Ceres im folgenden nicht beteud, sondern lehrend erscheint.

26. Diese Str. ist gewissermaßen eine Abschiedslehre, welche Ceres mit ihrem Segen dem Volke zurückläßt und der Dichter seinen Zeitgenossen. Ihren Sinn giebt Götzinger mit folgenden Worten: „Das Tier ist physisch frei, weil in ihm nicht die Vernunft mit der Sinnlichkeit im Streit liegt; Gott ist frei, weil in ihm die physischen und die sittlichen Forderungen eins sind, weil ihm Angenehmes und Gutes dasselbe sind, und daher auch kein Streit stattfinden kann. Anders ausgedrückt: das Tier ist frei, weil es ganz Tier, der Gott ist frei, weil er ganz Gott ist. Der Mensch steht in ihrer Mitte, er ist halb Tier und halb Geist; beide Naturen liegen im Streite, und sobald die eine gezwungen unterliegt, ist er nicht mehr frei. Hier ist kein anderer Weg, als freiwillig die Natur der Sittlichkeit unterzuordnen und beide so in Einklang zu bringen."

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Aufmunterung zur würdigen Festfeier und kurze Hindeutung auf das Verdienst der Ceres um die Bildung der Menschen.
2. Schilderung der Höhlenbewohner, des Nomaden- u. Jägerlebens.
3. Ceres findet bei ihrer Ankunft die Küste ohne Kultur.
4. Überall erblickt sie Beweise vom Fall des Menschen und jammert darüber.
5. Vergleichung des ursprünglichen mit dem gefallenen Menschen.
6. Kein Gott hat mit dem Menschen Erbarmen; nur Ceres fühlt sein Elend.
7. Der Mensch erhebt sich dadurch wieder zum Menschen, daß er zur Natur zurückkehrt und ihre Gesetze beachtet.
8. Eine rohe Schar, der Ceres sich zeigt, bietet ihr eine blutgefüllte Schale als Opfer dar.
9. Ceres wendet sich mit Entsetzen ab und begehrt Gaben des Pflanzenreichs.
10. Sie lehrt den Ackerbau.
11. Die grünen Saaten reifen, und Ceres segnet die Erde.
12. Ceres bittet Zeus um ein Zeichen seines Wohlgefallens und um Förderung der Gotteserkenntnis des Volkes.
13. Zeus erfüllt die Bitte dadurch, daß er das Opfer durch einen Blitz anzündet und seinen Adler darüber schweben läßt.
14. Das Volk wird mächtig von dieser Erscheinung ergriffen und empfänglich für göttliche Lehren.
15. Die Götter kommen zur Erde herab; Themis läßt Eigentumsgrenzen ziehen.
16. Vulkan lehrt die Schmiedekunst und bildet namentlich den Pflug.
17. Minerva gründet Städte.

18. Sie setzt Stadt- und Staatsgrenzen fest.
19. Die Nymphen der Artemis leisten hierbei Hilfe und fällen namentlich Holz.
20. Auch der Flußgott und die Horen sind hierbei thätig.
21. Neptun bringt Steine und baut mit Hermes' Hilfe daraus Stadtmauern.
22. Apoll und die Kamönen bewirken durch die Musik, daß die Steine sich zusammenfügen.
23. Cybele vollendet den Bau durch Einsetzung der Stadtthore.
24. Juno führt die Ehe ein, und die Götter erweisen sich wohlwollend gegen das erste Ehepaar.
25. Die Götter führen die Bürger in die Stadt, Ceres verwaltet das Priesteramt und spricht segnend.
26. Das Tier und der Gott sind frei, der Mensch wird es, wenn er seine Natur der Sittlichkeit unterordnet.
27. Aufforderung zur würdigen Verehrung der Ceres.

3. Gedankengang.

Der Gesang wird durch das zur Feier der Eleusinien versammelte Volk eröffnet. Ein Priester schildert dann den frühesten rohen Zustand der Menschen und erzählt, wie Ceres sie durch die Mitteilung des Ackerbaues zu einem gesitteten, menschlichen Leben geführt habe. In der 14. Str. spricht das Volk das dankbare Gefühl der Menschen gegen die hohe Wohlthäterin aus. Hierauf nimmt der Priester seinen Gesang wieder auf und stellt die Entwickelung des ganzen bürgerlichen Lebens auf der gewonnenen Grundlage dar. In der letzten Str. endlich fällt das Volk ein, indem es das Lob der Göttin als Bildnerin der Menschheit in begeisterten Worten ausspricht.

4. Gliederung.

Das Gedicht besteht aus 2 Hauptabteilungen, von denen jede 12 Strophen umfaßt. Beide Abteilungen sind durch die 14. Str. getrennt, durch die erste und letzte aber gewissermaßen eingerahmt. Die 1. Abteilung stellt den Übergang vom Jagd- und Nomadenleben zu festen Ansiedlungen und zur Gründung des Ackerbaues dar; die 2. zeigt die Entwickelung der Gesittung, der Künste und Wissenschaften, wie sie aus der veränderten Lebensweise der Menschen hervorgingen.

5. Grundgedanke des Gedichtes.

Unser Gedicht ist nicht, wie man etwa nach der Überschrift vermuten könnte, eine Beschreibung oder Schilderung des eleusischen Festes, sondern vielmehr ein religiöser Preisgesang, der die Entstehung des bürgerlichen Vereins feiert. Der Grundgedanke ist in der 26. Str. klar ausgesprochen:

„Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Äther herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.“

Hiernach kann, wie wir schon bei der Erläuterung dieser Strophe bemerkt haben, der Mensch, das Mittelwesen zwischen Tier und Gott, nur dadurch frei werden, daß er seine physischen Anlagen in Übereinstimmung mit dem Sittengesetz bringt. Diese sittliche Bildung ist ein Produkt des geselligen Lebens, sie ist an die Sitten des Menschen gebunden, woher das Sittliche auch seinen Namen hat. Eben so kann der Mensch auch nur in dieser sittlich gesicherten Verbindung mit andern „mächtig sein“, wie es im „Spaziergang“ von den eifernden Kräften heißt: „Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.“

6. Die Komposition des Gedichtes.

Der Dichter hat in sehr kunstvoller Weise Zustände, welche sehr weit auseinander liegen, zu einem so schönen Ganzen vereinigt. Um dies zu können, stellt er die Vereinigung der Menschen in bürgerliche Vereine als das unmittelbare Werk der Götter dar. Die frühesten Menschen zeigt der Dichter auf einer Stufe, die tief unter der tierischen steht. In dieser Weise sich die ersten Menschen zu denken, widerstrebt dem Gefühl und ist auch gegen alle Geschichte; nur der Naturmensch darf dem durch Kunst Gebildeten gegenüber gestellt werden, nicht aber der rohe Wilde dem Gesitteten. Vermutlich schwebte dem Dichter der entartete Naturmensch vor; wenigstens lassen die Worte der Ceres in Str. 5: „Find' ich so den Menschen wieder?“ darauf schließen.

Nach Einführung des Ackerbaues treten ganz naturgemäß die einfachen Handwerke auf, die Schmiedekunst an der Spitze, da ohne dieselbe an die Gründung der Stadt nicht gedacht werden kann. Diese Gründung nun stellt allegorisch die Anordnung des gesellschaftlichen Vereins und der daraus emporblühenden menschlichen Bildung dar, und zwar in einem schöngeschlossenen selbständigen Bilde, welches nicht bloß im ganzen und in den Hauptzügen, sondern auch in den meisten Nebenzügen eine symbolische Deutung zuläßt. Sehr treffend ist in der 17. Str. der Minerva die Oberleitung des ganzen Stadtbaues übertragen, da die Kriegsmacht die eigentliche Basis des Staates und die erste Bedingung seines Fortbestehens bildet. In der 19. Str. sehen wir den Beginn der Waldbenutzung, womit sich die Waldkultur notwendig verknüpft, in Str. 20 den Anfang der Flußschiffahrt, in Str. 21 den der

Meerschiffahrt und des Handels, in Str. 22 den der Musik, die wieder als Repräsentantin der freiern Künste überhaupt steht. Aber alle erscheinen, wie es die Selbständigkeit und Einheit des gewählten poetischen Bildes verlangte, zunächst als Dienerinnen zur Gründung der Stadt. Sonst könnte man vielleicht einiges an der Reihenfolge aussetzen, in der sie auftreten, und noch mehr an der Art, wie die Gottheiten, wodurch jene kulturhistorischen Erscheinungen personifiziert sind, handelnd vorgeführt werden. Dann wird in Str. 24 auf das veredelte Eheverhältnis, als die schönste Blüte des geselligen Lebens, und in Str. 25 auf Gottverehrung und Kultus, die dem neugegründeten Bau stets eine höhere Weihe erhalten sollen, hingewiesen. Nachdem die Göttin alles wohl eingerichtet hat, verläßt sie den Menschen wieder, ertheilt ihm jedoch noch vorher die für seine Glückseligkeit überaus wichtige Lehre, die physische Natur der sittlichen unterzuordnen.

7. Darstellungsweise.

Das eleusische Fest ist ein episch-lyrisches Gedicht und hat daher viel Ähnlichkeit mit unserer neuen Ballade. Seine Form ist jedoch die der Hymne, daher man es auch gewöhnlich als solche bezeichnet findet. Schiller nannte es in der 1. Ausgabe im Musenalmanach für das J. 1799 Bürgerlied, weil es die Entstehung des civilisierten Lebens enthält und von Bürgern gesungen wird; und er wollte hierdurch vielleicht seine Hymne, welche die wahre Freiheit in der durch den gesellschaftlichen Verein begründeten Sittlichkeit findet, den französischen Freiheitsliedern, die auch in Deutschland großen Anklang fanden, entgegensetzen. Diese spätere Änderung des Titels spricht insofern für diese Ansicht, als bei Schiller mit den Jahren die Neigung wuchs, die temporalen Bezüge aus seinen Gedichten zu verwischen.

Die Darstellung ist, wie überall bei Schiller, trefflich.

Das Metrum ist in den Hauptteilen trochäisch, in den beiden einrahmenden (1. u. 27.) und in der trennenden 14 Str. dagegen daktylisch.

8. Vergleichung des Gedichtes mit dem Spaziergang.

Beide sind kulturhistorische Gedichte und haben manche Ideeen mit einander gemein. Der Jammer der Ceres über des Menschen Fall ist in dem Pentameter des 21. Dist. mit den Worten ausgesprochen: „Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand“. Ebenso ist es in beiden Gedichten die Ceres, welche sich des elenden Menschen erbarmt und mit des „Pfluges Geschenk“ (Dist. 41) vom Himmel herabsteigt. Der 2. Teil unseres Gedichtes ist eigentlich nur eine erweiterte Darstellung dessen, was die Distichen 40—43 enthalten, nämlich wie aus dem gesellschaftlichen Vereine jede

menschliche Bildung emporblühte. Doch sehen wir das Städteleben, welches dort schon besteht und seine Früchte bringt, hier erst werden. Der Schluß ist in beiden Darstellungen derselbe. Denn im Spaziergange heißt es:

„Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.“

in dem eleusischen Feste:

„Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor.“

9. Schriftliche Aufgaben.

1. Der Anfang aller Kultur ist der Ackerbau. 2. Die Kulturentwickelung der Menschheit. 3. Kultur führt zur Teilung der Arbeit. 4. Die sittlichen Wirkungen des Ackerbaues.

18. Das Lied von der Glocke.
1799.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 289. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 82. — Lüben, Auswahl. II. 238.

1. Erläuterungen.

Der zum Motiv gewählte Spruch:

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango

findet sich auf der großen Glocke im Münster zu Schaffhausen: er heißt deutsch:

Lebende ruf' ich, Gestorbene beklag' ich, und Blitze brech' ich.

Schiller fand ihn in Krünitz' Encyklopädie, die er des Gedichtes halber fleißig studierte. Andere große Kirchenglocken haben ähnliche Inschriften. Die Bestimmung der Glocke ist damit treffend ausgedrückt. Die Inschrift giebt ihr eine selbständige Würde und Kraft, welche den Gedanken an einen bloßen Dienst, auch der Religion und Kirche gegenüber, aufhebt. Die Glocke erscheint als der alte Schutzgeist des Ortes oder doch als das Werkzeug, in welches er gebannt ist, durch deren gewaltige Töne er sich offenbart und wirkt, die Gemeinde und die Einzelnen zur Sammlung mahnend, den Geschiedenen den feierlichen Nachruf weihend, die drohende Gefahr mit stürmischer Fürbitte beschwörend. Letztere Vorstellung beruht auf dem alten Glauben, daß die Töne der Glocke das Rollen des Donners zu überwältigen und das Gewitter zu verteilen vermögen.*)

*) Den letzten Satz: ich breche die Blitze hat Schiller im Gedichte nicht erwiesen, weil er zu seiner Zeit im allgemeinen eine Unwahrheit enthielt. In früheren Zeiten läutete man jedoch, trotz vielfacher Unglücksfälle, während

Um die Erläuterungen über das Einzelne nicht zu häufen, und die Auffassung dadurch zu erschweren, schicken wir eine technologische Erklärung über das Glockengießen voran. — Soll eine Glocke gegossen werden, so wird eine tiefe Grube gegraben, Dammgrube (V. 29) genannt, in der man die Form aufrichtet. Diese besteht aus dem Kern oder der innern Form und dem Mantel (V. 339) oder der äußern Form. Zwischen beiden ist ein hohler Raum gelassen, in welchen das Metall fließen muß. Der Kern wird aus rund behauenen Backsteinen aufgerichtet und mit Lehm bekleidet; vermittels einer Schablone, d. h. eines Brettes, auf dem man den halben Durchriß der innern Glocke ausgeschnitten hat, giebt man ihm genau die Gestalt, welche die Glocke inwendig haben soll. Dann trägt man mit einem Pinsel gesiebte Asche auf. Im Innern des Kernes läßt man eine Höhlung und oben eine Öffnung, wodurch man jene mit glühenden Kohlen füllt, um den Kern auszutrocknen. Ist der Kern trocken, so umkleidet man ihn mit Lehm, und giebt diesem durch eine zweite Schablone die beabsichtigte Glockengestalt. Diese Glocke von Lehm nennt man die Dicke (Dickte.) Sie wird mit geschmolzenem Talg bestrichen und durch Feuer in der Höhlung des Kerns getrocknet. Die Dicke wird abermals mit einer Lehmhülle, dem Mantel, umringt, der durch eiserne Reifen und Schienen zusammengehalten wird. Dieser Mantel läßt sich von der Dicke abheben, weil der Talg das Aneinanderkleben beider verhütet. Hat man ihn vorsichtig abgehoben, so schneidet man die Dicke vom Kerne herunter, was nicht schwierig ist, da die gesiebte Asche ihr Aneinanderbacken verhindert; alsdann wird der Mantel genau in seine vorige Stellung gebracht.

Dicht an der Grube, worin die Form steht, befindet sich der Gießofen. Er besteht aus 2 Teilen, dem Ofen selbst und dem Schornstein. Der Ofen mit dem Herde, worauf das Metall schmilzt, hat ungefähr die Form eines Backofens, und an der Seite, aber natürlich höher, als das Metall zu liegen kommt, ein Fenster mit einer eisernen Thür, durch welche das Metall hinein gethan wird, weiter oben 6 Zuglöcher oder Windpfeifen („Pfeifen", V. 80), die ebenfalls geöffnet und geschlossen werden können. Hinter dem Ofen befindet sich der Schornstein, in welchem das Feuer brennt. Er zerfällt in zwei Hälften, die durch einen

starken Gewitters die Glocken in der abergläubischen Meinung, dasselbe dadurch zu zerteilen und unschädlich zu machen. In der Nacht vom 14. auf den 15. April 1718 schlug der Blitz bei einer solchen Gelegenheit zwischen Landernau und St. Paul de Léon in der Bretagne in 24 Türme ein und tötete mehrere Läuter; dagegen schlug er in keine Kirche, in denen nicht geläutet wurde. Die trüben Erfahrungen und die neu entdeckte Elektricitätslehre machten endlich dem tollen Unfuge ein Ende.

Rost getrennt sind, unter welchem ein Aschenfall ist. In der ersten Hälfte ist das Holz, welches durch die eigentliche Öffnung des Schornsteins, das Schürloch hineingeworfen wird; die Flamme wird durch das Loch des Aschenfalls angeblasen und das Schürloch darauf verschlossen. Jetzt ist die Flamme, die keinen Ausgang nach außen hat, genötigt, in den Ofen hinein zu schlagen, und zwar durch das Loch, welches der Schwalch (V. 24) heißt. An dem Ende des Ofens, welches dem Schornstein gegenüber ist, befindet sich ein Zapfenloch und vor demselben eine Rinne, welche das Metall durch den Henkelbogen (V. 153) in die Glockenform leitet. Ist nun das Metall nach etwa 12 Stunden in Fluß, so wird der Zapfen hineingestoßen, die Masse fließt in die Rinne und füllt die Form.

In dem Ofen wird die Glockenspeise, welche aus Kupfer, Zinn und Messing besteht, zum Schmelzen gebracht. Das Zinn wird in kurzer Zeit flüssig; man wirft es daher erst in den Ofen, wenn das Kupfer und Messing bereits geschmolzen ist (V. 25 u. 26). Sobald das Metall durchgängig in Fluß gebracht ist, hat es weißen Schaum (V. 41), und alsdann wird auf je 10 Ctr. Metall 1 Pfd. Pottasche (V. 43, „Aschensalz", weil es durch das Auslaugen der Pflanzenasche gewonnen wird) in den Ofen geschüttet, um das Schmelzen und die Vereinigung der Metalle noch mehr zu fördern (V. 44). Das Metall muß während des Schmelzens wenigstens zweimal abgeschäumt werden (V. 45 u. 46). Gewöhnlich bleibt es etwa 12 Stunden im Ofen, und wenn um diese Zeit die Windpfeifen („Pfeifen", V. 80) gelb oder bräunlich werden, so ist dies ein Zeichen, daß das Metall flüssig genug ist. Man erkennt dies auch daran, daß der Rauch ganz weiß aufsteigt, oder daß ein in das Metall gestoßener Stab beim Herausziehen wie mit einer feinen Glasur überzogen aussieht (V. 81—83). Jetzt muß aber der Gießer auch untersuchen, ob er auch eine gute Mischung getroffen habe (V. 84 u. 85). Er gießt daher in einen ausgehöhlten warmen Stein etwas von seinem Metall und zerbricht es nach dem Erkalten. Gar zu kleine Zacken des Bruches, die so dicht an einander liegen, daß man sie kaum erkennen kann, sind ein Zeichen, daß das Metall zu viel Zinn hat; der entgegengesetzte Fall, daß zu viel Kupfer darin enthalten ist (V. 147 u. 148).

V. 1. „Erden", altertümlicher Dativ für Erde.

36. „Stimmen", für einstimmen in den Chor der Andächtigen, wie beim Te Deum.

37. „Unten tief", auf der Erde. Der Meister versetzt sich in Gedanken an die künftige Stelle der Glocke.

38—40. Was das wechselnde Schicksal dem Menschen Erfreuliches und Trauriges bringt, das verkündet die Glocke weit

umher, und zwar „erbaulich“, weil sie, aus dem Gotteshause schallend, zugleich an das Überirdische mahnt, das wechsellos über dem vergänglichen Irdischen waltet.

49. Das Bindewort „denn“ reiht zwar zunächst die Betrachtung an den unmittelbar vorhergehenden Satz an: Rein schalle die Stimme der Glocke, denn sie soll das Kind freudig begrüßen. Dann verknüpft es aber auch die Reflexion mit der vorhergehenden: Alles schlägt an die metallne Krone, denn zuerst begrüßt sie u. s. w. So steht überhaupt jede der eingeflochtenen Betrachtungen nicht bloß mit den nächst vorangehenden Meisterworten, sondern auch mit der vorigen Betrachtung in Verbindung.

53 u. 54. Die schönen Verse: „ihm ruhen noch im Zeitenschoße die schwarzen und die heitern Lose“, erinnern an die Glücksgöttin, die Fortuna der Alten, deren Beschlüsse man durch Lose zu erfahren glaubte, und damit hängt der Gebrauch zusammen, einen Angeklagten durch weiße Lose für unschuldig, durch schwarze für schuldig zu erklären.

66. „Namenloses“ ist doppelsinnig; es heißt entweder ein unbegrenztes Sehnen, wofür die Sprache keinen Namen hat, oder ein dunkles unbestimmtes, wofür der Empfindende keinen Namen weiß. Die letztere Bedeutung liegt hier am nächsten.

83. Das „’s“ in wird’s darf natürlich nicht auf Stäbchen bezogen werden. Entweder hatte der Dichter das Substantiv Gemisch dabei im Sinne, oder er wollte nur sagen: Es wird zum Gusse Zeit sein.

86. Unter dem Spröden ist hier das Kupfer und unter dem Weichen das Zinn zu verstehen. An und für sich ist das Kupfer nicht spröder als das Zinn, es zeigt sich nur beim Schmelzen spröder, d. h. schwerflüssiger. Die Vereinigung beider sind bildlich der Bund von männlicher Kraft und weiblicher Milde.

93. „Der Wahn ist kurz, die Reu’ ist lang“. Wahn ist die Befangenheit in falscher Meinung, in Irrtum und Verblendung, hier: der Wahn der Sinnenverblendung, der gewöhnlichste und gefährlichste der Jugend; Reue die schmerzlichste Anerkennung dieses Wahnes, die peinvolle Einsicht in die frühere Verblendung. An die Stelle des Wahns tritt das Wissen.

100—105. „Bei den Römern wurde die Braut mit einem leinenen Gürtel umgürtet, welchen dann der Bräutigam lösen mußte, und mit einem goldgelben Gewande (nicht Schleier in unserm Sinne) verhüllt. (Götzinger.) Hermann Hettner bemerkt in seinen „Griechischen Reiseskizzen“, Braunschw. 1853, S. 38: „Noch heute wird das Gewand der griechischen Frauen tief unten an der Hüfte mit einem roten Gürtel zusammengehalten. Dieser ist der Stolz der griechischen Frauen, ganz wie in der Zeit des Homer, der ihnen gern den Namen „der schön gegürteten“ beilegt. Und wie sich

noch heute dieser Gürtel nicht sowohl um die Hüfte, als vielmehr unten um den Schoß schlingt, so nennt auch Pindar die Frauen die „tiefgegürteten“. Als ich diesen tief liegenden Gürtel erblickte, da wurde es mir deutlich, auf welche Weise die altgriechische Redensart vom Lösen des Gürtels entstanden sei. Es ist reizend, an Ort und Stelle zu erkennen, wie viele Bezeichnungen, die die spätere Sprache zu bloß bildlicher Bedeutung abstumpfte, ursprünglich rein wörtlich aus sinnlich plastischer Anschauung hervorgingen.“ Ob aber Schiller auf diese antike Sitte hingedeutet haben mag, die zu der Einladung der hellen Kirchenglocken nicht recht zu passen scheint? Vielleicht will er wohl nur sagen: Mit dem Heraustreten aus dem jungfräulichen Stande hört das Ideale der Liebe auf, oder: wenn nach dem Hochzeitstage, an dem die Braut sich mit Gürtel und Schleier schmückt, in dem Berufe und den Sorgen des Lebens bei Mann und Frau wahre Liebe die Leidenschaft überdauert, so ist die Verbindung eine innige und glückliche. (Vergl. auch Bd. II, 610, 5.)

107. „Feindliche Leben“ ist nicht, wie früher in V. 59, die Ferne im Gegensatz zur Heimat, sondern das öffentliche Leben im Gegensatz zur Familie.

127. „Duftenden Laden“, duftend von wohlriechenden Pflanzen, wie Reseda, Spike, Rosenblätter u. a., welche die Frauen gewöhnlich in Laden (hölzerne Koffer) zu legen pflegen.

136. „Der Pfosten ragende Bäume“, die Balken, welche die Schutzdächer der im Freien stehenden Kornhaufen (Korndiemen, Feimen, Fiemen) tragen.

144 u. 145. „Doch mit des Geschickes Mächten Ist kein ew'ger Bund zu flechten“. Der Mensch soll sich nicht auf sein Glück verlassen; denn es ist unbeständig (giebt und nimmt nach Willkür) und mächtig (weder Stand noch Reichtum, noch Klugheit und Unschuld können uns vor Unfällen schützen). Im Ring des Polykrates sagt Schiller:

Dein Glück ist heute gut gelaunt;
Doch fürchte seinen Unbestand.

158. „Himmelskraft“. Die griechische Sage läßt den Promētheus das Feuer aus dem Himmel entwenden.

167. Eine schöne Erläuterung dieser Stelle enthält ein Aufsatz von Goethe über Meteorologie (XXXVI, 212), „Bändigen und Entlassen der Elemente“ überschrieben: Es ist offenbar, daß das, was wir Elemente nennen, seinen eignen wilden, wüsten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Insofern sich nun der Mensch den Besitz der Erde ergriffen hat und ihn zu erhalten verpflichtet ist, muß er sich zum Widerstande bereiten und wachsam erhalten“ u. s. w. — Späterhin heißt es: „Die Elemente sind als kolossale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu kämpfen haben und

sie nur durch höchste Kraft des Geistes, durch Mut und List im einzelnen Fall bewältigen. Die Elemente sind die Willkür selbst zu nennen. Die Luft, die uns freundlich umhüllen und beleben sollte, rast auf einmal als Sturm daher, uns niederzuschmettern und zu ersticken. Das Feuer greift unaufhaltsam, was von Brennbarem, Schmelzbarem zu ergreifen ist" u. s. w. Mit demselben Rechte darf man aber auch sagen: Die Natur liebt aber auch den Menschen, und selbst ihr Haß bringt ihm Nutzen, indem Gefahr und Unglück ihn zur Thätigkeit und zur Vorsicht anregen und seine Sittlichkeit fördern.

172. „Ohne Wahl", ohne zu fragen, wohin er fährt.

180. „Straßen auf", die Straßen hinauf.

196. „Quellen" ist das Subjekt, „spritzen" das Zeitwort.

201. Sparren und Bäume sind nicht verschiedene Dinge, sondern eins und dasselbe: „die Bäume des Sparrwerks". Sparren sind bekanntlich die schräg liegenden Balken, welche den Dachstuhl bilden.

236. „Der Hände That", Werk, Gebilde.

240. „Samen" erinnert an die Umschrift auf Metas Grabschrift von Klopstock: „Saat von Gott gesäet dem Tage der Garben zu reifen." Vergl. Bd. I, 501.

270—273. Diese Stelle wird durch eine falsche Satzzeichnung, wie sie sich in vielen Ausgaben findet, unverständlich. Götzinger interpunktiert folgendermaßen:

Winkt der Sterne Licht:
Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch die Vesper schlagen:
Meister muß sich immer plagen.

Hiernach ist nur der 1. Vers Vordersatz; das „ledig aller Pflicht" gehört schon dem Nachsatze an: „Winkt der Sterne Licht, so hört der Gesell, ledig aller Pflicht, Feierabend läuten."

300. „Heil'ge Ordnung", sittliche Ordnung, Himmelstochter genannt, weil sie ein Abbild der göttlichen Weltordnung und von Gott der Schöpfung eingehaucht ist. „Heilig" heißt übrigens bei Schiller an vielen Stellen das, was den Charakter des Idealen an sich trägt, vorzugsweise aber das Sittliche, weil es bleibend, unantastbar und der Gegensatz der natürlichen Begierde, der regellosen Willkür ist.

301. „Die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet." Das Gleiche: die durch Abstammung und Sprache zusammengehörigen Menschen. Die gesetzliche Ordnung entspringt aus einem Bunde dieser Gleichen, und dieser Bund ist ein freier (nicht durch Gewalt erzwungener), ein leichter (die freie Bewegung nicht hemmender), ein freudiger (gern geschlossener). Man muß sich hier im Geiste des Dichters den Gegensatz hinzu-

denken: die durch Eroberung oder diplomatische Verträge herbeigeführte Zusammenfügung des Ungleichartigsten zu einer Herrschaft, eine Zusammenfügung, die erzwungen und schwierig ist, und sich nur durch Gewalt oder Gewohnheit zusammenhält. Vergl. mit dieser ganzen Stelle die 1. Str. des eleusischen Festes, wo der Ceres, als der Gründerin des Ackerbaues, gleiche Wirkungen, wie hier der Ordnung, und zwar logisch richtiger zugeschrieben werden; denn diese Wirkungen bilden zum Teil die Ordnung und sind nicht erst Folgen derselben.

307. Diese Zeile gehört dem Sinne nach der vorhergehenden an, ein Verhältnis, das aber nicht in der Form ausgedrückt wird. Der Auffassung zufolge müßte es heißen: „eintrat in der Menschen Hütten, sie zu sanften Sitten zu gewöhnen", oder umgekehrt: „eintretend in der Menschen Hütten, sie gewöhnt 2c."

Zu V. 310 u. f. vergl. man im Spaziergang Distichon 36 u. f.

320. „Ehrt den König seine Würde" ist ein bedingender Vordersatz: „Wenn den König seine Würde ehrt, so 2c."

323. Vergl. hierzu Ramlers Ode Concordia.

336. „Daß sich Herz und Auge weide" ist ein Absichtssatz und bezieht sich auf zerbrecht: „zerbrecht es, daß sich 2c."

352 u. 353. Der Sinn dieser Verse ist: „Wenn es so weit in einem Staate kommt, daß die Masse des Volkes sich von aller gesetzlichen Ordnung frei macht und sich selbst zum willkürlichen Herrn aufwirft; dann kann die Wohlfahrt nicht mehr gedeihen." Im großen Sinne des Dichters sind Wohlfahrt, Freiheit, Gesetz, Kultur Wechselbegriffe, deren einer den andern bedingt. Durch die Herrschaft der rohen Masse wird aber gerade Freiheit, Gesetz und Kultur vernichtet, es entsteht Brutalität und eine der schlimmsten Arten des Despotismus. Natürlich hat der Dichter an die Schreckensscenen der französischen Revolution gedacht. (Götzinger.)

362. „Freiheit und Gleichheit!" Diese Ausdrücke entsprechen dem Losungsgeschrei der ersten französischen Revolution: Liberté, Egalité!

366. „Da werden Weiber zu Hyänen" ist eine Anspielung auf die berüchtigten Pariser Fischweiber (die Damen der Halle).

368. „Zuckend" soll sich hier auf Herz beziehen, nicht auf Weiber.

372. „Der Gute", die letzten Stützen der Ordnung im Aufruhr.

378. „Ewigblinden". Mit diesem Ausdrucke bezeichnet Schiller diejenigen, welche die Wahrheit nie verstehen lernen, weil sie zu roh dazu sind, die Aussprüche derselben daher mißbrauchen. Solche begehren z. B. statt der wahren Freiheit Gesetz- und Sittenlosigkeit und verstehen unter Gleichheit nichts weniger, als

das gleichmäßige Verteilen aller rechtmäßig erworbenen Besitztümer, damit sie gemächlich leben können, ohne sich anstrengen zu müssen. Ganz treffend sagt Schiller im 7. Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen: „Wo der Naturmensch seine Willkür noch so gesetzlos mißbraucht, da darf man ihm seine Freiheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freiheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkür nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verräterei an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gärenden Kraft gesellt und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Übereinstimmung wird Tyrannei gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche und physischen Beschränkung verknüpft und so den letzten glimmenden Funken von Selbständigkeit und Eigentum auslöscht."

389. „Bilder" ist richtiger als Bildner; allein der Sprachgebrauch verlangt letzteres. V. 7 enthält übrigens denselben Gedanken.

392. „Taufend weihn". In manchen Gegenden ist es auch noch jetzt Sitte, die neugegossene Glocke zu taufen und ihr dabei einen Namen, Taufpaten und einen Schutzpatron zu geben.

393. „Concordia", Eintracht.

405. Wie Schiller hier das Jahr „bekränzt" darstellt, so gaben die Griechen den Horen Kronen von Palmblättern u. dgl. Die Gestirne „führen das Jahr", indem sich das Jahr und seine Dauer nach dem scheinbaren Umlauf derselben richten.

411. „Selbst herzlos, ohne Mitgefühl" ist ein einräumender Satz: „Obgleich sie selbst ꝛc." Verständig wahr ist der Gedanke; mehr poetische Wahrheit hätte die entgegengesetzte Auffassung.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Meistersprüche und Betrachtungen.

1. **Meisterspruch.** V. 1—8. Die Vorbereitungen zum Gusse sind fertig; es soll zum Werke geschritten werden. Der Meister ermuntert zum angestrengten Fleiß und weist darauf hin, daß ohne Gottes Segen nichts gelinge.

I. **Betrachtung.** V. 9—20. Das Werk soll mit Nachdenken und Überlegung zustande gebracht und von guten Reden begleitet werden. (Es wird in diesen Versen der Plan des Gedichtes angegeben: Der Meister will „gute Reden", belehrende Betrachtungen an die Arbeit knüpfen.)

2. **M.** V. 21—28. Der Meister ordnet das Schmelzen des Metalls an.

II. **B.** V. 29—40. Die Glocke hat die Bestimmung, hoch vom Turme zu verkünden, was das wechselnde Schicksal dem

Menschen Erfreuliches und Trauriges bringt, um ihn zur Andacht zu rufen und zu stimmen.

3. M. V. 41—48. Durch Aschensalz soll der Guß befördert, durch Abschäumen das Metall gereinigt werden.

III. B. V. 49—79. Die Glocke begleitet das neugeborne Kind zur Taufe; seine Schicksale sind noch verhüllt; die Mutterliebe überwacht seine Jugend. — Vom 58. V. an wird die Aufgabe und die Entwickelung des Jünglings und sein Seelenzustand zur Zeit der ersten Liebe zur Jungfrau geschildert.

4. M. V. 80—87. Das Gemisch soll von den Gesellen geprüft werden.

IV. B. V. 88—146. Der Eheschließung muß eine sorgfältige Prüfung vorangehen (V. 88—105). Die Aufgabe des Mannes ist es: im öffentlichen Leben thätig zu sein und den Wohlstand des Hauses zu begründen (V. 106—15), die der Frau: die Kinder zu erziehen, den Gewinn durch Ordnung zu mehren und durch geschickte Bearbeitung zu verschönern (V. 116—32). — Der Vater überblickt erfreut sein Glück und hält es gesichert selbst gegen die Macht des Unglücks; der Dichter erinnert an die Unbeständigkeit des Glücks.

5. M. V. 147—54. Der Guß wird nach kurzem Gebet begonnen.

V. B. V. 155—226. Das Feuer ist in des Menschen Hand wohlthätig (V. 155—58), sich selbst überlassen furchtbar gegen alle Gebilde der Menschenhand (159—73). Vom 174. bis 210. V. hin wird eine Feuersbrunst geschildert, im darauf folgenden Abschnitte (V. 211—17) die Brandstätte und im letzten das Gefühl, welches der Blick auf dieselbe und auf die glücklich geretteten Familienglieder hervorruft.

6. M. V. 227—34. Ausdruck der Ungewißheit über den glücklichen Erfolg des Gusses.

VI. B. V. 235—65. Mit denselben Hoffnungen, mit welchen der Meister das Metall der Grube und der Säemann die Saat der Erde anvertraut, übergeben wir der Erde die Verstorbenen (V. 235—43). — Die Glocke ertönt zu einem Leichenbegängnis (V. 244—49). Eine Mutter wird zu Grabe getragen; mit ihrem Hinscheiden sind die Familienbande auf immer gelöst.

7. M. V. 266—73. Nach vollendeter Arbeit mag jeder sich einer gemütlichen Geschäftslosigkeit überlassen.

VII. B. V. 274—333. Der 1. Abschnitt (V. 274—99) enthält die Schilderung des menschlichen Treibens an einem Sommer-Feierabende in einer Landstadt. (Der Wanderer und die Herde kehren heim, der bekränzte Kornwagen wird eingebracht, die jüngeren Schnitter begeben sich zum Tanz, auf den Straßen wird es stiller, die Hausbewohner sammeln sich in der Stube, das

Stadtthor wird geschlossen, und der Bürger überläßt sich im Gefühle gesetzlicher Sicherheit der Ruhe.) In den beiden folgenden Abschnitten wird der Segen der staatlichen Ordnung und Gesetze geschildert und im letzten der Wunsch ausgesprochen, daß der Friede erhalten werden möge.

8. M. V. 334—41. Der Meister ordnet die Zerstörung des Mantels an.

VIII. B. V. 342—81. Nur der Kundige kennt die rechte Zeit zum Zerbrechen der Form. Befreit das Erz sich selbst, so richtet er das Haus zu Grunde, wie die sich von der gesetzlichen Ordnung befreienden Völker ihre Wohlfahrt (V. 342—53.) Hieran schließt sich die Schilderung eines Aufruhrs (einer Revolutionsscene).

9. M. V. 382—95. Der Meister freut sich der trefflich gelungenen Glocke, fordert die Gesellen auf, sich zur Weihe derselben zu vereinigen, und wünscht, daß sie ihren Namen künftighin bewähren möge.

IX. B. V. 396—417. Die Bestimmungen der Glocke werden zusammengefaßt.

10. M. V. 418—25. Der Meister ordnet das Emporwinden der Glocke an und wünscht, daß ihr erstes Geläute Friede verkündigen möge.

3. Gedankengang.

Das Gedicht führt uns einen Glockenguß vor und knüpft an jeden einzelnen Moment desselben ein Lebensgemälde; die Glocke erscheint daher fortwährend als Symbol der menschlichen Schicksale und Thätigkeiten.

Die beiden ersten Betrachtungen sind einleitende. In der ersten derselben geht der Dichter von der Ansicht aus, daß für ein wichtiges Werk ernstes Nachdenken und Überlegung erforderlich sei; in der zweiten weist er, sich anschließend an den beabsichtigten Glockenguß, darauf hin, daß die Werke Zeugnis ablegen, ob sie in der angegebenen Weise hergestellt seien, und schließt damit, die Bestimmung der Glocke, Verkündigung aller menschlichen Verhängnisse, zu bezeichnen. Hieran schließt sich die 3. Betrachtung eng an durch die Taufe des Kindes, an die sich dann eine Schilderung der ersten Jugendliebe reihet. Der Schluß dieser Betrachtung: „O! daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!" macht den Übergang zur folgenden. Nachdem der Dichter vor leichtsinnigem Schließen des Ehebundes gewarnt hat, redet er von den unter allen Umständen eintretenden Pflichten der Gatten und entwirft dabei ein treues Bild von dem rastlosen Hausvater und der liebenden, sorgsamen Mutter; beide Teile gehen nach verschiedenen Richtungen, aber auf denselben Zweck aus. Das neugegründete Haus wächst, und „Fest wie der Erde Grund

steht mir des Hauses Pracht!" spricht der Mann, „Doch das Unglück schreitet schnell." Nun ergießt sich das Metall in die Form, und von da an treten furchtbare Bilder auf. Die zum Schluß des vorigen Abschnittes ausgesprochene Ahnung geht in Erfüllung. Nach kurzer Erinnerung an die Wohlthätigkeit des Feuers und an sein und der andern Elemente Streben, die Gebilde der Menschenhand zu vernichten, wird in dem 5. Abschnitte ein verheerender Brand geschildert. Das Haus ist durch denselben zerstört; alles hat der Vater verloren; aber die Seinigen sind ihm geblieben; „ihm fehlt kein teures Haupt". Auch dieses fällt. „Von dem Dome schwer und bang tönt die Glocke Grabgesang". Die Mutter ist's, „des Hauses Bande sind gelöst auf immerdar". — Von hier ab kann das häusliche Leben nicht Gegenstand der Betrachtung sein; denn das Haus liegt in Trümmern, und die bewegende Seele desselben ist tot. Wie hierdurch dem unaufhörlichen Schaffen und Arbeiten der Frau ein Ziel gesetzt worden, so fordert der Meister auf, die Arbeit ruhen zu lassen. Sinnig schließt sich an diese Aufforderung die Schilderung eines Feierabends. Dies führt ihn aber auf die Wirksamkeit der menschlichen Gesellschaft überhaupt, und wie er bei der Schilderung des häuslichen Lebens beim Kinde anfängt, so beginnt er hier bei der frühesten und natürlichsten Beschäftigung, der Landwirtschaft; dann erscheint, wie dort die Verbindung der beiden Geschlechter, die Verbindung verschiedener Menschen zu städtischem Leben; dies führt ihn zur Betrachtung der gesetzlichen Ordnung überhaupt, zu der Schilderung der regen Geschäftigkeit und zu dem Wunsche, daß dies Band nie gelöst werden möchte. Aber auch hier wird es gelöst. „Freiheit und Gleichheit hört man schallen!" Ein furchtbarer Bürgerkrieg bricht aus. Der rohe, die gesetzliche Ordnung gewaltsam zerreißende Mensch „äschert Städ' und Länder ein". Wie sich aber in der unbrauchbar gewordenen Glockenform der „metallne Kern" „blank und eben" erhalten hat und aus ihr ans Licht tritt, so bleibt auch hier nach der Zerstörung der staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse noch eins übrig: das Ewige, das Unveränderliche. Bedeutungsvoll wird der Glocke bei der Weihung der Name Concordia gegeben und dabei ihre Hauptbestimmung ausgesprochen: „die liebende Gemeinde" zu „herzinnigem Vereine" zu versammeln. Das ist das Band, was die durch Leidenschaft Getrennten wieder einigt und fest zusammenhält. Passend schließt nun der Dichter damit, daß die Glocke nur zu heiligen Dingen bestimmt sei und Friede ihr erstes Geläute sein möge.

4. Gliederung des Gedichtes.

Das ganze Kunstwerk zerfällt in eine einleitende Betrachtung, in ein Gemälde des häuslichen und ein Ge-

genbild des öffentlichen Lebens, und schließlich in eine Skizzierung der religiösen Bestimmung der Glocke. Von den 10 Arbeitssprüchen gehören der Einleitung zwei und der Schlußbetrachtung eben so viele an, auf das Haus kommen vier solcher Anreden, auf den Staat zwei.

Genauer und übersichtlicher zeigt dies alles die nachstehende

Disposition.

I. Einleitung. (V. 1—40.)
  A. Aufmunterung (V. 1—20):
    1. zur anstrengenden Arbeit. (1. Meisterspruch.)
    2. zum Nachdenken und Überlegen beim Beginn und während der Arbeit. (I. Betrachtung.)
  B. Anordnungen für den Guß. (2. Meisterspruch.) (V. 21—28.)
    1. Heizen des Ofens.
    2. Zusetzen des Zinns.
  C. Die Glocke (II. Betrachtung.) (V. 29—40.)
    1. als Zeugnis für ihre Verfertiger,
    2. nach ihrer Bestimmung.
II. Gemälde des häuslichen Lebens. (V. 41—265.)
  A. Freundliche Bilder. (V. 41—146.)
    1. a. Behandlung d. schmelzenden Metalls. (3. Meisterspruch.)
      a. Zusatz von Aschensalz.
      b. Abschäumen.
    1. b. Das Jugendleben. (III. Betrachtung.)
      a. Das Kind. (V. 49—52.)
        a. Seine Taufe als erster Lebensgang.
        b. Sein noch verhülltes Los.
        c. Die sorgende Mutterliebe.
      b. Der Jüngling und die Jungfrau. (V. 53—79.)
        a. Des Jünglings Bestimmung fürs Leben.
        b. Die entwickelte Jungfrau.
        c. Des Jünglings erste Liebe.
    2. Prüfung des Gemisches. (4. Meisterspruch. V. 80—87.)
    3. Die Ehegatten. (IV. Betrachtung. V. 88—146.)
      a. Prüfung vor der Verbindung. (V. 88—93.)
      b. Das Vergängliche u. Bleibende in d. Ehe. (V. 94—105.)
      c. Das Streben des Mannes. (V. 106—15.)
      d. Die Thätigkeit der Hausfrau. (V. 116—32.)
      e. Der Reichtum des Hauses. (V. 133—43.)
      f. Andeutung möglichen Unglücks. (V. 144—46.)
  B. Furchtbare Bilder. (V. 147—265.)
    1. a. Der Guß der Glocke. (5. Meisterspruch. V. 147—54.)
    1. b. Wirksamkeit des Feuers. (V. 155—226.)
      a. Wohlthätigkeit desselben.

b. Seine zerstörende Kraft.
c. Die Feuersbrunst.
  a. Wahrnehmung,
  b. Wirkung derselben.
  c. Das Löschen.
  d. Wirkung des Windes auf die Flamme.
  e. Ohnmacht des Menschen gegen sie.
d. Die Brandstätte.
e. Blick des unglücklichen Menschen auf die Brandstätte, sein Trost dabei.

2. a. Ungewißheit über den glücklichen Erfolg des Gusses. (6. Meisterspruch. V. 227—34.)
2. b. Auflösung des häuslichen Lebens. (VI. Betrachtung V. 235—65.)
  a. Vergleichung des ausgestreuten Samens mit den der Erde übergebenen Gestorbenen. (V. 235—43.)
  b. Tod der Mutter.
    a. Gang nach dem Gottesacker. (V. 244—49.)
    b. Verdienst und Unersetzlichkeit der Mutter. (V. 250—65.)

III. Gemälde des öffentlichen Lebens (des Staatslebens. (V. 226—381.)
A. Freundliche Bilder. (V. 266—333.)
  1. Ruhe nach vollendeter Arbeit. (7. Meisterspruch und VII. Betrachtung.)
    a. Geschäftslosigkeit der Gesellen nach dem Glockenguß. (7. Meisterspruch. V. 266—73.)
    b. Der Feierabend. (VII. Betrachtung. V. 274—98.)
      a. Die Heimkehr.
      b. Versammlung.
        α. der jungen Schnitter zum Tanz,
        β. der übrigen Hausbewohner in der Stube.
      c. Genuß der Ruhe unter gesetzlichem Schutz.
  2. Wirkungen der Civilisation. (V. 300—309.)
  3. Geschäftsthätigkeit unter dem Schutze der Gesetze. (V. 310—21.)
  4. Wunsch nach Erhaltung des Friedes. (V. 322—33.)
B. Furchtbare Bilder. (8. Meisterspr. u. VIII. Betrachtung.) (V. 334—81.)
  1. a. Zerbrechen des Glockenmantels (der Form). (8. Meisterspruch. V. 334—41.)
  1 b. Vergleichung des sich selbst befreienden glühenden Erzes mit den sich befreienden Völkern. (V. 342—53.)
  2. Der Aufruhr. Auflösung des Staats. (V. 354—81.)
    a. Das Sturmläuten.

b. Der Straßenkampf.
c. Mißbrauch der Wahrheit durch den rohen Menschen.

IV. Schluß. Glockenweihe. (V. 382—425.)
A. Freude über die gelungene Glocke. (9. Meisterspr. V. 382—89.)
B. Glockentaufe; Bestimmung der Glocke im allgemeinen. (V. 390—95.)
C. Die religiöse Bestimmung der Glocke. (IX. Betrachtung. V. 396—417.)
1. Sie soll eine Stimme von oben sein.
2. Nur ernsten Dingen soll sie geweiht sein.
3. Sie soll die Schicksale der Menschen verkünden und
4. Die Vergänglichkeit des Irdischen lehren.
D. Letzter (10.) Meisterspruch. (V. 418—25.)
1. Emporwinden der Glocke.
2. Wunsch, daß ihr erstes Geläute Freude verkünden möge.

5. Die Personen des Gedichtes.

Die in dem Gedicht auftretenden Personen sind sämtlich ganz allgemein gehalten, dem universellen Charakter des Gedichtes angemessen, daher auch nirgends so scharf gezeichnet, daß man eine Biographie danach entwerfen könnte. Über eine der Hauptpersonen, den Jüngling, erfährt man nicht einmal, was er ist, weiß auch nicht sicher, ob der spätere Mann dieselbe Person ist, da eine individuelle Entwicklung bis zu einem bestimmten Ziele gar nicht versucht wird. Eben so verhält es sich mit der Jungfrau und späteren Frau. Der Meister ist nichts weniger, als ein schlichter Glockengießer; als solcher erscheint er höchstens in den Meistersprüchen, nicht aber in den organisch damit verknüpften Betrachtungen. Es ist der Dichter selbst, den wir uns als hinter dem Meister stehend denken müssen.

Da also der Dichter selbst davon abstand, die auftretenden Personen biographisch zu behandeln, so verzichten wir natürlich auch darauf und können es dem Leser wie dem unterrichtenden Lehrer überlassen, die in dem Gedicht enthaltenen schönen Züge des Jünglings wie der Jungfrau, des Mannes wie der Hausfrau selbst hervorzuheben und der Beherzigung nahe zu legen.

6. Die Ideeen des Gedichtes.

Die Glocke enthält so viel Hauptideeen als Lebensbilder. Das Bild der Hausfrau abgerechnet, hat Schiller alle Ideeen dieses Gedichtes schon früher bearbeitet und konnte sich daher um so freier und leichter bewegen und alle seine Geisteskraft auf die Kunstform verwenden. Da es von großem Interesse ist, zu sehen, in welcher

Weise der Dichter die hier ausgesprochenen Ideeen früher dargestellt hat, so gehen wir etwas näher darauf ein.

Der im Fluge geschilderten Kindheit begegnen wir in dem herrlichen Epigramme: Der spielende Knabe. Was der Dichter in der Glocke in den Versen ausspricht:

„Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —“

giebt er in diesem Epigramme mit den Worten:

„Spiele, Kind, in der Mutter Schoß! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht;
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelst du schuldlos hinab.“

Dem seelenvollen Gemälde der Jugendliebe liegt natürlich der Gegensatz und die Wiedervereinigung der Geschlechter zu Grunde, wie sie Schiller in der gleichnamigen Elegie geschildert hat. In beiden Gedichten „trennt sich von der holden Scham feurig die Kraft“, „stürmt der Jüngling ins Leben wild hinaus“, führt ihn die Liebe mit der Jungfrau zusammen. Nur die Bilder sind verschieden, und tiefe Empfindung geht in der Glocke in Wehmut über. Die Situation, wo der Jüngling „fremd ins Vaterhaus heimkehrt“ und die Jungfrau mit „züchtigen, verschämten Wangen“ vor ihm steht, erinnert an Maxens Schilderung des vom Kriege heimkehrenden Sohnes (Piccolomini, Akt I, Sc. 4):

„Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum, — —
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.“

In dem folgenden Bilde der Verheiratung und des ehelichen Lebens ertönt die schon in den Idealen erklingende Klage über die Flüchtigkeit der Liebe wieder:

„Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebens-Mai“ ꝛc.

Die 4 Verse: „Die Leidenschaft flieht“ ꝛc. machen dann den Übergang von der Verheiratung zum häuslichen Leben, welches in dem Wirken und Erwerben des Vaters und in dem Walten und Bewahren der Mutter kontrastierend geschildert ist, gerade wie in „Würde der Frauen“ das männliche und weibliche Leben einander entgegengestellt sind. Der Gegensatz in beiden Gedichten beruht auf denselben Grundideeen, ist aber verschieden ausgeführt. Zuletzt sehen wir den Vater froh von des Hauses Giebel sein Glück überzählen und hören ihn sich mit stolzem Munde rühmen, vor des Geschickes Mächten sicher zu stehen — eine Situation, die wir schon aus dem Ring des Polykrates kennen. Diese Überhebung wird auch bestraft, wie an dem Beherrscher von Samos; das Verderben folgt der Sicher-

heit auf dem Fuße nach, wie in **Wallensteins Tod**: „Und das Unglück reitet schnell".

7. Die Komposition des Gedichtes.

Die Glocke gehört zu den vorzüglichsten Kunstwerken unseres großen Dichters. Die kunstverständige Gestaltung liegt besonders in der Weise, wie die verschiedenen Teile des Gedichtes zu **einem** Ganzen verbunden sind. Jedes der einzelnen Bilder in den beiden großen Kreisen des menschlichen Daseins knüpft sich nicht allein an die vorausgehende Verrichtung des Gusses, sondern schließt sich auch an die frühere Schilderung an, und stellt nur ein solches Ereignis des Lebens dar, welches durch die Glocke gefeiert oder verkündet wird, so daß jedes Lebensbild dreifach bezogen ist. Und wie die beiden vielumfassenden Sphären teils mit der einführenden, teils mit der abschließenden allgemeinen Betrachtung zusammenhängen, so sind sie mit einander selbst auf das kunstreichste verknüpft. Denn da, wo sich mit dem Tode der Gattin die zarten Bande des Hauses auf immerdar lösen, führt den Dichter der Gedanke der Todesruhe zur Idee der Ruhe von der Arbeit und zur Schilderung des Feierabends hinüber, welche ungezwungen die Betrachtung des öffentlichen Lebens einleitet, und diese unmittelbare Zeichnung des Feierabends ist um so passender, da sie mit dem Ausruhen der Gesellen von der Arbeit zusammenfällt. Jedes Glied des Gedichtes, dessen Anfang am Ende abgerechnet, nimmt eine materielle Schilderung und zugleich ein Lebensgemälde auf und bereitet auch wieder ein solches doppeltes Element vor, so daß das unmittelbar vor Augen gestellte Geschäft und die in der Ferne der Phantasie vorgehaltenen Lebensereignisse sich zu einem Ganzen vereinigen, und es ist die Vorstellung des **Gebrauchs** der Glocke, welche die Verschmelzung dieser verschiedenartigen Bestandteile möglich macht. So hat das Gedicht eigentlich zwei Motive: Das Läuten der Glocke ist das Motiv der Betrachtungen, und ihr Guß das Motiv der Meistersprüche. Aber jene Schilderungen bilden nur den Hintergrund und gleichsam die Fortsetzung dieser vor unsere Augen gestellten wechselnden Thätigkeit, dieser scenisch sich entwickelnden Handlung. Wenn das Feuer der Phantasie und die Wärme des Herzens, womit jene menschlichen Zustände geschildert sind, dem Glockenlied ein **lyrisches** Gepräge gegeben, so hat es dadurch, daß alles, was der Meister sagt, aus dem, was wir ihn thun sehen, hergenommen ist, auch eine **dramatische** Anschaulichkeit. Die lyrisch beseelten Lebensbilder entspringen gleichsam aus sichtbar vorgestellten Vorgängen; sie erscheinen als zur Handlung gehörige Reden einer dramatischen Person. Wie sich uns früher die meisten Romanzen (Balladen) als kleinere Dramen darstellten, so ist auch dieses universelle Gedicht ein

scenisches Gemälde, aber das, was uns hier unmittelbar vorgeführt wird, ist nur eine symbolische Handlung, welche die Bestimmung hat, das Entfernte, Zerstreute und Geistige durch eine unmittelbare, räumliche und augenfällig engbegrenzte Gegenwart zu veranschaulichen. Der dramatische Vordergrund ist nicht, wie bei den Romanzen (Balladen) Bestandteil der Idee des Ganzen, sondern nur ein Mittel für sie.

8. Darstellungsweise.

1. „Will man das Lied von der Glocke in das System der Poetik einreihen, so muß man es der Kantate zuweisen. Die Form desselben ist, wie in der Kantate, dramaähnlich, der Stoff seinem Wesen nach lyrisch; und selbst in musikalischer Hinsicht lassen sich hier Arie, Rezitativ, Wechselgesang und Chor recht gut nachweisen, wiewohl der poetischen Auffassung nach immer der Meister spricht. So machen sich auch alle Hauptformen der Lyrik geltend. Die Sprüche des Meisters bilden zusammen ein Glockengießerlied in abgegrenzter Strophenform; die daran geknüpften Betrachtungen gehören vorzugsweise der Elegie an, erheben sich aber teilweise nach Form und Gehalt zur Ode. In der bekannten Komposition hat Romberg das Gedicht als Kantate behandelt, so wie umgekehrt Moritz Retzsch, dem Charakter seiner Kunst gemäß, in den Umrissen zur Glocke das Ganze mehr als Epos aufgefaßt und wiedergegeben hat.“ (Götzinger.)

2. Darstellung und Sprache zeigen in dem Glockenliede eine Vollendung, die Bewunderung erregt und zum sorgfältigsten Studium auffordert; jeder Satz, jedes Wort ist der Idee entsprechend, die vorstellig gemacht werden soll. Die allermeisten Abschnitte können hierzu als Belege dienen. Liest man die V. 185—90:

Kochend, wie aus Ofens Rachen, —
Glühn die Lüfte, Balken krachen, —
Pfosten stürzen, Fenster klirren, —
Kinder jammern, Mütter irren, —
Tiere wimmern —
Unter Trümmern —

in rechter Betonung, so glaubt man im Geräusch der Konsonanten und im Klange der Vokale das Brechen und Stürzen, das Klirren und Gewimmer zu vernehmen. Von ganz ähnlicher Wirkung ist die Häufung des r in V. 190—201. In V. 282—84 wird das schwere, langsame Hereinschwanken des kornbeladenen Wagens teils durch die gewichtigen Vokale der hochbetonten Silben, teils durch die Kürze der Verse und die dadurch entstehenden häufigen rhythmischen Pausen, welche den Vortrag verzögern und unterbrechen, ausdrucksvoll nachgeahmt. Höchst energisch wirkt der Satzbau in V. 199—206; wie die Flamme unaufhaltsam wächst, so eilt der

Satz ruhelos durch eine Reihe Verse hin und läßt kaum die Beobachtung der rhythmischen Pausen am Versschlusse zu. Um das ruhelose Wirken und Schaffen der Hausfrau zu veranschaulichen, gebraucht er V. 116—32 die Figur der Polysyndesie, und erreicht dadurch, daß alle ihre Thätigkeiten als gleichzeitige, zu einem Ganzen vereinigte dargestellt werden. Von derselben schönen Wirkung ist diese Darstellungsform in dem zweiten Teile dieser Betrachtung, V. 133—39.

Es ist fruchtbringend, das ganze Gedicht nach allen diesen Beziehungen mit den Schülern durchzugehen.

3. Wie den Ausdruck, so hat der Dichter auch Versmaß und Reim überall dem Inhalte anzupassen gesucht und dadurch große Wirkungen hervorgebracht. Um den Gegensatz zwischen dem eigentlichen Glockengießerliede und den Auslegungen desselben recht hervortreten zu lassen, haben beide ganz entgegengesetztes Versmaß. Während nämlich jenes sich trochäisch (—◡) fortbewegt, haben diese den jambischen Gang (◡—) als Grundlage, der aber mehrfach vom trochäischen, daktylischen, anapästischen und kretischen (V. 140—43) abgelöst wird, so daß sich sowohl Bewegung (steigend, fallend, schwebend) als Takt (zwei- und dreiteilig) ändern. In Bezug auf Länge und Umfang finden wir nur Zeilen von vier Hebungen und Halbzeilen von zwei, keine von drei oder fünf (V. 248 u. 249 abgerechnet), und die Zeilen von 2 Hebungen sind wirklich als Halbzeilen zu betrachten, von denen manche als kräftiger Schluß oder Abschnitt abbrechen, andere hingegen sind als Halbzeilen abgedruckt, weil der Dichter es so beliebt hat.

Der mit den Worten: „Herein, herein" beginnende Meisterspruch schließt sich im Versmaß den Betrachtungen an und wird deshalb auch von manchen dazu gerechnet.

In V. 187—96 haben die meisten Trochäen im Vergleich zu den früheren etwas Gewaltsames, Hastiges. Dies rührt davon her, daß alle Vershebungen auf Worthebungen fallen. Trochäen dieser Art sind unschön; hier aber werden sie charakteristisch, indem sie durch ihre hastige Bewegung an die Natur der Vorstellungen erinnern. In ähnlichem Sinne passen die kurzen, männlich gereimten Verse in den Meistersprüchen zu den darin enthaltenen Befehlen und der bestimmten, kräftigen Sprache. In der Schilderung der Feuersbrunst bedient sich der Dichter der kurzen Verse und abgerissenen Sätze, um die angstvolle Ungewißheit und Spannung auszudrücken, welche beim ersten Sturmläuten in uns entstehen. Vergl. 175—87. Von V. 182 an tritt dann mit der Gewißheit des Unglücks und der Gefahr eine bestimmtere, größere Verslänge, ein unaufhaltsam forteilendes Metrum ein, wo selbst beim Schluß der Verse keine rhythmische Pause entsteht, indem alle Reime bis V. 197 weiblich sind.

Außer dem eigentlichen Silbenreim wendet der Dichter auch häufig die Allitteration und Assonanz an, um malerische Darstellungen zu erzielen. Sehr wirksame Allitterationen finden sich: V. 110 u. 111 (erlisten, erraffen, wetten, wagen), 163 u. 164 (W-Allitteration, die das Wehen und Wachsen der Feuersbrunst trefflich bezeichnet), 172 (Wolke, Wahl), 184 (wächst, Windeseile), 191 (rennet, rettet; auch die absichtliche Häufung des t ist bemerkenswert), 202—5 (wollte, fort, Wucht wächst, Flucht, wächst), 424 u. 425 (Freude, Friede). Assonanzen kommen vor: V. 151, 152, 200, 201, 244—47, 274—93, 324—31.

Hieran schließen wir:

9. W. Humbolds Urteil über die Glocke.

„Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies enthält das Lied von der Glocke, das in wechselnden Silbenmaßen, in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt und dies alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfange einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen, wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von ferne vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht, und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel neben einander fortlaufen.“ (Briefw. zw. Schiller u. W. v. Humboldt. Stuttg., 1830. Vorerinnerung S. 67.)

10. Geschichte des Gedichtes.

Zwischen der ersten Konzeption und der Vollendung dieses Gedichtes ist eine geraume Zeit verflossen. Frau von Wolzogen erzählt darüber in Schillers Leben: „Lange hatte er das Gedicht in sich getragen und mit uns davon gesprochen, als von einer Dichtung, von welcher er besondere Wirkung erwarte. Schon bei seinem ersten Aufenhalt in Rudolstadt (1788) ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen.“ Die nächste Andeutung über das Gedicht findet sich in einem Briefe an Goethe, vom 7. April 1797. „Ich bin jetzt,“ heißt es dort, „an mein Glockengießerlied gegangen und studiere seit gestern Krünitz' Encyklopädie,

wo ich sehr viel profitiere. Dieses Gedicht liegt mir am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so viel verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine so große Masse zu verarbeiten ist." Auch besuchte er (der „lange blasse Mann") von Jena aus (1797 oder 98) in Begleitung von zwei andern Professoren den Glockengießer Heinrich Ulrich zu Apolda, um die Technik des Glockengießens kennen zu lernen. Allein so wünschenswert ihm die baldige Vollendung des Stückes für den Musen-Almanach des nächsten Jahres war, so wurde sie doch durch Gesundheitsstörungen vereitelt. In einem Briefe vom 30. Aug. sagt er, bei jenen Störungen habe er weder Stimmung noch Zeit für seine Glocke finden können, die noch lange nicht gegossen sei. So mußte er denn für dieses Jahr den Gedanken an die Beendigung des Stückes aufgeben. „Ich gestehe," heißt es darüber weiter in einem Briefe vom 22. Sept., „daß mir dieses, da es einmal so sein mußte, nicht ganz unlieb ist; denn indem ich den Gegenstand noch ein Jahr mit mir herum trage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten. Auch ist dieses einmal das Balladen-Jahr, und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Lieder-Jahr zu werden, zu welcher Klasse auch die Glocke gehört." Goethe antwortete, die Glocke müsse nur um so besser klingen, als das Erz länger im Fluß gehalten und von allen Schlacken gereinigt sei. Das folgende Jahr wurde indes wieder durch anderes, besonders durch den Wallenstein in Angriff genommen. Erst das J. 1799 sollte die Vollendung des Gedichtes bringen. Das Bedürfnis eines Beitrages für den Musen-Almanach des J. 1800 ließ endlich unsern Dichter ernstlich an die Ausführung gehen, und ein Aufenthalt in Rudolstadt, der in jene Zeit fiel, trug wohl zur Belebung der nötigen Stimmung bei. Ja es scheint, daß Schiller die Reise nach Rudolstadt hauptsächlich in der Absicht unternahm, um sich von seinen damaligen dramatischen Arbeiten weg und zu den lyrischen Arbeiten an seinem Glockenliede hinüberzubringen. Vermutlich wurde in den letzten Tagen des Septembers oder den ersten des Oktobers die letzte Hand an das Gedicht gelegt.

11. Vergleichung der Glocke mit dem Spaziergange.

„Die Glocke hat viel Ähnlichkeit mit dem Spaziergange. So wie in diesem das ganze Leben der Menschheit durchgeführt wird, so werden auch in der Glocke alle einzelne wichtige Vorfälle des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens dargestellt; so wie sich in jenem alle Betrachtung an die Aussichten knüpft, die der Dichter auf seinem Spaziergange findet, so knüpft sich hier alles an die verschiedenen Vorgänge beim Glockenguß. Es finden sich aber auch bedeutende Unterschiede zwischen beiden Gedichten, schon

in der Art, wie sich die Scene, welche zu den Betrachtungen Anlaß giebt, zu diesen Betrachtungen selbst verhält. Im Spaziergange bildete sich der Dichter selbst die Scene nach seinem Zwecke; in der Glocke ist ihm die Folge der Vorgänge gegeben. Daher ist in der Glocke, wenigstens scheinbar, kein so strenger, innerer Zusammenhang wie im Spaziergange. Dieser hält sich als ein Ganzes keineswegs bloß zusammen durch den Anfang und das Ende des Weges, sondern das Leben der Menschheit ist erschöpft und das Ganze völlig abgeschlossen, und ein Bild hängt mit dem andern aufs innigste zusammen. In der Glocke haben wir mehr eine Reihe für sich bestehender Lebensbilder, welche durch die Kunst des Dichters erst zu einem Ganzen geordnet sind, und durch die Anknüpfung an den Glockenguß ihren Vereinigungspunkt finden. Daher ist es gar nicht zufällig, daß der Dichter in der Glocke so vielfältig wechselnde Silbenmaße anwendet, während durch den ganzen Spaziergang ein und derselbe Vers herrscht; es sind, wie gesagt, in der Glocke einzelne Vorfälle, die dargestellt werden, im Spaziergang eine großartige Ansicht von der Geschichte der Menschheit. Eben deshalb hat auch die Glocke weit mehr Liebhaber gefunden; der gewöhnliche Leser hält sich an das Einzelne, das er leicht überblicken kann, und erfreut sich des Wechsels der Bilder, die ihm bekannte und erlebte Vorfälle im Lichte einer idealen, aber treuen Darstellung vorführen. Der Spaziergang ist das Epos der Menschheit, die Glocke das des häuslichen und des gesellschaftlichen Lebens, und die rührende Lebendigkeit in dieser reißt uns mehr hin, als die stille Ruhe in jenem." (Götzinger.)

12. Schriftliche Aufgaben.

1. Wann und warum werden die Glocken geläutet. 3. Charakteristik der deutschen Frau. 3. Schilderung einer (erlebten) Feuersbrunst. (Vergl. auch Gude, Erläuterungen. II.)

Litteratur.

F. J. Günther, Friedrich v. Schillers Lied von der Glocke ausgelegt. Elberf., 1853. 3 M. (Sehr breit.)
W. Wiedasch, Das Lied von der Glocke als ein Denkmal von Schillers edler Geistesrichtung erläut. Hannover, 1859. 75 ₰.
H. Deinhardt, Beiträge zur Würdigung u. zum Verständnis Schillers. Stuttg., 1861. (Seite 198—314.)
Außerdem finden sich Erläuterungen in d. Schriften v. K. Hoffmeister (Schillers Leben), Viehoff (Schillers Gedichte erläut.), Götzinger, (Deutsche Dichter), Gude (Erläutrgn. deutsch. Dichtungen, B. II.) u. a.
L. Richter, Schillers Lied von der Glocke. In Bildern. Dresden, 1857. 8 M.
M. Retzsch, Umrisse zu Schillers Lied von der Glocke, nebst Andeutungen. (43 Kpfr. u. $5^1/_2$ Bg. Text.) Stuttg., 1833. 11 M.
L. Mohr, Schillers Lied von der Glocke. Straßburg, 1877. 1,80 M.
Komponiert wurde die Glocke von Romberg, Claudius u. Max Bruch.

19. Morgengebet.

1800.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. VII. 151. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 127. — Lüben, Auswahl II. 248.

1. Erläuterungen.

Dieses schöne Morgengebet ist der Morgengesang des Pförtners aus dem 2. Aufz. des Macbeth, den Schiller in den ersten Monaten des J. 1800 nach der Wagnerschen Übersetzung des Shakespeareschen Trauerspiels zur Vorstellung auf dem Hoftheater zu Weimar eingerichtet hat. Um die Schönheit des kindlich=frommen Gesanges nicht bloß an sich, sondern in seiner vom Pförtner ahnungslos ausgesprochenen prophetischen Beziehung für das Ganze würdigen zu können, teilen wir den Gedankengang des Stückes bis zum 5. Auftr. des 2. Aufz. mit.

Macbeth und Banco, Feldherren des schottischen Königs Duncan, haben nach heldenmütigem und doch lange zweifelhaftem Kampfe in blutiger Schlacht die Rebellen Macdonal und den treuvergessenen Than (Freiherrn, Landvogt) von Cawdor geschlagen, obgleich diese in entscheidender Stunde vom Könige Sueno von Norwegen durch frische Truppen unterstützt worden waren. Da erscheinen den beiden Helden auf der Walstatt drei Hexen, die Macbeth als Than von Glamis und Cawdor und als künftigen König begrüßen. Macbeth bebt erschreckt vor diesen freudigen Verheißungen zurück, weil sie mit seinen schon seit längerer Zeit gehegten Lieblingswünschen und Gedanken so wunderbar zusammentreffen.

Königliche Herolde beglückwünschen nun Macbeth im Auftrage des dankbaren Duncan als Than von Cawdor und versichern ihm, daß dieser auszeichnenden Ernennung noch größere Ehren folgen würden.

Da Macbeth durch das in der verwichenen Nacht erfolgte Ableben seines Vaters bereits Than von Glamis geworden ist, sind schon zwei Prophezeiungen der Hexen in Erfüllung gegangen, nur die dritte und größte bleibt noch aus. Doch hat sein Ehrgeiz nicht Lust, die Verwirklichung derselben ohne sein Zuthun zu erwarten: die Beseitigung des Königs ist in seiner Seele beschlossen.

Macbeth trifft mit dem Könige zusammen und wird von diesem mit Lobeserhebungen und Gunstbezeugungen überschüttet. Er beantwortet sie mit den loyalsten Beteuerungen, obschon sein Herz Mordgedanken brütet: den König und dessen ältesten Sohn und Nachfolger umzubringen. Der arglose König lädt sich bei Macbeth zu Gaste und verbringt die Nacht in dessen Schlosse zu Inverneß, wird aber dort von Macbeth erdolcht, wozu dessen stolze, mutige und ebenfalls ehrgeizige Gemahlin ihn nicht nur angefeuert, sondern zum sicheren Gelingen auch die beiden wachehaltenden Kämmerer

mit berauschenden Getränken betäubt und nach vollbrachter That alle Verdachtsspuren auf dieselben gelenkt hat.

Da erschreckt sie ein ungestümes Klopfen an das südliche Schloßthor: zwei schottische Edelleute aus dem Gefolge des Königs begehren Einlaß. Die Mörder ziehen sich in ihre Gemächer zurück, während der Pförtner, ohne eine Ahnung von der Ermordung des Königs zu haben, auf dem Wege zum Thore sein Morgenlied singt; denn sein Grundsatz ist:

Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preis,
's ist kein Geschäft so eilig, als das Beten.

2. Inhaltsangabe.

Die finstere Nacht, die dem blutigen Tage gefolgt ist, aber auch den Königsmord heuchlerisch-freundlicher, jedoch finster denkender und handelnder Menschen begünstigt hat, ist verschwunden. Die Lerche begrüßt den erwachten Tag mit ihrem Schlage, prangend kommt die Sonne am Himmel herauf. Sie sendet ihre Strahlen in das Prunkgemach des Königs, wie durch das Dach des Bettlers und offenbart dem Auge des Menschen, was unter dem Mantel der Nacht geschehen war. Als Hüter des Schlosses und des Königs ist der Pförtner seines treuen Dienstes sich bewußt und singt aus kindlich frohem Herzen Lob und Dank dem Höchsten, der (nach seiner Meinung) selbst dies Haus bewacht und mit seinen Engelscharen alle Einwohner gnädig bewahrt hat. Wohl schloß während der Nacht mancher Todwunde auf der blutgetränkten Heide — und ohne daß er es ahnte, auch einer im Schlosse — nach schwerem Todeskampfe die Augen; daher mag ein jeder fröhlich sein, wer gestärkt sich seines Lebens rühmen und am Morgen die freundliche Sonne begrüßen kann.

3. Darstellungsweise.

Diese zweistrophige Hymne besteht aus 8 jambischen Versen, von denen V. 1 u. 2, 5 u. 6, 7 u. 8 vierfüßige Jamben mit gepaartem männlichen Reime sind, während V. 3 u. 4 als dreifüßige weiblichen Reim haben. Und dieses kunstlose Metrum ohne jegliche Reimverschlingung entspricht auch ganz dem einfachen Gedanken, der gedämpften Stimmung und der ruhigen, beschaulichen Reflexion.

20. Sehnsucht.

1801.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 172. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 83. — Lüben, Auswahl. II. 248.

1. Erläuterungen.

Str. 1. Mit dem tiefen, vom „kalten Nebel" gedrückten Thale bezeichnet der Dichter die gemeine Wirklichkeit oder

„das Leben", wie es in der Überschrift des Gedichtes: Ideal und Leben, heißt. Aus diesem Thale wünscht er einen Ausweg, nicht durch den Tod: —

Denn auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit,

sagt Schiller in einer später unterdrückten Str. des angezogenen Gedichtes, — sondern durch die Erhebung des Geistes, „in des Ideales Reich". — Wie hier das Thal als von kaltem Nebel gedrückt bezeichnet wird, so spricht der Dichter in dem erwähnten Stücke vom „engen dumpfen" Leben.

Von dem 5. V. an schildert der Dichter das Reich der Ideale.

3. Der „Strom" in V. 5, dessen Toben den Sehnsuchtsvollen von den grünenden Höhen scheidet, welche die Sonne ewig bescheint und die labende Luft umweht, wo die Harmonieen klingen, goldne Früchte glühen, Blumen duften, ist die sinnliche Natur des Menschen. Auf dasselbe Bild deutet der V.: „Brechet alle Brücken ab" (das Ideal und das Leben, V. 3 der später unterdrückten Str. 5).

4. Durch den schwankenden „Nachen" wird die Möglichkeit angedeutet, sich aus dem Leben zum Ideal zu erheben, durch den fehlenden Fährmann aber nochmals die als Hindernis erscheinende sinnliche Natur. Der Dichter will es recht eindringlich darstellen, daß die Erhebung des Menschen zum Ideal keine geringe Aufgabe sei. Es ist dazu erforderlich, wie er in dem mehrfach erwähnten Gedicht sagt, sich „von allen Pflichten, allen Schulden sterblicher Natur" loszusagen, alles freudig aufzuopfern, „was ihr besessen, was ihr einst gewesen, was ihr seid", und im seligen Vergessen der Vergangenheit dahinschwinden zu lassen. Wer sollte da nicht fürchten, den sichern, heimischen Boden zu verlieren? Aber Schiller ruft uns zu:

Brechet mutig alle Brücken ab!
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren!
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Führen zum gewissen Grab.

Die Kraft ist euch gegeben, ein Nachen ist euch geboten, der euch hinüberträgt, aber wähnet nicht, daß euch ein Fährmann sicher und bequem dahin bringe; ihr seid auf eure eigenen Kräfte hingewiesen, ihr selbst müßt hinüberrudern, oder vielmehr ein mutiger Geistesschwung wird euch wie ein beseeltes Segel an das glückliche Ufer tragen. Fraget nicht, werden wir Entschädigung finden für das, was wir zum Opfer bringen? Götter leihen kein Pfand, ihr müßt glauben und wagen, ihr müßt vertrauensvoll alles Irdische von euch werfen und euch von der wunderbaren Kraft, die in euch wohnt, in das Wunderland emporheben lassen.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Der Dichter wünscht sich aus dem kalten, neblichten Thale hinweg nach den schönen, grünen Hügeln.

2. Er schildert diese ersehnte Gegend als äußerst angenehm.

3. Er stellt sich Sonnenschein und Luft dort als schön und labend vor. Ein tobender Strom wehrt ihm den Zugang.

4. Er erblickt auf demselben einen Nachen ohne Fährmann, ermuntert sich, ihn zu besteigen, hoffend, wenn auch nicht durch eigene Kraft, so doch durch ein Wunder in das Land seiner Sehnsucht zu kommen.

3. Gedankengang.

Der Dichter bezeichnet seinen Aufenthalt als ein von kaltem Nebel gedrücktes Thal, aus dem zu kommen er für ein Glück hält. In einiger Entfernung, erblickt er die Hügel eines reizenden Landes, das ästhetische Ideal, wo alles ewig jung und grün ist, Harmonieen klingen, balsamische Lüfte wehen, goldene Früchte glühen, Blumen ununterbrochen blühen. Dahin sehnt er sich. Aber ein tobender, hochangeschwollener Strom zwischen seinem kalten Thale und jenem herrlichen philosophischen Jenseits, verhindert die Erfüllung seines Wunsches. Er erblickt einen schwankenden Nachen ohne Fährmann und faßt den Entschluß, sich ihm mutig und gläubig anzuvertrauen, hoffend, daß ein Wunder bewirken werde, was der eigenen Kraft zu schwer erscheint.

4. Die Idee des Gedichtes.

Schiller hatte nach und nach die Überzeugung gewonnen, daß das Leben, die gemeine Wirklichkeit mit ihren Wirren und Bestrebungen, weder Friede, noch Freiheit gewähre, diese vielmehr allein ihren Sitz in den stillen Räumen des Herzens hätten, und daß nur Kunst und Poesie vermöchten, den Menschen aus dem Drange und dem ewig unbefriedigten Treiben dieses Lebens in ein höheres, freieres Dasein emporzuheben. Das Reale und Ideale bilden demnach für ihn schroffe Gegensätze. Er sehnt sich nach dem letzteren, dem „schönen Wunderlande“ dem Lande der Phantasie, und spricht dies in verschiedenen Gedichten aus, namenlich im *Pilgrim*, in dem schon genannten: *Ideal und Leben*, und der in Rede stehenden *Sehnsucht*. Er läßt sich sonach die Idee unseres Gedichtes folgendermaßen kurz bezeichnen: *Der höhere Mensch muß das Streben haben, sich von den Fesseln frei zu machen, die ihm das Leben bereitet; das einzige Mittel hierzu ist die Poesie.*

5. Darstellungsweise.

Das Gedicht kann eine *Allegorie* genannt werden, in der der Gegensatz zwischen *Ideal* und *Wirklichkeit* in *elegischer*

Stimmung zum Ausdruck gelangt. Empfindung und Darstellung geben volles Zeugnis von der Anschauungsweise des Dichters und seiner hohen Begabung.

Die Strophen sind achtversig, die Verse trochäisch, vierfüßig, abwechselnd vollzählig und unvollzählig.

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Nur ein Wunder kann dich tragen in das schöne Wunderland. 2. Deutung der Allegorie (vom religiösen Standpunkte aus). 3. Anwendung des Gedichtes auf Schillers Jugendgeschichte.

21. Rätsel.

1802.

1.

Der Regenbogen.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 277. Nr. 1. — Lüben, Auswahl. II. 249.

„Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See."

Dies Rätsel ist überaus anmutig. Die aus Perlen gebaute Brücke ist natürlich der Regenbogen. Im Spaziergange ist derselbe eben so schön, nur kürzer, im 64. Distichon gezeichnet.

Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.

Auch in dem Gedichte, die Gunst des Augenblicks, begegnen wir dieser Vergleichung:

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt.

2.

Die Sterne und der Mond.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 277. Nr. 3. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 60. — Lüben, Auswahl. II. 249.

„Auf einer großen Weide gehn
Viel tausend Schafe silberweiß."

1. Erläuterndes Abfragen.

Str. 1. Wie sehen die vielen Schafe aus, von denen hier die Rede ist? Die Schafe sehen silberweiß aus. — Wo gehen sie? Sie gehen auf einer großen Weide. — Was ist mit der großen Weide gemeint? Mit der großen Weide ist der Himmel gemeint. — Welches Wort der dritten Zeile bedeutet so viel als

gehen? Wandeln bedeutet so viel als gehen. — Wie könnte man hier statt heute auch sagen? Statt heute könnte man auch jetzt sagen. — Wer sah sie bereits so wandeln? Der allerält'ste Greis. — Wen nennt man einen Greis? Einen recht alten Mann nennt man Greis. — Was will der Dichter mit den beiden letzten Zeilen sagen? Er will damit sagen, daß die Sterne schon sehr lange am Himmel sind.

2. Woran erkennt ihr, daß dies Buch (Tafel, Kleid rc.) noch ganz neu ist? An seinem Ansehen*) — Worauf läßt das Ansehen dieses Buches hier dagegen schließen? Daß es schon alt ist. — Nennt noch andere Gegenstände, denen man es ansieht, daß sie bereits alt geworden sind! Den meisten vergänglichen Dingen der Erde sieht man es an, daß sie alt geworden sind. — Wer ist mit dem ersten Worte der 2. Str., dem Wörtchen sie, gemeint? Die Sterne. — Was wird von den Sternen gesagt? Sie altern nie. — Was heißt das? Man kann es ihnen nicht ansehen, ob sie alt geworden sind. — Worin hat es seinen Grund, daß man das den Sternen nicht ansehen kann? Darin, daß sie ihr Aussehen gar nicht ändern; so wie sie heute aussehen, haben sie schon vor langen, langen Jahren ausgesehen. L. Sie behalten immer ihr jugendliches Ansehen. — Was thun sie nach der ersten Zeile? Sie trinken. — Was trinken sie? Leben. — Woraus trinken sie das Leben? „Aus einem unerschöpften Born." — Wie sagt man gewöhnlich statt Born? Brunnen. — Was ist ein unerschöpfter Brunnen? Ein Brunnen, der niemals ausgeschöpft worden ist und auch gar nicht ausgeschöpft werden kann. — Was ist denn mit dem unerschöpften Born gemeint, aus dem die Sterne Leben trinken? Die Natur. — Was heißt es: Sie trinken Leben aus der Natur? Sie nehmen daraus das, was zu ihrem Leben, zu ihrer unveränderten Fortdauer erforderlich ist. — Wer hat die Natur (das große Weltall) geschaffen? Gott. — Wem verdanken daher auch alle Dinge ihr Bestehen oder ihre Fortdauer? Gott. — Wer ist also eigentlich der unerschöpfte Born, aus dem die Sterne und alle übrigen Wesen Leben trinken? Gott. — Wer ist mit dem Worte „ihnen" in der 4. Zeile bezeichnet? Die Sterne. — Was ist ihnen zugegeben? Ein Hirt. — Wie könnte man statt „zugegeben" sagen? Beigegeben, zugesellt. — Was hat der Hirt? Ein schön gebogenes Silberhorn. — Was meint der Dichter mit diesem Silberhorn? Den Mond. — Wann sieht der Mond wie ein Horn aus? Wenn wir nur ein Stückchen von seiner Scheibe

---

*) Auf der Unterrichtsstufe, für welche der II. Tl. des Lesebuchs bestimmt ist, müssen die Antworten stets vollständig gegeben werden, also nicht in der Weise, wie es hier der Raumersparnis halber geschehen ist.

sehen. — Warum setzt der Dichter noch das Wort Silber vor Horn? Um zugleich die Farbe des Mondes zu bezeichnen. — Ist es denn wohl passend, daß der Dichter den Mond mit einem Hirten vergleicht? Warum findet ihr den Vergleich passend? Bei einer Schafherde ist der Hirt eben so der größte, wie der Mond unter den Sternen es ist.

3. Was ist mit dem „Er“ der ersten Zeile gemeint? Der Hirt (Mond). — Wofür steht das Wörtchen „sie“? Für Schafe (Sterne). — Welches sind denn die „goldenen Thore“, aus denen der Hirt die Schafe treibt? Der Sonnenglanz, der noch nach dem Untergang der Sonne bemerklich ist. — Was thut der Hirt jede Nacht? Er überzählt die Schafe. — Was hat sich noch nicht ereignet? Er hat noch keins von seinen Lämmern (Schafen) verloren. — Wie würde man es ausdrücken müssen, wenn man das von den Sternen sagen wollte? Es ist noch kein Stern vom Himmel verloren gegangen (vernichtet, zerstört worden). — Wie verdient ein Hirt genannt zu werden, der so sorgsam auf seine Schafe achtet, daß ihm keins verloren geht? Treu, gewissenhaft.

4. Was hat der Hirt (Mond) bei sich? Einen treuen Hund. — Was kann damit wohl nur gemeint sein? Ein Stern. — Es giebt Sternbilder, die den Namen Hund führen (großer Hund, kleiner Hund). Ein anderes Sternbild heißt Widder. Der Dichter betrachtet es als einen einzelnen Stern. Was sagt er von demselben? Er ist munter und geht der Herde voran, wie der Leithammel. — Wonach frägt der Dichter zum Schluß? Nach der Deutung der Herde und des Hirten.

2. Inhaltsangabe.

1. Was ist in unserm Rätsel von den Sternen gesagt? Sie werden mit Schafen verglichen, stehen in großer Zahl am Himmel, sind silberweiß, gehen immer dieselben Wege, altern nicht und bestehen durch Gott fort.

2. Welche Sterne werden besonders genannt? Der Hund und der Widder. — Was wird von ihnen gesagt? Der Hund ist treu, der Widder geht munter voran.

3. Was ist vom Monde gesagt? Er wird mit einem Hirten verglichen, hat ein schön gebogenes Silberhorn, treibt die Sterne zu goldnen Thoren aus, überzählt sie jede Nacht und verlor noch keins derselben.

3.

Der Blitz.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 280. Nr. 8. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 94. — Lüben, Auswahl. II. 250.

„Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt“.

Fragen zur Lösung des Rätsels.

Mit welchem Namen wird der Gegenstand unseres Gedichtes bezeichnet? Mit dem Namen Schlange. — „Gezeugt“ heißt hier so viel als entstanden. Wo ist die Schlange nicht entstanden? Auf Erden. — Welche Schlangenarten kennt ihr? Die Otter, die Ringelnatter, die Riesenschlange, die Brillenschlange, die Klapperschlange ꝛc. — Wo sind alle diese und die übrigen euch nicht bekannten Schlangen entstanden? Auf der Erde. — Der Dichter redet von einer Schlange, die nicht auf der Erde entstanden ist. Welche Vermutung liegt hier sehr nahe? Daß der Dichter gar nicht von einer wirklichen Schlange redet. — Habt ihr aber Grund zu glauben, daß dies Wesen, welches der Dichter Schlange nennt, doch auf der Erde ist? O ja; denn er sagt z. B., sie vertilge Reiter und Roß und breche die stärksten Bäume entzwei. — Um zu erraten, was der Dichter mit seiner Schlange eigentlich meint, wird es gut sein, zuerst einmal alle Eigenschaften recht ins Auge zu fassen, welche er von ihr angiebt. Wir wollen alles der Reihe nach an die Tafel schreiben, was er von ihr sagt!

1. Die Schlange ist sehr schnell. 2. Die Schlange ist sehr wütend. 3. Sie hat eine furchtbare Stimme. 4. Sie stürzt mit furchtbarer Stimme auf ihren Raub los. 5. Sie ist grimmig. 6. Sie kann in einem Grimme (auf einmal) Reiter und Roß vertilgen. 7. Sie liebt die höchsten Spitzen. 8. Schloß und Riegel schützen nicht gegen ihren Angriff. 9. Der Harnisch lockt sie an. 10. Sie bricht mit Leichtigkeit die stärksten Bäume entzwei. 11. Sie kann das dichteste, festeste Erz zermalmen. 12. Sie droht nie zweimal. 13. Sie stirbt im eignen Feuer. 14. So wie sie tötet, ist sie selbst tot.

Ein Wesen mit allen diesen Eigenschaften ist gewiß ein recht furchtbares; die allergiftigste Schlange vermag nicht, dergleichen hervorzubringen. Damit ihr das Ungeheuer leichter erratet, habe ich die Ausdrücke unterstrichen, welche es am leichtesten erkennen lassen. Wie muß es seinem Wesen nach sein, da es nach dem 13. Satze im eignen Feuer stirbt? Feurig. — Was für eine Schlange wäre also sonach das Ungeheuer? Eine feurige Schlange. — Was für eine Wirkung vermag sie nach dem 10. Satz hervorzubringen? Eine gewaltige, denn sie vermag die stärksten Bäume zu zerbrechen. — Wodurch werden denn zuweilen starke Bäume zerbrochen und umgeworfen? Durch heftigen Sturm. — Am Ende meint der Dichter mit seiner Schlange wohl gar den Sturm? Welche ihrer Eigenschaften kommt ihm auch zu? Die große Schnelligkeit und Wut und die furchtbare Stimme. — Was kann man aber dagegen gar nicht vom Sturme sagen? Er ist nicht feurig, stirbt nicht, wenn er tötet (was ohnehin nicht leicht vorkommt) und wird nicht vom Harnisch angelockt. — Auf welche

andere Weise werden zuweilen große Bäume plötzlich zerschmettert? Durch den Blitz. — Sollte wohl der Dichter den Blitz mit der Schlange gemeint haben? Prüft einmal, ob alle der Schlange beigelegten Eigenschaften auf den Blitz passen! Sie passen sehr gut. Der Blitz entsteht hoch in den Wolken und fährt so schnell im Zickzack durch dieselben, daß er wie eine Schlange aussieht. Die furchtbare Stimme der Schlange ist der Donner. — Wie könnte man sagen statt: „Vertilgt in einem Grimme?“ Vernichtet in einem Augenblicke. — Wer kann nachweisen, daß das in der 3. Str. von der Schlange Gesagte auf den Blitz paßt? Der Blitz schlägt am liebsten in hohe Türme und andere hervorragende Spitzen ein. Schloß und Riegel schützen nicht gegen seinen Angriff. Ein Harnisch ist von Eisen und Stahl. Diese ziehen den Blitz an. — Welche Bedeutung hat daher wohl das Wort Harnisch hier? Es steht für Metall. — Welches Wort der 4. Str. steht für Metall? Erz. — Habt ihr schon gehört, daß der Blitz das Metall zermalmen kann? Das Metall schmilzt, wenn es der Blitz trifft oder daran entlang fährt. — Wer kann nun die letzte Str. deuten? Der Blitz droht nie, sondern zerstört gleich, wenn er einen Gegenstand trifft. In dem Augenblicke, wo der Blitz einen Gegenstand zerstört oder tötet, hört er selbst auf zu sein, was mit den Worten ausgedrückt ist: „stirbt im eignen Feuer“ und: „ist es tot“. — Sonach ist es also außer Zweifel, daß der Dichter unter der Schlange den Blitz verstanden hat.

4.

Der Funke.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 282. Nr. 11. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 201. — Lüben, Auswahl. II. 250.

„Ich wohne in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe“ ꝛc.

Der in diesem Rätsel trefflich geschilderte Gegenstand ist der Funke. Das „steinerne Haus“ ist der Feuerstein, die „eiserne Waffe“, welche den Funken fordert, der Feuerstahl. Anfangs ist der Funke so schwach, daß der Atem oder ein Wassertropfen ihn auslöschen kann; gesellt sich aber die „mächtige Schwester“ zu ihm, d. h. facht die Luft ihn an, so erlangt er eine ungeheure Gewalt.

5.

Tag und Nacht.

Ebendas., 1867. I. 278. Nr. 5. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 201. — Lüben, Auswahl. II, 250.

„Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen“ ꝛc.

Dies Rätsel bedeutet Tag und Nacht.

Litteratur-historische Bemerkung.

Schiller hat im ganzen 13. Rätsel gedichtet. Sie entstanden sämtlich durch die Bearbeitung der Turandot des Gozzi.*) Da die ganze Wendung dieses echt morgenländischen Märchens von der Lösung dreier Rätsel abhängt, so muß es das Interesse bei dem Zuschauer verstärken, wenn bei jeder neuen Aufführung auch neue Rätsel vorkamen, deren Lösung jenem unbekannt war. Goethe sagt von ihnen im Briefwechsel, daß sie den schönen Fehler hätten, entzückte Anschauungen des Gegenstandes zu sein, so daß man auf sie beinahe eine neue Dichtungsart gründen könne. Später nahm Schiller diese Rätsel in die Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: Parabeln und Rätsel auf.

22. Wallenstein.
1798.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. IV.

Zu den bedeutendsten Männern des 30jährigen Krieges gehört, wie bekannt, Wallenstein, nach der ihm von Kaiser Ferdinand geschenkten Herrschaft Friedland auch der Friedländer genannt. Eine gründliche Beschäftigung mit den Quellen dieses Krieges brachte den Dichter auf den Gedanken, jene hervorragende Persönlichkeit dramatisch darzustellen. Seit 1790 trug er sich mit dieser Idee, kam jedoch erst 1798 dazu, das Werk ernstlich zu beginnen. Die Masse des Stoffes häufte sich während der Arbeit so, daß der Dichter gezwungen war, sein Werk in folgende drei Schauspiele zu sondern: Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod. Von diesen 3 Abteilungen sind die beiden ersten nur einleitend; doch hat der Dichter namentlich das erstere so gehalten, daß es als ein selbstständiges scenisches Bild angesehen werden kann. Im Nachstehenden haben wir uns auf diese erste Abteilung,

Wallensteins Lager,

beschränkt. Als Schauplatz des Dargestellten hat sich der Dichter ein Wallensteinsches Lager vor der Stadt Pilsen in Böhmen gedacht, von dem er uns mit folgenden Worten ein Bild entwirft: „Marketenderzelte, davor eine Kram- und Trödelbude. Soldaten von allen Farben und Feldzeichen drängen sich durcheinander, alle Tische sind besetzt. Kroaten und Ulanen an einem Kohlenfeuer kochen, Marketenderin schenkt Wein, Soldatenjungen würfeln auf einer Trommel, im Zelt wird gesungen." Die Zeit der Begebenheit ist das 16. Jahr des Krieges.

---

*) Schillers Wke. in 12 Bdn. Bd. 7.

1. Inhalt des Schauspiels.

1. Auftr. Ein Bauer mit seinem Sohne nähert sich dem Marketenderzelte in der Absicht, auf listige und betrügerische Weise, namentlich durch Spiel mit falschen Würfeln, etwas von der Beute der eben von der Saale und dem Main hergekommenen Soldaten an sich zu bringen. Seine Absicht erscheint ihm nicht als verwerflich, weil doch alles im Lande und namentlich dem Bauer seine ganze Habe geraubt worden sei.

„Wie sie jauchzen — daß Gott erbarm'!
Alles das geht von des Bauern Felle.
Schon acht Monate legt sich der Schwarm
Uns in die Betten und in die Ställe;
Weit herum ist in der ganzen Aue
Keine Feder mehr und keine Klaue,
Daß wir vor Hunger und Elend schier
Nagen müssen die eigenen Knochen."

2. Ein Wachtmeister, Trompeter und Ulan stehen beisammen. Der sich ihnen nähernde Bauer wird von dem Trompeter hart angefahren, bekommt aber auf seine Klage und demütige Bitte vom Ulanen mit den Worten: da, du Hund! einen Trunk gereicht. Die Soldaten haben doppelte Löhnung erhalten, nach der Vermutung des Wachtmeisters in der Absicht, die aus fremden Landen sich vor Pilsen zusammen gefundenen Truppen an sich zu locken. Aus dem Erscheinen hoher Offiziere vermuten sie, daß es darauf abgesehen sei, den Friedländer, der ihnen zu hoch gestiegen war, heimlich zu beobachten. „Aber wir halten ihn aufrecht, wir!" sagt der Trompeter; und der Wachtmeister bezeichnet die Regimenter, die ihm ganz ergeben sind.

3. Zu den vorigen kommt ein Kroat' mit einem Halsschmuck und ein Scharfschütz. Letzterer überredet jenen, ihm das Geschmeide für einige Gegenstände von geringem Werte zu überlassen, und fordert die Umstehenden zu Zeugen des Tausches auf.

4. Zu den vorigen gesellt sich noch ein Konstabler und teilt im Gespräch mit, daß Regensburg genommen sei, woraus andere schließen, daß sie nun bald aufsitzen würden, vielleicht um dem Bayer, der dem Fürsten unfreund sei, das Land zu schützen.

5. Zu den vorigen kommen 2 Holkische Jäger. Die Marketenderin heißt sie willkommen, erkennt in ihnen alte Bekannte und erzählt dabei, wie „der rauhe Kriegsbesen sie gefegt" und wohin sie während der Zeit alles gekommen sei. Ein Soldatenschulmeister fordert die zum Regiment gehörigen Knaben auf, in die Feldschule zu gehen.

6. Zwischen den beiden Jägern, dem Wachtmeister und Trompeter entspinnt sich ein Gespräch, in dem der Geist und das wüste Leben der verschiedenen kaiserlichen und Wallensteinschen Truppen-

teile im Gegensatz zu denen Gustav Adolfs charakterisiert werden, und Wallenstein als ein Mann bezeichnet wird, der sein Kommando ganz unabhängig vom Kaiser ausübe, blinden Gehorsam fordere, sonst aber alles gestatte, glücklich im Kriege und persönlich durch Zaubersalbe kugelfest sei, die Zukunft in den Sternen lese, häufig zur Nacht mit einem grauen Männlein verkehre und sich dem Teufel ergeben habe.

7. Ein Bürger bemüht sich vergeblich, einen Rekruten, der sich eben hat anwerben lassen, von seinem Vorhaben abzubringen. Die im vorigen Auftritt Genannten vereiteln dasselbe hauptsächlich dadurch, daß sie die bürgerlichen Beschäftigungen als erniedrigend hinstellen und hervorheben, daß nur aus dem Soldaten etwas Bedeutendes werden könne, wofür sie den Generalmajor Buttler und den Wallenstein selbst als Beispiel anführen und hierbei gleich einen Zug aus dem Studentenleben des letzteren erzählen.

8. Bergknappen treten auf und spielen einen Walzer. Eine der Tänzerinnen entspringt, ein Jäger läuft hinter ihr her und bekommt den Kapuziner zu fassen, der eben herein tritt. Letzterer hält den Soldaten darüber eine heftige Strafpredigt, daß sie den Sonntag durch Saufgelage entweihten, sich in so großer Notzeit der vollen Freude überließen, ein heidnisches und gottloses Leben führten, keine Messe besuchten, den göttlichen Namen unaufhörlich durch Fluchen mißbrauchten, nach dem Beispiel ihres Oberhauptes alles entwendeten, und bezeichnet den Wallenstein dann selbst als einen Ahab und Jerobiam, als Prahler, Teufelsbeschwörer, Christusverleugner, listigen Fuchs, hochmütigen Nebukadnezar, der an allem Unheil schuld sei. Die Jäger, der Trompeter und Rekrut wollen dem Kapuziner wegen Beschimpfung ihres Feldherrn zu Leibe, werden jedoch durch die Kroaten daran verhindert, unter deren Schutz er sich zurückzieht.

9. Eine Äußerung des Kapuziners, wonach Wallenstein den Hahn nicht könne krähen hören, giebt Veranlassung, daß der Wachtmeister noch einige Eigentümlichkeiten desselben mitteilt. Mittlerweile ist im Zelte ein Aufruhr entstanden; man hat den Bauer beim falschen Spiele ertappt und bringt ihn mit seinem Sohne geschleppt.

10. Man will den Bauer zum Profoß führen, damit er gehenkt werde. Ein Arkebusier entschuldigt seine That aus der Desperation, zu der die Bauern durch den Kriegsdruck gebracht worden seien.

11. Ein Kürassier befreit den Bauer dadurch, daß er den betrogenen Scharfschützen darüber beschämt, mit solchem Menschen gespielt zu haben. Sein energisches Wesen imponiert den andern und veranlaßt weitere Mitteilungen über die Pappenheimer Kürassiere. Es verbreitet sich hierauf die Kunde, man wolle 8000 Reiter nach den Niederlanden schicken; alle geraten darüber in

Aufregung. Der Wachtmeister ergreift das Wort und erläutert durch treffende Beispiele, daß ihre Unabhängigkeit von der Furchtbarkeit ihrer Masse bedingt werde, die also nicht verringert werden dürfe. Der Kürassier stimmt dieser Ansicht bei und fordert auf, verbunden zu bleiben und alle für einen Mann zu stehen. Die Erinnerung des Arkebusiers, es sei des Kaisers Wille, wird zurückgewiesen durch die Bemerkung, daß Wallenstein absolute Gewalt habe, Reichsfürst sei und den Soldaten die Löhnung zahle. Der Kürassier setzt dann weiter auseinander, daß der Soldat, der vieles entbehre, sein Leben überall aufs Spiel setze, etwas auf sich halten müsse und sich daher nicht willenlos, wie eine Herde, dürfe umherschicken lassen, um so weniger, da ein unerwartet kommender Friede sie bald auseinander treiben könne. Nach kurzer Beratung, an der sich der Arkebusier aus Gehorsam gegen den Kaiser nicht beteiligt, beschließt man, alle Regimenter zu einem Pro Memoria (Gesuch) zu veranlassen, in dem sie erklären, zusammen und beim Friedländer bleiben und dies dem jüngeren Piccolomini zur Befürwortung übergeben zu wollen. Ein Hoch auf diesen Feldherrn und auf den gesamten Wehrstand, zu dem die Marketenderin den Trunk gratis giebt, besiegelt den Beschluß, worauf dann von einem Kürassier das Reiterlied: „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd!" gesungen wird.

2. Die Charaktere des Schauspiels.

Schiller führt in „Wallensteins Lager" eine Anzahl Personen aus den verschiedensten Ländern und Truppenteilen, und um der Beziehung zum bürgerlichen Leben zu genügen, auch einen Bauer und einen Kapuziner auf. Diese Personen gelten hier aber nicht bloß als Einzelwesen, sondern dienen zur Darstellung des ganzen Volkscharakters. Der Kroat, welcher sich in seiner Dummheit übertölpeln läßt und „das Sprüchel des Pfäffleins" gläubig anhört, repräsentiert den niedrigsten Teil des Heeres, der wie das blöde Vieh zur Schlachtbank geführt wird. Von einem solchen Volke ist dann Isolani, der roheste und leichtsinnigste aller Generale Wallensteins, der würdige Anführer. Der erste Jäger, „der lange Peter aus Itzehoe", und sein Kamerad — „des Friedländers wilde Jagd", — vertreten die große Masse der Abenteurer und Glücksritter im Wallensteinschen Heere, und vergegenwärtigen im allgemeinen das wilde, wüste, unstäte Kriegshandwerk der gewaltigen Zeit. Der Jäger hat nacheinander den Schweden, den Liguisten, den Sachsen gedient, ehe er es mit Wallenstein versuchte. Seine Moral ist:

„Flott will ich und müßig gehen,
Alle Tage was Neues sehen,
Mich dem Augenblicke frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen."

Dabei ohne Furcht vor Gefahr, pochend auf Soldatenehre, bereit, alles schonungslos zu zertreten, dem Feldherrn mit Begeisterung zugethan, — so ist der Geist des Heeres. Daher ist dieser Stimmführer im allgemeinen auch der Hauptsänger im Reiterliede am Ende des Stücks. Der **Arkebusier**, welcher dem betrügerischen Bauer das Wort spricht, weil er doch „auch ein Mensch sei, so zu sagen", der den Gehorsam gegen den Kaiser schon gefährdet glaubt und die Marketenderin nach seiner Zeche fragt, als die andern auch nur eine gemeinschaftliche Abrede wegen einer Bittschrift treffen wollen, und von dem der Jäger sagt: „Das denkt wie ein Seifensieder" — dieser Arkebusier gehört dem Tiefenbachschen Regimente an, von welchem Octavio bezeugt: „Dies Regiment ist treu", und er spielt ganz die Rolle eines schwerfälligen, einfältigen, aber ehrlichen „deutschen Herrn". Gerade so, wie von diesen Deutschen der erste Kürassier spricht: „Schad' um die Leut'! Sind sonst wackere Brüder", urteilt Isolani (Wallensteins Tod, Akt 2, Sc. 5) von ihrern Anführern: „Es sind nicht eben schlechte Männer". Den Gegensatz zu ihm bildet der **Trompeter**, und ist durch seine unbedingte Hingabe an Wallenstein die Stimme der Terzkyschen Regimenter.

„Aber wir halten ihn aufrecht, wir."

Sein Landsmann, der breitstilige Pedant, welcher den feinen Griff und den rechten Ton „von des Feldherrn Person" gelernt hat, der „urkundlich" dessen Worte herzusagen weiß, der gravitätisch einen Rekruten einweiht:

„Sieht Er! das hat Er wohl erwogen!
Einen neuen Menschen hat Er angezogen:"

dieses „Befehlbuch", welches weiter als alle andern sieht — der unvergleichliche **Wachtmeister**, ist offenbar eine Karikatur von Wallenstein selbst. Es ist eine so individuell gezeichnete Gestalt, wie sich kaum noch eine findet in Schillers Werken. Er ahmt seinem General nach, wie der Don Quixote der alten Ritterzeit. Dann charakterisiert der **Dragoner** durch einen einzigen Vers: „Der Irländer folgt des Glückes Stern", nicht allein sich selbst, sondern auch die Unzuverlässigkeit des Buttlerschen Regiments. Der erste **Kürassier** endlich ist aus dem Pappenheimschen Regiment, welches der **jüngere Piccolomini** befehligt, und hiermit ist alles gesagt. Er stellt die noble, edle Seite des damaligen Kriegslebens dar. Der Geist des Max spricht aus ihm. Ungeachtet er seine Eltern nicht nennen kann, ist er ein Adeliger unter den Gemeinen. Gleich sein erstes Auftreten mit den Worten: „Friede! Was giebt's mit dem Bauer da!" und wie er den Scharfschützen schilt, daß er sich so wegwerfen und blamieren konnte, mit einem Bauer sein Glück zu probieren, kündigt sein geistiges

Übergewicht und stolzes Ehrgefühl an, und diesen Charakter führt er auf eine herrliche Weise durch.

So sind die Figuren des Stückes die Stimmführer ihrer Regimenter und die Abbilder ihrer Führer. Aber auch ihre Nationen charakterisieren sich in einigen Soldaten. Der zweite Scharfschütz sagt von sich: „Der Tyroler dienet nur dem Landesherrn“. Der ebenfalls treue zweite Arkebusier ist aus der Schweiz; der leichtsinnige erste Scharfschütz, der den Kroaten prellt und dagegen sich im Spiele vom Bauer betrügen läßt, ist ein Lothringer:

„Der Lothringer geht mit der großen Flut,
Wo der leichte Sinn ist und lustiger Mut.“

Die Bezüge liegen vor, aber sie sind nicht begriffsmäßig ausgeprägt. Von einer Absichtlichkeit ist nirgends die Spur.

Wie verschieden aber die Soldaten sich auch charakterisieren, so vereinigen sich doch alle in der vollsten Anhänglichkeit an Wallenstein und in dem förmlichen Beschluß, ihn nicht zu verlassen, welcher nur in dem stumpfen Blödsinn der Kroaten und der ängstlichen Treue der ehrlichen Deutschen eine Grenze findet.

Außer den Soldaten treten noch ein ruinierter Bauer, der sich aufs Betrügen legte, ein Bürgerssohn als Rekrut, den der jammernde Vater vergebens bittet, bei ihm zu bleiben, und ein Kapuziner auf. Sie sind die Repräsentanten des Bauern-, Bürger- und geistlichen Standes.

Wallensteins und des jüngern Piccolomini Charakter wird mehr angedeutet als ausgeführt, von ersterem jedoch so viel gesagt, als zum Verständnis seiner in den beiden andern Schauspielen dargelegten Denk- und Handlungsweise erforderlich war.

3. Erläuterung des 5. u. 6. Auftritts aus Wallensteins Lager.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. IV. 18—28. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 81. — Lüben, Auswahl. II. 251.

V. 5 u. 6. General Holk, Unterbefehlshaber unter Wallenstein, durch seine Einfälle ins sächsische Voigtland und Erzgebirge 1632 u. 33 berüchtigt; er starb nach der Einnahme und Brandschatzung Leipzigs auf dem fluchtähnlichen und durch Krankheit wie durch die Rache der Bauern verderblichen Rückzug unweit Adorf am 30. Aug. 1633 am Typhus.

„Die silbernen Tressen holten sie sich nicht auf der Leipziger Messen.“ Damit will der Dichter vielleicht sagen: „Die Tressen haben sie nicht gekauft, sondern gestohlen“, oder bitterer: den Putz haben sie nicht von dem verunglückten Zuge nach Leipzig 1633“, von dem damals spöttisch gesagt wurde, „die Holkischen wären auf

die Messe gezogen, hätten aber übel eingemarkt, Pest, Elend und Strafe Gottes."

7. „Was? der Blitz!" Diese und ähnliche Ausrufe sind elliptisch zu erklären: Was? der Blitz soll mich treffen, wenn das nicht so ist.

8. „Die Gustel von Blasewitz" ist eine heitere Erinnerung Schillers an seinem anmutigen Aufenthalt an dem Elbufer zu Loschwitz. Unter diesem Namen war nämlich die hübsche Justina Segedin in der Gegend bekannt, deren Vater auf dem jenseitigen Ufer in dem recht einladend gelegenen Dörfchen Blasewitz eine Gastwirtschaft besaß, die Schillers Wohnung gerade gegenüber lag. Schiller ahmt hier, wenn auch scherzhafter Weise, die Gewohnheit Goethes nach, Personen aus seiner Bekanntschaft zu bringen. Sie heiratete 1787 den damaligen Rechtskonsulenten, spätern Senator Renner († 1821) in Dresden und starb daselbst als dessen Witwe am 23. Febr. 1856 in dem hohen Alter von 90 Jahren.

11. „Goldene Füchse", Goldmünzen von der Farbe des Fuchses; Goldstücke überhaupt.

13. Bei „Nacht" wird die Rede des Jägers unterbrochen, weil das Interpunktionszeichen fehlt.

22. „Temeswar", Stadt in Ungarn.

24. Wallenstein schlug 1626 den Grafen von Mansfeld bei Dessau und jagte ihn nach Ungarn. Darauf bekämpfte er mit Erfolg den König von Dänemark und beherrschte gewaltig Norddeutschland bis auf Stralsund, was er 1628 vergeblich und mit großem Verluste belagerte.

27. Von 1627—31 standen Franzosen und Kaiserliche einander in Italien gegenüber. Nach Aussterben des Hauses Gonzaga in Mantua unterstützte nämlich Frankreich den Prätendenten Charles von Nevers gegen des Kaisers Günstling Ferdinand von Guastala. — „Succurs", Hilfstruppen.

28. Fēria (Gomez Alvares de Figueroa y Cordova, Herzog von), war 1633 von dem Kardinalinfanten mit 13,000 Mann aus dem Mailändischen nach Oberschwaben geschickt worden und nach verunglücktem Feldzuge 1634 in München gestorben.

51. Elliptische Phrase: „Es ist doch übel, daß den Burschen das Glück soll scheinen" — in der Volkssprache sehr häufiger Ausruf des Unmuts.

62. „Die Lektion", die Schule in der Nähe des Feldherrn.

68. „Schēnie", absichtlich zur Bezeichnung der vollen Aussprache des G im Munde der Soldaten.

69. Von des Feldherrn Geist ist auf der Wachparade in der Friedensgarnison nichts zu merken.

85. „Nach hundert und aber hundert." Das Adverbium „aber" steht für wieder, ähnlich wie bei Luther.

89. „Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick.“ „Tempo“, die rechte, angemessene Bewegung. „Der Schick“ und der Geschick in der älteren Sprache und mundartlich so viel als geschicktes Benehmen, Manier.

91. „Fratzen“, Kindereien, Albernheiten. Mundartlich auch ein Fratz, kindischer, alberner Mensch.

94. „Fron“, die Frone, Frondienst, Herrendienst in Handarbeiten.

105. „Der dritte Mann soll verloren sein. Bei einem Angriff, wo mutmaßlich der dritte Teil der Mannschaft zu Grunde geht.

110. „Das ließ sich unter dem Wams da finden.“ Solche Ansicht ließ sich von einem Holkischen Jäger erwarten. Helbing erklärt: „zu solchen Gefahren konnte ein Holkischer Jäger kommen.“

117. „Er kanzelt' uns selbst wohl vom Gaul herunter“. „Herunter“ gehört zu „kanzeln“ und „selbst“ zu „er“. Herunterkanzeln heißt: jemand tüchtig ausschelten, wie es der Prediger von der Kanzel aus thut.

119. „Liguisten“ oder Legisten, die Soldaten der unter von Max von Bayern 1609 gestifteten katholischen Liga (Ligue, Bündnis) welche bis 1630 selbständig unter Tilly, dann mit den Kaiserlichen vereinigt unter Tilly als kaiserlichem Generale bis 1632 gegen die Evangelischen focht.

130. „Aber das Glück blieb ihm nicht stät“, bleibend, beständig.

132. Die „Leipziger Fatalität“, die Schlacht bei Leipzig 7./17. Sept. 1631, wo Tilly von Gustav Adolf geschlagen wurde.

132 u. 133. „Wollt' es eben nirgends mehr flecken“. Es fleckt heißt: es kommt vom Flecke, es geht gut vorwärts; „geriet ins Stocken“ drückt den Gegensatz aus.

136. „Wir mußten uns drücken“, eigentlich: sich zusammenziehen, um fortzukommen, dann: sich heimlich fortmachen.

160. „Hat alles 'nen großen Schnitt“, geht großartig und liberal her.

162. „Windesweben“, weben ursprünglich so viel als hin und her bewegen.

175. „verpflicht“ für verpflichtet.

181. „Gewinst“ steht nur in der Volkssprache für Gewinn.

199. „Kriegspanieren“, Panier, Banner, Heerfahne.

207. „Ja, daß er fest ist“. Fest oder gefroren hießen die, welche keine Kugel und kein Hieb verletzen konnte.

213. „Ballen“, der Ball, gewöhnlich vom Spielball, selten von der Geschütz- oder Gewehrkugel.

4. Darstellung.

Wallensteins Lager ist ein dramatisches Gedicht. Die Handlung, in welcher sich die bunten Gespräche, Vorfälle,

Scenen und die mancherlei Personen des Stücks vereinigen, besteht in dem Beschluß, eine Bittschrift zur Unterschrift in Umlauf zu bringen und einzureichen, daß die Regimenter nicht getrennt werden möchten. Zwar ist diese Willensäußerung keine eigentliche That, aber sie kann hier, wo die Ansichten und Gesinnungen, das Trachten und Streben der Menschen so lebendig vor die Augen gemalt sind, vollkommen dafür gelten. Denn die Handlung im Drama hat ja doch eigentlich keinen andern Zweck, als den, welchen der Dichter hier auch ohne Handlung, im engsten und äußersten Sinne, so vortrefflich erreicht. Mit dieser ernsten Angelegenheit sammelt sich das Zerstreute zur Einheit, steigert sich die Darstellung zum Wichtigen und Großen. Schillers Natur trug alles zum Hohen empor. So entwickelt in dem letzten Auftritt der erste Küraſſier, der Wallone eine solche Denkweise, wie sie mit dem gemeinen Kriegshandwerk nur immer verträglich ist.

Die Kapuzinerpredigt im 8. Auftritt ist ausgezeichnet durch unerschöpfliche Wortspiele und überraschende Anwendung der biblischen Geschichte und einzelner Bibelstellen auf Dinge, wo nur die Schnellkraft des seltensten Witzes eine Zusammenstellung möglich machen konnte. Die lateinischen Stellen sind aus der Vulgata, die bei dem Kapuziner dasselbe Ansehen hat, welches bei uns die Übersetzung Luthers besitzt.

Überall im Stücke sind Nachrichten und Winke gegeben, welche uns mit Wallenstein und den hauptsächlichsten andern Anführern, mit dem Zustand des Heeres, mit den Verhältnissen der Zeit vorläufig bekannt machen. Aber nicht gesucht und herbeigezogen: das Gedicht entwickelt sich, wie eine Naturbegebenheit, von selbst; jede Person scheint nur um ihrer selbst willen da zu sein, jedes Wort nur in sich zu gelten, und doch ist jedes Einzelne nur ein Beitrag für das Ganze, und alles zeigt gleichsam symbolisch auf einen größeren Hintergrund hin. Die Darstellung setzt eine außerordentliche Anschauung und die sicherste Kenntnis der Zeit voraus und gewährt sie uns. Da im Stücke eine Steigerung stattfindet vom Gemeinen und Unbedeutenden bis zur höchsten Auffassung des Kriegerlebens, die sich dramatisch in den herrlichen Worten des Wallonen und lyrisch in dem Reiterlied entfaltet, so scheidet der Zuhörer wirklich mit einer erweiterten Ansicht und gehobener Stimmung. Aber ungeachtet das Gedicht in das Ideale ausläuft, bleibt doch die Behandlung durchweg real. Von Sentimentalität hat die Dichtung durchaus keine Spur. Alles ist kräftig, heiter, leicht, originell. Überall herrscht eine erstaunliche Frische und Gesundheit, ein unübertrefflicher Humor, und der altertümliche Volkston macht die Darstellung noch anschaulicher. Denn der Volkston hat selbst da etwas Lebhaftes und Handgreifliches, wo er sich nicht in einem sinnlichen Ausdruck kund giebt und das Altertümliche belebt durch den Kon-

trast. Das Drama schließt sich hinsichtlich seiner objektiven Gestaltung an die besten Balladen an, ja es hat vielleicht am meisten plastische Form von allem, was Schiller geschrieben hat. Man kann nicht müde werden, das Gedicht von neuem zu lesen und zu genießen. Es steht in makelloser Schöne vor uns, wie ein vollkommenes Naturprodukt, und übertrifft in seiner Art die beiden nachfolgenden Stücke. Die Kritik sieht ihr Unvermögen nicht besser ein, als einem solchen Meisterstücke gegenüber." (Hoffmeister.)

Während der Dichter den 2. u. 3. Teil des Wallenstein, die Piccolomini und Wallensteins Tod, in fünffüßigen Jamben schrieb, wählte er zu diesem Lust- und Lärmspiel, wie Goethe es nannte, mit sehr richtigem Takte eine freiere, volkstümliche Versart, Reimpaare mit meistens vier Hebungen, sogen. Knittelverse.

5. Absicht, Idee und Wert des Gedichts.

1. Ursprünglich sollte Wallensteins Lager nur ein Expositionsstück sein. Um jedoch zur Einweihung des neu eingerichteten Theaters zu Weimar ein würdiges Stück zu haben, gab ihm der Dichter durch eine zweckmäßige Umgestaltung und Einschiebung einiger Figuren, zu denen namentlich der Kapuziner gehört, für den er das Vorbild in den Schriften des Paters Abraham a Sancta Clara fand, eine selbständige Existenz. In einem Briefe an Goethe sagt er: „Ich denke in der Gestalt, die das Gedicht bekommt, soll es als ein lebhaftes Gemälde eines historischen Moments und einer gewissen soldatischen Existenz ganz gut auf sich selber stehen können." Dies ist das Gedicht aber auch in Wahrheit, nämlich ein selbständiges, lebhaftes Gemälde, das uns den Geist und die Gesinnung des Wallensteinschen Heeres vergegenwärtigt. Aber gerade, weil das Gedicht nur dieses Verdienst hat, ist es so vortrefflich. „Der Dichter wollte einmal mit seinem Werke gar nichts anderes, als das Werk selbst, darum erreichte er in dieser Gattung das Höchste. Das Stück ist an keinen äußern Zweck, an kein sonstiges Interesse seines Urhebers gebunden, so weht uns denn aus ihm zur rechten Erquickung der freie Geist der Poesie an. Die Lebendigkeit des Gemäldes geht aus der individuellen, objektiven Gestaltung hervor, und ist daher echt poetisch. Das Gedicht ist daher bloß an die Anschauung, an das innere Auge gerichtet, deswegen gefällt es rein ästhetisch und verfehlt dennoch den Eindruck auf unser Herz nicht, wie man denn überhaupt sagen könnte: hätte Schiller nicht häufig auch zum Herzen reden wollen, und wäre er nicht oft von einem rhetorischen Gedanken ausgegangen, es wäre ihm vieles besser gelungen. Hier haben wir ein lebensvolles Bild, welches nur die anschaulichen Grenzen der Gestalt, aber nicht die gedachten Grenzen des Gedichtes hat. Schiller fordert für ein

gutes Gedicht die Verbindung von Ernst und Spiel. Aber der Ernst war bei ihm ein freiwilliger und notwendiger Effekt seiner Natur. Wenn er daher bloß poetisch spielen wollte, entstanden häufig seine reinsten Gebilde. So sollte Wallensteins Lager, wie etwa auch der Geisterseher, nur ein lebendiges Gemälde werden, und eben wegen dieser Begrenzung wurde das Gedicht so vortrefflich. Ideeengehalt, Tiefe, Plan legten sich dem poetischen Spiele gleichsam von selbst unter, ohne es zu stören." (Hoffmeister.)

Tieck, der unserm Dichter nicht freundlich gesinnt war, bezeichnet Wallenstein gleich beim Erscheinen „als die erste unter den deutschen Tragödieen". Später sagte er: „Wallensteins mächtiger Geist trat unter die Tugendgespenster des Tages. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder hervorzurufen habe. Dieses tiefsinnige, reiche Werk ist als ein Denkmal für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, damit wir wissen, was wir sind und was wir waren."

2. Neben schwärmerischer Verehrung des Wallenstein spricht sich in den Reden der Soldaten der Geist der Freiheit aus, gegenüber dem peinlichen Spießbürgertum. Der Wallone schildert dieses freie, unabhängige Leben des Soldaten in Beziehung auf das Hofleben und die Gewerbe und Genüsse des Friedens in den Versen:

„Will einer in der Welt was erjagen,
Mag er sich rühren und mag sich plagen;
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Bück' er sich unter die goldenen Bürden;
Will er genießen den Vatersegen,
Kinder und Enkelein um sich pflegen,
Treib' er ein ehrlich Gewerb' in Ruh'.
Ich — ich hab' kein Gemüt dazu.
Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Tier."

Wie hier, so ist in dem ganzen Gedicht die Freiheit durch den Kontrast geschildert, in lyrischer Weise selbst in dem Schlußliede, das man daher mit vollem Rechte ein Freiheitslied nennen kann. Schon in der 1. Str., welche der 2. Kürassier singt, tritt der Gegensatz hervor, z. B. in den Worten: „Im Felde, da ist der Mann noch was wert, da wird das Herz noch gewogen", nämlich wie es im Frieden nicht geschieht. Der Dragoner stellt hierauf in der 2. Str. das eine Glied des Gegensatzes näher für sich dar:

„Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist" 2c., und der erste Jäger erhebt dann dem gegenüber das Soldatenglück: „Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg" — was gleichsam eine Anwendung der Worte im Ideal und Leben ist: „Werft die Angst des Irdischen von euch!" 2c. In die 4. Str. legt der Dichter in dieselbe Vergleichung einen andern Lieblingsgedanken, daß der Mensch, hier der Soldat, sein höchstes Glück nicht mit Mühe erarbeite, sondern: „Von dem Himmel fällt ihm ein lustiges Los". Erst die 5. und 6. Str. schildert das Soldatenglück mehr an und für sich, ohne Beziehung, in dem Sinne, in welchem im 6. Auftritt des Schauspiels die Jäger von ihm sprechen. Aber diese beiden Str. streifen wieder an die Schillersche Idee, daß der Mensch nur den Augenblick sein nennen könne. So sind es die uns bekannten sittlichen Ideeen von Freiheit und Lebensglück, welche hier eine objektive Gestaltung und somit ein wahrhaftes poetisches Leben gefunden haben. Der Soldatenstand ist es, der sich hier ausspricht und uns fesselt, und doch lehrt uns eine tiefere Kenntnis auch in diesem fremden Gewande noch die Weltanschauung des Dichters finden. Sein universell gebildeter Geist begegnete allen Regungen der Seele in den verschiedenartigsten Lagen der Menschen." (Hoffmeister.)

6. Schriftliche Aufgabe.

Schilderung des Wallensteinschen Heeres nach „Wallensteins Lager".

Litteratur.

W. v. Maltzahn, Schillers Wallenstein. Nach d. Handschriften u. Veränderungen des Verfassers vom Jahre 1799. Stuttg., 1861. 1,60 M.

K. G. Helbig, Wallenstein. Ein dramat. Gedicht v. Schiller. Für Schule u. Haus herausgeg. Stuttg., 1856. 3 M. Enth. eine das Verständnis erleichternde Einleitung, die nach Schillers Handschrift berichtigte Dichtung u. eine fortlaufende Texterklärung. Recht empfehlenswert, obwohl der Verf. den Wert der Dichtung etwas zu niedrig anschlägt.

J. G. Rönnefahrt, Schillers dramat. Gedicht Wallenstein aus s. Inhalt erklärt. Lpzg., 1855. 2 M. Ebenfalls recht gut.

R. Hiecke, Charaktere aus Schillers Wallenstein. 1. Wallenstein. In: Rötscher, Jahrbuch für dramat. Kunst u. Litteratur. Berlin, 1848. I. 289—309. (Beachtenswert.)

Heß, Biographieen u. Autobiographieen z. Schillers Wallenstein. Jena, 1859. 8 M.

J. Baader, Wallenstein als Student an d. Universität Altdorf. Ein Beitrag zu s. Jugendgeschichte. Nürnbg., 1860. 50 ₰.

23. Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder.

Ein Trauerspiel mit Chören. 1803.

I.

Zwei Chorgesänge.

Schillers Wke. in 12 Bdn. VI. 260 u. 271. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 84. — Lüben, Auswahl. II. 257.

1.

Isabella, Beatrice, Diego und beide Chöre befinden sich in der Säulenhalle. Es ist Nacht, die Scene ist von oben herab durch eine große Lampe erleuchtet. Beatrice ist aus ihrer Ohnmacht erwacht, erkennt die im Garten schon gesehenen Krieger wieder und ist nun überzeugt, daß sie nicht geträumt, sondern den Brudermord wirklich erlebt habe. Nur Isabella hat noch keine Kenntnis von der schrecklichen That, und genießt daher die Freude über die wieder ins Leben zurückgerufene Tochter und die in Liebe vereinigten Söhne noch ungestört. Die sich hieran schließende Betrachtung des ersten Chores zeigt nun, wie nahe das Ungeheuerste uns oft in den glücklichsten Stunden ist.

V. 1—14. In V. 2 wird der Jammer als das Gefolge des Unglücks dargestellt. V. 5. steht Haus für Familie. Der Gedanke des Abschnittes ist dieser: das Unglück verschont keinen Menschen im Verlaufe seines Lebens.

15—30. Was nach dem gewöhnlichen Verlauf der Naturgesetze erfolgt, wie der Tod eines Greises, ist leichter zu ertragen, als wenn mit gewaltsamer Hand das heiligste Band gelöst wird; doch auch auf so Ungeheueres soll der Mensch gefaßt sein. Über V. 28 vergl. S. 450, 6.

31—42. Wenn Gefahr sich in der Ferne zeigt, so fühlen wir die Gewalt des Schicksals; in fröhlichen Tagen dagegen glauben wir es ferner von uns, als es oft der Fall ist. Darum müssen wir stets auf schmerzhafte Verluste gefaßt sein.

2.

Diese zweite Betrachtung des Chores schließt sich an das Gespräch Don Cesars mit Beatrice, in dem der Untergang aller drei Geschwister und somit des ganzen Herrscherhauses als unvermeidlich und eben hereinbrechend bezeichnet worden ist.

Ein Leben „in der Stille der ländlichen Flur“ oder „in des Klosters friedlicher Zelle“ zieht der Dichter dem Aufenthalt in den Palästen der Fürsten und in den großen Städten vor, weil ihn da

nicht „der Leidenschaft wilde Gewalt“ ergreife. Die Natur ist vollkommen; die Qual auf Erden schafft der Mensch. — Die Verse:

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte“,

zeigen schon auf den Tell hin.

Hoffmeister schließt seine Betrachtung über die herrlichen Chorgesänge mit den Worten: „Wenn die Gottheit selber die Menschen belehren wollte, — sie müßte deren Seelen umwandeln, um es anders thun zu können.“

II.

Das ganze Gedicht.

1. Die Fabel des Trauerspieles.

Ein fremdes nordisches Geschlecht, welches vor alters von Westen her zur See nach Messina gekommen und hier gastlich aufgenommen worden war, hatte sich zum Herrn über die bis dahin freien Einwohner gemacht. Der jüngstverstorbene Herrscher hatte dem eigenen Vater dessen Braut gewaltsam entrissen und zu seiner Gemahlin gemacht. Der Beraubte schleuderte grauenvoll Flüche auf das Haupt seines Sohnes und dessen Nachkommenschaft. Die Erfüllung des Fluches kündigte sich bereits in den Träumen der Verehelichten an. Der Fürst sah im Traume zwei Lorbeerbäume aus seinem hochzeitlichen Bette wachsen und zwischen beiden sich eine Lilie erheben, welche zur Flamme ward, die, der Bäume Gezweig und das Gebälk ergreifend, schnell das ganze Haus verzehrte. Von diesem seltsamen Gesicht erschreckt, befragte er einen stern- und vogelkundigen arabischen Magier, welcher erklärte, wenn seine Gemahlin von einer Tochter entbunden werden würde, werde diese ihm seine beiden Söhne töten und seinen ganzen Stamm vertilgen. Die Gemahlin hatte, als sie sich schwanger fühlte, ebenfalls einen Traum. Ein himmelschönes Kind spielte im Grase; ein Löwe kam aus dem Walde und ließ die frisch erjagte Beute aus dem blutigen Rachen schmeichelnd in den Schoß des Kindes fallen, und ein Adler schwang sich aus den Lüften und legte ein zitterndes Reh ebenfalls in den Schoß des Kindes. Löwe und Adler legten sich hierauf fromm gepaart zu des Mädchens Füßen nieder. Ein Mönch, bei welchem die Fürstin Rat und Trost zu finden pflegte, deutete ihr das Gesicht: sie werde einer Tochter genesen, die ihr der Söhne streitende Gemüter in heißer Liebesglut vereinen werde. Als die Tochter geboren war, gab der Vater den Befehl, sie ins Meer zu werfen. Die Mutter dagegen im Vertrauen auf die scheinbar gute Verheißung des Mönches, rettete das geliebte Kind durch den verschwiegenen Dienst ihres treuen Dieners Diego, und ließ sie als das gottverheißene Werk-

zeug des Friedens zwischen ihren Söhnen Don Manuel und Don Cesar, mit denen seit den zarten Knabenjahren ein unglückseliger Bruderhaß aufgewachsen war, in einem Kloster der heiligen Cäcilia, welches hinter einem Waldgebirge des Ätna versteckt lag, heimlich erziehen. Der Diener machte von Zeit zu Zeit den Boten zwischen Tochter und Mutter, und nur einmal sah diese, der mächtigen Stimme der Natur folgend, in früheren Tagen ihre Tochter, die sich im Schauspiel ihrer „göttlichen Gestalt" erinnert.

Auch nachdem der Fürst gestorben war, läßt sie ihre Tochter noch in der sichern Freistatt verborgen, weil, wie sie sagt, der Bruderzwist auf dem Grabe des kaum entseelten Vaters von neuem wütend sich entflammte und der Versöhnung nicht Raum noch Stätte gab. Erst 3 Monate nachher, als sie nach der drohenden Aufforderung der Ältesten Messinas durch ihr mütterliches Flehen ihre Söhne zu einer Zusammenkunft in dem väterlichen Schlosse zu Messina und zur Versöhnung bewogen hatte, schickt sie den bewährten Diener ins Kloster, um die Tochter zurückzuführen. Aber schon 5 Monate vor dieser Zeit, als der Vater noch regierte, hatte Don Manuel Beatrice kennen lernen und war seitdem durch die innigste Liebe mit ihr verbunden. Sie war sich hinsichtlich ihrer Abstammung ein Geheimnis, und Don Manuel hatte ihr seine Geburt verhehlt und sich für einen armen Ritter ausgegeben. Unterdessen ließ der Bote seit einigen Monaten — seit dem Tode des Fürsten — geheimnisvolle Winke fallen, daß der Tag, wo sie zu den Ihrigen zurückkehren würde, nicht mehr fern sei, und sprach es endlich deutlich aus, daß mit der nächsten Morgensonne sich ihr Schicksal entscheidend lösen werde. Dieser Änderung, die ihm Unglück zu drohen scheint, will Don Manuel zuvorkommen. Er entführt die Geliebte in der Nacht, welche diesem Tage der Entscheidung und der Zusammenkunft vorherging, aus ihrem Kloster, und bringt sie nach Messina, in einen einsamen Garten, unfern vom Kloster der Barmherzigen, um sie von da als Fürstin in die Hofburg seiner Väter heimzuführen. Er trennt sich nur von ihr, um zur Versöhnung mit dem Bruder zu eilen. Aber auch dieser war kurz vorher gegen seine ungekannte Schwester in heftigster Liebe entbrannt, seit er sie bei der Leichenfeier des Vaters in der Schloßkirche sah, bei welchem Feste sie, durch einen verhängnisvollen Herzensdrang getrieben, unter dem Beistande des alten Dieners zugegen gewesen war. Damals rief den Don Cesar der Messe Hochamt zum Gebet, und als er sich von den Knieen erhoben hatte, war sie seinen Augen entschwunden. Aber am Tage unserer Tragödie, in der Stunde der Zusammenkunft mit dem Bruder, bringt ein ausgesandter Späher Botschaft, daß er die Verlorene gefunden: er hatte sie eben in der Kirche der Barmherzigen entdeckt, wohin, als man zur Hora rief, aus ihrem

nahen Garten zur Andacht zu gehen, sie sich nicht hatte enthalten können. Don Cesar eilt, nachdem er sich mit seinem Bruder versöhnt, sogleich nach dem Garten, entdeckt sich ihr als Fürsten von Messina, und erklärt sie rasch vor dem Chor, den er zum Zeugen nimmt, für seine Braut. Jetzt kehrt der ausgesandte Diener zu der Fürstin mit der Schreckensbotschaft zurück, daß die Tochter in der vergangenen Nacht aus ihrem Kloster verschwunden und vermutlich von Korsaren geraubt worden sei. Isabella ruft ihre Söhne auf, die Schwester, von deren Dasein und Raub sie in derselben Stunde Nachricht erhalten, auszuforschen, zurückzubringen und zu rächen. Don Manuel, welcher aus einigen Äußerungen der Mutter und des Boten Verdacht geschöpft hat, die vermißte Schwester könnte vielleicht seine Geliebte sein, eilt, um sich Licht und Gewißheit zu verschaffen, zu ihr in den Garten. Er hört eben zu seinem Entsetzen von ihr, daß sie bei dem Totenfeste des verstorbenen Fürsten gewesen, und der Gegenstand der Liebe seines Bruders sei. Da kommt Don Cesar, um seine Braut dem fremden Schutz des Chors zu entziehen. Er findet Beatricen in den Armen seines Bruders und ersticht ihn aus blinder Eifersucht, indem er sich von ihm betrogen und verraten wähnt. Beatrice wird auf Don Cesars Befehl der Mutter gesandt, welche in ihr die Tochter erkennt. Aber auch der Leichnam Don Manuels wird gebracht, und als bald nachher Don Cesar auftritt, klärt sich alles auf, und der Mörder tötet sich selbst, um seine Schuld zu büßen und den Fluch des Hauses zu lösen. Hiermit endigt die Tragödie.

2. Schillers Absicht mit der Braut von Messina.

Als Schiller am Wallenstein dichtete, hatte er sich vorgenommen, nie wieder andere als historische Stoffe zu wählen, da frei erfundene eine Klippe für ihn seien. Diesen Grundsatz gab er aber später wieder auf, und bereits 1802 ersann er ganz frei den eben mitgeteilten Stoff zur Braut von Messina. Der Grund hiervon ist in einer Änderung seiner Ansicht über die Tragödie zu suchen. Während nämlich in Schillers Jugenddramen die Menschen auf sich selbst stehen, nur von ihresgleichen zu leiden haben, oder ein Spiel des Zufalls werden, strebt er jetzt danach, einen höheren, übersinnlichen Gehalt in seine Werke zu ziehen, in die natürliche Welt eine ideale Ordnung der Dinge zu tragen, das irdische Spiel des menschlichen Daseins durch überirdische Mächte zu bereichern, zu vertiefen, zu befestigen und hierdurch der pathetischen Menschenwelt, welche der Dramatiker darstellt, eine ahnungsvolle Aussicht ins Unendliche zu geben. Das Ewige sollte der ideale Boden der Handlung, der bedeutsame Hintergrund der dramatischen Figuren werden. Das Schauspiel erhob sich also über das Moralische, in welchem die Schillersche Denkweise es in seiner

ersten Periode durchaus befangen hielt, zu religiösen Interessen, die aber doch so frei und rein menschlich gehalten werden mußten, daß sie das Ästhetische nicht beeinträchtigen.

Durch Einführung dieses idealen Elements sollte aber die Tragödie nicht allein an Gehalt bereichert, sondern vorzüglich in ihrer gesamten Kunstform veredelt und über die gemeine Wirklichkeit und knechtische Naturnachahmung erhoben werden. Hierauf war mit Wallenstein Schillers Augenmerk und Streben vornehmlich gerichtet, und die verschiedenartigen Stücke, welche er von da an dichtete, lassen sich alle aus dieser höchsten Tendenz ableiten. Sie sind nur verschiedene Versuche, diesem idealen Kunstdrang die entsprechende poetische Gestalt zu geben. Wenn es ihm in seiner ersten Periode hauptsächlich um sittlich-politische Gedanken oder um Charakteridealisierung seiner Helden zu thun war, so wandte sich jetzt sein Idealisiertrieb von diesem Stoffe der Handlung vorzüglich auf die Form des Schauspiels. Unablässig sann und versuchte er, wie die Tragödie über das Natürliche, welches man auf Lessings Autorität hin gemeinhin für die höchste Richtschnur der Dichtkunst ansah, zu einem selbständigen Dasein erhoben werden könnte, ohne sich in das trockne Verstandesmäßige oder in das Phantastische zu verirren.

Das Mittel nun, welches Schiller zur Erreichung seines hohen Zweckes für geeignet hielt und anwandte, ist das Schicksal, das in den Tragödien der Griechen eine so bedeutende Rolle spielt. Andeutungen dieser neuen Richtung sind bereits im Wallenstein (das Schicksal mit der Astrologie), in der Maria Stuart (die katholische Religion) und in der Jungfrau von Orleans (die Wunder) enthalten; die Braut von Messina sollte dieselbe ganz rein und möglichst vollendet darstellen, also eine Schicksalstragödie im Sinne der Alten, aber mit modernem Inhalte werden.

3. Die Macht des Schicksals in der Tragödie.

Da die ganze Organisation der Tragödie und zum Teil die Charakteristik der Personen durch das Schicksal bedingt ist, so ist es nötig, hierauf das Augenmerk besonders zu richten und zu zeigen, wie die Schicksalsidee sich durch das Gedicht hinzieht.*) Die Reihe von Trauerscenen, die uns hier vorgeführt werden, geht von einem unnatürlichen Hasse zweier Brüder, und dieser von einem gräßlichen Fluche des Stammvaters der Familie aus. Der Fluch selbst aber war durch einen Frevel hervorgerufen, und der Dichter stellt den Fall des Hauses als eine Strafe für eine begangene Missethat dar, er verwandelt das blinde Schicksal in eine rächende Nemesis. Das ist das Hochtragische im Laufe der Dinge,

*) Wir folgen hierbei, wie in den folgenden Abschnitten, Hoffmeister.

daß durch eines einzigen Schuld ganze Geschlechter verderben. Es ist dies die alttestamentliche Ansicht von einem starken und eifernden Gotte, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Um aber die Schwere dieses Verhängnisses zu verringern, sind die Personen, die es erfahren, mehr oder weniger strafbar dargestellt. Die Brüder unterhalten durch ihre eigenen Vergehen das Verderben, dem sie durch die Flüche ihres Ahnherrn geweiht sind. Auch Beatrice ist nicht rein von Schuld; die Vorwürfe, die sie sich in einem Monologe macht, daß sie den Schleier jungfräulicher Zucht zerrissen, daß sie dem kühnen Entführer gefolgt, sich wider den Willen des Geliebten in fremde Menschenscharen gewagt, sind nicht, wie man behauptet hat, eine leere Selbstanklage, ein bloßes Spiel des Dichters. Nur Isabella ist, nach der bürgerlichen Moral, unschuldig; wie sie denn auch selbst von sich sagt: „Alles dies erleid' ich schuldlos!" Doch wie es eine tragische Größe giebt, giebt es nicht auch eine tragische Schuld? Und gehört nicht dazu der Versuch, durch unnatürliche Verstellung und kleinliche List das Verhängnis zu umgehen? Auch hätte sie nicht das Unwürdige von ihrem Gemahle ertragen sollen. So kann also keine der Personen vor dem tragischen Gerichtshofe bestehen; und das läßt die Herbheit des Schicksals, dem das neue Atridenhaus erliegt, einigermaßen gemildert erscheinen.

Sonst aber hat der Dichter in unserer Tragödie dem Schicksal einen möglichst weiten Spielraum gegeben. Jener erschütternde Zug in den Mythen der Alten, daß dem Unglücklichen sein Schicksal vorgedeutet wird, ohne daß er ihm zu entfliehen vermag, daß er im Kampfe mit ihm nur seiner eigenen Kurzsichtigkeit und Ohnmacht inne wird und es nur durch eine freie Unterwerfung versöhnen kann, eben dieser Zug findet sich auch hier. Dazu hat Schiller, wie im Wallenstein, die überirdische Macht selbst in menschliche Motive verwebt. Vor allem ist hier die Liebe durchaus Schicksalswerk. Don Manuel, Don Cesar und Beatrice sprechen es selbst aus, daß sie ihre Liebe als etwas Verhängnisvolles empfinden, und auch Isabella sieht in der Liebe ihrer Söhne „die unregierbare stärkere Götterhand, die ihres Hauses Schicksal dunkel spinne". Indem nun Schiller der sich verirrenden Geschlechtsliebe die dunkle Ahnung der Blutsverwandtschaft und das geheime Geschwistergefühl beigesellt, läßt er hier die Liebe zugleich in die ewige Natur und in das ewige Schicksal schlagen und giebt ihr dadurch etwas so Tiefes und Mächtiges, wie es sich sonst vielleicht nirgends bei ihm findet. Auch in andere menschliche Antriebe ist das Dämonische und Verhängnisvolle gemischt. Beatrice wird z. B. von kaltem Entsetzen ergriffen, als sie aus dem sichern Garten in die nahe Klosterkirche geht:

Denn mich trieb's mit mächt'gem Drang
Aus der Seele tiefsten Tiefen,
Nimmer konnt' ich widerstehn.

Und schon früher hat sie der Leichenfeier des Fürsten wider den Willen des Don Manuel beigewohnt, sie weiß selbst nicht, durch „welch bösen Sternes Macht" getrieben. So sind überall die überirdischen Impulse mit den menschlichen Motiven in Zusammenwirkung gebracht, und die letzteren verlaufen sich durch die ersteren ins Unergründliche. Aber auch schon durch die Natur der Fabel ist die Thätigkeit der Personen auf einen sehr kleinen Spielraum beschränkt. Das Schicksal beschließt alles, vollführt alles selbst durch die Gegenanstalten, die man macht, steht überall im Hintergrunde.

Hier hätten wir also, wenn irgendwo, „das große gigantische Schicksal, welches den Menschen zermalmt", aber dürfen wir, so fragt man mit Recht, auch hinzusetzen: „welches den Menschen erhebt?" Was hat hier der Dichter gethan, um das Vertrauen zur ewigen Geistesselbständigkeit, welche über jedes Schicksal triumphiert, in uns anzufachen? Er hat uns selbst in der Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen gesagt, nach welchem Gesichtspunkte er dichtete. „Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer, es sind Gemälde der erhabensten Sittlichkeit, nur in einem gewaltsamen Zustande entworfen." Ein solches Gemälde bezweckte der Dichter durch die furchtbare Selbstverdammung und freiwillige Aufopferung des Don Cesar am Schlusse der Tragödie aufzustellen. In der freiwilligen Abbüßung seiner Schuld durch den Tod sollte sich uns die Heiligkeit des Sittengesetzes und zugleich eine Geisteskraft leuchtend offenbaren, an welcher das Schicksal scheitert: „der freie Tod nur bricht die Kette des Geschicks." Diese Seelenstärke konnte aber nur durch den Konflikt mit natürlichen, menschlichen Regungen, die ihn im Leben festzuhalten suchen, anschaulich hervortreten, daher die kunstvoll geordnete und verteilte Reihe, bittender Gegengründe, die zuerst der Chor, dann die Mutter und zuletzt noch Beatrice dem Entschlusse Don Cesars entgegenstellen. Zugleich hat der Dichter diese tragische Diskussion sehr weise benutzt, um des Helden erhabene Denkweise und die Beweggründe des Handelns, die seine That allein adeln können, zu veranschaulichen. Das Erhabene und Rührende ist der feste, freie Schritt, womit er zum Tode geht, die große Gesinnung, die siegende Kraft seiner Grundsätze, und nicht eigentlich die kahle Selbsttötung an und für sich. Endlich hat der Dichter in diesen Scenen auch das Versöhnende und Tröstliche, welches im Gefolge von Cesars Opfertode ist, schon vor diesem möglichst vor Augen gestellt. Denn die alte Fabel der feindlichen

Brüder sollte hier freundlicher als bei Euripides gelöst werden; Don Manuel und Don Cesar sollen „versöhnt auf ewig, in dem Hause des Todes friedlich zusammen ruhen, und der Mutter, wenn sie sich zu ihrem gemeinschaftlichen Grabe flüchtet, als Götter, wie des Himmels Zwillinge dem Schöpfer, mit Trost nahe sein und ihre Seele stärken.

Dessenungeachtet stimmen das Urteil der Kritik und die Empfindungen des unbefangenen Lesers darin überein, daß es dem Dichter nicht recht gelungen sei, uns mit dem frohen Bewußtsein unserer Freiheit zu entlassen. Die Tragödie erreicht ihr Ziel nicht. Es ist mehr Niederschlagendes, als Erhebendes in ihr. Da Schiller einmal eine ganze Schicksalstragödie dichten wollte, so warf sich, scheint es, seine volle Geisteskraft auf diesen einen Punkt, so daß er die Wirksamkeit des Fatums zu groß und drückend machte. Die menschliche Thätigkeit beschränkt sich auf die Selbstaufopferung des Don Cesar und ist nicht einmal, wie Hoffmeister im einzelnen nachweist (V, 86 ff.), so rein aufgegriffen und so bestimmt durchgeführt, daß sie einen tiefen Eindruck des Erhabenen machen könnte.

4. Charakterzeichnung der Personen.

In betreff der Charakterzeichnung ist bemerkt worden, daß sie in keinem Schillerschen Stücke so wenig durchgeführt sei, als in dieser Tragödie. „Die auftretenden Personen," sagt ein Rezensent, „gleichen Gemälden von schöner Bildung ohne Physiognomie: Isabella ist die idealisierte Mütterlichkeit, Beatrice die idealisierte Jungfräulichkeit (?), und auf Don Manuel und Don Cesar paßt Zug für Zug die Schilderung, welche Horaz von den Jünglingen im allgemeinen macht." Das ist im ganzen richtig, obgleich eine detaillierte Charakterschilderung Schillers Sache und Stärke überhaupt nicht ist. Aber hier liegt der Grund in der dramatischen Gattung, mit welcher ihm eine tiefer gehende Charakteristik unvereinbar schien, und er verfuhr mit Bewußtsein. „Es ist mir aufgefallen," schreibt er am 4. April 1794 an Goethe, „daß die Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen sind, wie ich sie in Shakespeare und auch in Ihren Stücken finde. So ist z. B. Ulysses im Ajax und im Philoktet offenbar nur das Ideal der listigen, über ihre Mittel nie verlegenen, engherzigen Klugheit; so ist Kreon im Ödipus und in der Antigone bloß die kalte Königswürde. Man kommt mit solchen Charakteren in der Tragödie offenbar viel besser aus, sie exponieren sich geschwinder, und ihre Züge sind permanenter und fester. Die Wahrheit leidet dadurch nichts, weil sie bloß logischen Wesen eben so entgegengesetzt sind, als bloßen Individuen." Und Goethe antwortete hierauf vortreff-

lich: „Sie haben ganz Recht, daß in den Gestalten der alten Dichtkunst, wie in der Bildhauerkunst ein Abstraktum erscheint, das seine Höhe nur durch das, was man Stil nennt, erreichen kann.“ Solche dramatische Skizzen wollte Schiller jetzt, wo er eine antike Tragödie dichtete, vorführen.

Fragt man, warum eine reichere und tiefer gehende Charakteristik mit der antiken Tragödie nicht gut verträglich, oder wenigstens ihr entbehrlich ist, so hat man den Grund in der reichen Lyrik ihres Chors zu suchen. Der Chor hebt alles irdische Thun und Leiden in eine höhere Ordnung der Dinge, die Erde in den Himmel. Hierdurch bekommt die alte Tragödie eine Würde und Weihe und einen Gehalt, daß sie eines sonstigen Reichtums beinahe nicht mehr empfänglich ist. Eine feinere Charakternüancierung wäre Überladung. Die neuere Tragödie findet für den ihr mangelnden Chor den allein würdigen Ersatz in der Shakespeareschen Seelenmalerei. Wo das eine waltet, ist keine Stätte für das andere. Die moderne Tragödie kann nicht mehr an eine Götterversammlung appellieren. Das Christentum und die neuere Kultur haben die äußere Welt verarmen lassen, aber sie haben eine innere Welt erschlossen, aus der die himmlischen Mächte hervortreten, welche ein glücklicheres Geschlecht äußerlich schaute. Das Seelenleben war im Altertume noch wenig gegliedert, und trat nur in allgemeinen Zügen und Massen einfach hervor, so daß der Dichter die Stimme der Gottheit und eine höhere Weltordnung in sein Gemälde führte, um in diesem die Aussicht ins Unendliche zu eröffnen. Jetzt kann uns der Dichter in die Abgründe der eigenen Brust blicken lassen. Das Seelenleben der neueren Menschheit ist so fein gemischt, so tief, so reich, daß er die größte Mannigfaltigkeit von Gestalten aus demselben heraufbeschwören kann.

Die moderne Tragödie stellt den Menschen mehr handelnd dar, und da die Handlungen des Menschen Eigentum sind und aus seinen Affekten und Leidenschaften hervorgehen, so ist sie, wenn sie nicht flach sein will, zu einer Charakteristik des Menschen selbst genötigt. Die alte Tragödie dagegen, welche den Menschen mehr in seinem Verhalten gegen das Schicksal, in seinem Leiden und Dulden auffaßt, ist natürlich veranlaßt, von dieser Abhängigkeit des Menschen, die sie veranschaulichen will, zu allgemeinen Betrachtungen über das Menschenlos, das Schicksal, in die Macht der Götter überzugehen; und diese Betrachtungen bilden den Hauptinhalt der Chorgesänge. Daraus erhellt, daß der Chor aufs tiefste in das Wahre der antiken Tragödie eingreift. Er ist das Organ der göttlichen Weltregierung; und hierin allein liegt seine vollgültige Bedeutung.

5. Der Chor und die Chorgesänge der Tragödie.

Der Chor bildet sonach, wie auch schon weiter oben bemerkt wurde, einen wesentlichen Teil, gewissermaßen den Mittelpunkt der antiken Tragödie. Da Schiller im Sinne der Griechen dichtete, so mußte er notwendigerweise auch den Chor einführen. Um zu zeigen, welchen Wert derselbe für den hervorbringenden Künstler habe, schickte er seiner Dichtung eine vortreffliche Abhandlung „Über den Gebrauch des Chors“ voraus. Der Chor ist ihm hiernach die verkörperte und in die Darstellung aufgenommene rein menschliche Teilnahme des Dichters, oder nach Humboldts Ausdruck ein sinnliches, lebendiges Organ, den Stoff zu intellektualisieren. Diesen Hauptzweck gliedert dann Schiller in seine besondern Arten. Der Chor vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks, weil er die gemeine moderne Welt mit ihren unpoetischen Konventionen zur Wahrheit und Einfachheit der menschlichen Natur zurückführt; weil durch ihn die Ideeen der Vernunft, die für sich ebenso, wie das bloß Sinnliche, in einem Dichterwerke nur Stoff und rohes Element sind, sich mit der vollen Kraft der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit und mit der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik darstellen; weil er also das tragische Gedicht reinigt, indem er die Reflexion von der Handlung absondert; weil die lyrische Sprache des Chors verhältnismäßig die ganze Sprache des Gedichtes erhebt und die sinnliche Gewalt des Ausdruckes überhaupt verstärkt; und weil er endlich die erforderliche schöne, hohe Ruhe in das Kunstwerk bringt, welche einerseits dem Gemüte des Zuschauers auch in der heftigsten Passion seine Freiheit erhält, und in welcher anderseits auch die handelnden Personen einen Anhalt finden, deren Besonnenheit und Würde durch die Dazwischenkunft des Chors motiviert wird. Diese Ideeen sind mit der ganzen Pracht der Rede und mit dem Schmucke der Gleichnisse und Bilder vorgetragen, welcher einzig ihm zu Gebote stand, aber zugleich mit der strengsten Wortangemessenheit aufs deutlichste aus der Sache entwickelt. So hat er in Würdigung des Chors wenig zu sagen übrig gelassen, und er hat es nur darin verfehlt, daß er dessen Wert unbedingt auch auf die neuere Tragödie ausdehnte, welche durch ihr Prinzip mit der alten in einem innern Gegensatze steht, und deswegen den Gebrauch des Chors ausschließt.

Auf welche Weise hat nun Schiller in seine Tragödie den Chor eingeführt, und wie ist ihm der Gebrauch desselben gelungen? Unleugbar beging darin unser Dichter einen Mißgriff, daß er den Chor zugleich aus untergeordneten, dienenden und aus Partei nehmenden, mitwirkenden Personen bestehen ließ. Da der Chor auf seiner niedrigen Stellung seinem eigenen Ehrgeize folgt und

an den Zwiespalt der Brüder gebunden ist, wie kann sein Urteil das unparteiische des Schicksals und der Weltregierung sein? Die Stellung der Personen des Chors soll nicht einflußreich, aber sie muß sittlich erhaben und politisch selbständig sein, und wenn seine Glieder auch in Kontrast treten können, so dürfen sie doch nie in eigentlichem feindlichen Zwiespalt einander gegenüber stehen. Zu diesem Mißgriffe, wodurch er das Wesen des Chors verletzte, wurde Schiller, wie Humboldt erkannt hat, durch die „moderne Unart", alles motivieren zu wollen, verleitet. Dem griechischen Zuschauer verstand sich der Chor von selbst, das Theater war nach ihm eingerichtet, die Tragödie würde ohne ihn keine Tragödie mehr gewesen sein; er war, nach Humboldts treffendem Ausdrucke, „wie der Himmel in einer Landschaft". Vor dem deutschen Zuschauer glaubte Schiller diese neue, auffallende Erscheinung rechtfertigen zu müssen; und er konnte es nicht anders, als dadurch, daß er den Chor als dienendes Mitglied in die Begebenheit verflocht und ihn zu einem Gehilfen der handelnden Personen machte. Nun gehörte er zum Ganzen, und der Widerspruch, in den er durch diese Stellung mit seinem idealen Amte geriet, konnte durch die Macht einer glänzenden Darstellung verwischt werden. Verwischt, aber nicht aufgehoben! Denn der Schillersche Chor hat einen Anstrich von jener charakterlosen Figur eines Vertrauten in der französischen Tragödie, deren Schiller in seiner Vorerinnerung erwähnt, und damit, setzt Humboldt hinzu, ist augenblicklich alles verloren!

Die herrlichen Chorgesänge waren unserm Dichter Kanäle, in die er seine lyrisch-betrachtende Ader lenkte. Seitdem er nur noch wenige besondere lyrische Darstellungen lieferte, haben seine Dramen selbst mehr Lyrik, und unter allen am meisten die Braut von Messina. Eine große Masse von Ideeen und Gefühlen, die sich in ihm angehäuft hatte, fand hier in einem größern Kunstganzen einen Platz und Leib. Durch diese mit der größten Sorgfalt ausgearbeiteten und mit erhabener Pracht vorgetragenen, das ganze Leben überblickenden, himmelansteigenden, alles in seiner Seele verwandelnden Hymnen und Betrachtungen teilt der Dichter seinem Werke einen Adel und eine Größe mit, welche das Herz des Lesers mehr rührt und hebt, und seine Phantasie stärker ergreift, als die Handlung selbst. Die Art und Weise, wie Schiller den Chor sprechen läßt, ist eigentlich ganz der hohe Standpunkt, von dem er selbst menschliches Leben und Schicksal und die Welt anschaute; der betrachtende Chor ist Schiller. Schon wo er fragend, ratend, hoffend, fürchtend, trauernd in den Spezialitäten der Handlung weilt, drängen sich alle seine Worte möglichst zum Allgemeinen und Höhern; wo er sich aber ganz in diese Region erhebt, ist eine Ideeenfülle, eine Kraft, Frische und Kühnheit der Darstellung und

eine Kunst des Ausdrucks und des Versmaßes aufgeboten, daß diese Strophen zu dem Schönsten gehören, was Schiller gedichtet hat und des gründlichsten Studiums würdig sind.

Alle diese Chorgesänge entwachsen natürlich und ungezwungen ihren jedesmaligen realen Veranlassungen, wie die edelsten Gewächse ihrem heimatlichen Boden. Doch sind die späteren Strophen enger und vielfacher mit der Handlung verflochten, als die des 1. Aktes. Gegen das Ende des Stückes wächst aber die Handlung durch innere Gewalt so mächtig an, daß sie leider! den Chor überflutet, und dieser seine bisherige Würde nicht mehr zu behaupten vermag.

6. Die Organisation der Tragödie.

Um den Stoff nicht zu sehr zu häufen, hat Schiller den bei weitem größten Teil der Begebenheit, den Fluch des Ahnherrn, den doppelten Traum der Eltern und dessen Auslegung durch den Araber und den Mönch, den Tod des Vaters, die Verbergung der Tochter durch die Mutter und ihr Zusammentreffen mit den Brüdern, in die Vergangenheit, also vor die Tragödie gelegt und nur die ganz einfache Katastrophe des Ganzen dargestellt. Abgesehen von einzelnen kleinen Mängeln, die Hoffmeister in seinem größeren Werke (V, 113 ff.) hervorhebt, ist die ganze Anlage der Dichtung vortrefflich. Die Entfaltung und der Fortschritt der Handlung ist meisterhaft. Die außenliegenden Momente sind höchst kunstvoll an der schicklichsten Stelle in die Handlung gefügt; der Hintergrund enthüllt sich gleichsam systematisch. In die engste Begebenheit ist der reichste Ideeengehalt aufgenommen. Zugleich hat die Form dieser Tragödie eine Strenge, daß sich in der Hinsicht kein Schillersches Stück mit ihr messen kann. Keine Person könnte entbehrt werden, jeder Moment der Handlung ist für das Ganze notwendig. Nirgends ist etwas Überflüssiges, wie überhaupt solche frei erfundene Stoffe den Vorzug haben, daß sie leichter auf ihr reines Maß reduziert und in demselben festgehalten werden können, während es oft unmöglich ist, historische Stoffe von allen zufälligen Bestandteilen zu reinigen und einer klassischen Kunstform ganz angemessen zu machen. Die moderne Akteinteilung trennt ein Stück gleichsam in verschiedene kleinere Stücke. Hier aber geht alles in einem ununterbrochen großen Zuge fort. Alles Vorhergehende greift organisch in das nächst Folgende ein, jede Scene ist zugleich bedingend und bedingt. Die ganze Handlung wird aber immer reißender und majestätischer; alles folgt Schlag auf Schlag und würde oft sich vernichtend in einander stürzen, wenn nicht der Chor betrachtend dazwischen träte.

7. Die Hauptwahrheit der Dichtung.

Der Dichter führt uns in seiner Tragödie eine Familie vor, die einem Frevel ihr Entstehen verdankt, in der Unredlichkeit,

Mißtrauen und Zwietracht herrschen. Wer diesen schuldvollen Boden betritt, wird ins Verderben gerissen. Das Böse zeugt hier, wie überall fortwährend Böses. Das folgt ganz von selbst: Ist eine Schuld geschehen und fürchtest du die Folgen, sei offen, redlich, entschieden, wirf dich an das Herz der Wahrheit, lebe nicht in dumpfem Triebe fort, verstopfe nicht den Damm, der deine Lebensgüter schützt, mit einer Sünde und mit leerer Hoffnung; der Strom der Folgen schwillt nur an und reißt dich und die Deinen mit deiner Sünde und Hoffnung dahin.

Diese Gedanken liegen in den beiden Schlußzeilen der Tragödie:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.

Litteratur.

Gerlinger, Die griech. Elemente in Schillers Braut v. Messina. Augsb., 1858. 1,50 M.

24. Wilhelm Tell.

Schauspiel.

1804.

Schillers Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. VI. — Lüben, Auswahl. II. 260 ff. vollständig.

1. Historische Grundlage.

1. Die Urgeschichte des Schweizervolkes teilt Schiller im II. Aufz., Sc. 2 durch Stauffacher in der Rede mit, die (S. 54) mit den Worten beginnt: „Hört, was die alten Hirten sich erzählen.“ Nachdem dieselbe nochmals für den hier angestrebten Zweck gelesen worden ist, lasse man das Wesentlichste daraus wiedergeben und benutze das Nachstehende zur Ergänzung.

In alten Zeiten (wahrscheinlich im 8. Jahrh.) *) verließen infolge einer Hungersnot 6000 streitbare Männer ihr Vaterland, ein altes, im hohen Norden liegendes Königreich (Schweden oder Skandinavien überhaupt?). Nachdem sie sich mit dem Schwerte durch Deutschland durchgeschlagen hatten, gelangten sie zu den Alpen und ließen sich im Thale der Muotta (spr. Moota), die in den Vierwaldstättersee fließt, nieder, machten das Land urbar und bauten Dörfer und Städte, darunter zuerst Schwyz. Wie sie das Land von niemand erhalten hatten, so waren sie auch keinem unterthan, lebten vielmehr ganz frei, namentlich die sogenannten Waldstätte (d. h. Stätten im Walde, nicht Waldstädte) Schwyz, Uri und Unterwalden. Aus freiem Antriebe hatten sie jedoch den Schirm des deutschen Reiches nachgesucht und erworben und waren ein

*) Vergl. Joh. v. Müllers Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft, Bd. I., oder Webers Erläuterung des Wilhelm Tell, S. 412—15.

unmittelbares, freies Volk desselben geworden, was sie sich der Sicherheit wegen von den Kaisern urkundlich bekräftigen ließen. Dafür folgten sie denselben in ihre Kriege. Ihre Landesangelegenheiten verwalteten sie selbst. Die Landesgemeinde (Parlament, Kammern) stellte unter Leitung des Landammannes die Gesetze fest und übertrug diesem die Ausführung derselben. Nur das Blutgericht wurde in des Kaisers Namen geübt, weil in jenen Zeiten gegen Selbstrache nur in dem höchsten Ansehen der kaiserlichen Majestät Abhilfe zu finden war. Dazu bestellte der Kaiser einen Reichsvogt (Vogt heißt Amtmann), gewöhnlich einen benachbarten Grafen, denn er durfte nicht im Lande wohnen, sondern wenn Blutschuld kam, rief man ihn herein, und er sprach dann Recht öffentlich, vor allem Volk und unter freiem Himmel.

Dies Verhältnis hatte im ganzen zur Zufriedenheit beider Teile, der Regierten wie der Regierenden, bestanden bis zu der Zeit, wo Albrecht I., Sohn Rudolfs von Habsburg, 1298 zur Kaiserwürde gelangte. Er war ein strenger, fast harter Mann. Tell sagt in seinem Monolog (IV, 3.): „Der Kaiser sandte dich in diese Lande, um Recht zu sprechen — strenges; denn er zürnet.“ Albrecht war indessen gegen die Schweizer nicht darum streng und zürnend, weil er als höchster Richter des Landes dazu Veranlassung gehabt hätte, sondern vielmehr aus einer andern, rein persönlichen Absicht. Er verlangte nämlich von den Schweizern, sie sollten dem Reich entsagen und sich dem erblichen Schutze seines, als des herzoglich-österreichischen Regentenhauses anvertrauen. Das heißt freilich: sie sollten, während sie so lange deutsch gewesen waren, nunmehr auf immer habsburgisch oder österreichisch werden.

Einzelne Kantone der Schweiz ließen sich wirklich dazu bringen, z. B. Luzern, das in unserm Schauspiele durch Pfeifer von Luzern (I, 2.) repräsentiert wird. Dieser aber, durch Erfahrung belehrt, erhebt die Warnungsstimme vor Stauffacher in den Worten:

> Haltet fest am Reich und wacker, wie bisher!
> Seid Ihr erst Österreichs, seid Ihr's auf immer.

So mochten denn die alten Waldstätte von dem Anschlusse an Österreich nichts hören. Darum ließ Albrecht zu, daß die Reichsvögte im Schweizerland dauernd weilten, Burgen anlegten, Unrechtes von den Schweizern forderten und mit Druck und Härte ihre Forderungen eintrieben. So thaten es auch die Burgvögte auf den habsburgischen Stammgütern. Unter den beiden Reichsvögten Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg steigerte sich der Druck bis zur Unerträglichkeit. Geßler namentlich achtete keines der bestehenden Gesetze mehr, sondern verfuhr überall vollkommen willkürlich, bedrohete Eigentum und Freiheit. Das gerechte Verlangen des Volkes nach Bestätigung ihrer Freiheit durch den Kaiser wurde schnöde zurückgewiesen. Nun traten die

edelsten und angesehensten Männer des Landes zusammen und beschlossen, das unerträglich gewordene Joch abzuschütteln, womöglich jedoch ohne Blutvergießen. In dieser Zeit ereignete es sich, daß Geßler in seiner Tyrannei so weit ging, Wilhelm Tell zu nötigen, einen Apfel vom Haupte seines eignen Kindes zu schießen. Nachdem der Schuß glücklich gelungen war, beschloß Geßler wider alles Recht, Tell außerhalb des Landes gefangen zu setzen, und ließ ihn zu diesem Zweck gebunden auf das Schiff bringen, mit dem er nach Küßnacht fahren wollte. Während der Fahrt über den See entstand so heftiger Sturm, daß die Schiffenden den Mut verloren und Tell das Steuerruder anvertrauten. Er benutzte die erhaltene Freiheit zu seiner Rettung, eilte nach Küßnacht, verbarg sich hinter Gebüsch und erschoß Geßler mit einem Pfeil, als derselbe durch einen Hohlweg ritt. Dies geschah am 18. Nov. 1307. Am 1. Jan. 1308 wurden die Burgen der Vögte von den zur Befreiung des Landes Verbundenen eingenommen und der Landenberg, nachdem er Urfehde geschworen, aus dem Lande gejagt. Sonntags darauf kamen die Schweizer zusammen und beschworen von neuem den uralten ewigen Bund.

Im Frühjahr kam der König Albrecht in die vorderen Erblande, um wider das Königreich Böhmen zu rüsten. Johann, der einzige Sohn seines verstorbenen Bruders Rudolf, befand sich unter seiner Begleitung. Wiederholt hatte derselbe den König gebeten, ihm seines Vaters Teil an dem habsburgischen Erbgut und an gemeinschaftlichen Lehen zu geben, war aber von demselben stets abgewiesen und auf spätere Zeit vertröstet worden. In seinem Unmut hierüber beschloß er mit einigen Gleichgesinnten, den König zu ermorden, und führte diesen scheußlichen Vorsatz am 1. Mai d. J. 1308 aus. Nach vollbrachter That flohen die Mörder ruhelos umher und fanden ein Ende, wie sie es verdient hatten. Albrechts Gemahlin nahm furchtbare Rache, fand jedoch bei den Schweizern kein Gehör, als sie dieselben auffordern ließ, sie hierbei zu unterstützen.

Diese Erhebung der Schweiz ist der Gegenstand, welchen Schiller für seinen Wilhelm Tell wählte. Er schöpfte die Nachricht darüber besonders aus Tschudis Chronik (der betreffende Abschnitt ist in Joachim Meyers Erläuterungen des Tell und daraus in der neuen Ausgabe von Webers oben genannter Schrift abgedruckt) und Joh. v. Müllers Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft.

2. Man hat den Apfelschuß, ja selbst die Existenz des Tell schon seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Zweifel gezogen, indem man diese Geschichte als eine Nachbildung einer ganz ähnlichen dänischen Erzählung aus dem 10. Jahrh. ansah, in welcher ein gewisser Palna Toko von dem Könige Harald Blau-

zahn in derselben Weise, wie Tell von Geßler, gemißhandelt und der Tyrann nachher, wie Geßler bestraft wird. Andere haben beide Sagen aus einer gemeinschaftlichen älteren Quelle hergeleitet, indem schon in der Wilkinasage vom König Nidung und dem Schützen Eigil die wesentlichen Züge, der Apfelschuß von dem Haupte des Sohnes und das Beistecken von zwei Pfeilen, erwähnt wird. Wieder andere haben die Mythe vom Apfelschuß auch in den Sagen der Inder, Perser, Norwegen, Schweden, Holsteiner, Westfalen, Engländer, Finnen und Esthen gefunden und die Tellsage mit der Mythologie und Naturauffassung der nordisch-deutschen Völker in Beziehung gesetzt und erklärt: Tell ist der ursprünglich mit Bogen und Pfeil bewaffnete ferntreffende Sommer-, Gewitter- oder Sonnengott, der den Landvogt Geßler, den rauhen, unbarmherzigen Winter überwindet und erlegt, und die unerbittliche Kritik der neuesten Zeit hat mit rauher Hand den duftigen Schleier zerrissen, an die Stelle der romantischen Geschichte trockene, pergamentene Urkunden gesetzt und erwiesen, daß von einem historischen Tell und Geßler nicht mehr die Rede sein kann. Für uns ist diese Streitfrage und die Richtigkeit der ehemaligen Chronikendogmen ganz gleichgültig. Die poetische Wahrheit hängt gar nicht davon ab, ob die Begebenheit, die ein Gedicht darstellt, historisch begründet oder sagenhaft ist, so wie die sittlich-religiöse Wahrheit gewisser Erzählungen nicht dadurch steht oder fällt, daß sie historische Thatsachen oder Mythen sind.

2. Ort und Zeit der Handlung.

1. Der Ort der Handlung ist die Gegend um den Vierwaldstättersee, an den die 3 Urkantone Schwyz, Uri und Unterwalden grenzen, und in dessen Nähe die im Schauspiel genannten Orte Steinen, Schwyz, Altorf, Bürglen, Attinghausen, Gersau, das Rütli, Küßnacht und Luzern liegen. Die von Zürich nach dem St. Gotthard führende, den Norden mit dem Süden verbindende Straße geht durch dies Gebiet. Obwohl Schiller niemals in der Schweiz war, die Lokalität daher nur aus Büchern und den Schilderungen Goethes kannte, so hat er dieselbe doch mit unübertrefflicher Wahrheit, Treue und Lebendigkeit im großen und kleinen vor uns hingemalt. Offenbar lag es in der Absicht des Dichters, uns nicht bloß einen Geschichtsmoment des alten Schweizervolkes vorzuführen, sondern uns auch die Natur des Schweizerlandes vor das Auge zu stellen. Ohnehin waren beide namentlich in jener Zeit so innig mit einander verknüpft, daß sie gewissermaßen nur ein Ganzes bildeten. Das einfache idyllische Menschenleben lehnt sich gern an die gigantische Natur an, fühlt sich wohl auf den freien Bergen, hoch über dem Qualm der Städte, und mag lieber die Gletscher im Rücken haben, als böse Nachbarn,

will lieber in des Sturmes Gewalt sein, als in der Gewalt der Menschen. Das Terrain der Handlung erscheint als ein Asyl der freien ursprünglichen Menschheit.

2. Die Zeit der Handlung ist, wie wir bereits gesehen haben, die Scheidegrenze des 13. u. 14. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung. Der Dichter stellt jedoch nur die Ereignisse eines halben Jahres dar, nämlich des Zeitraums vom 28. Okt. (dem Tage „Simons und Judä") 1307 bis zum 1. Mai 1308, und drängt diese mit poetischer Freiheit auf wenige Tage zusammen. Ebenso setzt er sich überall über die ungünstige späte Jahreszeit hinweg und thut, als ob die Handlung im Sommer oder Herbst wäre. Es ist dem Dichter deshalb natürlich kein Vorwurf zu machen, vielmehr lobend anzuerkennen, daß es ihm gelungen ist, das Fernliegende in so trefflicher Weise zu einem Ganzen zu vereinigen.

3. Erläuterung der einzelnen Scenen.

I. Aufzug.

1. Sc. Wilhelm Tell wird mit drei trefflichen Liedern, also mit lyrischen Ergüssen eröffnet. Der Inhalt des Fischerliedes ist eine Volkssage, die Schiller aus Scheuchzers Naturgeschichte schöpfte. Letzterer erzählt, daß sich im Samsergebiet auf Arosen Alp ein ganz kleiner, aber unergründlicher See befinde, welcher die Eigenschaft haben solle, Menschen, die in seiner Nähe schlafen, an sich zu ziehen, wie denn eine Frau, die ziemlich weit von dem See eingeschlafen, von demselben angezogen und verschlungen worden sei; andere eingeschlafene Personen seien, da sie erwachten, schon mit ihren Füßen in dem Wasser gewesen. Dem Dichter scheint Goethes Ballade, der Fischer, vorgeschwebt zu haben.*) Jener versinkt, als das Wasser ihm den nackten Fuß netzte, dieser, als es ihm um die Brust spült, und in diesem Momente hat der erstere ein sehnsuchtsvolles Verlangen, der letztere erwacht in seliger Lust. Statt des singenden Fischerknabens tritt später der Fischer Ruodi (spr. Ruhdi) auf, weil das Gespräch der Männer im Munde des Knaben zu ernsthaft geklungen hätte, wie wiederum das Knabenlied für den alten Fischer zu spielend gewesen wäre. Das Hirtenlied ist ein wehmutsvoller Abschied eines Sennen (Alpenhirten) von seinen Matten (Alpenwiesen). Es ist von den dreien das einfachste und ganz im Volkston gehalten. Der Alpenjäger redet in seinem Liede**) von den gefahrvollen Pfaden, auf denen er täglich wandelt und von denen aus er „die Welt" nur durch den Riß der Wolken zuweilen erblickt.***) Die Bilder desselben

*) Vergl. oben S. 323 ff.

**) Es ist, wie das Hirtenlied, im 4. Tle. v. Lübens Lesebuche abgedruckt.

***) Der treffende Ausdruck: „Durch den Riß nur der Wolken — Erblickt er die Welt" scheint aus Hallers „Alpen" entlehnt zu sein. Str. 33 heißt

sind erhabener, als in den beiden andern; auch bewegt sich der Rhythmus kühner und kräftiger. Alle drei Lieder werden nach der Melodie des Kuhreigens gesungen. Es ist dies kein Gesang, sondern eine Aufeinanderfolge von einfachen Tönen ohne Worte, dazu bestimmt, die zerstreuten Kühe zusammenzurufen, wenn sie gemolken werden sollen. Man wird tief von diesen Tönen ergriffen, wenn sie rein durch Höhen und Thäler erklingen und endlich in weiter Ferne verhallen. Trefflich hat der Dichter durch diese Lieder nicht nur den Zweck erreicht, uns mit den Hauptbeschäftigungen des Schweizervolkes bekannt zu machen, sondern uns zugleich in die idyllische Stimmung des Schauspiels zu versetzen. Mit Rücksicht auf diese symbolische Bedeutung haben die Singenden nur die Gattungsnamen Hirt und Alpenjäger, später, wo sie als individuelle Personen auftreten, bekommen sie Eigennamen: der Hirt wird Kuoni (spr. Kuhni), der Alpenjäger Werni genannt.

Durch Baumgartens Auftreten werden wir zuerst mit dem Druck bekannt, welchen die friedlichen, sonst freien Schweizer durch die Vögte erleiden, und lernen zugleich den Helden des Gedichtes als einen Mann der That kennen und achten. Die Scene erscheint danach nicht bloß als Bestandteil der dramatischen Exposition, sondern auch als ein Glied der Gesamthandlung.

Hieran schließen wir nun noch die Erklärung einzelner Ausdrücke.

Jenny = Johann.

Naue, ein plattes Fahrzeug, Lastschiff.

„Der graue Thalvogt“. Wenn Wolken von grauer Farbe von Unterwalden her durch das Thal kamen, so erwartete man Regen und pflegte zu sagen: der Thalvogt oder der graue Thalvogt kommt. Wie im Deutschen der Amtmann, so war ohne Zweifel, noch ehe sich Reichsvögte gleich Geßler und Beringer von Landenberg durch Übergriffe in die bürgerliche Freiheit bei den Schweizern verhaßt machten, dort der Vogt, als Blutrichter und seines Amtes streng wartender Vorgesetzter, zu einem sinnbildlichen Schrecken der Phantasie geworden.

Der Firn ist alter, erharschter, unvergänglicher Schnee, der in den Schluften, wenn der Sturm hindurchfährt, brüllt, d. h. weithin hörbar kracht und ertost.

Der Mythenstein ist ein Felsen im See, in der Nähe des Rütli, jetzt mit der goldenen Inschrift versehen: „Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller, die Urkantone 1860“; der Dichter bezeichnet jedoch mit diesem Namen den Berg Mythen oberhalb des Fleckens Schwyz, gegen 1900 m hoch.

---

es daselbst: „Durch den zerfahrenen Dunst von einer dünnen Wolke — Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt.“

Haube dient zur Bezeichnung der Wolken, welche die Bergspitzen oft ganz einhüllen.

Wächter, Name des Hirtenhundes.

Der Föhn oder Südwind, nämlich der aus den Sandwüsten Afrikas herwehende Sirocco, der sich bei seinem Lauf über die Alpen zwar abkühlt, aber immer noch mit ermattender Lauigkeit herankommt. Bei seiner Ankunft löscht man in der Schweiz, kraft gesetzlicher Vorschrift, das Feuer in den Häusern aus.

Simon und Judä, der 28. Okt., hat in einigen Gegenden eine abergläubische Bedeutung, welche sich auf die uralte Vorstellung bezieht, daß das Wasser jährlich sein Opfer haben müsse.

2. Sc. Während Tell und Baumgarten noch auf dem See schwanken, führt uns der Dichter schon an das Ziel ihrer Flucht, zu Stauffacher in Steinen, im Kanton Schwyz. Die Worte Pfeifers: „Schwört nicht zu Österreich, wenn Ihr's könnt vermeiden", geben den ernsten Inhalt des eben von den beiden Männern geführten Gespräches zu erkennen. Aus Gertruds Anrede ersehen wir, daß Stauffacher sich schon längst mit der Not des Landes und der eigenen Gefahr beschäftigt hat; die Sorge um die Bewohner des friedlichen Thales und die Liebe zu den „zarten Kindlein" und der schutzlosen Gattin hat ihn aber bisher zu keinem Entschluß kommen lassen. Seine treue Gattin wünscht die Ursache seiner Sorgen zu erfahren, um sie ihm durch Teilnahme und Rat erleichtern zu helfen. Nach erhaltener Auskunft bekennt sie, daß sie längst gewußt, was ihn presse, zeigt ihm offen die Größe der Gefahr, aber auch ungescheut die Mittel zur Abhilfe derselben, und wird so Stifterin des Bundes. Die Gesinnung, welche sie hierbei an den Tag legt, ist eben so erhaben, als ihr Vertrauen zu Gott unerschütterlich. Der Dichter motiviert den Adel ihrer Gesinnung dadurch, daß er sie zur Tochter des edlen Konrad ab Ibergs, Landammanns zu Schwyz, macht, von dem Joh. Müller in seiner Geschichte rühmend spricht. Der Geschichte zufolge hieß sie Margarete Herlobig.

„Auf deinem Herzen drückt ein still Gebresten". Dies letztere Wort bezeichnet eigentlich ein Leibesgebrechen und kommt von bresten, so viel als bersten, welches wieder mit brechen, und das Substantiv seinerseits ebenfalls mit Gebrechen, verwandt ist. Im gemeinen Leben sagt man noch Brast für Kummer, insofern er auf dem Herzen drückt und es gleichsam bersten machen will.

Der höchste Herr in der Christenheit war der Kaiser; denn der König von Deutschland ward, sobald er die Römerkrone empfangen, auch als das weltliche Oberhaupt aller christlichen Länder angesehen.

Der Zweck der Scene ist offenbar, uns mit Stauffacher und Gertrud bekannt zu machen; sie gehört daher noch zur Exposition,

ist jedoch durch den Erfolg des Zwiegespräches geschickt in die Handlung verflochten.

3. Sc. Die Verknüpfung dieser Scene mit der vorigen wird durch Tell und Baumgarten vermittelt, ganz wie die der 1. u. 2. Der Bau der Feste Zwing Uri und das Aufstecken des Hutes sind zwei neue Maßregeln, welche Österreichs Vögte ergreifen, um den freien Sinn der Schweizer zu beugen. Die Burg erregt nicht bloß ihres Zweckes wegen, sondern auch der rohen, gewaltsamen Art halber, mit der sie errichtet wird, Unzufriedenheit. Durch den Gegensatz, in welchen sie wiederholt mit den ewigen Bergen, dem von Gott selbst gegründeten Haus der Freiheit, gestellt ist, wird herrlich die Ohnmacht der Hilfsmittel der Tyrannei, durch den Sturz des Schieferdeckers dagegen der Fluch, der auf ihr ruht, symbolisch dargestellt.

Der Hut von Österreich war das Zeichen der besondern Reichsfürstenwürde König Albrechts, als Herzogs von Österreich, und soll daher den Schweizern Erbunterthänigkeit unter Österreich bedeuten.

„Der Hut von Österreich! Gebt acht, es ist
Ein Fallstrick, uns an Östreich zu verraten!"

Zu den weitern Zwecken der Scene gehört noch, die Stimmung des Volkes über den Druck der Vögte zu zeigen, und genauer mit der Denkweise Stauffachers und Tells bekannt zu machen. Beide zeigen ganz entgegengesetzte Gesinnungen: Stauffacher hält eine gemeinsame That für unabweislich, und das volle Herz treibt ihn, mit seinen Gefährten davon zu reden; Tell will von einer gemeinsamen Beratung nichts wissen und sich darauf beschränken, die Unbill von den Seinen abzuwehren und dem einzelnen Bedrängten beizustehen, fürs Wohl des Ganzen aber den Himmel sorgen zu lassen.

4. Sc. Die äußere Verknüpfung dieser Scene wird durch den wieder auftretenden Stauffacher vermittelt, die innere dagegen durch das Gespräch zwischen Walther Fürst und Melchthal. Denn der Gedanke, welcher Stauffacher zu Walther Fürst treibt, ist eben in dessen Wohnung zur Erörterung gekommen. Der Zweck der Scene ist, zu zeigen, wie mit dem Scheusal der Tyrannei auch der Freiheitssinn der Unterdrückten wächst, und endlich zu einer engen Verbindung für das Abwerfen des Unerträglichen führt. Die Not wird jetzt als eine allgemeine erkannt, die gemeinsame Abwehr erfordert. Die Verschiedenheit der Ansichten über die Verhältnisse ist kein Hindernis mehr für die Vereinigung. Den Bund, den hier ein Greis (Walther Fürst), ein Mann mittleren Alters und ein Jüngling beschließen, den beschwören später nachher die drei Lande feierlich.

Das Ergreifende dieser Scene wird hauptsächlich dadurch her-

beigeführt, daß der in den hintern Räumen verweilende Melchthal erst durch die Erzählung Stauffachers die Blendung des Vaters erfährt, und dann hinausstürzt und dem Schmerze Worte verleiht.

„Bald thät es Not, wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren". Schloß und Riegel sind noch jetzt in den einsamen Gebirgen der Schweiz, wie Norwegens und Schwedens, wo viel alte Treue herrscht, unerhört. Ein Fallriegel von Holz, den jeder von außen aufziehen kann, wird als hinreichend angesehen.

„Meinrads Zell", so genannt von einem Grafen Meinrad von Hohenzollern, der am Fuße des Berges Egel in Schwyz eine Eremitenzelle baute, welche Stiftung später, nachdem der Graf von Räubern erschlagen worden war, zu einem Mönchskloster, Unserer lieben Frau Maria zu Einsiedeln, erhoben wurde. Vergl. die S. 544 mitgeteilte Sage.

Welschland, Italien.

Fluelen wird Flühlen gesprochen.

„Unterm Wald". Der Kanton Unterwalden wird nach dem Kernwalde, der das Land von Süden nach Norden durchschneidet, in die beiden Teile ob (über) dem Wald, mit dem Hauptorte Sarnen, und nid (unter) dem Wald, mit dem Hauptorte Stanz, eingeteilt. Der Dichter hat indessen hier nicht an diese spezielle Scheidung gedacht, sondern unterm Wald für Unterwalden gesagt.

„Die roten Firnen", die in den Morgen-, besonders aber in der Abendsonne leuchtenden Schnee- und Eisspitzen der Berge. Der Dichter denkt hier vornehmlich an das sogenannte Alpenglühn, eine entzückende Erscheinung, die bei heiterm Wetter, wenn die Sonne wolkenlos niedergeht, beobachtet wird und am majestätischsten ist, wenn bereits alles umher im Dunkel liegt, indem dann die nackten Felsenhörner und die Spitzen der Gletscher im feurigsten Purpurrot zauberisch zu glühen beginnen, und den Wiederschein des untergegangenen Tagesgestirns mitten in der tiefsten Nacht noch eine Zeitlang festhalten.

Schreckhorn und Jungfrau, zwei über 4000 m hohe Hörner der Berner Alpen.

II. Aufzug.

Die 1. Sc. ist künstlerisch dadurch mit dem Vorhergehenden verbunden, daß der aus dem 1. Aufz. schon bekannte Hirt Kuoni wieder erscheint. Wie der vorige Akt uns die Einträchtigkeit des Volkes zeigte, so läßt uns diese Scene einen Blick in die geteilte Stimmung des Adels thun. Nach Tschudi teilte der Adel, mit einziger Ausnahme des Burgvogts von Wolfenschießen, die Gesinnung des Volkes; Schiller nimmt aber ein Hinneigen eines Teiles desselben zu Österreich an und personifiziert jenes Verhältnis der

Urkunde folgend, durch den Freiherrn Werner von Attinghausen, dieses durch die erdichtete Figur seines Neffen Rudenz. Der alte Attinghausen lebt mit seinen Knechten wie ein Patriarch, behandelt sie wie seine Kinder; Rudenz blickt den Landmann mit Verachtung an und läßt das Vaterland im Stich, um als österreichischer Sklav Selbstbeherrscher seiner Bauern und Angehörigen zu werden. Beide bilden sonach hier einen sehr wirksamen Kontrast.

Die Pfauenfeder galt in jenen Tagen als ein Zeichen der Anhänglichkeit an Österreich, weil die Herzöge und ihre Ritter dergleichen auf ihren Helmen trugen.

Auf der Herrenbank, zu Gericht und bei Beratung der Landesangelegenheit, wo Ritter und Bauern gleiche Stimme hatten und noch haben.

Pair, hier in seiner ursprünglichen Bedeutung so viel als ein Gleicher, Gleichberechtigter, während es in jetziger Zeit eine Benennung der höchsten Barone und Herren des Reichs in England und Frankreich ist.

Die 2. Sc. bildet einen Kontrast mit der ersten. Während nämlich jene uns den in Parteien zerfallenen Adel zeigt, führt uns diese das für Wiederherstellung der alten Freiheit vereinigte Volk vor. Die 33 Männer, welche auf dem Rütli versammelt sind, repräsentieren das ganze Landvolk der drei alten Kantone. Rösselmann sagt darum auch:

„Wir stehen hier statt einer Landsgemeine,
Und können gelten als ein ganzes Volk."

Ihren Reden nach zu schließen, sind es nicht feurige, rasch beschließende Jünglinge, sondern ältere, in dem Kampfe oder den Geschäften der Landsgemeine bewährte Männer. Die Charakterisierung derselben ist so trefflich gehalten, daß dadurch alle Eigentümlichkeiten des Schweizervolkes klar dargelegt werden. Die Nachrichten der Chronik sind nur dürftig; der Dichter mußte daher das meiste selbst schaffen. Das ist ihm denn auch so vorzüglich gelungen, daß das Ganze einen großartigen Eindruck macht. Die Verhandlungen folgen einem streng durchgeführten Plane, welcher aber so echt poetisch behandelt ist, daß er sich gleichsam von selbst macht. Zuerst wird die Form der Tagsatzung bestimmt und sogleich ausgeführt, dann als Zweck der Zusammenkunft die Erneuung des alten Bundes genannt, dessen Ursprung und Fortbestand bis auf diese Zeit und dessen Verhältnis zu Kaiser und Reich erzählt und fortgesetzt wird. Dieser Zustand soll fortbestehen, daher das erste Landesgesetz, daß man sich den Österreichern nicht unterwerfen wolle. Von den zwei Wegen aber, die zum Ziele führen, ist der gütliche erschöpft; es bleibt also nur Selbsthilfe. Doch sollen alle andern Obliegenheiten unangetastet sein, und es soll, wo möglich, kein Blut vergossen werden. Nun handelt es

sich um die Mittel, und hier erhebt sich ein Streit zwischen Schwyz und Uri einerseits und Unterwalden anderseits, bis man sich vereinigt, am Fest des Herrn die Burgen Sarnen und Roßberg in Unterwalden durch List einzunehmen. Nur in Bezug auf Geßler, der Landvogt von Uri und Schwyz war, und mit welchem Stauffacher mit rechten einen harten Stand fürchtet, wird aus dem nichtigen Grunde:

„Die Zeit bringt Rat. Erwartet's in Geduld!
Man muß dem Augenblick auch etwas vertrauen",

zu unserer Verwunderung nichts beschlossen. Es wird eigentlich nur für Unterwalden gesorgt, und indem man nicht auch den gleichzeitigen Sturz des mächtigen Landvogts festsetzte, eine durchaus unzulängliche Maßregel genommen. Diese in der Geschichtserzählung sich befindende Lücke ließ Schiller indes absichtlich als eine Lücke der Beratung stehen, um in dieselbe die imposante Figur Tells selbständig einzuführen. Wie der unkultivierte Mensch in der Beratung immer schwach ist, so mußten auch die Landleute Unzulängliches, Unwirksames beschließen, damit Tell nicht voreilig ausführte, was auch die Verbündeten ohne ihn später wohl erreicht hätten, und damit er allein verrichte, worüber der ganze Bund ratlos wäre. Erst diese Ratlosigkeit macht den Tell zum unersetzlichen Helden.

Bedeutungsvoll ist es, daß in dem Augenblick, wo alle feierlich den Bund beschwören, die Morgenröte an den Bergen sich erhebt.

Die Surennen, ein wildes, mit Schnee bedecktes Grenzgebirge zwischen Uri und Unterwalden.

Der Gletscher Milch, das weiße Gletscherwasser, weiß von zerriebenen Mineralien.

Runsen, kleine Rinnen, welche das Wasser sich selbst gräbt.

Waibel sind die Diener und Boten der Obrigkeit.

Der schwarze Berg ist der Brünig in Unterwalden.

Weißland, das Haslithal, wegen der Gletscher so genannt.

Der Kernwald bei Kerns, einem Flecken in Unterwalden. Stauffacher erwähnt, daß sie einst dem Kaiser Gehorsam versagten.

Pfalz, des Kaisers Hoflager.

Rappersweil am Züricher See in St. Gallen.

Zur großen Frau von Zürich oder zu unserer lieben Frauen heißt das sogenannte Fraumünster daselbst, welches zwei Urenkelinnen Karls des Großen anlegten.

III. Aufzug.

Die 1. Sc. führt uns in Tells häusliches Leben. Er ist mit einer Zimmermannsarbeit beschäftigt, und scheint darin nicht weniger geübt zu sein, als im Führen des Ruders und Absenden

des Pfeils. Das wunderliebliche Liedchen,*) welches Walther singt und wohl vom Vater gelernt hat, soll mit geringen Veränderungen einem schweizerischen Volksliedchen entstammen (?). Es spricht treffend den im Gespräch der Gatten sich kundgebenden Tellsinn aus. Hedwig erscheint neben Tell als ein schwächliches Weib von engem Gesichtskreise, unfähig, des Mannes Denkweise zu verstehen und sich zu etwas Höherem zu erheben; die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens beurteilt sie indes nicht geradezu unrichtig, und zeigt außerdem innige Gatten- und Mutterliebe und Sinn für Häuslichkeit. Ihre aus zu großer Besorgnis und Liebe entspringende Ahnung von etwas Unheilvollem, als Tell mit der Armbrust und in Begleitung des Knaben nach Altorf gehen will, benutzt der Dichter, um hierdurch das Gemüt des Lesers auf das Kommende vorzubereiten und zu spannen. Die beiden Knaben verhalten sich übrigens so zu einander, wie ihre Eltern, bilden also entsprechende Parallelen.

Die Erzählung Tells, wie er mit der Armbrust dem Landvogt Geßler auf einsamem Felsensteig in dem Schächenthal begegnet sei, ist, wie die ganze Scene, erfunden, um zum voraus Geßlers Haß und Furcht und hiermit sein Verfahren in der 3. Scene zu erklären. Zu dieser ist die 1. Scene nur eine Einleitung. Bei ländlichem Frieden kündigte sich in dem Vorgefühl der Hedwig und in diesem Ereignis schon der Sturm des Unglücks an.

Der in dem Knabenliede erwähnte Weih (Milvus, Milan) ist ein zu den Falken gehöriger Raubvogel und steht für den Adler.

Windlawine bezeichnet den im Winter vom Sturm in großen Massen über die Seiten der Felsen hinabgetriebenen Schnee, welcher Menschen und Vieh umreißt.

Ehni, Diminutiv von Ahn, bezeichnet den Großvater.

Wälty, Walter, Liebkosungsform.

2. Sc. Auf die Idylle des häuslichen Lebens folgt die Idylle des Herzens. Rudenz und Bertha sind erdichtet und bilden mit ihrer romantischen Liebe ein zwar mit dem Ganzen verbundenes, aber immer fremdartiges Element. Diese höhere Sprache des innigen Gefühls ist ein Ton aus einer andern Welt, welcher die Einheit der Empfindung stört, die das Kunstwerk hervorbringen soll. Bertha, Rudenz und einigermaßen selbst Attinghausen gehören nicht etwa der höhern Gesellschaft jener Zeit, sondern nur dem Herzen des Dichters an, es sind subjektive Gestalten und mit dem Schweizervolk nur durch abstrakte Ideeen, nicht durch Fleisch und Blut verbunden. Man sieht es, daß hier den Künstler die historischen Quellen und Vorbilder verließen, und so sind hier die Personen selbst Schillerisch geworden und

*) Es ist im 3. Tle. v. Lübens Leseb. mit d. Überschrift: Der Schütz abgedr.

nicht allein ihre Behandlung. Schiller konnte sich nicht enthalten, auch in diesem objektiven Gemälde seinen schönen Herzensempfindungen, gleichsam zum Ersatz, eine eigene Stätte zu bereiten. Es lag dem begeisterten, sinnigen Freunde der ländlichen Natur nahe, in das schöne Land der Freiheit auch die selige Insel der idyllischen Liebe zu legen, und so einen warmen Herzenstraum jüngerer Jahre poetisch zu erfüllen. Rudenz' Wankelmut ist aus der Rolle zu erklären, die er zu spielen hat. Er soll ja die bethörte, zu den Österreichern hinneigende Jugend des Schweizeradels vertreten. Die bereits im Anfange des 2. Aktes begonnene Entgegensetzung des österreichischen und schweizerischen Wesens wird überhaupt in dieser Scene weiter ausgeführt. Dem Geburtsland wird die fremde, falsche Welt, „dem verschlossenen seligen Thal“ werden „des Lebens Weiten“, dem Lande der Unschuld, der Freiheit und der Treue wird das Reich der Falschheit, Bosheit und Grausamkeit gegenüber genannt, und so das Gemälde der reinen Natur durch die Bilder der Kulturübel umstellt und eingeschlossen. In den Worten Berthas:

„Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist in der Unschuld Land?“

bezeichnet „selige Insel“ wohl das Elysium.

Für die 3. Sc.*) lieferte dem Dichter wieder die Chronik das Material. Sie ist ohne Zweifel die Meisterscene des ganzen Schauspiels. Die Gegensätze, welche sich durch das ganze Gedicht hinziehen, zeigen sich hier am schroffsten, sind sogar in den Wächtern des Hutes dargestellt; die Teilnahme für den Helden ist aufs äußerste gesteigert. Die Reverenz vor dem aufgesteckten Hute gestattet eine komische Auffassung — schon als er im 1. Akt auf einer Stange hergetragen und der Respekt vor dem Ausrufer befohlen wurde, lacht das Volk laut auf — und diese giebt sich in dem Humor der Wächter und dem Spotte der sich sicher fühlenden Weiber kund. Das Drama erheitert sich hier zu augenblicklichem Scherz, um sogleich zu desto furchtbarerem Ernste zurückzukehren. Sonst findet sich im Stück nirgends eine Spur von Spaß, und zwar deswegen, weil Humor und Satire der treuen Darstellung eines ungeschminkten Naturlebens und somit der Seele des Schauspiels geradezu widersprochen hätten. Zur ländlichen Idylle, sei sie nun episch oder dramatisch, wird sich die wahre Komik nie verirren, sondern sie weilt nur in den Wirren der Kultur, wo sich die Kräfte geteilt und einander entgegengesetzt haben. — Dann sehen wir den Tell und seinen Sohn im unbesorgten Gespräch auf der Bühne erscheinen, und der Dichter weiß uns auch jetzt den geweckten Knaben lieb zu machen, der den Zauber des

*) Der größte Teil ders. ist im 6. Tle. v. Lübens Lesebuche abgedruckt.

sogleich folgenden Gemäldes durch kindliche Zuversicht und holde Naivetät so bedeutend erhöht. Jenes „große ebene Land", welches der Vater anfangs so reizend malt, aber bald so ganz unter dem Drucke geistlicher und königlicher Gewalt stehend zeigt, daß es dem freiheitliebenden Knaben umheimlich wird, ist wahrscheinlich die Lombardei.

In die Ruhe bricht plötzlich der Sturm ein, als Frießhardt den Tell ergreift und in das Gefängnis bringen will. Der größere Teil der Eidgenossen ist plötzlich auf dem Platze, ohne daß man im Grunde weiß, wo sie hergekommen sind. Dagegen ist das Auftreten Geßlers in jedem Betracht vortrefflich herbeigeführt, sowohl daß von allen Vögten und Werkzeugen der Tyrannei überhaupt nur er erscheint, in welchem sich die auf dem Lande lastende Herrschergewalt konzentriert, als daß er erst jetzt aus seinem Dunkel persönlich hervortritt, nachdem er sich bisher nur durch die furchtbaren Wirkungen seiner Eigenmacht verkündigt, als endlich, daß er von der Jagd mitten unter seinen Edlen und bewaffneten Knechten zur bewegten Scene und zum Volksauflauf frisch herzukommt. Das Verdienst dieser Erfindung und Darstellung wird man erst recht erkennen, wenn man sie mit der oft erwähnten Chronik zusammenhält, wonach Geßler den Tell den andern Tag rufen läßt, dann auch nach dessen Kindern schickt u. s. w.

Wie die Einleitung dieser Scene, so ist auch die Hauptbegebenheit mit feinstem Takte und überaus künstlerisch angelegt. Der Dichter macht uns zu Zeugen des Apfelschusses und läßt uns doch bei dem gräßlichen Anblick des Pfeilabschießens keinen Augenblick ruhig verweilen. Denn während wir an der kühnen Sprache des von seiner Verirrung zurückgekommenen Rudenz gegen den Landvogt mit bewegter Bewunderung gefesselt hängen, ist der Schuß bereits geschehen. Durch ein zweites höheres Gefühl ist die lange lähmende Angst betäubt, bis der getroffene Apfel sie wegnimmt. Daß aber der Knabe, für den alle zittern, unbefangen auf den Vater traut, ist eben so rührend, als sein Sträuben, sich binden zu lassen, ein wohlgetroffener Zug schon in der Wiege eingesogenen Freiheitssinnes ist.

Der Landvogt hatte schon im Schächenthale vor Tells Pfeilen gezittert. Nach dem Apfelschuß und dem von Tell abgelegten Geständnis war dies noch in erhöhterem Maße der Fall. Wollte er sich von den beunruhigenden Gedanken befreien, so mußte Tell unschädlich gemacht werden, am besten durch Gefangennehmung. Um aber den Verdacht einer persönlichen Furcht von sich abzulenken, und die Gefangennehmung Tells zu einer Demütigung des ganzen Volkes ausdrücklich zu stempeln, sagt Geßler, beinah wörtlich nach den Grundsätzen Albas:*)

*) Vergl. d. Gesch. d. Abfalls der Niederlande, in Schillers Wkn., VIII. 279 u. ff.

„Rebellen seid ihr alle gegen Kaisers
Gericht und nährt verwegene Empörung.
Ich kenn' euch alle — ich durchschau' euch ganz —
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte."

Tells Zusammentreffen mit Geßler im Schächenthale kann als der Grund der ganzen Scene angesehen werden. Geßler hatte vor Tell gezittert, und von dieser Furcht wollte er sich befreien.

In Beziehung auf Tells Entschuldigung: „Wär' ich besonnen („witzig" bei Tschudi), so hieß ich nicht der Tell", sei noch bemerkt, daß Telle oder Täll dem Buchstaben nach ein Einfältiger, von dahlen, einfältig oder kindisch sein, zwecklos tändeln (von ahd. tallazjan oder von tuëllan, sinnesmatt, schläfrig sein, Wurzel von toll = thöricht und unbesonnen ausgelassen, leidenschaftlich unsinnig, dumm, verstandesberaubt, verstandesschwach) bedeutet. Wahrscheinlich ist dies kein eigener oder ererbter, sondern ein angenommener Name, den vielleicht Wilhelms sämtliche Bundesgenossen sich in ähnlicher Absicht beilegten, wie die niederländischen Verschwornen den Spottnamen Geusen.

IV. Aufzug.

1. Sc. Kunz von Gersau ist eine nicht historische Hilfsperson, welche der Dichter nur einführt, um die Nachricht von der Einschiffung des gefangenen Tell und von dem bevorstehenden Tod des Attinghausen dem Fischer und seinem Knaben zu melden und hiermit die zwei Achsen zu nennen, um die sich der 4. Akt dreht. An die überbrachte Nachricht schließt sich der Fortgang der Handlung stätig an. Ein Läuten zeigt an, daß sich ein Fahrzeug in der Not befindet, und bald erkennt der Fischerknabe, in dem links von Flüelen herkommenden Schiff das Herrenschiff von Uri, und wir werden gleichsam zu Zuschauern dessen gemacht, was hinter den Brettern vorgeht. Nun Tell selbst auf der Bühne! Sein stummes Erscheinen, wie er zur Erde niederstürzt, um sich des rettenden Mutterbodens mit seinen Händen zu versichern, und wie er dann dankerfüllt und sprachlos seine Arme zum Himmel ausbreitet, ist eben so ergreifend, als die nachfolgende, treu nach Tschudi gegebene Erzählung seiner Rettung spannend und seiner Gemütslage durchaus angemessen; denn wenn es auch in Tells Charakter liegt, nicht viel Worte zu machen („das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht", sagt er zu Stauffacher, Akt 1, Sc. 3): so ist es doch eben so wahr, wenn er wunderbar Entronnene die erste Gelegenheit ergreift, um sein tiefbewegtes Herz durch Worte zu erleichtern, als es seiner Denkweise entspricht, erst nach eröffnetem Geheimnis sich nach der Person dessen zu erkundigen, dem er sich anvertraute. Übrigens ist durch die urkundlichen Worte, die Tell den Knechten zuruft, daß, wenn sie vor der Felsenplatte vorbei wären, sie das Ärgste überstanden hätten,

was auch wirklich der Erfolg bestätigte, Börnes Bemerkung beseitigt, daß Tell den Landvogt und die unschuldige Schiffsmannschaft gegen das in ihn gesetzte Vertrauen verräterisch im Stiche lasse. Sein verhängnisvoller Entschluß, den er dem Fischer leise andeutet, erfüllt uns endlich, wenn er die Bühne verläßt, mit der teilnehmendsten Erwartung. Dort, wo sein Herz von der gerührtesten Empfindung überquoll, hat sein Mund Sprache, hier, wo es sich um Thaten handelt, ist seine Rede lakonisch.

Den Fischer Ruodi benutzt Schiller hier, um den ungeheuern Schmerz zu schildern, welchen die Mißhandlung und Gefangennehmung Tells im Volke verursachte. Seine Worte: „Raset, ihr Winde! Flammt herab, ihr Blitze!“ ꝛc. erinnern an die Verzweiflungstöne des von seinen Töchtern in die stürmische Nacht hinausgestoßenen König Lear von Shakespeare (Akt 3, Sc. 2): „Blaset, ihr Winde! sprenget eure Wangen!“ ꝛc., und drücken zwar hohe Empfindungen aus, sind indes mit Rücksicht auf den zu erreichenden Zweck nicht als unpassend im Munde des sonst einfachen Mannes zu bezeichnen. Ruodi ist auch sonst seinem bereits bekannten Charakter gemäß gehalten; denn statt den Bedrängten beizustehen, sagt er: „Gott helf' den armen Leuten!“

Gransen, auch im Nominativ Grans, bezeichnet die spitzigen Enden eines Schiffes.

Sind des Fahrens nicht wohl berichtet, wissen sich nicht hinreichend zu orientieren, indem sie das Wasser nicht genau genug kennen.

Hiedannen, von hinnen weg.

Handlich zuzugehn, bis daß wir vor die Felsenplatte kämen, d. h. nur Handreichung und Hilfe bis zu dieser gefährlichen Stelle zu leisten. Hier hat Schiller den benutzten Tschudi nicht verstanden. Dieser schreibt: „schry den knechten zu, daß sie hantlich zugind, biß man fur dieselb Blatten käme, wann sie hattend dann das bösist überwunden“. Hantlich Zugind ist nicht das von Schiller neu geschaffene zuzugehn, sondern heißt zugreifbar, kräftig zögen (nämlich die Ruder), bis man über die Platte hinaus, an ihr vorbei käme, genauer: gekommen wäre. Der vorspringende Fels wird von Tell als die schlimmste Gefahr des Scheiterns dargestellt, nicht als Ort der Rettung bezeichnet, wodurch er seine wahre Absicht leicht hätte verraten können.

Arth, schönes Dorf zu den Füßen des Rigi, am Zugersee.

Lowerz oder Lauerz, Dorf am südwestlichen Ufer des davon benannten Seees.

Schwäher, hier Schwiegervater.

2. Sc. Während Tell auf einsamen Wegen nach Küßnacht geht, führt der Dichter uns die rührende Scene auf dem Edelhofe zu Attinghausen vor. Die Häupter des Bundes, Walther Tell, Hedwig und Rudenz sind versammelt. Über das Verhältnis des

jungen Walther zu Attinghausen ist nichts gesagt; dieser scheint ihn nicht einmal zu kennen; sein Knieen vor dem Sterbenden erscheint daher als eine leere Ceremonie, wenn man nicht in dem Knaben den Repräsentanten des künftigen freien Bauernstandes erblicken soll. Später aber gewinnt „dieses Haupt, wo der Apfel lag und aus welchem die bessere neue Freiheit grünen wird“, eine schöne sinnbildliche Beziehung. Hedwigs empfindsames Wehklagen über die Härte ihres Gatten, der nach dem Sohn geschossen, welcher jetzt doch wohl erhalten in ihren Armen liegt, mag effektvoll sein, für eine Landfrau natürlich ist es nicht ganz angemessen und auch nur gewaltsam herbeigeführt. Damit sie sich über „das rohe Herz der Männer“ auslassen könne, darf sie es gar nicht wissen, daß der Knabe auch sterben mußte, wenn der Vater nicht schoß, und muß sie meinen, der Sohn sei gebunden gewesen; und die zuhörenden Männer belehren sie nicht eines Bessern; um ihrem Jammern nicht ein schnelles Ende zu machen! Sie kann sich bei ihrem engen Hausgefühl nur darüber beschweren, daß Tell den Baumgarten gerettet, der denn auch nur deswegen da ist, um diese Klage anzuhören. Die frühere Klage erzwingt der Dichter durch eine doppelte Unwahrscheinlichkeit: Hedwig mußte wissen, ehe sie kam, wie die Sache stand, und wenn sie es nicht wußte, mußten die Wissenden, um sie zu beruhigen, es ihr sogleich sagen. Dagegen ist alles, was wir nachher von dem alten Freiherrn vernehmen, sehr bezeichnend und sehr bedeutend. Der Dichter läßt offenbar mit Anspielung auf die welthistorischen Umgestaltungen der jetzigen Menschheit, den Greis bei der Nachricht vom Bunde der Landleute seinem Vaterlande die kommende Zeit verkünden, wo das Herrliche der Menschheit sich nicht mehr durch den Adel, sondern durch das Bürgertum erhalten werde. Die Schlachten von Morgarten, von Laupen, von Sempach, von Näfels vergegenwärtigen sich uns, und der Dichter zieht auch hierdurch, wie oben durch die Namen aus späterer Zeit, so viel Zukunft in sein Gemälde, als möglich, um es mit der größten historischen Fülle und Mannigfaltigkeit auszustatten. Der edle Freiherr selbst, welcher gerade zu der Zeit, wo „diese neue bessere Freiheit“ errungen und gegründet wird, als der Letzte seines Stammes zu Grabe steigt, wird hierdurch offenbar zu einer symbolischen Figur: er stellt den Geist des abscheidenden Rittertums dar. Daß dieser Prophet der Volksfreiheit und des Bürgertums ein so volksliebender, bürgerlich gesinnter Mann ist, stimmt sehr schön zusammen. Sein Erbe Rudenz aber bestätigt sogleich durch den Bund, den er mit dem Landmann stiftet, durch die Hilfe, die er von ihm erfleht, und durch die Freundschaft, die er später mit dem heftigen Vertreter der Volkspartei, mit Melchthal, schließt, die Weissagung des Oheims, daß der Adel von seinen alten Burgen herabsteigen

und dem Volke seinen Bürgereid schwören werde. Sein Thun und seine Person erhalten hierdurch ebenfalls eine sinnbildliche Bedeutung.

„Seht, die Feder auf seinen Lippen regt sich!“ Auf den Mund Ohnmächtiger, Scheintoter, im Wasser Verunglückter legt man eine Flaumfeder, um an deren Bewegung sogleich inne zu werden, wenn der Atem wiederkehrt.

„Sie setzen in der blinden Wut des Spiels“, des Spiels, das sie in ihrer Heftigkeit mit Glück und Zufall treiben.

„Hast du nur Thränen für des Freundes Glück?“ Der Accent liegt auf Thränen, im Gegensatz der Thaten, die Hedwig mit Recht vermißt.

Die Alpenrose (Rhododendron) ist ein den höheren Alpen angehöriges, strauchartiges Gewächs mit schönen dunkelroten Blumen, die in der Thalluft bald verwelken. Mit unsern Rosen (Rosa) hat sie gar keine Ähnlichkeit in ihrem Bau.

Walther Fürst sagt in Bezug auf Rudenz zu Attinghausen: „Er hat sein Herz gefunden“, d. h. die in ihm ursprünglich schlummernde Gesinnung, die alte Liebe zum Vaterlande, ist in ihm erwacht, er hat sie wiedergefunden.

„Der Schmerz ist Leben“, zeigt, daß man lebt. „Das Leiden ist, so wie die Hoffnung, aus“, nämlich die Hoffnung des Lebens.

„Hat sich der Landmann, solcher That verwogen“, sich ihrer unterfangen.

„Üchtland“ = Weideland, von uohtâ, Weideplatz, Nachtweide, die Landschaft zwischen dem Jura und den Berneralpen, die Gegend um den Neufchateler-, Bieler- und Murtensee.

Die 3. Sc. stellt mit der ersten fortlaufende Handlung dar. Tells Monolog hat den Zweck, den gefaßten Vorsatz zu rechtfertigen. Es lag dem Dichter alles daran, von der That den Schein einer leidenschaftlichen Aufregung und Übereilung zu entfernen. Was in der mächtigsten Gemütsbewegung ergriffen war, soll die Probe des besonnenen Urteils aushalten. Deswegen tritt es im Monolog hervor, daß die durch Tell vollstreckte Bestrafung Geßlers ein Gottesurteil ist („Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen“), daß er sich hierzu durch einen furchtbaren Eidschwur verpflichtet, daß er nur Kind und Weib vor der Wut des Tyrannen beschützen will. Denn er hat Grund zu fürchten, daß Geßler seine Entweichung eben so grausam an seiner Familie rächen werde, als Landenberg die Flucht Melchthals an dessen Vater. Die Gründe, warum Tell ihn töten will, fließen also aus der Religion, aus dem ewigen Naturtrieb, aus der Notwendigkeit seiner Lage, und er setzt in die Redlichkeit seiner Handlung keinen Augenblick einen Zweifel. Nichtsdestoweniger schaudert er vor dem Werke zurück, und so stellt sich natürlich seinem Vorhaben die harmlose Vergangenheit seines Lebens gegenüber, aus welcher ihn der Landvogt gewaltsam zum Ungeheuern hervorgezogen. Seine Gedanken schwei-

fen hin und her, aber von verschiedenen Seiten führt ihn alles wieder auf den jetzigen Augenblick zurück. Doch muß ihn sein Vorsatz zu sehr fesseln, als daß er sich so weitläufig, wie er es wirklich thut, in seine Vergangenheit verlieren kann. Von einer gereizten Privatrache ist nirgends eine Spur, überall zeigt sich die ehrenwerteste Gesinnung. Daß er Pfeil und Bogensehne anredet, scheint, ganz im Geiste der Homerschen Dichtung, welche doch für die Darstellung der naiven Menschheit Muster ist, für den Alpenjäger charakteristisch zu sein, welcher die notwendige und teure Waffe, die er immer in Händen hat, mit seinem Innern in eine freundliche Beziehung setzt und durch seine Phantasie belebt. Dagegen eignet sich die Vergleichung seines Vorhabens mit dem Geschäfte anderer Menschen, die sich hier rasch und fremd an einander vorübertreiben, mehr für einen müßigen Beschauer, und die abgemessene kontrastierende Durchführung lassen uns den Tell ganz vergessen, und nur an den Dichter denken. Wir verwundern uns auch, wie der sonst so Wortkarge so breit und umständlich sprechen, und der sonst nie Reflektierende die That, zu welcher er sich berufen fühlt, und die Redlichkeit derselben, von der seine Seele voll ist, so scharf und sorgfältig durch die Reflexion zerlegen kann. Die Absicht des Dichters, uns mit den Beweggründen seines Helden bekannt zu machen, und ihn hierdurch und durch die gefaßte Ruhe, mit welcher er auf sie hinblickt, vor uns zu legitimieren, tritt zu deutlich hervor. Die Dichtung spielt durch dieses an sich herrliche Selbstgespräch schon in die Moral hinüber, wo sie am Ende des Stückes leider ganz weilt. Daß Tell, nachdem er den Schuß gethan, sich dem sterbenden Geßler als den Thäter nennt: „Du kennst den Schützen, suche keinen andern!" 2c., beweist besser, als der Monolog, seine reine, hohe Überzeugung. Aber er konnte sich nur mit Hinblick auf die im Hintergrunde stehenden Eidgenossen einer solchen unklugen Offenheit schuldig machen.

Geßler wird durch die Armgart in die peinlichste Lage versetzt und gerade in dem Augenblicke getötet, wo er sich gelobt, den freien Geist der Schweizer vollständig zu beugen. Um seine Tyrannei in einem etwas milderen Lichte erscheinen zu lassen, hat ihm der Dichter in seinem Stallmeister Rudolf von Harras, einen gutmütigen, wohlgesinnten und leutseligen Kriegsgefährten zur Seite gestellt, dessen Warnung er wenigstens anhören muß. Das Auftreten der Armgart dient dazu, die Katastrophe herbeizuführen. Der Brautzug bildet den fürchterlichsten Kontrast mit dem sterbenden Tyrannen. Der Flurschütz Stüssi ist eine Stimme aus dem niedrigen Volke. Von den beiden vordeutenden Ereignissen, die er erzählt, ist der Bergfall des Glärnisch im Kanton Glarus gut erfunden, die Tötung des Ritterpferdes durch einen Schwarm Hornissen wörtlich aus Tschudi genommen. Die barmherzigen Brüder, ein 1540 gestifteter Orden, sind, ge-

wissermaßen im Sinne des griechischen Chors, am Ende des Akts mit einem Gesange eingeführt, um die durch den Mordauftritt erschütterte Seele des Zuschauers zu besänftigen und durch den Eindruck eines religiösen Anklangs zu versöhnen, was teils durch den Geist der mäßigenden Harmonie der tragischen Komposition für sich geboten, hier aber auch deswegen notwendig ist, damit auf die Freudenscenen des folgenden Akts ein leiser Übergang vermittelt werde.

„Säumer“, Treiber der Saumtiere, d. h. der Pferde oder Maultiere, welche auf den für Wagen unzugänglichen Gebirgspässen benutzt werden, um Kaufmannsgüter fortzuschaffen. Die 3 Ctr. schwere Ladung eines solchen Tieres heißt Saum, vom Italienischen soma, Last.

„Ammonshörner“ sind versteinerte Schnecken von der Gestalt eines Widderhorns.

„Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut.“ Scheuchzer erzählt in seiner Naturgeschichte, daß der Gemsenjäger zuweilen genötigt werde, die Schuhe auszuziehen und sich mit einem Messer in die Ballen oder Fersen des Fußes zu schneiden, um sich durch das hervorquellende, klebrige Blut einen festern Stand auf gefahrdrohenden Felsvorsprüngen zu verschaffen. In neuern Schriften wird diese Mitteilung als ein albernes Märchen bezeichnet. Vergl. „Das Tierleben der Alpenwelt von Fr. v. Tschudi. Leipzig, 1853. S. 354.

„Grattier“ wird die Gemse genannt, weil sie sich auf den Graten oder Rücken der Berge aufhält.

„Mörlischachen“, ein Dorf am Vierwaldstätter-See.

„Ruffi“, Bergsturz, Erdfall, Einsturz einer Gebirgswand.

Der Ausruf Armgarts: „Der Landvogt kommt!“ hat den Ton auf kommt, weil es vorhin geheißen hatte, er komme nicht mehr.

V. Aufzug.

1. Sc. Das Volk an sich hat bisher nichts gethan zur Erlangung der gemeinsamen Freiheit. Nachdem nun aber der Hauptfeind tot und der Landenberg verjagt ist, macht es sich sogleich über die leblosen Werkzeuge der Tyrannei her und zerstört sie mit großem Ungestüm. Charakteristisch ist, daß sich der Großsprecher Ruodi hierbei als Anführer hervorthut und daß die, welche die Feste aufführten, der Steinmetz und seine Gesellen, beim Niederreißen zuerst Hand anlegen. Bei strenger Beurteilung erscheint das Volk hier feig, während Schiller doch in diesem Schauspiel den Männermut jener thatenreichen Zeiten uns vorführen will. Walther Fürst erscheint, seinem Charakter und Alter gemäß, bedenklich, hier jedoch ohne Not, da die verabredeten Feuerzeichen den Sieg bereits verkünden. Melchthal bringt auch sofort die Nachricht hiervon. Wie der Aufbau der Burg ein Symbol der

Tyrannei ist, so ist ihre Niederreißung das der wieder erlangten Freiheit.

Um den Haupthelden nicht zu verdunkeln, und die andern doch auch nicht als unbedeutend erscheinen zu lassen, hat der Dichter mit feinem Takte die Ereignisse dieser Scene — die Einnahme des Sarner Schlosses und des Roßbergs, die Rettung der Bertha, die Flucht des Landvogts Landenberg — nicht dramatisch dargestellt, sondern läßt sie nur erzählen, nur in ihren glücklichen Folgen sehen. Die Aufbewahrung des Hutes als ewiges Zeichen der Freiheit findet in einer Bemerkung Müllers, daß der Hut schon bei den Römern das Sinnbild der Freiheit war, ihre Erklärung, ist auch ohnehin aus dem Gedankengange des Dichters heraus, der schon in Wallensteins Lager (11. Auftr., 41) und in den Piccolomini (Akt 4, Sc. 5, 145) ihn als Zierat des Mannes und Zeichen der Freiheit bezeichnet. Überaus meisterhaft und dabei treu nach Tschudi ist das Folgende ausgeführt. Kaum hat Walther Fürst seine Besorgnis ausgesprochen, daß der König den Tod des Landvogts rächen und den Vertriebenen mit Gewalt zurückfordern werde, da tritt auch sogleich Stauffacher mit der Nachricht auf, daß der König Albrecht ermordet, und der Graf von Luxemburg als sein Nachfolger schon bezeichnet sei; die Landleute haben kaum Zeit, sich über diese Heilskunde zu freuen, als schon der von der verwitweten Königin Elisabeth geschickte Reichsbote mit der Bitte an die Waldstätte kommt, den Mördern keinen Vorschub zu leisten.

„Ein glaubenswerter Mann, Johannes Müller.“ Er ist hier eingeflochten in dankbarer Erinnerung des Leitfadens, der dem Dichter mit dem Geschichtswerke dieses trefflichen Mannes durch den Stoff des Schauspiels gegeben war. Bei der 2. Aufführung des Tell in Weimar saß er neben Wieland in der fürstlichen Loge. Als die angeführte Stelle gesprochen wurde, richteten sich die Augen aller Zuhörer auf ihn. Über sein Leben s. oben S. 273 u. ff.

„Mit einem Bischofshut“ fand man die jüngern Söhne großer Familien gern ab, weil der geistliche Stand in seinen höhern Weihen ein sorgenloses, ja üppiges, und durch die politische Stellung der Geistlichkeit sehr einflußreiches Dasein gewährte, auf solche Weise aber nicht nötig war, die Nachgebornen auf Kosten der Erstlinge standesmäßig zu bedenken.

„Der König ritt leer ab vom Stein zu Baden.“ Der Stein war ein über Baden gelegenes festes Schloß der Herzöge von Österreich, welches 1415 in dem Aargauer Kriege von den Eidgenossen gesprengt wurde.

„Hofstatt“, Stätte des Hofes, augenblickliche Residenz.

Die „alte große Stadt aus der Heidenzeit“ ist

das römische Vindonissa (jetzt das Dorf Windisch), seiner Zeit eine wichtige Grenzfestung wider die Germanen. Sie wurde 594 durch den Frankenkönig Childebert II. zerstört.

„Mit des Bannes Fluch bewaffnet." Die Mörder Albrechts wurden weltlich geächtet und geistlich verflucht, mit dem Bannfluch belegt.

„Die er gemehrt hat", die er groß und reich gemacht.

2. Sc. Die Erscheinung Johannes von Schwaben, im alten Chronikenstil Johannes Parricida (d. h. der Vatermörder) genannt, ist durch schon früher schicklich eingeflochtene Erwähnungen und durch die unmittelbar vorhergehende Erzählung Stauffachers hinreichend vorbereitet. Daß er, der der Höhe des Kaisers angehört, von dem alles Unheil ausging, in den niedrigen Kreis der Landleute hilfeflehend eintritt, ist sehr bedeutsam. Ein sehr zarter Zug ist es, den Schiller in Hedwigs Weiblichkeit gelegt hat, daß ihr in der Nähe des angeblichen Mönchs graut; denn die Unschuld hat in ihrer naiven Reinheit eine leise Ahnung, eine natürliche Antipathie in Gegenwart des Bösen. Die vortrefflich eingewobene Beschreibung der Gotthardstraße gehört zu dem großartigsten der ganzen Dichtung. Es ist, als wenn der Dichter uns mit der vollsten Ladung des erhabenen Natureindruckes entlassen wollte, den das Werk auf uns macht.

So gut die Einführung Johanns von Schwaben vorbereitet ist, so muß sie doch an und für sich als verfehlt bezeichnet werden. Schiller verliert nämlich dadurch den Vorteil, welcher der Dichtung so sehr zu statten gekommen wäre, daß nun die Ermordung Albrechts nicht mehr als die göttliche Strafe seiner Ländergier, sondern als das Werk gemeiner Ehrsucht erscheint. Noch tadelnswerter ist aber, daß die Scene auf einem moralischen Zweck, einer partikulären Rücksicht beruht, die an sich unpoetisch, hier aber vollends ganz verfehlt ist. Schon Bouterweck sagt: „Hier verwechselt Schiller das moralische Interesse mit dem ästhetischen. Wenn unser Gefühl mit der That des Tell, erst nachdem sie geschehen, durch Konfrontation derselben mit dem Verbrechen des Johann von Schwaben versöhnt werden müßte, wäre sie überhaupt keiner dramatischen Darstellung wert." Der Dichter hat den Helden die That mit solcher innern Sicherheit und unter solchen Bedrängnissen vollziehen lassen, daß wir vollkommen befriedigt sind, und diese schlimme Zusammenstellung nur Zweifel in uns regt, ob unser Gefühl auch Recht habe. Man sieht wohl, wie der Monolog vor der That, so sollte ihn auch diese Entgegenstellung nach der That in der größesten Gewissensruhe zeigen. Aber der Dichter hätte ihm nicht mehr schaden können, als daß er auch nur den Gedanken, daß er ein Verbrecher sein könne, mit ihm in Verbindung bringt, und seinen Heros vor den Richterstuhl unserer bürgerlichen Moral stellt. Denn entlassen wir ihn auch als unschuldig,

so hat er doch einmal seine Würde verloren, und uns ist der große, ganz freie Eindruck der Dichtung durch unser penibles Richtergeschäft verdorben. Daher sind uns schon die diese Vergleichung einleitenden kläglichen Worte der Hedwig, womit sie ihren Mann empfängt, unausstehlich:

„Wie — wie kommst du mir wieder? — Diese Hand
— Darf ich sie fassen? — Diese Hand — O Gott!"

Konnte nur einmal der Gedanke des Meuchelmordes ihre Seele beflecken, so war sie Tells für immer unwürdig. Wie die Erhebung der Schweizer nichts mit dem modernen Revolutionswesen gemein hat, eben so weit ist die „gerechte Notwehr eines Vaters, welcher der Kinder liebes Haupt verteidigt, des Herdes Heiligtum beschützt, sein Teuerstes schirmt, das Schrecklichste, das Letzte von den Seinen abwehrt, die heilige Natur rächt", verschieden von der aus bloßer blinder Privatrache verübten Mordthat Johanns. Sogar Stauffacher, der einsichtsvollste und thätigste unter den Eidgenossen, nennt Tell (am Schluß der 1. Sc.) den Stifter der Freiheit und den Retter aller, und auf seinen Rat wallen die Landleute nach Bürglen, um ihm ein Lebehoch zuzujauchzen.

In der letzten Scene wird dies Vorhaben ausgeführt, und Tell dadurch nochmals als der hingestellt, der den Mittelpunkt der Handlung bildet. Dieser Abschluß hat etwas opernartig Unbestimmtes, und wird noch mehr dadurch geschwächt, daß Rudenz und Bertha zuletzt noch in den Vordergrund treten, indem sie sich vor den versammelten Eidgenossen ihre Hände reichen, gleichsam als wären diese vaterländischen Anstrengungen nur geschehen, um ein liebendes Paar zusammenzugeben. Doch tritt Rudenz selbst sogleich wieder ins allgemeine, indem er seine Knechte für frei erklärt. Das ist ein Akt des zum Volke sich neigenden Adels, wie Attinghausen es geweissagt, und zugleich die einzige politische Neuerung im Stücke. Denn sonst wird nur der alte Zustand gerettet.

4. Inhalt des Schauspieles.

I. Aufzug.

Er umfaßt einen Tag.

1. Sc. Die erste Scene ist Uri, am westlichen Gestade des Waldstättersees, da, wo es Schwyz gegenüber sich nordöstlich spitz in den See hinein erstreckt. Über den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe in Schwyz im hellen Sonnenschein liegen. Zur Linken des Zuschauers zeigen sich die Spitzen des Haken oder Hacken,*) mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernen Hintergrunde sieht man die Eisgebirge. Man hört den Kuhreihen und das harmonische Geläute der Herden. — Am Ufer des Seees finden sich ein Fischer, ein Jäger und ein Hirt,

*) Schiller meint die beiden Mythen, nicht den 1521 m hohen Hacken.

ihre nächsten Angelegenheiten besprechend. Jeder von ihnen führt sich durch ein auf seine Lebensweise bezügliches Lied an. Zu den dreien kommt Baumgarten, vor den verfolgenden Reitern des Landvogts fliehend; er hat den Burgvogt Wolfenschießen wegen seines frevelhaften Benehmens erschlagen. Er fleht den Schiffer an, ihn ans andere Ufer zu bringen; dieser wagt es nicht aus Furcht vor dem Sturme, der immer drohender herannaht. Tell, der inzwischen hinzugekommen war, unternimmt das Wagnis. Kaum ist er mit dem Flüchtling vom Ufer abgestoßen, als die Reiter erscheinen; erzürnt, daß ihnen der Verfolgte entgangen, plündern und schädigen sie das Eigentum der Landleute.

2. Sie ist zu Steinen in Schwyz. — Pfeifer von Luzern verläßt seinen Gastfreund Werner Stauffacher, den er besucht hatte; beim Abschied mahnt er diesen, am Reich festzuhalten und alles aufzubieten, um nicht in Österreichs Gewalt zu geraten. Gertrud, Werners Gattin, ermutigt ihn, für des Landes Freiheit das Äußerste zu wagen.*) Tell kommt mit dem geretteten Baumgarten.

3. Sc. Sie ist ein öffentlicher Platz bei Altorf. Auf einer Anhöhe im Hintergrunde sieht man die Feste Zwing Uri bauen. Handwerker aller Art sind dabei beschäftigt; alle und auch Stauffacher und Tell, die hinzugekommen, drücken ihren Unmut gegen des Vogts Tyrannei aus. Ein Ausrufer verkündet, daß mitten in Altorf ein Hut auf hoher Säule werde befestigt werden, den man durch Kniebeugung und Entblößung des Hauptes verehren solle, wie den Landvogt Geßler selbst. Ein Schieferdecker stürzt vom Dache und bleibt tot.

4. Sc Walther Fürsts Wohnung, welche der Dichter nicht mit Johannes Müller im Orte Attinghausen annimmt, sondern nach dem Hauptflecken Altorf verlegt. — Walther Fürst (ein reicher Landmann und Tells Schwiegervater) und Melchthal besprechen sich über das Unglück des gedrückten Landes, von dem jeder einzelne ergriffen zu werden droht. So hatte auch Melchthal flüchten müssen, weil er einen Knecht des Landvogts von Unterwalden verwundet hatte, der ihm die Ochsen hatte wegnehmen wollen. Sie werden von Stauffacher unterbrochen, welcher dem Freunde von den neuen Greuelthaten des Landvogts erzählt; dieser hatte dem alten Vater Melchthals die Augen ausreißen lassen. Da wird den drei Männern klar, daß man der Gewalt entgegentreten müsse; sie beschließen, des Volkes Stimmung auszuforschen und mit Gleichgesinnten weiteres zu beraten.

II. Aufzug.

Er beginnt am frühen Morgen und versetzt uns darauf in die Nacht. Zwischen beiden Aufzügen ist ein Zeitraum zu denken,

*) Vergl. d. Erzähl. v. Zschokke im 4. Tle. v. Lübens Leseb.: Wilhelm Tell.

während dessen die drei verbundenen Männer Gleichgesinnte aufsuchen und für ihr Vorhaben gewinnen.

1. Sc. Der Edelhof des Freiherrn von Attinghausen, oberhalb Altorf auf dem linken Ufer der Reuß. — Der alte Attinghausen ermahnt seinen Neffen, Ulrich von Rudenz, von seiner Verbindung mit den Bedrängern des Landes abzulassen und sich den Freunden der Freiheit anzuschließen. Rudenz aber hört nicht auf des weisen Oheims Reden; seine Liebe zu Bertha von Bruneck macht ihn blind gegen die frechen Anmaßungen der Unterdrücker und zieht ihn unwiderstehlich nach deren Seite. (Die 5 V. im 5. Thle des Leseb., welche die Überschrift haben: „Das Vaterland", sind aus dieser Scene.

2. Sie ist auf dem Rütli am Abhange des Selisberges. Stauffacher, Walther Fürst und Melchthal kommen mit 30 Gleichgesinnten zusammen; sie beraten des Landes Angelegenheiten, erneuern den uralten Bund der drei Länder und beschließen, die Vögte mit Gewalt zu vertreiben.

III. Aufzug.

Er umfaßt mit dem folgenden einen Tag.

1. Sc. Sie ist der Hof vor Tells Hause in Bürglen im Schächenthale, im Lande Uri. — Tell will nach Altorf zu seinem Schwiegervater Walther Fürst. Hedwig, seine Gattin, sucht ihn davon abzuhalten, indem sie ihn an Geßlers bekannten Haß erinnert; allein er geht, von seinem ältern Knaben begleitet.

2. Eine eingeschlossene wilde Waldgegend mit von Felsen stürzenden Waldbächen. — Rudenz und Bertha, welche beide den Landvogt auf die Jagd begleitet hatten, haben sich von den übrigen entfernt. Rudenz benutzt diese Gelegenheit, seine Liebe zu erklären; Bertha aber verweist ihm sein Benehmen gegen die Seinigen und sein Land; er wird von ihrer Rede mächtig ergriffen und für die Sache der Freiheit gewonnen.

3. Es ist eine Wiese bei Altorf. Geßler hatte auf dem öffentlichen Platze den österreichischen Herzogshut auf eine Stange stecken lassen und befohlen, daß jeder vor demselben die Knie beugen solle. Tell geht mit dem Knaben vorüber, ohne dem Befehle nachzukommen; er wird deshalb von der Wache festgehalten. Inzwischen kommt Geßler herbei. Als er von der Sache unterrichtet worden, befiehlt er dem Tell, einen Apfel von seines Knaben Kopfe herabzuschießen. Weder Tells, noch der Landleute Bitten können den Wüterich rühren; da legt sich Rudenz ins Mittel, aber auch seine Teilnahme ist vergeblich. Unterdessen drückt Tell den Pfeil ab, der Apfel fällt. Alle, selbst Geßler, bewundern des Schützen Meisterschaft. Als sich dieser entfernen will, ruft ihn Geßler zurück, ihn fragend, warum er noch einen zweiten Pfeil zu sich gesteckt habe. „Mit diesem zweiten Pfeil

durchschoß ich Euch", versetzte Tell, „wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte." Der Landvogt, dieses Geständnis benutzend, läßt den Tell binden und gefangen abführen.

IV. Aufzug.

1. Sc. Sie versetzt uns an das östliche Ufer des Vierwaldstätterseees, an eine von der jetzigen Tellplatte, wo die Kapelle steht, nördlich gelegene Anfahrt, in der Nähe des Dorfes Sissingen. — Während eines Sturmes ist der Fischer mit dem Fischerknaben am Ufer; Kunz von Gersau erzählt ihnen, was zu Altorf geschehen. Als er sich wieder entfernt hatte, bemerken die beiden das Schiff des Landvogts vom Sturme hin- und hergeworfen. Bald darauf kommt Tell; als jene ihn erkannt, teilt er ihnen mit, wie er sich aus der drohenden Gefahr befreit habe. Dann bittet er den Fischer, den Seinigen seine Rettung zu melden; er selbst aber läßt sich vom Knaben auf einem heimlichen Wege nach Küßnacht führen.

2. Der Edelhof zu Attinghausen. Der alte Freiherr liegt sterbend. Hedwig dringt ein, um ihren Sohn Walther zu holen. Nachdem Attinghausen aus seinem Schlummer erwacht ist, erzählen ihm die Landleute, die sein Lager umgeben, was sie zur Rettung der Freiheit unternommen, und daß Rudenz sich zu ihnen gewandt habe. Diese Mitteilungen versüßen ihm die Todesstunde; er stirbt, die Landleute mahnend, einig zu sein. Bald darauf kommt Rudenz, aber zu spät, um des verehrten Greises Segen und Verzeihung zu erhalten; die Landleute trösten ihn. Er ermahnt diese zu schnellem Handeln; Geßler habe Bertha ihm entrissen.

3. Die hohle Gasse bei Küßnacht. Tell wartet auf den Vogt und entfernt sich, als dieser sich naht. Geßler wird von einer armen Frau angehalten, die ihn um Gerechtigkeit für ihren Mann bittet; er weist sie schnöde zurück; da sinkt er, von Tells Pfeil durchbohrt, nieder.

V. Aufzug.

Er nimmt einen Tag ein.

1. Sc. Öffentlicher Platz bei Altorf. Die Landleute freuen sich ihrer Befreiung, denn die Vögte sind verjagt, ihre Burgen zerstört, Geßler ist erschlagen, Bertha befreit. Der Pfarrer kommt und berichtet, daß der Kaiser von seinem Neffen, dem Herzog Johann von Schwaben, dem er sein Erbe vorenthalten habe, ermordet worden sei. Ein Reichsvogt tritt hervor und verlangt im Namen der Kaiserin, daß die Landleute den Mord rächen sollen; sie weisen diese Zumutung ab.

2. Tells Hausflur. — Johann von Schwaben kommt, als Mönch verkleidet, und sucht bei Tell Hilfe und Schutz; dieser aber verflucht dessen That, als die eines gemeinen Mörders, während er aus Notwehr gehandelt habe, um sich und

die Seinigen, das Vaterland und die Freiheit vor dem Unterdrücker zu sichern. Doch erbarmt er sich des Unglücklichen; er weist ihn nach Rom, um dort Verzeihung seiner Sünden zu erflehen.

3. Der Thalgrund vor Tells Wohnung. — Alle Landleute erscheinen, Tell wegen seiner That zu danken; Bertha reicht dem Rudenz ihre Hand.

5. Gedankengang.

I. Der 1. Aufz. macht uns mit dem Schweizervolk bekannt, und zwar
 1. mit seinen natürlichen Verhältnissen,
 2. mit den hervorragendsten Volksmännern,
 3. mit ihrer bedrängten Lage,
 4. mit ihren Bedrückern,
 5. mit ihrem Entschluß, das Joch abzuwerfen.

II. Der 2. Aufz. führt uns den Schweizeradel vor, und zwar
 1. den erlöschenden trefflichen in Attinghausen,
 2. den jungen schwankenden in Rudenz. Ferner:
 3. den Rütlibund, durch den die Selbsthilfe, ohne den unzuverlässigen Adel, erfolgt.

III. Der 3. Aufz. führt uns die wirklichen Befreier der Schweiz vor, nämlich
 1. aus dem Volke: Tell;
 2. vom Adel: Rudenz und Bertha. Ferner:
 3. im Gegensatz zu ihnen den Tyrannen Geßler auf seiner Höhe in der Apfelschuß-Scene.

IV. Der 4. Aufz. enthält
 1. Tells Befreiung aus den Händen des Geßler,
 2. Geßlers Sturz durch Tell (das Volk).
 3. Inzwischen stirbt Attinghausen u. macht andern Kräften Raum.

V. Der 5. Aufz. zeigt den glücklichen Ausgang und rechtfertigt nochmals Tells That durch Vergleichung mit dem Morde Johanns von Schwaben.

6. Die Personen des Schauspieles.

1. Die Personen im allgemeinen.

Wie das ganze Gedicht als ein Symbol des ursprünglichen Zustandes, der ersten Station der Geschichte der Menschheit, bezeichnet werden kann, so sind auch alle Personen symbolisch, also Träger bestimmter Erscheinungen im Volksleben, Gattungs-Repräsentanten. Tell ist der unmittelbarste und vollständigste Ausdruck dieses ganzen Naturzustandes, Walther Fürst, Stauffacher und Melchthal repräsentieren den Greis, den Mann und den Jüngling in diesem Gebiete, Ruodi ist die redselige Masse, Stüssi das geringe Volk, und so finden wir den Jäger, den Hirten und die sonstigen Beschäftigungen und Stände vertreten. Gertrud und Hedwig repräsentieren die zwei Hauptgegensätze des Frauen-

lebens, den thatkräftigen Großsinn und das beschränkte Hausgefühl. Attinghausen stellt das untergehende alte Rittertum dar; Rudenz ist zuerst der zu dem Fürsten, dann zu dem Volke sich neigende, also immer unselbständige Schweizer-Adel; Bertha ist die vaterländisch gesinnte Edle nach Geburt und Denkart; Geßler ist das Muster des Tyrannen. Keine dieser Figuren hat zufällige individuelle Charakterzüge, sondern jede führt, indem sie doch zugleich als Einzelwesen leibhaftig bleibt, nur das Geschäft ihrer Gattung aus.

Alle diese Charaktere sind durch und durch wahr. Man kann von ihnen eigentlich gar nicht sagen, daß sie erfunden sind; sie sind vielmehr treu und rein mit sicherer Hand aus der Natur geschöpft. Es ist bewunderungswürdig, wie der Dichter, der doch nie die Schweiz sah, das einfache kraftvolle Hirtenvolk mit solcher Treue hat schildern und die Denkart und Sprache jedes einzelnen so entsprechend hat darlegen können. Die vollendetsten von allen Charakteren sind Tell, Stauffacher, Walther Fürst, Rösselmann und der Freiherr von Attinghausen.

2. Der Landgraf Geßler.

Die Familie Geßler stammt aus Wiggwil in Aargau und erscheint zuerst in der Mitte des 13. Jahrh. und zwar als leibeigen der Herrschaft zu Reußeck. Ihre Glieder sind urkundlich bekannt in etwa tausend Pergamenten; keines aber trägt die entfernteste Spur von einem Vogte Geßler in den Urkantonen. Zur Zeit, da ein solcher gelebt haben soll, waren die Geßler noch Bauern. Im J. 1315 wird einer von ihnen Herzog Leopolds Küchenmeister, 1319 dessen Sohn Ritter. Der erste Landvogt des Namens Geßler waltet 1375 zu Gröningen und Rapperswil, später auch im Frickthal und Schwarzwald. Brunneck, wonach der fabelhafte Vogt genannt wird, kam erst Ende des 14. Jahrh. an diese Familie. Küßnacht, wo jener gewaltet haben sollte, ging dieselbe nie und im mindesten etwas an, sondern gehörte 1296—1347 dem Rittergeschlechte der Eppone von Küßnacht und war auch kein Gebietsteil von Schwyz. Von der Mitte des 15. bis Anfang des 16. Jahrh. hatten die Geßler, und nach dem Aussterben ihrer adeligen Linie ihre Erben als österreichische Lehns- und Amtleute langwierige Fehden mit den Eidgenossen, welche bei der Eroberung des Aargaues auch die Besitzungen jener Familie eingenommen hatten. Der Hermann Geßler ist demnach eine mythische Person, von Schiller aber gut charakterisiert worden.

Das Volk erkannte in Geßler seinen gefährlichsten Feind, wie wir aus dem Gespräch Stauffachers mit seiner Gattin und späteren Äußerungen der Eidgenossen ersehen. Während die andern Vögte sich Gewaltthaten erlaubten, um dies oder jenes Gelüst zu befriedigen, oder irgend eine besondere Beleidigung zu rächen, bekämpft er die Freiheit selbst. Sein Ziel ist absolute Beherrschung

des Volkes und Unterwerfung desselben unter Österreichs Macht. Sein Gespräch mit Stauffacher, der Burgbau in Altorf, sein Befehl, den österreichischen Herzogshut zu verehren, der Apfelschuß, Tells widerrechtliche Gefangennehmung und endlich die einige Augenblicke vor seinem unerwarteten Tode ausgesprochene Absicht, auch das freie Wort durch harte Strafen zu unterdrücken, sprechen hinlänglich dafür, und lassen zugleich erkennen, wie systematisch er die Tyrannei betrieb und wie fest und unerschütterlich sein Wille war.*) Bei aller Rücksichtslosigkeit bleibt er jedoch in der Form anständig und weiß sich zu beherrschen. Nur der Ungestüm und Freimut der Armgart bringt ihn, da er verhindert ist, weiter zu reiten, zu einer zornigen Aufwallung und zu dem Entschluß, von jetzt ab noch strenger zu sein. Aber den Willen der Eigenmacht durchschneidet der Pfeil der Freiheit. Geßler und Tell haben sich zu schroffen Gegensätzen herausgebildet und können daher nicht neben einander bestehen.

3. Rudolf der Harras

ist Geßlers Stallmeister. Sein Name ist aus der Geschichte der Schlacht von Sempach (1386) entlehnt. „An eben diesem Orte (da, wo Herzog Leopold von Österreich fiel) stritt bis in den Tod Rudolf der Harras, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogs.“ (Joh. v. Müller.) Er zeigt sich überall als eine edle Persönlichkeit, der wir unsere Achtung nicht versagen können, wenn er auch auf Seiten der Unterdrücker steht. Denn er ist ein Österreicher, und seiner Stellung gemäß, muß er dem Landvogt, der seines Kaisers Vertrauen besitzt, in allem gehorchen. Überall aber, wo sein edles Gemüt versöhnend eintreten kann, verfehlt er nicht, zum Besten der Unterdrückten seine Stimme zu erheben. „Das Volk hat aber doch gewisse Rechte“, entgegnete er dem entrüsteten Geßler.

4. Der schweizerische Adel.

1. Der Freiherr Werner lebte auf seinem Edelhofe zu Attinghausen, oberhalb Altorf. Er war von altem Adelsgeschlecht und trug, als Anführer des Heerbanns oder Zuzugs zum kaiserlichen Heere, das Banner seiner Landschaft. Außerdem war er, wie seine Vorfahren, Landammann der Männer von Uri.

Müller sagt von ihm: „Alle andern Schweizer übertraf der Herr von Attinghausen durch die Würde eines wohlerhaltenen Adels, des Alters, der Erfahrung in Geschäften, großes wohlhergebrachtes Gutes und ungefälschter Liebe zum Lande.“

---

*) Nur mit dem Geßler fürcht' ich schweren Stand,
Furchtbar ist er mit Reisigen umgeben;
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja, selbst
Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land.
Schwer ist's und fast gefährlich, ihn zu schonen. (II. 2.)

Der edle Attinghausen ist der Repräsentant des würdigen Adels, der aus dem Volke hervorgegangen und, mit ihm lebend, kein höheres Glück kannte, als für dessen Wohl zu leben, keine größere Ehre anstrebte, als „das Haupt zu heißen eines freien Volkes", es anzuführen in den Schlachten, und mit ihm das Vaterland gegen fremde Gewalt zu verteidigen. Mit ihm ging aber diese glückliche und ehrenvolle Stellung des Adels zu Grabe; er ist nicht bloß „der letzte dieses Stamms" (nach der Geschichte wurde der letzte Attinghausen erst 1377 mit Schild und Helm begraben), er ist überhaupt der letzte Edle im Volke, denn die jüngeren, wie selbst sein Neffe Rudenz, haben sich vom Volke abgewendet, sie haben ihren höheren Beruf verkannt und sich an die Feinde des Vaterlandes angeschlossen. Dies fühlt der sterbende Greis, und mit prophetischer Stimme spricht er es aus, daß die Zeit des Adels vorüber sei; „durch andre Kräfte will das Herrliche der Menschheit sich erhalten". Eben weil Attinghausen seine Stellung verstanden, eben weil er den Adel nicht dem Volke entgegenstellte, sondern von der Überzeugung durchdrungen war, daß er nur des Volkes wegen da war, sah er die neue Zeit getrost aufblühn, in welcher der Adel als selbständige Macht verschwinden, sich in der Gesamtheit verlieren sollte. Freudig begrüßt er daher das junge Leben, das aus den Ruinen des stürzenden alten emporblüht, denn es bringt ja seinem Volke Freiheit und Glück.

2. Rudenz ist von Eitelkeit, Glanzliebe und Ruhmbegierde erfüllt und läßt sich dadurch, besonders jedoch durch seine Liebe zu Bertha verleiten, sich mit seinen Standes- und Altersgenossen an die Tyrannen des Vaterlandes anzuschließen. Auf den Landmann blickt er mit Verachtung und schämt sich seiner traulichen Begrüßung. Bertha liebt er ehrlich, um ihrer selbst willen, und diese wahrhafte Liebe übt, wie überall im Leben, eine läuternde, veredelnde Gewalt auf ihn aus. Als er durch die höher stehende Bertha den Abgrund erblickt, in den er sich und das Vaterland zu stürzen bereit war, giebt er seinem Streben sofort eine edle, seines Oheims würdige Richtung, streift alle Hoheit ab, schenkt seinen Knechten die Freiheit und lebt glücklich mit seinem Volke.

5. Die wichtigsten Eidgenossen.

1. Werner Stauffacher, reichsfreier Grundbesitzer in Schwyz, ist ein höchst ehrenvoller Biedermann und der schönste Typus eines gereiften Mannes. Durch die Reichsfreiheit ragt er aus der Menge der Landleute hervor; er gehört zu den Vätern des Landes, ist begütert, kann also die minder Begüterten unterstützen, und thut es auch. Dadurch sind viele von ihm abhängig und fügen sich seinem Willen. Seine Reden zeugen von hoher Bildung. Er unternimmt nichts, ohne es nach allen Beziehungen

hin überlegt zu haben, zeigt dann aber in der Ausführung eine seltene Thatkraft und in schwierigen Fällen große Kühnheit und Entschlossenheit. Im Siege ist er mäßig, schreitet nicht über das vorgesteckte Ziel übermütig hinaus. Nicht um Neuerung ist's ihm zu thun, nicht einen neuen Bund will er stiften, wohl aber den alten kräftigen und zu frischer Lebenskraft wecken, für achtungswürdige Dauerhaftigkeit befestigen. Das Volk ehrt ihn hoch und sucht in der Bedrängnis Schutz bei ihm. Er gilt mit Recht als der eigentliche Stifter des Rütlibundes und Gründer der Freiheit. Auf Männern seiner Art beruht das Heil des Staates.

2. Walther Fürst ist ein reicher Landmann in Attinghausen (Schiller versetzt ihn nach Altorf) und Tells Schwiegervater. Er ist Patrizier, verkehrt viel mit dem Adel und hat sich dessen feine Sitte angeeignet. Die Höflichkeit, mit welcher er Stauffacher begrüßt, ist jedoch etwas zu höfisch und schmeichlerisch. Auf seinen vornehmen Umgang und seine Weisheit ist er eitel. Die Worte seiner Rede zu stellen, versteht er vortrefflich, ist jedoch nicht selten zu wortreich. Den Zustand des Volkes erkennt er für drückend, mag jedoch eine Änderung desselben nicht herbeiführen helfen, wenigstens nicht ohne die „edlen Herren". Von selbständiger Bürgerschaft hat er keine Vorstellung, giebt darum auch auf sich selbst nichts. Als er endlich genötigt ist, zu allem, was Stauffacher und Melchthal in Vorschlag bringen und empfehlen, Ja zu sagen, will er doch das Werk nicht so offen treiben. Beim Apfelschuß wirft er sich dem Geßler zu Füßen, erkennt dessen Hoheit, bittet um Gnade für Recht und bietet dem Tyrannen Geld und dergleichen mehr.

Neben diesen offenbaren Schwächen besitzt Walther Fürst aber auch seine guten Seiten und läßt, obgleich bereits ein Greis, das kernhafte Wesen der damaligen Schweizer immer noch erkennen. Als die gefaßten Beschlüsse zur Ausführung kommen, entzieht er sich der gemeinsamen Sache nicht, und weiß durch seine zögernde Vorsicht manches zum Guten zu führen.

Walther Fürst repräsentiert die Alltäglichkeit, die in diesem Lebensgemälde nicht fehlen durfte, da sie in allen Staaten die überwiegende Mehrheit bildet, die schwer bewegliche Masse.

3. Arnold von Melchthal, Sohn Heinrichs von Melchthal, dem der Landvogt Beringer von Landenberg um geringer Ursache willen beide Augen hatte ausstechen lassen, ist es hauptsächlich, der den alten Walther Fürst in Bewegung setzt. Er steht ihm gewissermaßen gegenüber, jedoch nicht lediglich als Jüngling dem Greise, sondern hauptsächlich durch seine politische Ansicht. „Er ist z. B. dem Adel geradezu abgeneigt.

Was braucht's
Des Edelmanns? Laßt's uns allein vollenden.

> Wären wir doch allein im Lande! Ich meine,
> Wir wollten uns schon selbst zu schirmen wissen.

Solche Ansicht äußert aber Melchthal nicht etwa bloß hinterm Rücken des Adels. Er tritt vielmehr dem Rudenz, als dieser schon des Landes Vätern sich beizählt, fest und frei entgegen und tadelt ihn geradezu: „Ihr habt den Landmann nichts geachtet. Sprecht, wessen soll man sich zu euch versehen?" — Und da Stauffacher zu Einigkeit mahnt, reicht er zwar die Hand, jedoch nicht ohne die bittere Hinzufügung: „Des Bauern Handschlag, edler Herr, ist auch ein Manneswort! Was ist der Ritter ohne uns?" ꝛc. — Allein sobald er sich von dem ehrlichen Willen des Rudenz überzeugt hat, läßt er Groll und Mißtrauen fahren, und ist um so mehr zur Eintracht geneigt, als er sieht, daß er dem Freiherrn Hilfe leisten kann. „Kommt," ruft er willig, „führt uns an; wir folgen euch!"

Melchthal ist der eigentliche Demagog bei dem Aufstande. Mit jugendlicher Begeisterung ergreift er alles und dringt ungeduldig vorwärts, unterläßt aber dabei nie, Zweck und Mittel sorgfältig zu erwägen und auch den Rat verständiger, erfahrener Männer zu hören. Sein Sinn ist aufs Praktische gerichtet. Wie er fürs Häusliche selbst die Hand an den Pflug legt, so durchschweift er die Berge nur, um die Landleute zum Sturm gegen die Vögte in Bewegung zu setzen. Neben dem lebendigen, scharfen Verstande hegt er nichtsdestoweniger tiefes Gefühl für Recht und Unrecht, für Lust und Schmerz, fürs Allgemeine und fürs Privatwohl. Welch eine kräftige, tiefe und doch so zarte und rührende Liebe beweist er seinem Vater! Er steht in solcher Bewußtheit seines Verstandes und in solcher Bewirksamung seines Gefühls aufs bezeichnendste dem Tell gegenüber. Nur wenn sein Gefühl, sein Herz, aufs höchste in Anspruch genommen, bis zum leidenschaftlichen Vergessen der Umgebung und des eignen Selbst angeregt wird, dann wird er — aber doch nur in seiner Weise, empfindsam. Seine Empfindsamkeit darf jedoch durchaus nicht mit sogenannter Sentimentalität, mit Empfindelei verwechselt werden. — Sobald dieser Umstand richtig und voll gewürdigt wird, dann wird auch jene viel berühmte Stelle von dem „Licht des Auges" ihre Würdigung finden, so daß diejenigen, welche so gern eine subjektive Äußerung des lyrischen Gefühls des Dichters in derselben finden wollen, werden eingestehen müssen, daß darin ein echt dramatischer Ausfluß der Sohnesliebe Melchthals vorhanden ist. In der Subjektivität Melchthals (und man wird es doch dem dramatischen Dichter nicht etwa für einen Fehler anrechnen wollen, daß er seine Personen in *ihrer* Subjektivität erscheinen und reden läßt?), in dieser Subjektivität Melchthals ist's durchaus gerechtfertigt, daß er in dem Moment, da das ungeheure,

durch seine Schuld veranlaßte Schicksal seines Vaters mit der vollen Wucht des Schmerzes ihn überfällt, in der ersten Betäubung das nächstliegende Objekt des Schmerzes, die Blendung des Vaters, an seiner Seele vorübergehen läßt, und den entsetzlichen Verlust, welchen er seinem Vater zugezogen hat, würdigt. In dem Moment, da er das Entsetzliche hört, ist's Nacht in seiner Seele, er sehnt sich nach Licht in dieser seiner eigenen Finsternis. Es ist die fürchterliche Arbeit der Seele, sich selbst Licht zu verschaffen in dieser gepreßten, düstern Lebenslage. Man denke doch nur nicht, daß Melchthal deklamierend den beiden Männern etwas vorlamentiert und winselt. Nein, er spricht die Worte: „O, eine edle Himmelsgabe . . . .“ u. s. w. wie für sich selbst, sie werden stoßweise, wie aus überlasteter Brust, in gepreßt hervorstürzender Verlautbarung durch die gleichsam geschlossenen Lippen herausgeängstet, leise, mehr im Geflüster, als in mitteilender Sprache. So wird das Ganze wohl natürlich herauskommen, naturgemäß erscheinen, und nicht lyrischen, sondern dramatischen Effekt machen. Nachdem er sich so entlastet, gewissermaßen frei geseufzt hat, ist er auch alsbald wieder der verständige, wenn auch lebhaft eifernde Mensch. — Unsere besondere Teilnahme weckt aber Melchthal dadurch, daß an ihm vorzugsweise sich darthut, wie ungewöhnliche Zeitläufte dahin wirken, die an sich wohlbegründete Kraft des Menschen in kurzer Frist durchzubilden und zu achtungswerten Leistungen zu erheben. Von Schritt zu Schritt gewinnt Melchthal, der als leidenschaftlicher, unbesonnener Jüngling den Boten den Vogts schlug und sodann sich in die Flucht warf, an Manneskraft, und durch ausdauernden, zweckmäßigen, gediegenen Eifer fürs Vaterland an Manneswürde. Er ist des Bruderbundes mit Rudenz wert, er verdient die Liebe des Landes. Es ist rührend, wie er sich an Stauffacher anschließt, an ihm sich mäßigt, sich kräftigt, sich bildet, in ihm einen Vater verehrt, an dem er ein Beispiel nimmt, dessen Fußstapfen er nachfolgt.“ (Rönnefahrt.)

Stauffacher, Walther Fürst und Melchthal wurden als Gründer der Freiheit vom Volke die drei Telle genannt.

4. Der Pfarrer Rösselmann steht treu zu seiner Gemeinde, billigt ihr Streben, das unerträgliche Joch abzuschütteln, ganz und ist dafür nach Kräften thätig. Darum hat auch das Volk Vertrauen zu ihm und ehrt ihn. Schon im Rütli ist er gegenwärtig. Hier sorgt er zuerst dafür, daß in alter Ordnung getagt werde, hinweisend dabei auf den großen Zeugen des Tagewerks, der überall ist, wo man das Recht verwaltet, schlichtet dann freundlich den Wettstreit der Kantone um den Vorplatz und bestätigt darauf die Wahrheit, daß sie frei des Reiches Schutz und Schirm gewählt und Kaiser Friedrich dies verbrieft habe. Seinem Berufe und Charakter gemäß rät er zu reiflichem Be-

denken vor der That und weiset auf den Versuch friedlicher Lösung der Angelegenheiten hin, bis er sich überzeugt, daß kräftiger Widerstand in der Überzeugung aller der einzige Weg zum Ziele ist. Die gefaßten Beschlüsse erkennt er gern an, namentlich auch den, nach wie vor allen übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, und warnt vor übertriebenem Eifer. Als die Sonne wie eine Botin des neuen Freiheitstages über die Berge hereinleuchtet, benutzt er den feierlichen Moment, um den Bund durch Gott zu weihen, und durch den bei dem Lichte Gottes geleisteten Eidschwur zu befestigen.

> Wir wollen trauen auf den höchsten Gott,
> Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Selber frei von Menschenfurcht, gebraucht er in Altorf seine Beamtung, um seine Landsleute, die nicht daran denken, den Hut zu grüßen, vor Schaden zu bewahren. Noch entschiedener tritt er beim Apfelschuß dem Geßler persönlich entgegen mit der Mahnung an Gott, dem jeder Rede stehen muß für seine Thaten. Er ist's, der zuerst über die Unverletztheit des Knaben seine Freude laut werden läßt, der der Mutter den lebenden Sohn wiederbringen will. Er giebt dem Geßler zu hören:

> Der Schuß war gut, doch wehe dem, der ihn
> Dazu getrieben, daß er Gott versuchte.

Er ist's, der geradezu sich opponiert und dem Geßler zuruft:

> Das dürft ihr nicht; das darf der Kaiser nicht;
> Das widerstreitet unsern Freiheitsbriefen.

Der Sigrist, d. h. Sakristan, Küster, hat sich seinem Pfarrer angeschlossen.

5. Konrad Baumgarten ist, wie billig, entrüstet über die beabsichtigte Unbill des Vogtes Wolfenschießen, geht aber in seinem Zorn weiter, als recht ist. Um die noch nicht begangene That zu verhüten, gab es wohl noch andere Mittel, als den Todschlag. Dem Tell ist er in Dankbarkeit ergeben, und auf dem Rütli erklärt er sich bereit, sein Leben für das Vaterland zu opfern.

> Wo's halsgefährlich ist, da stellt mich hin!
> Dem Tell verdank' ich mein gerettet Leben.
> Gern schlag' ich's in die Schanze für das Land,
> Mein' Ehr' hab' ich beschützt, mein Herz befriedigt.

6. Itel Reding stammt von einer Familie, die seit Jahrhunderten ruhmvoll durch ihr Wirken für Gemeinwohl bekannt war. Rudolf Reding gab 1315 den Plan an, wodurch die Schlacht bei Morgarten entschieden wurde. (Vergl. die Schilderung derselben von Müller im 6. Tle. des Leseb.) Sein von Schiller eingeführter Urenkel war zu Anfange des 15. Jahrh. Landammann. Stauffacher bezeichnet ihn als einen würdigen Mann, und die Versammlung überträgt ihm auf dessen Vorschlag die Leitung der Be-

ratungen. Er verwaltet dies Geschäft mit Sachkenntnis, und weiß die entstehenden Streitigkeiten geschickt und ohne viel Worte zu machen beizulegen. Mit Rösselmann wünscht er, daß man alle „sanften Mittel“ versuchen, und namentlich dem Kaiser die Sache nochmals vortragen möge, ehe man zum Schwert greife, da die Gewalt auch in gerechter Sache schrecklich sei. Nachdem er durch Konrad Hunns Bericht überzeugt worden ist, daß dies wirklich geschehen, und vom Kaiser Recht und Gerechtigkeit nicht zu erwarten sei, stimmt auch er für Selbsthilfe. Die Beratung über die Art und Weise, wie die Feinde zu verjagen seien, veranlaßt er als Leiter der Versammlung, verhindert jedoch merkwürdiger Weise die Hauptsache, einen Beschluß über Geßlers Schicksal durch die nichtssagende Äußerung:

Die Zeit bringt Rat. Erwartet's in Geduld!
Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.

7. Konrad Hunn war Alt-Landammann von Schwyz und hatte sich bereits unter Kaiser Rudolf im Kriege in Geschäften hervorgethan. Er gehört mit zu den Abgeordneten, welche man nach Rheinfelden zum Kaiser geschickt hatte, Klage zu führen über den Druck der Vögte, und nachzusuchen um Bestätigung der Freiheitsbriefe. Müller sagt: „Diesem Konrad Hunn, als er in des Vaterlandes Dienst grau geworden, verkauften die von Schwyz um zehn Pfund ein Gut, welches viele Hundert Gulden wert war, auf daß er hieraus ihr dankbares Gemüt erkenne.

8. Meier von Sarnen ist keine historische Person. Er prozessierte mit Reding um ein altes Erbstück, und zeigt sich auch im Verlauf der Verhandlungen als empfindlich, auffahrend und streitsüchtig, ungeachtet er zu diesem bei der Bewillkommnung sagt: „Hier sind wir einig“.

9. Struth von Winkelried gehört dem Heldengeschlecht von Stanz an. Ein Ahn desselben mußte 1250 wegen Todschlags sein Land meiden, ward aber wieder zu Ehren angenommen, als er den Lindwurm erschlagen hatte. Schiller sagt von ihm:

Ein Winkelried war's, der den Drachen schlug
Im Sumpf bei Weiler, und sein Leben ließ
In diesem Strauß.

Den größten Ruhm aber gewann aus diesem Geschlecht Arnold von Winkelried durch seinen schönen Tod in der Schlacht bei Sempach 1386. Als die Gefahr am größten war, faßte er den hochherzigen Entschluß, sich für die Rettung seines Vaterlandes aufzuopfern. „Ich will euch eine Gasse machen, liebe Eidgenossen,“ rief er, „sorget für mein Weib und meine Kinder!“ Und mit diesen Worten faßte er mit seinen Armen so viele der feindlichen Speere, als er erreichen konnte, drückte dieselben in seine Brust und hielt sie im Todeskampfe solange fest, bis seine Landsleute in die dadurch entstandenen Lücken eingedrungen waren.

10. Klaus von der Flüe erinnert an den hochverehrten Einsiedler, der im J. 1481 die Einigung der Tagsatzung in Stanz bewirkte, als sie, wegen der in den Siegen über Karl den Kühnen gemachten Beute in Zwiespalt, zu wildem Bürgerkriege auseinander zu stürmen im Begriffe stand.

Die übrigen Personen spielen eine mehr untergeordnete Rolle in der Rütli-Versammlung und haben keine historischen Vorbilder; ihre Namen sind jedoch schweizerisch.

6. Wilhelm Tell.

Wilhelm Tell lebte in Bürglen unweit Altorf im Schächenthale und war auch dort geboren. Er war Meier, d. h. belehnter Rentmeister des Fraumünsters zu Zürich über dessen Besitzungen im Uri. Die Burg, worin jetzt das Pfarrhaus gebaut ist, war der ehemalige Sitz des Meieramtes. An der Stelle, wo Tells Haus einst stand, ist 1522 eine mit seinen Thaten bemalte Kapelle errichtet. Seine Frau hieß Hedwig und war eine Tochter Walther Fürsts. Von seinen Kindern macht eine alte Chronik die Knaben Wilhelm und Walther namhaft. Am 18. Nov. 1307 erschoß Tell den Landvogt Geßler, 1308 stiftete er eine Wallfahrt, 1315 focht er mit in der Schlacht bei Morgarten und 1354, also 47 Jahre nach der Befreiung des Vaterlandes, fand er bei einer Wassersnot, die Bürglen traf, seinen Tod im Schächenbach, aus dem er ein Kind retten wollte.*)

Seiner äußern Erscheinung nach ist Tell ein kräftiger Mann mit geübten Sinnen und geschickt in allem, was das Haus, sein Beruf als Jäger und die Nähe des großen Seees fordern. Geßler sagt zu ihm:

Du kannst ja alles, Tell! An nichts verzagst Du;
Das Steuerruder führst Du wie den Bogen;
Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt.

Seine Bedürfnisse sind nach jeder Beziehung hin so gering, daß er zur Befriedigung derselben kaum eines andern bedarf. Daher kann er sich dem Hange, einsam für sich zu leben, um so ungestörter hingeben. Die Mitbrüder sind jedoch seinem Herzen dadurch nicht fremd geworden; der Unterdrückte und der in Not Befindliche haben allezeit einen bereitwilligen Beschützer und einen kühnen, mutigen Erretter an ihm. Seiner Frau ist er ein treuer Gatte, seinen Kindern ein liebevoller Vater und verständiger Erzieher. Frau und Kinder sind ihm daher auch in aufrichtiger Liebe zugethan, und möchten ihn gern zurückhalten von den gefährlichen Jagden in den unwegsamen Gebirgen oder ihn doch überall hin begleiten. So lange er die Seinen sicher weiß, hat er aber

*) Vergl. „Tell's Tod" von Uhland, S. 391 seiner Gedichte.

für solche Bitten kein Ohr und folgt unbeschränkt seinem innern Drange, ungebunden umher zu schweifen in den Bergen, frei und flüchtig ein Ziel zu verfolgen, und sich täglich das Leben neu aus der Gefahr zu gewinnen. Als er dieselben aber bedrängt sieht, wagt er alles für sie, setzt das Leben aufs Spiel und beugt sogar das Knie vor dem von ihm gehaßten und verachteten Tyrannen. Dem öffentlichen Leben steht er fern, gehört deshalb auch nicht zum Rütli-Bunde, und schließt sich aus von dessen Beratungen für das allgemeine Wohl des Landes. Wie aber die Not seine anfangs mehr unbewußte Liebe zu den Seinen und namentlich zur Gattin zu einer vollkommen bewußten läutert, daß sie zuletzt im höchsten Glanze erscheint, so erziehen ihn auch bittere Erfahrungen fürs Leben, lassen ihn seine Stellung in demselben richtig erkennen und nötigen ihn, sie einzunehmen. Die Höllenqual, die er beim Apfelschuß erduldet, macht ihn, wie Geßler richtig sagt, zu einem besonnenen Manne. Als er die Worte spricht: „Es muß!" da wird ihm nicht bloß das leibliche Auge klar und die Hand fest, sondern er erkennt auch deutlich die Not des Vaterlandes. Und als er den Entschluß faßt, dem Tyrannen den Pfeil ins Herz zu senden, da ist er nicht mehr auf seine und der Seinen Rettung bedacht, sondern die Befreiung des Vaterlandes von der unerträglichen Knechtschaft ist sein Ziel. Er ist zur Selbsterkenntnis, zum Bewußtsein der in ihm wohnenden Kraft und zum planmäßigen Gebrauch derselben gelangt. Im Ruf der Not erkennt er die Stimme Gottes, folgt ihr, und lebt fortan für sein Volk und mit demselben. Auch des göttlichen Beistandes ist er sich nun lebhaft bewußt. „Mir wird Gott helfen", ruft er dem Stauffacher zu, als er das Schiff besteigt, was ihn zum finstern Kerker führen soll. Und Gott hat ihm geholfen, und durch ihn dem Volke.

7. Die Frauen.

1. Gertrud, Stauffachers Gattin, hieß eigentlich, wie wir schon oben bemerkt haben, Margareta Herlobig, welcher Name dem Dichter wohl unpoetisch klang, daher er ihr einen im Mittelalter bei deutschen Hausfrauen sehr gewöhnlichen Vornamen gegeben, und sie, ihrer Herkunft nach, in ein ums Land verdientes schwyzerisches Geschlecht, die ab Iberg, verpflanzt.

In Gertrud finden wir alle Eigenschaften vereinigt, welche eine Frau zieren und zu einem Muster echter Weiblichkeit machen: klaren Verstand, tiefes Gemüt, Geschicklichkeit und Neigung für die Führung des Hauswesens, Liebe zum Gatten und Teilnahme für sein Denken, Fühlen und Streben, ein Herz für Hilfsbedürftige, Kenntnis des Vaterlandes und eine Liebe zu demselben, welche sie fähig macht, ihm jedes Opfer zu bringen. Mit voller Klarheit hat sie daher nicht nur die gegenwärtige Not des Landes und den

daraus herfließenden finstern Trübsinn Stauffachers erkannt, sondern sie weiß auch das Mittel zu bezeichnen, welches allein geeignet ist, der Knechtschaft ein Ende zu machen. So wirkt sie anregend, ohne irgendwo die Grenzen edler Weiblichkeit jemals zu überschreiten.

Schiller bringt uns in Gertrud das echt und rein Menschliche in der Sphäre der Weiblichkeit zur Anschauung.

2. Bertha von Bruneck gehört den höhern Lebenskreisen an. Wie Gertrud, so zeichnet auch sie sich durch Geistesbildung und Charakterstärke aus, hat jedoch eine kleine Beimischung von Schwärmerei. Dem Volke steht sie nicht so fern, als man nach ihrer Lebensstellung erwarten sollte; sie hat Gelegenheit genommen, es kennen zu lernen, liebt und verehrt es wegen seiner Bescheidenheit und Kraft und fühlt sich wohl in seiner Mitte.

— — — — — ich muß es lieben,
Das so bescheiden ist und doch voll Kraft;
Es zieht mein ganzes Herz sich zu ihm hin;
Mit jedem Tage lern' ich's mehr verehren. (III. 2.)

Diese Eigenschaften machen sie geeignet, vorteilhaft auf Rudenz' Denkweise einzuwirken und eine Versöhnung der Gegensätze herbeizuführen. Sie vertritt Gertruds Stelle in den höhern Kreisen.

3. Hedwig, Tells Gattin, steht zu Bertha und Gertrud im Gegensatz. Als Tochter des reichen, mit dem Adel verkehrenden Patriziers Walther Fürst besitzt sie zwar eine gute Bildung und weiß sich namentlich gewandt, ja schön auszudrücken, hat aber weder Gemüt noch Charakter. Ihren Gatten versteht sie gar nicht und scheut ihn, wenigstens anfangs, mehr, als sie ihn liebt. Sie mäkelt nur an ihm und legt kränkelndes Gefühl an den Tag. Für alles, was groß und edel ist, fehlt ihr der Sinn. Am Sterbelager des alten Attinghausen erscheint sie fast gemein. Sie ist, wie ihr Vater, das Bild der Alltäglichkeit und hilft in dieser Gestalt das große Lebensgemälde vollenden. Die Teilnahme, welche sie dessen ungeachtet erregt, fließt aus der sich aufdrängenden Überzeugung, daß manche der Vorwürfe, welche sie ihrem Manne macht, Wahrheit enthalten. Als Hausfrau und Mutter ist sie überdies ohne Tadel.

7. Idee des Schauspieles.

Schiller nennt uns in dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung (XII. 184 ff.) selbst die Idee, die seinem Tell Form und Leben gab, wie Hoffmeister, dem wir folgen, sagt. Er teilt hier die Poesie nach der herrschenden Empfindungsweise ein, und nennt Idylle die Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit. Ihr Zweck sei, den Menschen in einem Zustande des Friedens mit sich selbst und von außen darzustellen. Ein solcher Zustand findet nun vor dem Anfange der Kultur statt, und daher hätten die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge

des bürgerlichen Lebens in das kindliche Alter der Menschheit, in den einfachen Hirtenstand gelegt. Da aber dieser Zustand der Harmonie das letzte Ziel der Kultur ist, so nimmt er eine zweite Idylle an, welche uns den Menschen im glücklichen Besitz des Ideals darstellt. Doch letzteres geht uns hier weiter nichts an, denn Schiller gründete seinen Wilhelm Tell auf jene naturgetreue, naive Hirtenidylle, wie er sie in obiger Schrift bezeichnet. Das Drama stellt uns eine Hirtenwelt ursprünglicher Menschheit dar, welche einerseits durch den stammverwandten Adel abgeschlossen, anderseits durch einen länderreichen Fürsten angefochten wird, und setzt ihre Unschuld überall mit den Übeln der Kultur und ihren Aufstand mit der modernen Revolutionssucht in einen leisen Kontrast. Aus dem Verhältnis zu jener Ländersucht entsteht ein Konflikt, wodurch der äußere Friede des Naturvolks gestört wird, und die Idylle tragische Momente gewinnt. Wie dieses echte Naturvolk durch die Kraft eines einzelnen unter der Mitwirkung aller bei gutem Glück sich von dem heterogenen Elemente reinigte und zum erhöhten Genuß seines frühern unabhängigen Lebens zurückkehrte, das zeigt die Dichtung.

Schiller charakterisiert sein Naturvolk, indem er den Melchthal die Alpenbewohner, die er besucht, folgendermaßen schildern läßt (II. 2):

„Entrüstet fand ich diese graden Seelen
Ob dem gewaltsam neuen Regiment:
Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen;
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden.
Nicht tragen sie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens."

Meyer verweist in seiner gründlichen Erläuterung dieser Stelle auf einen Ausspruch Müllers: „Das Schweizervolk hat gewisse althergebrachte eingepflanzte Grundsätze. Alles Neue ist verhaßt, weil in dem einförmigen Leben der Hirten jeder Tag demselben Tag des vorigen und folgenden Jahres gleich ist." So übereinstimmend dies ist, so ordnete sich dem Dichter sein Schweizervolk doch unter einen höhern Gesichtspunkt. Er faßte es in dem Spiegel seiner Weltanschauung auf, und wie treu und gewissenhaft er auch die Wirklichkeit kopierte, so hauchte er doch aus sich seinem Gemälde das Leben und die Seele ein. In dem schon oben besprochenen Spaziergang legt er uns die vier Entwicklungsstufen des Menschen dar, je nachdem der Mensch mit der Natur verschmolzen ist, oder sie beherrscht, ohne mit ihr im Zwiespalt zu sein, oder sie gänzlich verleugnet oder endlich mit Freiheit wieder

zu ihr zurückkehrt. Jenen ersten Zustand hat Schiller in seinen Schweizer Landleuten dramatisch geschildert, und die ausgehobene Stelle findet sich ihrem Inhalte nach schon im Spaziergang, wo der idyllische erste Naturzustand des Menschen so geschildert wird:

„Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!"

In diesem scharf umgrenzten ursprünglichen Naturzustande, besonders im Gegensatz mit der dritten und eben genannten Periode, wo der Mensch von der Natur abgeirrt ist, weilt und lebt diese dramatische Idylle. Danach sind alle Züge gewählt, alle Farben aufgetragen, alle Gestalten gruppiert, und Schiller hat hier nur, in Übereinstimmung mit der Geschichte, welche der Genius immer enträtselt, wenn er aus sich schöpft, diese Grundansicht in erstaunlich treu wiedergegebene Orts-, Zeit- und Volksbedingungen eingewebt und so weiter ausgeführt. Die dargestellten Landleute sind noch nicht genug zur „Freiheit", d. h. zur sittlichen Selbstbestimmung aus Vernunftideeen, erwacht, sondern sie thun im ganzen instinktmäßig das Rechte. Sie wollen nur ihre althergebrachten Lebensgewöhnungen festhalten, aber verteidigen durchaus nicht, im Sinne der neueren Volksaufstände, Ideeen. Sie denken nicht daran, nach Schillers Ausdruck im dritten Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, den Naturstaat in einen Vernunftstaat zu verwandeln, wonach der Sohn der Kultur bald sanft umbildend, bald wild umstürzend trachtet, sondern sie wollen im Gegenteil nur ihren Naturzustand bewahren und gegen die fremde Unnatur sicher stellen. Das ist an hundert Stellen gesagt und wird überall wiederholt, daß die Schweizer nur ein uraltes Bündnis von der Väter Zeit erneuen, daß sie nur die ererbten Rechte bewahren wollen. Es soll beim alten bleiben, und weit entfernt, neuerungssüchtig zu sein, wehren sie gerade das Neue ab, was dem Gewohnheitsmenschen, auch wenn es ihn nicht verletzte, doch immer unbequem und verdächtig ist. Dann sind die Beratschlagungen der Schweizer, wie aller naiven Völker, schwach und wenig wirksam. Der Moment, der Zufall thut alles, und die Verabredung weicht den Umständen. Von den Beschlüssen auf dem Rütli kommt doch nur die Besteigung des Roßbergs, und zwar vor dem festgesetzten Termin, in Ausführung; die Einnahme des Sarner Schlosses hat der Dichter sehr weise dem Rudenz übertragen. Denn bei kindlichen Völkern geht alles von einzelnen aus. Der Rat selbst besteht, wie bei Homer, aus betagten Männern, den Melchthal ausgenommen; aber

die Landleute und ihre Oberhäupter gestehen selbst die Unbedeutendheit ihrer Beschlüsse dadurch ein, daß sie einstimmig den Tell als den Retter anerkennen. Endlich ist noch darauf aufmerksam zu machen, daß es, ganz im Geiste kindlicher Menschen, nicht die Verletzung allgemeiner politischer Rechte, sondern die Kränkung von Privatrechten, die unmenschliche Behandlung von Individuen ist, was das Volk zuletzt empört. Daher hat Schiller nicht allein die geschichtlichen Unbilden gegen einzelne, die Buhlerei des Wolfenschießen, die Bedrohung Stauffachers durch Geßler, die Blendung des alten Melchthal, die Grausamkeit gegen Tell beibehalten und in den Vordergrund gestellt, sondern sie auch durch selbsterdachte, die Vermögensberaubung des geblendeten Melchthal, die Entführung der Bertha, die Mißhandlung der Armgart vermehrt. Diese Privatbeleidigungen drängen das Volk, auch über das Allgemeine nachzudenken, und rufen ihm die ererbten politischen Rechte ins Gedächtnis zurück. Daher stimmen auf dem Rütli alle in den großen Grundsatz ein: „Wir stehen für unsre Weiber, unsre Kinder!“ Die Vögte greifen die tiefste Wurzel, womit der Einzelne mit dem Ganzen zusammenhängt, die Familie, an, und so empören sie durch die menschliche Natur endlich auch das ganze Volk gegen sich.

Diese gerechte, notgedrungene Verteidigung des alten gesellschaftlichen Zustandes gegen die frechen Greuel der Herrschsucht hat Schiller, wie gesagt, überall so viel als möglich dem modernen, aus Ideeen entspringenden Umwälzungsgeiste entgegengesetzt und hierdurch die Selbstbefreiung der Schweizer von dem neuern Revolutionswesen ganz geschieden. Beide liegen auch in getrennten Gebieten, obgleich die Freiheit, welche den verhaßten Zwang abwehrt, mit der, welche das Bessere realisieren will, im tiefsten Grunde gleich ist. Freilich also kehrte Schillers kosmopolitische, und man darf wohl sagen, republikanische Denkart hier dichterisch wieder zu den großen Ideeen der Freiheit zurück, aber zu der Freiheit in einer andern Richtung und Form, als er dieselbe in den Räubern, im Fiesko und in Kabale und Liebe negierend und in Don Carlos konstituierend ausgeprägt hatte. Denn in all diesen Jugenddramen soll das Bestehende umgestoßen, hier soll es erhalten werden. Die Freiheit hat hier also ein entgegengesetztes Geschäft. Es soll hier nicht, wie in den Räubern, eine verdorbene Welt zertrümmert, nicht, wie im Fiesko, die alte Staatsform abgeschafft, nicht, wie in Kabale und Liebe, der bevorrechtete Stand des Adels bekämpft, nicht, wie im Don Carlos, ein neuer Zustand der Menschheit begründet, und, wollen wir sogleich weiter unterscheiden, nicht, wie im Wallenstein, ein Land seinem rechtmäßigen Besitzer entrissen, nicht, wie in Maria Stuart, eine unglückliche Königin durch ihre Nebenbuhlerin vernichtet, nicht, wie in der Johanna, eine alte Dynastie wieder eingesetzt, und nicht endlich, wie in der Braut von

Messina, ein verschuldetes Geschlecht durch das Schicksal gestürzt werden, sondern es soll ein angefochtener, harmlos bestehender Zustand bleiben nach wie vor. Vom Politisieren kommt daher bei diesen Leuten nichts vor. Sie gehen nicht vom Ideal aus, sondern ihr Blick ist ganz auf das wirkliche Bestehen beschränkt. Über das individuelle Bedürfnis, über die unmittelbare Stimme der menschlichen Natur werden sie zum Allgemeinen und Ganzen nur durch die Not emporgehoben. Weil der Mensch im Staatsbürger, und nicht weil der Staatsbürger im Menschen verletzt ist, verbinden sich die Wohlgesinnten und widersetzen sich die Entschlossenen.

Schauspiele in dem sittlich-politischen Geiste der ersten Periode hat Schiller in der dritten durchaus nicht mehr gedichtet. In den Jugendstücken ist es eine Tugend, das Bestehende nicht zu achten, im Tell liegt die Tugend gerade in der Achtung des Bestehenden. Das Mittelglied bildet der Wallenstein, wo die Nichtachtung des Bestehenden eine Schuld ist. Wallenstein verrät seinen Kaiser, die Eidgenossen verehren die kaiserliche Majestät noch in ihrem Unterdrücker. Hierdurch schließt sich Wilhelm Tell sogar an die Jungfrau von Orleans und an die Braut von Messina an, wo die Fürstengewalt ebenfalls heilig gehalten wird. Die Maria Stuart liegt am meisten außerhalb dieses sittlich-politischen Weges. Vielleicht erkennt man diesen ganz verschiedenen, eigentümlichen politischen Geist unseres Schauspiels am deutlichsten, wenn man die Reden der Männer auf dem Rütli mit jener Scene in der ersten Bearbeitung des Don Carlos zusammenhält, wo die Freunde eine Verbrüderung stiften, die Posa selbst ein schönes Hirngespinst nennt. Im Don Carlos hat Schiller das Ideal aufs höchste gesteigert, im Wilhelm Tell hat er die Natur am reinsten ergriffen — aber eine Natur, welche vor den Wirren der Civilisation liegt und diese allenthalben beschämt.

Ganz in dem oben dargelegten Sinne spricht sich Schiller selbst in den nachfolgenden Stanzen über sein Schauspiel aus.

Wilhelm Tell.
1804.

1. Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wut die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

2. Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,

Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
— Das ist unsterblich und des Liedes wert.
Und solch' ein Bild darf ich dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist dein eigen.

Diese Stanzen sind vielleicht das letzte lyrische Gedicht, das wir von Schiller besitzen. Mit ihnen übersandte er am 25. April 1804 das Exemplar seines Schauspiels Wilhelm Tell an den damaligen Kurfürsten Erzkanzler Dalberg. Es ist ganz einfach nach der in Schillers Eigentümlichkeit so tief begründeten kontrastierenden Auffassung angelegt, und vergleicht die Befreiung der Schweiz mit der französischen Revolution. In der 1. Str. wird der Parteien und Kriege erregende und mit schamloser Frechheit die Religion und Sittlichkeit untergrabende Revolutionsgeist kurz geschildert, fast wie im Liede von der Glocke; und in der 2. macht das einen unwürdigen Zwang abwerfende fromme Hirtenvolk das Gegenbild, von dem besonders gerühmt wird, daß es selbst im Siege, obgleich voll gerechten Zornes, die Menschlichkeit noch geehrt habe. Dieser Zug findet sich im Schauspiel durchweg bestätigt. Stauffacher sagt zu Melchthal, der die Blendung seines Vaters rächen will:

Sprecht nicht von Rache. Nicht Gescheh'nes rächen,
Gedrohtem Übel wollen wir begegnen.

An einer andern Stelle sagt Walther Fürst:

Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist,
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.
— — — — — — — —
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen, und die festen Schlösser brechen;
Doch wenn es sein mag, ohne Blut u. s. w.

Melchthal selbst schont des gefangenen Beringer, der seinen Vater geblendet, auf des letzteren Fürbitte, und Walther Fürst rühmt ihn darob mit den Worten:

Wohl Euch, daß Ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geschändet!

„Wenn Schiller," sagt Viehoff, „in den Jugenddramen die Sache der Natur und der Vernunft gegen das Herkommen und die gesetzliche Ordnung verfocht, so nahm er dagegen im Wallenstein, infolge seiner politischen Überzeugung, die Partei der gesetzmäßigen Ordnung der Gesellschaft. Später mochte er sich wohl in der Reaktion gegen die ersten Meinungen zu weit gegangen dünken und es nicht mehr billigen, wenn er z. B. ganz unbeschränkt die Behauptung aufgestellt hätte:

Wo sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Im Tell haben sich nun jene streitenden Ansichten in ein schönes Gleichgewicht gestellt, und die Freiheitsidee wird verherrlicht, ohne der Treue und der Gerechtigkeit Abbruch zu thun. — Wie bedeutend diese Seite des Dramas unserm Dichter erschien, sieht man eben daraus, daß er sie ganz allein in den vorliegenden Dedikationszeilen hervorhob."

8. Darstellungsweise.

Schiller nennt den Wilhelm Tell ein Schauspiel. Da der Hauptheld mehr einen epischen Charakter hat, der sich auch dem ganzen Gedicht mitteilt, so dürfte die Bezeichnung episches Schauspiel wohl die passendste sein. Um ein dramatisches Gedicht zu heißen, wie Don Carlos und Wallenstein, hat das Stück zu wenig Handlung; um den Namen Tragödie zu tragen, wie die Jungfrau von Orleans, fehlt es zu sehr an Pathos und Erhabenheit, auch würde diese Benennung unpassend an das Antike erinnert haben; der Titel Trauerspiel verträgt sich nach dem herkömmlichen Sprachgebrauch nicht mit einem erfreulichen Ausgange. Für diesen Fall hätte mit Geßlers Tod, wie manche aus Mißverständnis gewünscht haben, geschlossen werden müssen.

Die Sprache ist dem Stoffe und den Charakteren durchweg entsprechend, einfach, herzlich, altertümlich und landgebräuchlich. Um letzteres zu erreichen, schloß der Dichter sich, so weit es irgend möglich, enge an den schon erwähnten trefflichen Chronisten Ägidius Tschudi und Johannes Müller, der auch aus Tschudi geschöpft hatte, an. „Diese Vorbilder haben ihm," wie Weber sagt, „die Richtschnur gegeben, wie er sich dem Lande, den Sitten und dem Geiste der Menschen angemessen auszudrücken habe, und daß er nun diese an sich fremdartigen Elemente so lebendig in sein Gemüt aufzunehmen, so harmonisch mit seiner eigenen Empfindungsweise zu verschmelzen, und so aus einem Gusse kraftvoll und lebenswarm zu gestalten vermocht hat, ist ein Beweis, wie tief der ganze Gegenstand in ihn übergegangen war, und mit welcher Ursprünglichkeit, Liebe und Schöpferlust seine bildende Hand denselben sich zuformte. Der Frühlingsduft, der Matten- und Blumenschmelz, der Alpenhauch, welcher uns aus den lyrischen Stellen des Eingangs entgegenweht, die wechselnden Erscheinungen der ruhig daliegenden blauen, lockenden Wasserfläche und der die Gründe tief und furchtbar aufregenden, urplötzlich daherschnaubenden Stürme auf jenen unbeschreiblich zauberischen Schweizerseeen, der gesetzte, männliche Ernst des Volkes, seine Bedrängnis, sein Freiheitsmut, sein Triumph, spiegeln sich in der nach den gegebenen Momenten bald idyllisch lieblichen, bald gewichtig ernsten, bald leidenschaftlich

brausenden Rede, und von der seelenvollen Kraft des vielgestaltigen, inhaltschweren, eindringlichen Wortes erhoben, gestärkt, begeistert verlassen wir den Schauplatz."

Vieles verdankt Schiller, wie er selbst sagt, für die Herstellung der Sprache in seinem Tell der Lutherschen Übersetzung des alten Testaments.

9. Litterar-Historisches.

Die Veranlassung zum Tell hat Schiller durch Goethe erhalten. Als dieser nämlich im J. 1797 zum dritten Male mit dem aus Italien zurückkehrenden Meyer die kleinen Kantone in der Schweiz besuchte, erweckte die Gegenwart der klassischen Örtlichkeit den Plan zu einem Epos. „Ich bin fest überzeugt," schreibt er an Schiller,*) „daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Das beschränkte, höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, so wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, so gut es in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann." Hierauf gab Schiller folgende Antwort, welche offenbar auf seine eigene spätere Behandlung des Gegenstandes Licht wirft — denn der erste Blick auf die Sache war entscheidend. Er schreibt am 30. Okt. 1797:**) „Die Idee von dem Wilhelm Tell ist sehr glücklich, und genau überlegt könnten Sie, nach dem Meister und nach dem Hermann, nur einen solchen, völlig lokal-charakteristischen Stoff mit der gehörigen Originalität Ihres Geistes und der Frischheit der Stimmung behandeln. Das Interesse, welches aus einer streng umschriebenen, charakteristischen Lokalität und einer gewissen historischen Gebundenheit entspringt, ist vielleicht das einzige, was Sie sich durch jene beiden vorhergegangenen Werke nicht weggenommen haben. Diese zwei Werke sind auch dem Stoffe nach ästhetisch frei, und so gebunden auch in beiden das Lokal aussieht und ist, so ist es doch ein rein poetischer Boden und repräsentiert eine ganze Welt. Bei dem Tell wird ein ganz anderer Fall sein; aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geistreiche Leben hervorgehen. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht sehr beschränkt und in dieser Be-

*) Siehe den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, III. 300.
**) Ebendaselbst S. 316.

schränkung innig und intensiv gerührt und beschäftigt wird. Zugleich eröffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthut."

Der in die Heimat mitgebrachte Plan wurde aber durch heterogene Beschäftigungen hinausgeschoben, durch die Fortsetzung der Ilias, die fragmentarisch gebliebene Achilleis, verdrängt, und endlich, ungeachtet die ersten Gesänge des Epos längst näher motiviert waren, ganz aufgegeben, nach Goethes Angabe deswegen, weil es ihm bedenklich schien, in Hexametern zu dichten, indem die deutsche Prosodie, insofern sie die alten Silbenmaße nachbildete, anstatt sich zu regeln, immer problematischer wurde und die anerkannten Meister solcher Künste und Künstlichkeiten bis zur Feindschaft in Streit lagen. Da bemächtigte sich Schiller dieser Idee. „Ich hatte mit Schiller," erzählt Goethe in seinen Tages- und Jahresheften, „diese Angelegenheit oft besprochen, und ihn mit meiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zustände oft genug unterhalten, dergestalt, daß sich bei ihm dieses Thema nach seiner Weise zurechtstellen und formen mußte. Auch er machte mich mit seinen Ansichten bekannt, und ich entbehre nichts an einem Stoff, der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anschauens verloren hatte, und überließ ihm daher denselben gern und förmlich, wie ich ihm schon früher mit den Kranichen des Ibykus und manchem andern Thema gethan hatte; da sich denn aus jener obigen Darstellung,*) verglichen mit dem Schillerschen Drama, deutlich ergiebt, daß ihm alles vollkommen angehört, und daß er mir nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung schuldig sein mag, als ihm die einfache Legende hätte gewähren können."

Begonnen hat Schiller den Wilhelm Tell im Sommer 1803, vollendet am 18. Febr. 1804. Als er am folgenden Tage das Werk an Goethe schickte, antwortete dieser nach seiner lakonischen trockenen Manier nur in zwei Zeilen: „Das Werk ist vortrefflich geraten, und hat mir einen schönen Abend verschafft." Ohne Zweifel ist Wilhelm Tell das Bedeutendste, was uns Schiller hinterlassen hat.

Vor Schiller hat auch der Züricher Bodmer 1775 die Tell-Sage in mehreren Dramen bearbeitet: „Geßlers Tod oder das erlegte Raubtier." „Der alte Heinrich von Melchthal oder die ausgetretenen Augen." „Der Haß der Tyrannei und nicht der Person, oder Sarnen durch List eingenommen." „Wilhelm Tell oder der gefährliche Schuß." Auch vor Bodmer ist der Stoff dramatisch behandelt worden, unter andern gut in französischer

---

*) Siehe Bd. 27 der Ausg. in 40 Bdn., S. 158 ff.

Sprache von dem Berner Revolutionär Henzi. Merkwürdig ist, daß bis in die Mitte des 18. Jahrh. der Vogt statt Geßler auf der Bühne stets Geißler heißt.

Litteratur.

A. E. E. Henning, Wilhelm Tell. Nürnbg., 1836. 1,15 M.
Chr. H. Hugendubel, Schillers Wilhelm Tell. Mit e. geschichtl. Einleitg. u. erklärenden Anmerkgn. herausgeg. Bern, 1836. 1,50 M.
W. E. Weber, Schillers Wilh. Tell. Erläut. 2. Aufl. Bremen, 1878. 1,60 M.
Joach. Meyer, Schillers Wilhelm Tell. Auf s. Quellen zurückgef. u. sachl. u. sprachl. erläut. Neu herausg. v. H. Barbeck. Nürnbg., 1876. 1,80 M.
J. G. Rönnefahrt, Goethes Faust und Schillers Wilhelm Tell. Nach ihrer weltgeschichtl. Bedeutung u. wechselseitigen Ergänzung. Lpzg., 1855. 3,75 M.
H. v. Liebenau, Die Tellsage zu d. J. 1230 histor. nach d. Quellen beleuchtet. Aarau, 1864. 3,60 M.
Lucan, über Schillers Wilhelm Tell. Halle, 1865. 50 ₰.
M. Carriere, Schillers Tell. Mit Einleitg., dem alten Volksschauspiel von Uri u. Erläuterungen. Leipzig, 1871. 1,20 M.
E. L. Rochholz, Tell u. Geßler in Sage u. Geschichte. Heilbronn, 1877.

25. Berglied.
1804.

Schillers sämtl. Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1867. I. 181. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 25. — Lüben, Auswahl. II. 354.

1. Erläuterungen.

Hinter Amstäg (536 m) überschreitet die in Gneißfelsen gesprengte, von 1820—32 zu einer über 5 m breiten Kunststraße ausgebaute alte Gotthardstraße die Reuß auf zweibogiger ansteigender Brücke, während die alte, mit großen Granit-Rollsteinen gepflasterte, 3—4 m breite Straße, die seit Jahrhunderten als Saumpfad von der Schweiz nach Italien benutzt wurde, bis zur 2. Brücke am rechten Ufer verbleibt. Zur Rechten hat man die 3075 m hohe Pyramide des Bristenstockes, links im tiefen Thale die rauschende Reuß mit verschiedenen Wasserfällen. 35 Minuten von Amstäg, bei Intschi (661 m), führt eine 2. Brücke, die Meitschlinger Brücke, den Weg auf das rechte Reußufer zurück, der sich aber hinter dem Weiler Wyler über die 3. Brücke, zum Pfaffensprung, wieder auf das linke Ufer wendet. Tief unten, in engem Felsspalte rauscht die mit Gebüsch überdeckte Reuß. Bei dem Dorfe Wasen (840 m), hinter welchem alle Gartenkultur verschwindet, geht die Straße über den wilden Maienbach oder die Maien-Reuß und eine Viertelstunde davon bei Wattingen (914 m) über die 4. Brücke nach dem rechten Flußufer. Nach einer Viertelstunde wendet sie sich über die 5. Brücke, die Schönibrück (979 m), wiederum auf das linke Ufer, überschreitet aber schon nach einer Viertelstunde bei Geschënen oder Göschënen (1100 m) die 6., die

Vorder- oder Häderlibrück (1134 m), um das rechte Ufer zu gewinnen. Unterhalb der Brücke beginnt der kolossale, am 29. Febr. 1880 durchbohrte, 14920 m lange Tunnel durch den Gotthardstock für die Gotthardbahn. Einige Minuten hinter Geschenen beginnt die eine Stunde lange, wilde, gewundene Felsenschlucht, die Schöllĕnen, auf beiden Seiten mit hohen, fast senkrechten Granitfelsen begrenzt, in der Tiefe die tosende Reuß. In zahlreichen Windungen erreicht die Straße nach 25 Minuten die 7. Brücke, die Sprengibrück (1234 m), und geht das linke Ufer entlang. Da sie in den Schöllĕnen dem Fall der Lauïnen sehr ausgesetzt ist, so hat der Kanton Uri im J. 1848 an der gefährlichsten Stelle eine 88 Schritte lange Schutzgallerie in den Fels hauen lassen. 25 Minuten davon führt die achte, die 25 m lange Teufelsbrücke (1400 m), welche nur einen Bogen von 8 m Weite hat, in großartiger Felsenlandschaft die Straße auf das rechte Ufer. Die Reuß stürzt hier an 30 m unter der Brücke in einem schönen Wasserfalle, der die Brücke beständig benetzt, tief in die Schlucht. Hier wohnt auch, nach Aussage der Thalbewohner, der „Hutschelm"; denn die heftigen Windstöße rauben den Reisenden hier nicht selten den Hut. 6 m unter der neuen, 1830 aus Granitquadern erbauten Brücke steht auch noch die alte, unter Karl dem Großen erbaute kleine Teufelsbrücke, die jetzt nicht mehr betreten wird und mit Moos bewachsen ist. Hinter der Teufelsbrücke führt die Straße in vielen terrassenförmigen Windungen nach 5 Minuten an das Urner Loch (1415 m). Dieses ist ein 64 m langer, 4 m hoher und 5 m breiter Felsdurchbruch, der im J. 1707 von Pietro Moretini in den Kilchberg gesprengt wurde. Bis zur Erbauung der neuen Gotthardstraße war er nur für Menschen und Pferde gangbar, jetzt aber ist er für zwei Wagen breit genug. Vor dem J. 1707 war hier eine in Ketten hangende Brücke, die stäubende Brücke, welche den Wanderer unter stetem Sprühregen der Reuß um den Felsen, den Teufelsstein führte. Sobald man das Urner Loch verläßt, betritt man das schöne Urner- oder Ursern-Thal. Es ist ein 3 Stunden langes, $^1/_4$ bis $^1/_2$ Stunde breites, grünes, fast baumloses Weideland, durchströmt von der Reuß und zum Teil mit schneebedeckten, kahlen Bergen umgeben. Bevor die Reuß sich den Weg durch die Schöllenen bahnte, war das Thal wahrscheinlich ein See. Getreide gedeiht hier nur kärglich, weshalb die 1400 Bewohner dieses Thals sich durch Viehzucht und Beförderung der Reisenden und Güter über den St. Gotthard ernähren müssen. Der Winter dauert hier 8 Monate, und auch während der 4 Sommermonate muß nicht selten geheizt werden. Eine halbe Stunde von der Teufelsbrücke liegt der Hauptort des Thals, Andermatt oder Ursern (1444 m) mit 800 Einwohnern und eine halbe Stunde von diesem das Dorf Hospenthal (1463 m), so

genannt nach einem 1347 erbauten, aber längst eingegangenen Hospital. Auf dem Wege dahin sieht man links hoch oben über dem Bergrande den St. Anna-Gletscher. Nun steigt die Straße in zahlreichen Windungen in einem öden Thale den Gotthard hinan, auf dem linken Ufer des Reußarmes, der aus dem Lucendro-See fließt und sich unterhalb Hospenthal mit dem von der Furca kommenden Arme vereinigt. Nach 2¼ Stunde überschreitet die Straße die Reuß zum letzten Male, bereits im Kanton Tessin, nicht weit von ihrem Ursprunge, dem rechts gelegenen, aber nicht sichtbaren Lucendro-See (2083 m), der umgeben ist von Schneespitzen und Gletschern. In der Nähe der Paßhöhe steht das Post- und Wirtshaus, sowie das geräumige Hospiz. 20 Minuten von der Rodont-Brücke (2018 m) führt auf der Paßhöhe des St. Gotthard (2111 m) die Straße zwischen mehreren kleinen Seeen und Felsspitzen nach Ober-Italien hinab.

Der Gotthard ist das 2½ Meilen lange Gebirgsglied von den Quellen der Rhone bis zu denen des Rheins, das umgeben ist von dem Mutthorn (Mutterhorn), 3103 m hoch, der Fibbia (2742 m), Fieudo (2978 m) und Prosa (2738 m). Man versteht unter dem St. Gotthard im weiteren Sinne aber auch das von WSW. nach ONO. gerichtete und mit 30 kleinen Seeen und 8 Gletschern versehene Rhomboid, dessen kahler Scheitel kronenartig umgeben ist im SW. vom Mutthorn, im W. von der zweispitzigen Furca, im NW. vom Galenstock, im NO. vom Krispalt, im O. vom Sixmadun und im SO. von der Cornera.

Str. 1. V. 1. „Der schwindlichte Steg" ist der Weg, welcher von Amstäg der Reuß nach aufwärts zum St. Gotthard führt, bald an dem rechten, bald an dem linken Ufer des wild rauschenden Flusses, auf schmalem Raume sich hinzieht.

2. „Er führt zwischen Leben und Sterben", ist sehr gefahrvoll.

3. „Die Riesen", welche den Weg sperren und Verderben drohn, sind die sich entgegenstellenden oder überhangenden gigantischen Felsmassen.

5. „Löwin", an einigen Orten der Schweiz der Ausdruck für Lawine, churwälsch lavina, mittelalt. lavina, labina (von lat. labi = herabgleiten, fallen), althochd. lewinâ, auch lowin, Sturzbach, vom althochd. liwa, Regenguß. Der Ausdruck lewinâ scheint vom Wasser auf den Schnee übertragen zu sein, wie denn auch Stumpf in der Schweizerchronik die Lawine als „Schneebruch" oder „Schneelöwin" bezeichnet.

6. „Die Straße der Schrecken" ist die im Winter durch Lawinen drohende, enge, schaurige Bergschlucht Schöllenen. Im Tell heißt sie die Schreckensstraße.

2. V. 1. Die hier genannte „Brücke" ist die Teufelsbrücke.

2. „Sie ward nicht erbaut von Menschenhand“, bezeichnet die Brücke als ein Werk überirdischer Wesen. Es liegt dieser Äußerung die Sage zu Grunde, daß der Teufel es gegen die Zusage, daß die erste darüber wandelnde Seele ihm gehören solle, übernommen habe, dieses kühne Werk in einer Nacht zustande zu bringen.

4. „Es hätte sich's keiner verwogen“, keiner erkühnt. Im Tell kommt derselbe Ausdruck vor: „Hat sich der Landmann solcher That verwogen“ (IV, 2).

3. V. 1. Das „schaurige Thor“ ist das sogen. Urner Loch.

3. Das „lachende Gelände“, welches sich nun aufthut, ist das Ursernthal. „Ein heitres Thal der Freude“ nennt Schiller es im Tell.

4. Die „vier Ströme“, welche nach allen Himmelsgegenden auseinander fließen, sind die Reuß, der Rhein, der Tessin und die Rhone, wobei aber zu bemerken, daß die Worte: „und bleiben sich ewig verloren“ auf die Reuß und den Rhein nicht recht passen, da die erstere durch die Aar in den Rhein fließt. Die Quellen dieser Ströme sieht man nicht, da sie in der Nacht des ewigen Eises verborgen liegen.

5. „Zwei Zinken“, Spitzen. Wahrscheinlich sind die beiden Felsenhörner Fieudo und Prosa gemeint, die noch 800 m über dem Hospitium liegen. Doch sind diese nicht unersteiglich, wie man etwa nach dem letzten Verse glauben könnte.

6. Unter der „Königin“ mit der „diamantenen Krone“ hat Schiller entweder den kronenartig geschmückten Scheitel des Gotthardstockes gemeint, oder das mit ewigem Eise gekrönte Mutterhorn, wobei ihm dann die Stelle aus dem Anfange von Joh. von Müllers „Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft“ vorgeschwebt haben mag: — — „man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert.... In unzugänglicher Majestät (vergl. Königin V. 1) glänzen sie, hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. (Vergl. Str. 5.) Ihre Eislast trotzt den Sonnenstrahlen, sie vergolden sie nur“ (vergl. V. 5 f.), obgleich diese Worte von Müller a. g. O. überhaupt auf die höchsten Bergspitzen der Alpen bezogen sind.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Genauere Bezeichnung des gefährlichen Weges durch das Reußthal. 2. Schilderung der Teufelsbrücke. 3. Schilderung des Urner Lochs und des Ursern-Thals. 4. Schilderung der 4 am St. Gotthard entspringenden Ströme. 5. Schilderung zweier hohen Felsspitzen und der darauf befindlichen Wolken. 6. Schilderung der höchsten Gipfel des Gebirgsstocks.

3. Gedankengang.

Der Dichter schildert alles in der Folge, wie es sich dem Auge des Reisenden darbietet, also zuerst den gefährlichen, von gigantischen Felsmassen umschlossenen Weg, welcher durch das Reußthal nach dem St. Gotthard führt, dann die Teufelsbrücke, hierauf das Urner Loch und das schöne Ursern-Thal; bei weiterm Vorrücken nach dem eigentlichen Gebirgsknoten die 4 Ströme, welche an ihm entspringen und nach den vier Himmelsgegenden fließen, darauf zwei der hervorragendsten Zinken und die auf denselben befindlichen Wolken, und endlich den mit Eis bekränzten Gipfel des Gebirgsstockes.

4. Darstellungsweise.

Dies Gedicht gehört zu den Romanzen.

Der Stoff des Bergliedes ist derselbe, den der Dichter gegen den Schluß des Tell (in der vorletzten Sc.) bearbeitet hat, dort jedoch als Mittel zu einem dramatischen Zweck, hier selbständig und mit starker lyrischer Färbung. Man lasse die betreffende Stelle (sie beginnt mit den Worten: „Ihr steigt hinauf dem Strom der Reuß entgegen") mit dem Bergliede vergleichen. Von ähnlichem Charakter ist auch das Berglied in der 1. Sc. des Tell: „Es donnern die Höhen, es zittert der Steg u. s. w."

Der vorteilhafte Eindruck, den das Berglied macht, beruht hauptsächlich darin, daß der Dichter die Gegenstände personifiziert und dadurch belebt. Der „schwindlichte Steg", der „einsame Weg", die „schlafende Löwin", ein „lachend Gelände", Herbst und Frühling, die sich gatten, das „glückliche Thal", das Entspringen der Flüsse, die „tanzenden" Wolken, der zur „Königin" erhobene Gletscher sind Gegenstände, denen auf diese Weise Leben eingehaucht worden ist. Trefflich hält die Erhabenheit der Darstellung mit der sich steigernden Erhabenheit des Gegenstandes Schritt. Wie dem Alpenjäger in den obersten Regionen der Geist entgegentritt, so endigt auch dieses Berglied mit dem Geisterreiche, wo die himmlischen Töchter den einsamen Reihen halten, und die bekränzte Königin auf unvergänglichem Throne sitzt. Auch hat der Dichter in beide Gedichte eine heiße Sehnsucht nach der reinen, freien Luft der Berge gelegt. Sie verkündet sich in den wiederholten Worten des Jägers: „Mutter, Mutter, laß mich gehen!" und sie spricht aus des Dichters eigner Seele in den Versen:

„Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal."

Das Versmaß ist jambisch-anapästisch. Die Reime sind in den 4 ersten Versen verschlungen, in den beiden letzten gepaart, teils männlich, teils weiblich. In der 1. u. 4. Str. sind die gepaarten Reime weiblich, in den übrigen dagegen männlich.

5. Geschichte des Gedichtes.

Das Berglied verdankt, wie der Alpenjäger, der Beschäftigung unsers Dichters mit dem Schauspiel Wilhelm Tell seine Entstehung. Schiller schickte es als eine „kleine poetische Aufgabe zum Dechiffrieren“ am 26. Jan. 1804 an Goethe; und dieser erklärte sie: „Ihr Gedicht ist ein recht artiger Stieg auf den Gotthard, dem man sonst noch allerlei Deutungen beifügen kann, und es ist ein zum Tell sehr geeignetes Lied.“ Hiernach scheint es fast, als sei es ursprünglich zur Einlegung an irgend eine Stelle des Dramas bestimmt gewesen. Der etwas allgemeine, unbestimmte Titel des Gedichtes erklärt sich aus der angeführten Äußerung, daß es gewissermaßen ein poetisches Rätsel sein sollte.

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Vergleichung des Bergliedes mit der 2. Sc. des 5. Aufz. vom Tell. 2. Eine Wanderung von Brunnen am Vierwaldstätter See bis auf den Gotthard.

Will man die vorstehend besprochenen Stücke mit Beachtung ihrer Verwandtschaft vorführen, so kann man folgende Ordnung inne halten:

I. Poesie.

A. Epische Dichtungen.

1. Allegorieen. Sehnsucht. —

2. Romanzen (Balladen). Hektors Abschied. — Der Taucher. — Der Handschuh. — Der Ring des Polykrates. — Die Kraniche des Ibykus. — Der Gang nach dem Eisenhammer. — Die Bürgschaft. — Der Kampf mit dem Drachen. — Der Graf von Habsburg. — Berglied. —

B. Lyrische Dichtungen.

1. Oden. Die Macht des Gesanges. —

2. Hymnen. Das eleusische Fest. — Morgengebet. —

3. Kantaten. Das Lied von der Glocke. —

4. Elegieen. Der Spaziergang. —

Anhang: Rätsel. Der Regenbogen. — Der Mond und die Sterne. — Der Blitz. — Tag und Nacht. —

C. Dramatische Dichtungen.

Wallenstein. — Die Braut von Messina. — Wilhelm Tell. —

II. Prosa.

Herzog Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im J. 1547. — Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont. — Gustav Adolf. — Die Eroberung Magdeburgs 1631. — Die Schlacht bei Lützen.

Leben und Charakteristik Schillers.

I.

1. Jugendgeschichte.

1. Im nördlichen Schwaben liegt am Neckar in anmutiger Gegend das Städtchen Marbach. Hier wurde am 10. Nov. 1759 Friedrich Schiller im Hause seines Großvaters (von mütterlicher Seite) geboren. Er glich an Gestalt der Mutter und war, wie sie, blauäugig, sommersprossig, langhalsig und rotlockig. Von ihr erhielt er auch die erste Erziehung, da der Vater, damals Lieutenant und Adjutant, genötigt war, bis zum Hubertsburger Frieden (1763) im Lager der württembergischen Armee zu verweilen. 1765 wurde derselbe als Werbe-Offizier nach Schwäbisch-Gmünd geschickt, erhielt jedoch die Erlaubnis, in dem württembergischen Grenzflecken Lorch wohnen zu dürfen, wohin ihn seine Familie begleitete.

Schillers Vater besaß eine gute Bildung, bedauerte jedoch lebhaft, sich nicht mehr Kenntnisse erworben zu haben. In diesem Gefühl flehete er Gott an, seinem Sohne an Geistesstärke zuzulegen, was er selbst aus Mangel an gutem Unterricht nicht habe erreichen können, und dankte ihm später für die Erhörung seiner Bitte. Seine Pflichten erfüllte er mit einer Gewissenhaftigkeit, daß er als Muster aufgestellt werden konnte; sein Lebenswandel war ohne Tadel.

Schillers Mutter besaß nur gewöhnliche Bildung, zeichnete sich aber durch große Herzensgüte aus. In ihrem Hauswesen herrschte stets die beste Ordnung. An den geistlichen Dichtungen von Uz und Gellert, Lebensbeschreibungen großer Männer und naturgeschichtlichen Schriften fand sie großes Wohlgefallen.

Der Sohn dieses würdigen Elternpaares zeigte schon früh, daß er mit trefflichen Geistesgaben ausgerüstet sei. Schon als kleiner Knabe achtete er auf alles, was um ihn her vorging. Wurde etwas aus der Bibel oder aus Gellert vorgelesen, „so war es," wie die ältere Schwester Christophine später erzählte, „ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesicht zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und

die kleinen, mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm das Ansehen eines Engelsköpfchens." War ihm etwas unverständlich geblieben, so war er unerschöpflich im Fragen. An den Sonntagsnachmittagen pflegte die Mutter ihrem Sohne und ihrer ältesten Tochter Christophine auf Spaziergängen das Evangelium zu erzählen und auszulegen, über welches an dem Tage gepredigt worden war. Als sie einst an einem Ostermontage auf dem Wege von Ludwigsburg nach Marbach über Christus sprach, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emmaus wanderte, vergossen die beiden Geschwister heiße Thränen, und auf dem Gipfel einer Anhöhe knieeten alle drei auf den Rasen nieder und beteten still. Auch für die Schönheiten der Natur erweckte die Mutter den Sinn ihrer Kinder.

Schiller erhielt in Lorch den ersten, regelmäßigen Unterricht im Lesen, Schreiben und in den Anfängen des Lateinischen, ja auch schon des Griechischen. Der Ortsdiakonus Moser, ein Freund des Schillerschen Hauses, unterrichtete ihn zugleich mit seinen Söhnen. Diesem würdigen Geistlichen hat Schiller durch die wohlwollende Charakterschilderung des Pastors Moser in den Räubern ein bleibendes Denkmal gestiftet.

Die Anhänglichkeit an den sanften, redlichen Geistlichen und seine Familie steigerte Friedrichs religiösen Sinn, der ihm längst durch die häusliche Erziehung eingeflößt worden war und in seiner idealen Gemütsrichtung Anklang fand, zu dem Vorsatze, selbst einmal Prediger zu werden. Diesen Traum der Neigung verwob der lebhafte Knabe sogleich in seine Spiele. Er stieg auf einen Stuhl und fing mit vielem Nachdruck an zu predigen. Was er aus dem Unterrichte oder den Predigten seines Lehrers behalten oder durch Vorlesen aus der Bibel, Uz und Gellert sich angeeignet hatte, reihete er an einander, und ließ es auch an einer Einteilung nicht fehlen. Mutter und Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze als Kirchenrock umbinden und ein Käppchen aufsetzen, und er sah dabei sehr ernsthaft aus. Wenn jemand lachte, oder unaufmerksam war, lief er unwillig davon, oder er ging auch wohl in seinem Vortrage zu einer Strafpredigt über. „Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel." Der Kindestraum hat ihn nicht getäuscht. Schiller ist wirklich dem Wesen nach ein Prediger geworden, aber nicht von der Kanzel, sondern von der Schaubühne herab, nicht vor einer einzelnen Gemeinde, sondern ein Prediger vor der ganzen Menschenfamilie.

Milde, Liebe, Güte, Frömmigkeit waren die hervorstechenden Eigenschaften des jungen Schiller während seiner ersten acht Lebensjahre. Diese Humanität des Genius war ihm gleichsam angeboren, und wurde durch die Religiosität im Hause der Eltern, des Geistlichen, durch die Liebe der Mutter und Schwester, so wie auch durch die Einflüsse einer schönen Natur weiter ausgebildet.

Sein Gemüt war biegsam, gefühlvoll, verträglich, mitteilend. Von einem ihm allein bestimmten Gerichte mochte er nicht essen, ohne seinen beiden Schwestern etwas davon mitzuteilen. Einen begangenen Fehler zu leugnen, war er nicht imstande. Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit lagen schon in seiner fein organisierten Natur. Hilfreich zu sein, war seine unwiderstehliche Neigung, und da er vom Eigentum keinen Begriff hatte, so schenkte er an seine Kameraden und an Arme, was er konnte und um was er angesprochen wurde, Bücher, Kleider, Schuhschnallen. Er setzte hierdurch die sparsamen und unbemittelten Eltern oft in nicht geringe Verlegenheit, und der Vater verfuhr deswegen oft streng und hart mit ihm. Die Schwester Christophine nannte sich in solchen Fällen, auch wenn sie ganz unschuldig war, wohl als Mitwisserin oder Teilnehmerin, und lenkte die Scheltworte und fühlbaren Züchtigungen des Vaters vom Bruder auf sich ab. Auch suchten die Geschwister durch eine gewisse List sich der Strenge des Vaters zu entziehen. Wenn sie gefehlt hatten, daß sie von ihm Schläge befürchten mußten, so bekannten sie ihrer sanften Mutter zum voraus ihr Vergehen und baten, um nicht von dem zornigen Vater bestraft zu werden, das *sie* die Strafe vollziehen möchte. So mußte der Konflikt mit dem Vater, wie sehr er auch des Sohnes gute Eigenschaften schätzte, in diesem doch allmählich andere Kräfte, als jene milden Eigenschaften des Herzens, entwickeln, Kräfte, welche unter hartem Drucke und in der Schule der Widerwärtigkeiten bald gestärkt werden sollten.

2. Am Schluß des J. 1768 wurde Schillers Vater nach *Ludwigsburg* versetzt, und Friedrich sogleich der dortigen lateinischen Schule übergeben. Sein Lehrer war zwar ein tüchtiger Lateiner, verstand aber nicht die Kunst, seine Schüler mit Liebe für die alten Schriftsteller zu erfüllen. Schiller lernte daher nur, weil er mußte, war jedoch immer unter den ersten seiner Abteilung. So oft er indes konnte, suchte er das Freie auf, und gab sich mit seinen Kameraden nicht selten den wildesten Spielen hin. Aber schon im 11. Jahre verlor er den Geschmack hieran. Statt zu spielen, schlenderte er nun in den Freistunden mit einem ausgewählten Freunde in den reizenden Anlagen von Ludwigsburg und dessen schöner Umgebung umher und überließ sich dabei ganz seiner Gedankenwelt, klagte namentlich oft über sein hartes Schicksal und machte Pläne für die Zukunft. Diese Gedankenspiele können als die ersten Regungen seiner Poesie betrachtet werden. Ein an sich unbedeutender Vorfall aus jener Zeit läßt dies erkennen. Mit seinem Schulkameraden Elwert sollte er einst den Katechismus in der Kirche ansagen, und der Religionslehrer, ein beschränkter zelotischer Frömmling, drohete ihnen, sie durchzupeitschen, wenn sie auch nur ein Wörtchen fehlen sollten. Eine auswendig gelernte

Religion war nicht nach dem Sinne Schillers, gleichwohl lösten beide ihre Aufgabe. Dafür erhielt jeder eine Belohnung von zwei Kreuzern. Sie beschlossen, dafür auf dem Hartenecker Schlößchen saure Milch zu essen. Allein diese war hier nicht zu haben, und der Preis von Käse und Brot ging über ihre Barschaft. Mit leerem Magen wanderten sie daher nach Neckarweihingen, wo sie endlich für drei Kreuzer eine Portion Milch erhielten, in einer reinlichen Schüssel und sogar mit silbernen Löffeln, und sich für den noch übrigen Kreuzer Johannistrauben kauften. Über dies köstliche Mahl geriet Schiller in poetische Begeisterung. Als die Knaben das Dorf verlassen hatten, stiegen sie auf den Hügel, von welchem man Hartenek und Neckarweihingen überschauen kann, und Schiller sprach in einer gereimten pathetischen Ergießung über den Ort, der sie hungrig entlassen, seinen Fluch, über den andern, der ihnen Labung gegeben, seinen Segen.

Zur Anregung seines poetischen Talents scheint auch das Theater in Ludwigsburg beigetragen zu haben, das er einigemal besuchen durfte.

Als Schiller 1772 seinen Kursus in der lateinischen Schule beendigt hatte, sollte er ein geistliches Seminar besuchen, um sich für den gewählten Beruf vorzubereiten. Doch die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Sie wollte durch Irrtum und Zweifel, durch Leiden und Bedrängnisse aller Art das reine Gold aus dem tiefen Schachte seiner Seele heben. Der Herzog Karl von Württemberg hatte auf seinem Lustschlosse Solitüde bei Stuttgart eine militärische Pflanzschule errichtet. Auch der fähige Sohn des Hauptmanns Schiller sollte darin aufgenommen und kostenfrei unterrichtet werden. Der Herzog war ein gebieterischer Mann, und die Eltern mußten es zugeben. Schiller war dadurch gewaltsam aus seiner Neigung für den Predigerstand herausgerissen. Die Einrichtung dieser Anstalt, in welcher meistens adelige Offizierssöhne und bürgerliche Soldatenkinder sich befanden, war durchaus militärisch, und die Schüler standen unter einem strengen Kommando. Die einen legten sich auf die Rechtskunde, die andern auf soldatische oder auf ärztliche oder gewerbliche Wissenschaften. Es war eine Art Hochschule, aber mit soldatischer Zucht. Das Kommando: Marsch! führte die Zöglinge in den Speisesaal zum Frühstück; dort schallte ein Halt! Bei dem Rufe: Front! wendeten sie sich gegen den Tisch. Auf ähnliche Weise ging es in die Lehrzimmer. Auch die Tracht war soldatisch; Puder und Zöpfe durften nicht fehlen. Unter solcher Dressur stand nicht bloß der Körper, sondern auch der Geist. Eine freie Thätigkeit, eigner Wille durften nicht aufkommen. Unter diesem rohen Despotismus hat Schillers Freiheitsliebe sich entwickelt, die in allen seinen Werken atmet. Deutsche Bücher waren verboten,

darum trug man Verlangen nach ihnen. Schiller las heimlich und mit wahrem Entzücken den Klopstock. In dessen Oden und der Messiade fand er die willkommenste Nahrung für sein human gesinntes Gemüt und seinen religiösen Hang und zugleich die mächtigste Anregung seines poetischen Talentes. Später lernte er Gerstenbergs Ugolino kennen, welches Trauerspiel durch seine erhabenen und tief erschütternden Scenen einen entscheidenden, fortwirkenden Eindruck auf sein ideal gestimmtes Gemüt machte. Zu seinen Lieblingen gehörten ferner Lessings Schauspiele, des Malers Friedrich Müller Gedichte und Leisewitzs Julius von Tarent. Lessing und Leisewitz halfen seine ganze Darstellungsweise bestimmen. Besonders aber bezauberte ihn Goethes Götz von Berlichingen, wie er auch schon früher den „Werther" dieses Dichters mit steigender Begierde gelesen hatte. Auch Rousseau gelangte in seine Hände und wurde mit großem Eifer gelesen. Neben diesen Schriften studierte er aber auch Luthers Bibelübersetzung fleißig und mit Nutzen für seine sprachliche Bildung. Über alles ging ihm aber Plutarch, welcher die großen Gestalten des Altertums an seiner Seele vorüberführte.

Schiller bekam durch diese Dramen allmählich eine andere Richtung. Sein Geist wurde dem Lyrischen, dem Epischen und Klopstocks religiöser Dichtung mehr und mehr entgegengeführt und gleichsam unwillkürlich in die tragische Laufbahn hinübergehoben. Die Tragödie stellt den Menschen im Kampfe mit seiner äußern Lage, dem Schicksal dar, und Schiller fand sich, je länger je mehr, in einem solchen Widerstande begriffen. Er lebte sich in den Tragiker hinein. Der harte Druck erweckte allmählich neben den sanften, frommen Gefühlen der Humanität in der erstarkenden Seele die heroischen Stimmungen der Freiheit und Geistesselbständigkeit.

Wir besitzen ein interessantes Dokument, aus welchem ersichtlich ist, in welchem Lichte Schiller während der ersten Jahre seines Aufenthaltes in der Akademie seinen Mitschülern erschien. Es war nämlich vom Herzog angeordnet worden, daß die Zöglinge von Zeit zu Zeit Aufsätze an ihn einliefern sollten, in welchen sie sich selbst und ihre Mitzöglinge schilderten. Eine Zusammenstellung der Äußerungen von 47 Akademisten über Schiller ergab in der Hauptsache (nach einer Mitteilung von Petersen im Morgenbl. 1807, Nr. 182) folgendes Resultat: — „Schiller ist fast in allen Stücken dem Eleven von Hoven gleich, und geht auch besonders beider Neigung auf die Poesie und zwar bei Schiller auf die tragische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand; ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst vergnügt, als äußerlich, liest beständig Gedichte. Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in Wissenschaften nicht so sehr, wie andere, hat hervorthun können.

Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll. Legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit. Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig. Ist gewiß ein guter Christ, aber nicht gar reinlich. Neigung zur Poesie. Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, aber doch vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden. Hat einen Hang zur Theologie. Wendet seine Gaben nicht gut an."

Dies Bild ist ein ziemlich schwankendes. Aber drei Züge treten in demselben mit Bestimmtheit hervor: Der gute Charakter des Jünglings, seine Kränklichkeit, welche die Qual seines ganzen Lebens werden sollte, und der dichterische Instinkt, der sich noch während seines Aufenthaltes auf der Solitüde mehr und mehr zum Bewußtsein heraufbildete.

Im J. 1775 verlegte der Herzog die Pflanzschule nach Stuttgart, und gab ihr dort eine Ausdehnung, daß Kaiser Joseph sie 1781 unter dem Namen Karlsakademie zur Universität erhob. Schiller bestimmte sich in seinem 17. Jahre für die Medizin, weil er glaubte, daß die Erforschung der Natur, namentlich der menschlichen Seele, der er sich dann zuwenden müsse, ihm bei seinen poetischen Beschäftigungen von bedeutendem Nutzen sein würde.

3. In der Karlsakademie trieb Schiller zunächst Philosophie, was auf die Richtung und Schärfe seines Denkens von bedeutendem Einfluß war. Auch die Moral hatte großes Interesse für ihn. Fergusons Moralphilosophie und Garves Erläuterungen dazu wußte er beinahe auswendig, kannte auch die Schriften von Mendelssohn und Sulzer genau. Durch einen seiner Lehrer, Abel, lernte er Shakespeare kennen. Der Eindruck, welchen dieser Dichter auf ihn machte, war so groß, daß er sich lange Zeit ausschließlich mit ihm beschäftigte, und die Erreichung dieses Vorbildes Jahre hindurch sein einziges Sinnen und Trachten war. Bei der Verwandtschaft beider Geister ist dies Studium gewiß von großem Einfluß auf Schiller gewesen.

Schon früher hatte Schiller mit einigen Freunden eine poetische Verbrüderung gestiftet, die sich nicht darauf beschränkte, nur zu genießen, sondern auch selbst produzieren wollte. Jeder wählte sich einen Stoff, Schiller natürlich eine Tragödie, konnte jedoch anfangs gar nichts ausfindig machen, was sich dazu eignete. Gleichzeitig sprach sich sein poetischer Trieb auch in lyrischen Versen aus, die jedoch noch unvollkommener ausfielen, als seine dramatischen. Überhaupt darf man nicht wähnen, daß seine früheren Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft gewesen wären. Dies war durchaus nicht der Fall. Nur erst, nachdem er seine Phantasie durch unablässiges Studium der Meisterwerke befruchtet und unzählige Versuche vernichtet hatte, fing er an, Erzeugnisse zu liefern, in denen ein scharfsinniger Prüfer einzelne Äußerungen fand, aus denen er den künftigen großen Dichter

prophezeien konnte. Auch später ist ihm das Dichten nicht ein leichtes Spiel, sondern eine anstrengende Arbeit gewesen.

Von 1777 an dichtete er an den „Räubern", zu denen ihm sein Freund Hoven in der Geschichte der feindlichen Brüder, die in Haugs Schwäbischem Magazin stand, den Stoff verschaffte. Hindernisse der mannigfachsten Art, namentlich die Angst, entdeckt zu werden, störten ihn hierbei. Einige Namen und Charaktere darin sind aus seiner Umgebung in der Akademie entlehnt. So wie eine Scene fertig war, wurde sie den Freunden vorgelesen, und mit Jubel von diesen begrüßt. Wie einige Menschen, wenn sie sich beengt oder gedrückt fühlen, zu Thränen oder zum Gebet ihre Zuflucht nehmen, so mußte Schiller seine Gefühle und seinen verhaltenen Unmut, der sich bei dem unleidlichen Schulzwange in ihm entwickelt hatte, poetisch gestalten. Seine persönliche Erbitterung wuchs zu einer allgemeinen Unzufriedenheit mit der Welt; die Räuber sind die Frucht seiner Mißstimmung über die verschrobenen Zustände der menschlichen Gesellschaft, und in der thatenlechzenden Seele des Räubers Karl Moor spiegelt sich seine eigene ab. Die Äußerung Karl Moors in der 2. Scene des 1. Aktes, daß das Gesetz noch keinen großen Mann gebildet habe, aber die Freiheit Kolosse ausbrüte, enthält das ganze Drama im Keim. Die Räuber sind ein Fehdebrief gegen die gesellschaftliche Konvenienz, und wie sich der Geist des Stückes zornvoll gegen diese aufbäumt, so wirft auch die Sprache alle Schranken des konventionellen Anstandes revolutionär vor sich nieder. Aber schon 4 Jahre nach der Vollendung verdammte Schiller seine Tragödie als ein „Ungeheuer". Diese Strenge verdient jedoch das Stück nicht ganz, da es Züge einer ursprünglichen Kraft und Größe aufzuweisen hat.

Neben diesen dichterischen Arbeiten setzte Schiller seine medizinischen Arbeiten fleißig fort und erwarb sich mehrere Preise.

4. Nach achtjährigem Aufenthalte in der Karlsakademie ward Schiller zu Ende des J. 1780 in Stuttgart als Regimentsarzt ohne Offiziersrang mit monatlich 18 Reichsgulden Gehalt angestellt. Er widmete sich seinem Berufe anfangs mit großem Eifer, war jedoch nicht besonders glücklich darin. Sein medizinischer Vorgesetzter, der Leibmedikus Elbert, hatte wiederholt Veranlassung, gegen allzu drastische Experimente des jungen Heilkünstlers einzuschreiten. In einer Selbstkritik der Räuber, welche er nach Erscheinen des Stückes anonym in das württembergische Repertorium einrücken ließ, spöttelte er: „Der Verfasser der Räuber soll ein Arzt bei einem Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, macht es dem Scharfsinne seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben." Um aus einer Geldverlegenheit

zu kommen und um zu erfahren, was für ein Schicksal er als Schriftsteller, als Dramatiker zu erwarten hätte, faßte er im Sommer 1781 den Entschluß, die Räuber drucken zu lassen. Da kein Verleger zu einem Honorar für das seltsame Werk zu gewinnen war, so mußte Schiller die Besorgung des Druckes auf eigene Kosten übernehmen, und war genötigt, sich das Geld dazu zu borgen. Um sein Werk im Auslande bekannt zu machen, schickte er während des Druckes die ersten fertig gewordenen Bogen an den Buchhändler Schwan in Mannheim, welcher sich als Freund und Förderer der Poesie, insbesondere der dramatischen, einen Namen gemacht hatte. Dieser beeilte sich, das Bruchstück dem Freiherrn von Dalberg, damaligem Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters, vorzulesen, worauf an Schiller die Aufforderung erging, seinem Drama zum Behuf der Aufführung eine mehr bühnenmäßige Gestalt zu geben. Der Dichter entschloß sich hierzu, und erhielt bald darauf die Nachricht, daß die Räuber in Mannheim aufgeführt werden sollten. Heimlich reiste er, weil er eine Verweigerung des Urlaubs fürchtete, nach Mannheim, und sah (am 13. Jan. 1782) mit klopfendem Herzen der Aufführung des geliebten Erstlings seiner Muse zu. Die ausgezeichnete Darstellung, in der vor allen Iffland als Moor glänzte, riß die zahlreich versammelten Zuschauer zu rauschendem Beifall hin und machte auf den Dichter selbst den tiefsten Eindruck. „Ich glaube,“ schreibt er einige Tage darauf an Dalberg, „wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“

Bald verbreitete sich die Wirkung des von jugendlicher Kraft überströmenden Dramas durch die Bühnen, wie durch die schnell vergriffenen Abdrücke über ganz Deutschland, und wenn auch die ästhetische Kritik nicht in den Ton der Bewunderung einstimmte, so war doch die Sensation allgemein, und selbst der Widerspruch erhöhte das Interesse für den kühnen Dichterjüngling.

Indes, während ihm von außen der erste Weihrauchduft des Ruhmes berauschend entgegen kam, fand er in seiner nächsten Umgebung Mißwollen und Kälte. Sah es gleich der Herzog Karl keineswegs ungern, daß aus seiner Pflanzschule ein gefeierter Dichter hervorging, so erschien ihm doch die Richtung, in der Schillers Talent hervortrat, verkehrt und geschmacklos. Zu diesem Urteile berechtigten ihn neben den Räubern vorzüglich die lyrischen Gedichte, welche Schiller als „Anthologie für das J. 1782“ herausgab, rohe Auswüchse der Kraftsprache der Räuberperiode, die der Dichter später selbst als „Produkte eines wilden Dilettantism“ teils verkürzt, teils verworfen hat. Der Herzog versuchte, Schillers Talent in die rechte Bahn zu lenken, ließ ihn zu sich kommen, und machte ihn in väterlicher Weise auf die Verstöße gegen den

guten Geschmack aufmerksam, wie er solche häufig in seinen Produkten finde. Schiller ward durch dies Verfahren gerührt, weigerte sich aber, der Forderung nachzukommen, dem Herzoge alle seine poetischen Produkte vor der Veröffentlichung zu zeigen. Hierdurch wurde der Grund zu allen ferneren Mißhelligkeiten zwischen dem Fürsten und seinem sonst mit väterlicher Liebe gepflegten Zögling gelegt.

Der Trotz des unfügsamen jungen Dichters, der schon mit einem neuen Drama, dem „Fiesco", beschäftigt war, dessen Inhalt dem Herzog nicht minder anstößig sein mußte, als die „Räuber", rief den Befehl hervor, er sollte sich auf seinen Beruf als Arzt beschränken, keine Schriften außer im medizinischen Fache drucken lassen, und sich aller Verbindungen mit dem Auslande enthalten. Die hinzugefügte Androhung der Festungsstrafe mußte ihm das Los des unglücklichen Schubart vor Augen stellen, der „zu seiner Erziehung" seit Jahren auf dem Asperg gefangen gehalten wurde, wo er, aller Mittel zum Schreiben beraubt, die dichterischen Klagelaute des Gefangenen in die nackten Kerkerwände grub. Was hinderte den Herzog, so mit Schiller zu verfahren, als er diesen nach einer zweiten ohne Urlaub und dem ausdrücklichen Verbote zum Trotz unternommenen Reise zur Aufführung seiner „Räuber" (im Mai 1782) zu 14tägigem Arrest verurteilte, und ihm persönlich den Degen abforderte? Schon redete man von besserer E r z i e h u n g, deren er bedürfe. Die Luft von Stuttgart lag schwer auf ihm; die Mißstimmung, in die er tiefer und tiefer hineingeriet, begann auch seinen Charakter zu trüben und zu verderben. Er wurde hart und abstoßend in seinem Benehmen, auch gegen Freunde, bitter im Urteil über andere, nur bemüht, den eigenen Ruhm hervorzuheben. Wenn er nicht als Mensch, als Dichter zu Grunde gehen sollte, so mußten die Fesseln der Heimat gesprengt, er mußte der Freiheit wiedergegeben werden.

Zunächst vertraute er sich Dalberg an, um von ihm „das Glück seines Lebens zu erwarten". Mit eindringlichen Worten schildert er ihm seine „traurige Situation" und bittet ihn, wozu ihm seines Gönners Wort und Händedruck beim Besuch in Mannheim Hoffnung gemacht habe, um eine Verwendung beim Herzoge, indem er selbst den Weg bezeichnet, wodurch sicherlich seine Dienstentlassung zu bewirken sein werde. Dalberg zog indes die dargebotene Hand wieder zurück, hauptsächlich, weil er befürchtete, daß seine Beziehungen zum württembergischen Hofe durch die Beschützung des in Ungunst gefallenen Dichters leiden möchten. Da jede Aussicht sich ihm verschloß, aus seiner drückenden Lage, in der ihm nicht einmal der freie Gebrauch seiner Geistesgaben gestattet blieb, befreit zu werden, so reifte in ihm der Plan, sich selbst durch einen kühnen Schritt in Freiheit zu setzen, der Heimat zu entfliehen.

Nur wenigen Vertrauten durfte der gewagte Entschluß mitgeteilt werden; außer den vertrautesten Freunden wußten auch die Mutter und die älteste Schwester darum und billigten ihn. Schillers Vater war nicht ins Geheimnis gezogen, damit er nötigenfalls sein Ehrenwort geben könne, daß er von der Entweichung seines Sohnes nichts gewußt habe. Einen ihm treuergebenen Gefährten für seine Wanderschaft fand unser Dichter an seinem wenige Jahre jüngern Landsmanne Andreas Streicher, welcher im Begriffe war, eine Reise nach Hamburg anzutreten, um unter Bachs Anleitung Musik zu studieren. Seitdem in Schillers Seele der Entschluß unwiderruflich fest stand, kehrte sein Mut und seine Heiterkeit zurück; er konnte sich wieder unausgesetzt der Fortsetzung des „Fiesco“ widmen, der ihm die Brücke zu der freien Dichterlaufbahn schlagen sollte.

In den ersten Septemberwochen waren Stuttgart und die benachbarten herzoglichen Schlösser der Schauplatz glänzender Festlichkeiten, womit man den Besuch des russischen Großfürsten Paul und seiner Gemahlin, einer Nichte des Herzogs, feierte. Es war zu hoffen, daß in diesen unruhigen Tagen die Flucht am leichtesten auszuführen sei. Am 17. Sept. abends 10 Uhr fuhren die beiden Freunde unter den Namen Dr. Ritter und Dr. Wolf aus dem dunkelen Eßlinger Thore hinaus und mit leichtem Gepäck und geringer Barschaft, aber freudigen Hoffnungen für die Zukunft, langten sie am 19. in Mannheim an.

5. Noch an demselben Tage richtete Schiller ein ausführliches Schreiben an seinen Herzog, worin er sich wegen seiner eigenmächtigen Entweichung entschuldigte, um die Aufhebung des Befehls, keine andere als medizinische Schriften drucken zu lassen, dringend bat, und seine Bereitwilligkeit, zurückzukehren, aussprach, wenn ihm das fürstliche Wort gegeben werde, daß er keine Strafe zu befürchten habe. Da ihm auf diesen Brief nur in allgemeinen Ausdrücken eine Verzeihung zugesichert ward, so war Schiller die Rückkehr unmöglich, und er hielt sich aus Furcht, man werde ihm nachsetzen lassen oder seine Auslieferung verlangen, möglichst verborgen. Doch lag es nicht in des Herzogs Charakter, Rache zu nehmen, noch ließ er die Flucht des Sohnes in irgend einer Weise der Familie entgelten.

Schiller setzte alle seine Hoffnungen auf sein neues Trauerspiel „Fiesco“. Er las dasselbe im Kreise der vorzüglichsten Schauspieler Mannheims vor, machte jedoch infolge seiner schlechten Deklamation kein Glück damit. Indes ließ man ihm doch die Hoffnung, daß das Stück näher geprüft und demnächst auf die Bühne gebracht werden solle.

Der Aufenthalt in Mannheim schien vor der Hand noch zu gefährlich. Daher unternahmen die beiden Freunde eine Fußreiße

über Darmstadt nach Frankfurt. Von hier schrieb Schiller mit gepreßtem Herzen an Dalberg, bat um Hilfe in seinem Mißgeschick und um einen Geldvorschuß für sein Trauerspiel, erhielt jedoch statt desselben eine ausweichende Antwort.

Schiller übergab nun sein Trauerspiel dem Buchhändler Schwan zum Druck, bezahlte von dem erhaltenen Honorar seine Schulden, und reiste dann nach Bauerbach bei Meiningen zu der Frau von Wolzogen, die er in Stuttgart kennen gelernt und die ihm für den Fall einer Flucht schon früher eine Zufluchtsstätte angeboten hatte. Hier vollendete er das bürgerliche Trauerspiel „Kabale und Liebe".

Alle drei Stücke: Die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe hatten dieselbe Quelle, dasselbe Ziel. In allen dreien entledigt er sich seiner inneren Kämpfe, seines Mißbehagens und seiner Überworfenheit mit den Verhältnissen des Lebens, und tritt darum nur verneinend und zerstörend auf. Alle drei sind noch sehr formlos, wie auch die übrigen Jugendschöpfungen im Gebiete der Lyrik.

6. So überaus wohl sich Schiller auch im Hause der Frau von Wolzogen befand, so verließ er dasselbe doch im Juli 1783, um einem Rufe nach Mannheim zu folgen. Dalberg hatte ihn wieder für sich zu gewinnen gesucht und stellte ihn nun als Theaterdichter an. Die trefflichen Theatervorstellungen und der Beifall, womit man sein dichterisches Talent ehrte, feuerten ihn wieder lebhaft zu neuer Thätigkeit an. Er verfaßte eine Abhandlung über die Schaubühne als moralische Anstalt, die er später in die Sammlung seiner Schriften aufgenommen hat.

Dennoch fand Schiller hier nicht die glücklichen Tage, die er gehofft hatte. Statt sich von seinen noch von Stuttgart her auf ihm lastenden Schulden frei zu machen, geriet er durch das lustige Schauspielerleben nur noch tiefer hinein, und gab sich dabei Leidenschaften hin, deren er noch nach Jahren mit Unwillen gedenkt. Als er das Gefährliche seiner Lage erkannte, raffte er sich auf und faßte den Entschluß, das medizinische Studium wieder mit Eifer zu ergreifen, um sich so bald als möglich eine feste Stellung zu verschaffen. Der Poesie wollte er sich künftig nur zur Zeit der Erholung widmen und glaubte, daß sie dann um so viel mehr Reiz für ihn haben würde. Sein Vorsatz scheiterte jedoch daran, daß Dalberg auf seine Bitte, ihm auf Dichtungen, die er nach Ablauf eines wissenschaftlichen Studienjahres für das Theater schreiben wollte, einen Geldvorschuß zu machen, nicht einging. Als an Dalbergs Abneigung auch der Plan, sich durch Herausgabe einer Mannheimer Dramaturgie ein höheres Einkommen zu verschaffen, scheiterte, erwachte wieder sein volles Dichterbewußtsein. Der „Don Carlos" trat wieder lebhaft vor seine Seele. Nach Beendigung desselben wollte er an einem zweiten Teil der Räuber

gehen, in welchem alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen sollte. Dieser 2. Teil der Räuber ist der Wilhelm Tell, in dem die Ideale des Dichters in einer Weise realisiert sind, wie in keiner andern Dichtung.

Nach diesen unangenehmen Erfahrungen stand Schiller davon ab, durch Dalbergs Hilfe seine äußere Lage zu verbessern. Er gründete selbst eine Zeitschrift „Rheinische Thalia", und widmete ihr seine Kräfte. Mit großer Begeisterung kündigte er das Unternehmen der Lesewelt an. „Das Publikum" — hieß es hier unter anderem — „ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appellieren, als an die menschliche Seele." Später, nachdem er mit diesem „Souverän" mancherlei unangenehme Erfahrungen gemacht hatte, schrieb er an Goethe: „Das einzige Verhältnis gegen das Publikum, das einem nicht reuen kann, ist der Krieg."

Der Kreis der Bekanntschaften des Dichters hatte sich in dieser Zeit bedeutend erweitert, und es waren Personen in diesen Kreis getreten, die jetzt und später bestimmend auf ihn einwirkten. Am 7. Juli 1784 besuchte ihn auf einer Durchreise die mit der Frau von Wolzogen verwandte Witwe des schwarzburg-rudolstädtischen Kammerrats von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern, von denen die jüngere, Charlotte, später die Gemahlin des Dichters wurde. Diese Begegnung war jedoch nur eine sehr flüchtige und machte nicht den geringsten Eindruck auf den Dichter. Einflußreicher wurde die Erneuerung einer in Bauerbach mit Fräulein Charlotte Marschalk von Ostheimb gemachten Bekanntschaft. Wider ihre Neigung war diese geistreiche Dame mit einem Major von Kalb verheiratet worden. Sie begleitete denselben auf einer Dienstreise und verweilte längere Zeit in Mannheim, während ihr Mann nach Landau mußte. Auf ihre Veranlassung reiste Schiller zu Anfang des J. 1785 nach Darmstadt, um sich dem dort verweilenden Herzog Karl August von Weimar vorzustellen. Er wurde mit Wohlwollen aufgenommen und veranlaßt, den 1. Teil seines „Carlos" vorzulesen. Die Folge hiervon war, daß er den Titel eines weimarischen Rats erhielt, was später von Nutzen für ihn war.

Schillers Verhältnis zum Theater in Mannheim hatte sich nach und nach unangenehm gestaltet. Er beschloß deshalb, dasselbe ganz aufzugeben. Eine Bekanntschaft mit dem spätern Oberappellationsrat Körner, die er seinem Rufe als Dichter verdankte, veranlaßte ihn, Leipzig zum Aufenthalt zu wählen. Neben-

bei trug er sich auch mit dem Gedanken, sich dort dem Rechtsstudium zu widmen, und nach einigen Jahren eine Anstellung an einem der kleinen sächsischen Höfe zu suchen.

7. Im April 1785 fand die Übersiedelung nach Leipzig statt. Nach wenigen Wochen hatte sich bereits ein Kreis gebildeter Freunde um ihn versammelt, und für diese dichtete er das Lied „An die Freude". Es ist die jubelnde Begrüßung des rosigen Morgenlichtes nach einer langen Nacht. Der durch seine mühevolle Lebensbahn ernster und inniger gewordene edle Jüngling wollte den gesellschaftlichen Gesängen einen höheren Text unterlegen und hierdurch die Unterhaltung überhaupt veredeln.

In Körner fand er einen Freund, wie ein solcher schon längst Bedürfnis für ihn war. Bisher nur an Freunde gewöhnt, die sich ihm bewundernd unterordneten, oder nur seine Zerstreuungen teilten, begegnete er in ihm einem fein gebildeten, edlen, stets zuverlässigen Charakter, dessen beruhigende und mäßigende Einwirkung dem Ungestüm des jungen Dichters gegenüber von dem heilsamsten Einfluß war; er fand einen in vielseitige Studien eingeweihten Denker, der nicht bloß empfangen, sondern auch geben konnte. In diesem Gedankentausch klärte sich mehr und mehr Schillers phantastisch verworrene Spekulation auf, die zuletzt an Kants „Kritik der reinen Vernunft" anzuknüpfen anfing.

Schillers poetische Muse war in dieser Zeit besonders dem „Don Carlos" geweiht. Diese dramatische Dichtung zog sich durch mehrere Lebensjahre des Dichters hindurch, in denen sein Inneres eine völlige Umwandlung erlitt; daher behielt sie auch die Spuren dieser Übergangsperiode trotz aller spätern Versuche, sie durch Überarbeitung zu verwischen. Posa repräsentiert die Idee des Dramas, den weltbürgerlichen Edelmut, die Völkerfreiheit gegenüber der Gewaltherrschaft. Carlos und Posa stellen die beiden Lebensprinzipien Schillers vor, Carlos das Prinzip der schönen Menschlichkeit, Posa das der Freiheit. Von den drei Erstlingsdramen unterscheidet sich der Don Carlos vorteilhaft dadurch, daß der Dichter nicht bloß darin verneint und zerstört, sondern das Bestehende anerkennt und zu veredeln strebt.

Vollendet wurde dies Drama 1787 in Dresden, wohin der Dichter seinem Freunde Körner nach dessen Verheiratung gefolgt war.

2. Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung.

1. Am 21. Juli 1787 reiste Schiller nach Weimar, das schon längere Zeit das Ziel seiner Wünsche war. Außer Frau von Kalb, die seit kurzem dort lebte, zogen ihn die hervorragendsten Männer der Litteratur, Wieland und Herder — Goethe war noch in Italien — dorthin; auch erwartete ihn dort

ein Hof, der die Pflege dichterischer Talente sich zur Ehre rechnete, und Schiller ohnehin durch einen Titel bereits ausgezeichnet hatte. Der eben erschienene „Don Carlos“ ging dem Dichter als Empfehlung voran.

Indes mochte Schiller wohl mehr erwartet haben, als sich erfüllte. Man empfing ihn am Hofe mit Wohlwollen, bezeugte ihm aber nicht die Aufmerksamkeiten, welche er erwartet haben mochte. Wieland dagegen nahm ihn mit offenen Armen auf, hauptsächlich wohl, um in ihm einen fleißigen Mitarbeiter für seine matt gewordene Zeitschrift „Merkur“ zu gewinnen. Beide standen jedoch an Jahren und Bildung einander zu fern, als daß das Verhältnis ein inniges hätte werden können. Nach und nach lernte er auch die Celebritäten Jenas kennen und wurde Mitarbeiter der dort erscheinenden „Allgemeinen Litteraturzeitung“. Diese Verbindungen regten ihn mehr zu wissenschaftlichen, als poetischen Arbeiten an. Er nahm das schon in Dresden liebgewordene Studium der Geschichte wieder auf, und begann die Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung zu bearbeiten.

Gegen Ende des J. 1787 machte Schiller eine kleine Reise nach Meiningen, um seine dort an den Bibliothekar Reinwald verheiratete Schwester und in Bauerbach die ihm werte Familie Wolzogen zu besuchen. An einem trüben Dezembertage begleitete er Wilh. von Wolzogen auf einem Ausflug nach Rudolstadt und wurde durch diesen in die dort wohnende Familie von Lengefeld eingeführt. Die ältere Tochter, Karoline, war mit dem rudolstädtischen Hofrat von Beulwitz verheiratet, die jüngere, Charlotte, suchte sich zu einer Hofdamenstelle in Weimar auszubilden. Im Kreise dieser edlen Familie ward Geist und Gemüt zugleich angesprochen, und Schiller fühlte sich deshalb so wohl in ihr, daß er beim Abschied den Entschluß aussprach, den nächsten Sommer das schöne Thal in ihrer Nähe zu seinem Aufenthalte zu wählen.

Am 18. Mai des J. 1788 bezog er in dem anmutig gelegenen Dorfe Volkstädt unweit Rudolstadt eine Wohnung. In dieser heitern Umgebung belebte sich wieder die Frische und Munterkeit seines Geistes. Die Tagesstunden wurden der „Geschichte der Niederlande“ und einem Roman, „Der Geisterseher“, gewidmet, die Abende verlebte er im Kreise der Lengefeldschen Familie, mit der alles, was in Rudolstadt Geist und Bildung besaß, in enger Verbindung stand. Was er schrieb, wurde partieenweise dort vorgelesen, und gab Anlaß zu tiefeingehenden Unterhaltungen. Hieraus erwuchs nach und nach die aufrichtigste Freundschaft zwischen den Gliedern dieses Kreises, was für Schiller, der ohne Liebe und Freundschaft nicht glücklich sein konnte, von den wohlthuendsten Folgen war.

In dieser Zeit entstand auch der enthusiastische Hymnus:

„Die Götter Griechenlands“, ein Gedicht, das gleich bei seinem Erscheinen vielfach falsch verstanden worden ist, und viele gereimte und ungereimte Entgegnungen hervorgerufen hat. Diejenigen, welche mehr als ein Erzeugnis momentaner Dichterlaune darin erblickten, haben im Ernst geglaubt, daß der Dichter die Religion der Hellenen zurück zu rufen wünschte, während er im Grunde doch nur den abstrakten Verstandesmonotheismus tadelt, welcher im einseitigen Interesse der Wahrheit und einer übel verstandenen höhern Einsicht allen Anforderungen des Gefühls und der Einbildungskraft Hohn spricht, die sich immer nur an einer lebendigen Mannigfaltigkeit einzelner, naher, anschaulicher göttlicher Gestalten erquicken kann.

Gegen Ende des Frühlings, den Schiller hier verlebt hatte, war Goethe von seiner italienischen Reise wieder nach Weimar zurückgekehrt. Die beiderseitigen Freunde und Freundinnen wünschten eine Annäherung beider Dichter herbeizuführen, und veranlaßten zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft bei der auch Goethe befreundeten Lengefeldschen Familie. Die beiden größten deutschen Dichter reichten sich hier zum ersten Male die Hand. Der Erfolg dieser Stunde entsprach nicht ganz den Erwartungen der Freundinnen. Die Bildungsstufe und Geistesrichtung beider Männer war zu verschieden, als daß eine sofortige innige Annäherung damals möglich gewesen wäre. Schiller äußerte über diese Zusammenkunft an seinen Freund Körner: Im ganzen genommen ist meine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das weitere lehren!“ Noch ungünstiger lauteten seine mündlichen Äußerungen.

Am 13. Nov. 1788 kehrte Schiller nach Weimar zurück und lebte dort sehr eingezogen, vermied sogar den Umgang mit Goethe möglichst, ungeachtet sich dieser für ihn interessierte. Neben den schon genannten Arbeiten wurden noch andere begonnen, so z. B. das unvollendet gebliebene Schauspiel „Der Menschenfeind“.

Während Schiller mit großem Fleiße arbeitete, bemühten sich seine Freunde, für seine Zukunft zu sorgen. In Jena war der Lehrstuhl für Geschichte erledigt. Sobald man sich der Zustimmung Schillers versichert hatte, veranlaßte man, daß ihm die Professur übertragen wurde. Goethe war hierbei am thätigsten. Am 11. Mai 1789 zog Schiller als außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena ein.

2. Schiller begann seine akademische Thätigkeit mit der Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte“, worin er mit glänzender Beredsamkeit den Wert allgemeiner Humanitätsbildung gegenüber den beschränkten Fakultätsstudien erwies. Scharenweise strömten die Studenten zu seinen historischen Vorlesungen, was seinen Mut hob und ihn mit seiner neuen Lage zufrieden machte. Aus den Vorträgen über alte Geschichte erwuchsen mehrere historische Abhandlungen, wie z. B. „Die Sendung Moses“, „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde“, „Die Gesetzgebung des Lykurg und Solon“. Unter den Professoren erwarb er sich werte Freunde und verkehrte namentlich viel mit Griesbach, Schütz und Reinhold. Desungeachtet klagte er, daß es seinem Herzen an Nahrung, an einer beseelenden Berührung fehle. In dieser Stimmung gedachte er von neuem der Liebe, die er in der Lengefeldschen Familie genossen hatte. Durch Vermittelung der älteren Schwester kam es zu der gewünschten Erklärung zwischen ihm und Charlotte, und nachdem ihm der Herzog Karl August 200 Thlr. Gehalt bewilligt, wurde am 22. Febr. 1790 in der Kirche zu Wenigen-Jena bei Jena der Bund der Ehe geschlossen. Wie glücklich er dadurch wurde, ersehen wir aus einer Zuschrift an Körner. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erhebung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir die Tage dahin.“ Es war schon ein großer Gewinn für Schiller, daß er sich nun nicht mehr um seine Wirtschaft zu bekümmern brauchte.

Bei seiner geringen Einnahme war Schiller genötigt, durch Schriftstellerei etwas zu erwerben. Er übernahm es daher, für den Göschenschen Damenkalender die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ zu bearbeiten. Durch große Anstrengung führte er dieselbe gegen den Herbst bis zur Schlacht bei Breitenfeld.

Im Januar 1791 wurde Schiller während eines Aufenthaltes in Erfurt, wo er die ausgezeichnete Gunst des Koadjutors*) von Dalberg genoß, von einer sehr heftigen Krankheit befallen, die seine Kräfte erschöpfte und ihn dem Tode nahe brachte. Seine Vorlesungen mußte er über ein Jahr lang aussetzen. Ausflüge nach Rudolstadt und Erfurt, sowie eine Badekur in Karlsbad stellten die Kräfte so weit wieder her, daß er zu seinen schrift-

*) Amtsverweser und vorausbestimmter Nachfolger eines Bischofs oder geistlichen Fürsten.

stellerischen Arbeiten zurückkehren konnte. Zur poetischen Erholung diente ihm die Bearbeitung einiger Gesänge aus Virgils „Äneide". Gegen den Herbst vollendete er die zweite, infolge der häufigen Krankheitsanfälle etwas schwächer ausgefallene Hälfte der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges".

In dieser leiden- und sorgenvollen Lage wurde unserm Dichter eine große Freude bereitet. Drei edle Männer in Dänemark, Baggesen, der sich als deutscher Dichter einen Namen erworben hat, der Graf Ernst von Schimmelmann und der Herzog Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg, gehörten zu den wärmsten Verehrern Schillers. Zu diesen war, während Schiller sich in Karlsbad stärkte, die Nachricht von seinem Tode gedrungen und hatte ein Fest, das Baggesen und andere Verehrer Schillers diesem zu Ehren Anfang Juni zu Hellebeck feiern wollten, in eine Todesfeier verwandelt. Schon die Erzählung von jenen Trauertagen, von denen Baggesen an Reinhold berichtete, machte auf Schillers Gemüt einen tiefen, rührenden Eindruck. Allein wie übertraf diesen noch die gewaltige Überraschung, als am 13. Dez. ein Schreiben des Grafen von Schimmelmann und des Herzogs von Augustenburg anlangte, worin ihm auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thlrn. angeboten wurde, damit er sich ganz der zu seiner völligen Erholung nötigen Ruhe überlassen könne! Dies Geschenk war eben so zart angeboten als es von dem Dichter angenommen wurde. Vor seinem Blick öffnete sich wieder eine heitere Aussicht ins Leben. Endlich konnte er verjährte Schuldposten tilgen, und Rücksicht auf Erwerb brauchte fürs erste nicht seine geistige Beschäftigung zu bestimmen und ihn zur Überanstrengung seiner Kräfte zu nötigen.

3. Nachdem die Geschichte bei Schiller ihren Zweck, seinen Ideeenkreis zu erweitern, ein Magazin für seine Phantasie zu sein, erfüllt hatte, wandte er sich mit dem J. 1792 der Kantschen Philosophie zu, die damals in Jena durch Prof. Reinhold zu hohen Ehren gelangt war. Er nahm sich vor, nicht eher von derselben zu lassen, bis er sie völlig ergründet und seine Ideeen dadurch geläutert habe, und wenn ihm dies auch drei Jahre kosten sollte. Aus dieser Beschäftigung erwuchsen mehrere philosophische Abhandlungen, von denen die in die J. 1793 u. 94 fallenden „Briefe über ästhetische Erziehung" die bedeutendste ist; sie enthalten die Darstellung von Schillers Philosophie als eines Ganzen. Der Grundgedanke derselben ist, vermittels der ästhetischen Erziehung der Völker, d. h. vermittels Heranbildung derselben zum Gefühl und Verständnis des Schönen, in welchem das Ideal, das Absolute, die göttliche Idee zur Verwirklichung kommt, die Möglichkeit der Umwandlung des „Staats der Not" in den „Staat der Freiheit, der Vernunft" herbeizuführen.

Schillers Gesundheitszustand blieb ein unbefriedigender. Mit dem Frühjahr 1793 entsagte er daher aller akademischen Thätigkeit, bezog zu seiner Erholung ein Gartenhaus außer der Stadt und entschloß sich zu einer Reise in die Heimat, die er seit elf Jahren nicht gesehen. Er fand die Seinigen alle wohl, und verlebte anfangs in Heilbronn, wo er sich niedergelassen, dann auch in Ludwigsburg glückliche Tage mit ihnen. Auch alte Freunde sah er wieder, mit denen er sich in Jugenderinnerungen ergehen konnte, unter ihnen einen seiner vertrautesten Jugendgefährten, den Arzt von Hoven. Dieser war nicht wenig erstaunt, in ihm einen ganz veränderten Mann wiederzusehen. „Sein jugendliches Feuer," sagt er, „war gemildert; er hatte viel mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Ansehen vollendete das Interessante seines Anblickes. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich durch seine Krankheitsanfälle gestört, aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichtum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Während des Aufenthaltes in der Heimat trat Schiller der Poesie wieder näher. Am meisten beschäftigte ihn die Lektüre griechischer Dichter. In Ludwigsburg las er fast alle Abende aus Voß' Homer vor. Er arbeitete an dem Entwurf zum „Wallenstein", wobei ihn der Vorsatz, nicht in die Fehler seiner früheren Dramen zurückzufallen, lange zögern und schwanken ließ. Über diese sprach er nicht mehr gern, als wünsche er sie der Vergessenheit übergeben zu können. Seine früheren Gedichte begann er zu revidieren, und zeigte im Verwerfen und Umarbeiten, welch strenge Forderungen er jetzt an sich stellte.

Nach neunmonatlicher Abwesenheit kehrte er im Mai des J. 1794 wieder nach Jena zurück.

3. Periode der gereiften Kunstpoesie.

1. Reich an Entwürfen für seine schriftstellerische Thätigkeit kehrte Schiller aus der Heimat zurück, war jedoch noch unschlüssig, ob er sich der Philosophie, oder der Poesie hingeben solle. Er entwarf zunächst den Plan zu einer neuen Zeitschrift, zu den „Horen", und ersuchte Goethe zum Beitritt für dieselbe. Goethe sagte seine Teilnahme zu, und hiermit war der Schritt zur Annäherung der beiden großen Geister gethan, zwischen denen bisher

nur geringe Berührung stattgefunden hatte. Ihre Denkweise stand bis dahin zu weit von einander ab, als daß einer den andern hätte suchen sollen. Schiller konnte sich mit der Goetheschen Philosophie nicht befreunden und schrieb in Bezug auf dieselbe an Körner: „sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole.“ Nach und nach gelangte er jedoch dahin, den Goetheschen Standpunkt für berechtigt zu halten, und Goethe anderseits näherte sich Schiller durch das Studium Kantscher Schriften. Es war nun der Zeitpunkt gekommen, wo beide sich zum fruchtbarsten Ideeentausch und zu gemeinsamem Streben die Hand reichen und festhalten konnten. Ein längeres Gespräch, zu dem ein naturwissenschaftlicher Vortrag des Prof. Batsch in Jena Veranlassung gegeben hatte, bot ihnen Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß sie in den Hauptideeen in unerwarteter Weise übereinstimmten. Für beide trat von dieser Stunde an eine neue Epoche ein. Sie verkehrten von nun an viel mit einander.

Das erste Heft der neuen Zeitschrift brachte Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung“, welche unter dem Einflusse von Goethes, Fichtes und W. v. Humboldts Ideeen aufs neue überarbeitet und vervollständigt worden waren. Goethe zollte denselben seinen vollen Beifall. In den Abhandlungen „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ und „Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“ ward das Thema dieser Briefe fortgesetzt. Der geistige Verkehr mit Goethe nötigte ihn zu einer tiefern Betrachtung ihrer Denk- und Dichterweise. Die Frucht hiervon war die ideeenreiche Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“, durch die er mit seiner Philosophie abschließt.

Neben den „Horen“ ließ Schiller gegen Ende des Jahres den 1. Jahrgang seines „Musenalmanachs“ erscheinen, reich ausgestattet mit eigenen poetischen Erzeugnissen. Das bedeutendste der darin gelieferten Gedichte war „Der Spaziergang“, durch welchen Schiller sein Dichtertalent erweitert hatte, wie er selbst fühlte. Er verdankt diese Erweiterung, die Loslösung seines Talentes aus den Fesseln der Abstraktion vornehmlich der gewaltigen Einwirkung von Goethes „Wilhelm Meister“. „Ich kann Ihnen,“ sagt er in einem Briefe an Goethe, „nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes bewegt. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger, als sie sein wird, wenn ich mich desselben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes sein.“

Sein Entschluß, sich von nun an ganz der Poesie zu widmen, stand fest. Auf den Rat W. v. Humboldts wählte er das Drama, und entschied sich für den „Wallenstein“. „In Rücksicht auf den Geist, in welchem ich arbeite,“ so äußert er in einem Briefe

an Goethe, werden Sie wahrscheinlich mit mir zufrieden sein; es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten und nur den Gegenstand zu geben.“ Man erkennt das Streben nach klarer Objektivität auch mehr und mehr in den kleinern Dichtungen, und wenn „die Klage der Ceres“ noch an die ältere Manier anlehnt, so tritt er dagegen in „Pompeji und Herculanum“ ganz aus dieser heraus, und vertauscht die lyrische Reflexion mit klarer Plastik.

Als Beweis, wie sehr beide Dichter jetzt in ihrer Denk- und Darstellungsweise harmonierten, kann auch die gemeinsame Bearbeitung der Xenien gelten, deren schon bei Goethe (S. 399 u. 436) gedacht worden ist.

Um in seiner dichterischen Thätigkeit nicht zu oft durch die äußere Umgebung gestört zu werden, bezog er im Frühjahr 1797 ein anmutig gelegenes Gartenhaus außerhalb der Stadt. Hier war er, soweit sein Gesundheitszustand es gestattete, rastlos thätig. Am ernstesten beschäftigte ihn der „Wallenstein“. Als Nebenarbeiten entstanden die schönen Balladen und Romanzen, die jetzt im Gedächtnis jedes gebildeten Deutschen aufbewahrt werden.

Nach der im J. 1799 erfolgten Vollendung des „Wallenstein“ wandte sich Schiller zur Bearbeitung der „Maria Stuart“, vollendete auch das schon früher begonnene „Lied von der Glocke“.

Um seinen geistesverwandten Freunden näher zu sein, und durch die Bühne mehr zu dramatischen Arbeiten angeregt zu werden, zog er mit Genehmigung des Herzogs zu Ende des J. 1799 nach Weimar.

2. Der Aufenthalt in Weimar entsprach ganz den Erwartungen Schillers. Die herzogliche Familie gab ihm fortwährend Beweise der Liebe und Anerkennung. Der Umgang mit trefflichen Freunden, namentlich mit Goethe, wirkte fördernd auf ihn ein. Neben der Vollendung der „Maria Stuart“ bearbeitete er „Macbeth“. Bald darauf folgte die „Jungfrau von Orleans“ und die „Braut von Messina“, 1804 endlich der „Wilhelm Tell“, mit dem er im vollendeten Mannesalter selbst vom Schauplatz abtrat.

Am 1. Mai 1805 ward Schiller von einem Katarrhfieber befallen, was jedoch, da er hieran öfter litt, keine Besorgnis einflößte. Am 6. u. 7. verschlechterte sich aber sein Zustand, am 8. wurden seine Kräfte immer schwächer. Gegen Abend verlangte er, man möge den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne sehen, und mit heiterem Blicke schaute er in den Abendstrahl wie zum letzten Gruß. Er fühlte sein Ende herannahen und bat Gott, ihn vor einem langen Hinsterben zu bewahren. Seine Bitte ward erhört. Am 9. Mai verschied er sanft, nachdem er noch vorher seiner vor dem Bette knieenden Frau die Hand gedrückt hatte.

Getragen von Freunden und Verehrern, wurde seine irdische Hülle am 11. Mai um Mitternacht und in aller Stille, wie die Familie es wünschte, der Erde übergeben. Am 12. Mai nachmittags fand in der St. Jakobskirche eine Gedächtnisfeier statt, wobei Mozarts „Requiem“ gesungen wurde. Am 10. Aug. veranstaltete Goethe zu Schillers Andenken auf dem Theater im Bade Lauchstädt eine dramatische Aufführung des „Liedes von der Glocke“. Am Schluß trat unter der emporschwebenden Glocke die Muse hervor, und sprach einen von Goethe gedichteten trefflichen Epilog. Ein Jahrzehnt später, nachdem Schillers Poesie in den Jahren der Befreiungskriege ihre begeisternde Wirkung aufs herrlichste offenbaret hatte, konnte er die Strophe hinzufügen:

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß' Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Wie groß die Trauer über den Tod des Dichters war, läßt sich aus der außerordentlichen Verehrung schließen, die ihm zu teil wurde. In diese allgemeine Totenklage sprach Goethe die herrlichen Trosteswortе hinein: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und als ein vollkommener Mann ist er von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller frühe hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. So wird er in dem, was er gewollt und gewirkt, stets seinem Volke und der Menschheit leben.“

II.

1. Schiller zeigte früh Neigung zum Philosophieren und zur poetischen Gestaltung seiner Gedanken. Beides steht nicht in völliger Harmonie mit einander, und es darf uns darum nicht wundern, wenn seine ersten Dichtungen darunter litten und deshalb wenig ansprachen. Dazu kam noch, daß es ihm an ästhetischer Bildung fehlte, und daß er sich von dem Streben, für seine Anschauungen und Empfindungen immer den kräftigsten Ausdruck zu

wählen, mehr als billig beherrschen ließ. Diese Schwächen blieben dem Dichter aber nicht lange verborgen. Ihre volle Erkenntnis hätte aber beinahe bewirkt, daß er sich der Poesie ganz abgewandt, und der Geschichte und Philosophie gewidmet hätte. Das ernste Studium dieser Wissenschaften war ihm aber förderlich, indem erstere ihm zu einer besseren Würdigung der Lebensverhältnisse verhalf und seine Menschenkenntnis mehrte, letztere seine Ansichten über die Kunst läuterte. So ausgerüstet, kehrte er wieder zur Poesie zurück und schuf nun Besseres, nach weiterer Klärung seines ganzen Wesens — Mustergültiges. Zu der Kunstvollendung Goethes ist er allerdings nie gelangt, da die idealistische Richtung zu tief mit seinem ganzen Wesen verschmolzen war. Denn in eben dem Maße, wie Goethe sich in die Objekte vertiefte und sie dann poetisch gestaltete, schöpfte Schiller aus sich, aus der Eigentümlichkeit seines Wesens, und suchte seine Ideeen poetisch darzustellen. Darum ist Goethe der objektive, Schiller der subjektive Dichter. In der letzten Periode seines Lebens strebte Schiller übrigens ernstlich nach dieser Goetheschen Objektivität und machte darin auch sichtbare Fortschritte.

Das beengte Leben in der Karlsschule, so wie die traurigen politischen und bürgerlichen Verhältnisse jener Zeit hatten die Überzeugung in Schiller begründet, daß die höchste Entwickelung des Menschen nur in der Freiheit möglich sei.*) Diese Idee hat ihn durch sein ganzes Leben hindurch begleitet, und ihn im besten Sinne des Wortes zum Dichter der Freiheit gemacht. Alle seine Dichtungen, von den Räubern an bis zum Tell hin, atmen diesen Geist. Dieser Geist ist aber zugleich der Geist des deutschen Volkes; das deutsche Volk fand sich daher in den herrlichen Schöpfungen Schillers wieder, nahm sie als sein bestes Eigentum aus seinen Händen und feierte dafür den Dichter während seines Lebens und bis zu dieser Stunde, wie vor und nach ihm noch keinen andern. Das wird und muß so bleiben, so lange das deutsche Volk sich selbst treu bleibt. Bis zu den spätesten Zeiten hin werden die vollendetsten Werke Schillers das zuverlässigste Mittel zur Bildung für wahre Freiheit und für große, würdige Gesinnung sein.

Schillers poetische Sprache ist bestimmt und klar, edel und kräftig, bilderreich, von ergreifendem Wohllaut und voll rhythmischer Bewegung.

2. In Bezug auf Allseitigkeit steht Schiller seinem großen Freunde Goethe nach, hat indes doch nach vielen Seiten hin Unvergängliches geleistet; er ist groß als Dichter, als Geschichtsschreiber und als philosophischer Schriftsteller.

---

*) „Die schönsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt.“ Im 2. Briefe über Don Carlos.

a. Als Lyriker zeichnet sich Schiller durch die Großartigkeit der Gedanken und die Gewalt der hinreißenden Darstellung aus. Wir erinnern an das Lied: „An die Freude“, an die philosophischen Oden: „Das Ideal und das Leben“, „Die Macht des Gesanges“, an die neu von ihm geschaffene Gattung der kulturhistorischen Gedichte: „Das Lied von der Glocke“ und „Der Spaziergang“.

b. Didaktische Gedichte hat Schiller wenig geliefert („Die Künstler“); dagegen aber eine große Anzahl Epigramme, einen Teil mit Goethe gemeinschaftlich. „Votivtafeln“ und „Xenien“.

c. Die epische Dichtung ist durch die Romanze (Ballade) reich vertreten. Schiller behandelte sie dramatisch-lebendig und machte sie zur Trägerin hoher Ideeen. Die Mehrzahl derselben fällt in die J. 1797 u. 98, die deshalb auch die Balladenjahre genannt werden. Es gehören hierher: „Der Taucher“, „Der Handschuh“, „Der Ring des Polykrates“, „Die Kraniche des Ibykus“, „Der Gang nach dem Eisenhammer“, „Die Bürgschaft“, „Der Kampf mit dem Drachen“, „Der Graf von Habsburg“.

d. Im Drama hat Schiller das Höchste geleistet. Die Handlung in den Dramen ist reich und gewährt hohes Interesse. Die Darstellung ist lebensvoll und ergreifend, die sich kundgebende Gesinnung wahrhaft groß. Hierher gehören:

„Die Räuber“ (1777—80), die zwar in der Hauptsache verfehlt sind, da den Personen alle Realität und der Handlung die Wahrheit fehlt; aber die Idee, welche ihnen zu Grunde liegt, ist tiefste Wahrheit, die Idee nämlich, daß die gesellschaftlichen Zustände damaliger Zeit der Umgestaltung dringend bedurften.

„Fiesco“ (1783), der nicht mehr so stürmisch-leidenschaftlich ist, wie die Räuber, auch eine künstlerische Behandlung wahrnehmen läßt.

„Kabale und Liebe“ (1784), worin die Verdorbenheit der höheren Stände, gegenüber dem sittenreinen, aber unterdrückten Bürgerstande gezeigt wird.

„Don Carlos“ (1787), in dem die Idee der reinen Menschlichkeit und der religiösen, wie der politischen Freiheit verherrlicht wird. Das Streben nach künstlerischer Haltung tritt deutlich darin hervor, was schon aus der Anwendung der reimlosen Verse zu erkennen ist. Mit dieser Dichtung schließt die erste Periode der dramatischen Thätigkeit Schillers ab.

„Der Wallenstein“ (1799), eine der großartigsten und vorzüglichsten Dichtungen.

„Maria Stuart“ (1800), ausgezeichnet durch tief psychologisch aufgefaßte Charaktere und naturgemäße Handlung.

„Die Jungfrau von Orleans" (1801), worin der Kampf zweier Völker im großartigsten Maßstabe dargestellt wird, ganz geeignet, zur Kräftigung des Nationalbewußtseins der Deutschen beizutragen.

„Die Braut von Messina" (1803), im Geiste der antiken Tragödie.

„Wilhelm Tell" (1804), Schillers Meisterwerk, der zweite, veredelte Teil der Räuber. Eine deutsche Verkündigung der Menschenrechte.

„Die Huldigung der Künste" (4.—8. Nov. 1804) ist die letzte kleinere dramatische Arbeit, und wurde auf Goethes dringenden Wunsch zur Begrüßung der Braut des Erbprinzen angefertigt.

„Demetrius" ist unvollendet geblieben.

Zu den Übersetzungen gehören: „Iphigenie in Aulis", Scenen aus den „Phönicierinnen" des Euripides (1788 u. 89), „Macbeth" von Shakespeare (1800), „Turandot" von Gozzi (1801), die Lustspiele „Der Parasit" und „Der Neffe als Onkel" von Picard (1803), „Phädra" von Racine (1805).

e. „Der Geisterseher" (1786—89) ist ein unvollendeter Roman; „Der Verbrecher aus verlorner Ehre" (1786) und „Spiel des Schicksals" (1789) sind Erzählungen.

f. Was Schiller als Geschichtsschreiber geleistet hat, ist schon oben gesagt worden. Er bediente sich der Geschichte, um die verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln und den Sinn für Aufopferung, für Freiheit und Religion zu wecken.

Übersetzung von Robertsons „Geschichte Amerikas" (Leipzig, 1777), „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande" (1788), „Die Sendung Moses" (1789), „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon" (1789) u. a. kleine Abhandlungen, „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" (1791—93).

g. In den philosophischen Schriften behandelt Schiller ästhetische Fragen. Der Stil darin ist meisterhaft. Das Verständnis dieser Arbeiten wird dadurch etwas erschwert, daß der Verfasser sich nicht bloß an das Denkvermögen, sondern zugleich an die Einbildungskraft wendet.

„Briefe über Don Carlos" (1788), „Über Anmut und Würde" (1793), „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" (1795), „Über naive und sentimentalische Dichtung" (1795), „Über das Erhabene" (1796).

h. Die einzige Rede, welche wir von Schiller haben, behandelt in bekannter Meisterschaft die Frage: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?"

3. Es ist viel darüber gestritten worden, welcher von den beiden Freunden als Dichter größer sei, Goethe oder Schiller. Aus dem, was bereits über beide gesagt worden, wird man leicht erkennen, daß die ganze Frage eine sehr müßige ist. Jeder von ihnen hat Ausgezeichnetes geleistet, dies aber so, wie die Verschiedenheit ihres Geistes es bedingte. In einem Gespräch mit Eckermann äußerte Goethe (am 25. Mai 1825): „Nun streitet sich das Publikum seit 20 Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich; und sie sollten sich vielmehr freuen, daß ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können." Schiller schrieb am 21. März 1796 an Humboldt: „Man wird Goethe und mich, wie ich in meinen mutvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specifizieren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander koordinieren." (A. g. D. S. 432.)

Beide Urteile sind sehr treffend.

Interessanter, als ein derartiger Streit, ist eine Gegenüberstellung der Eigentümlichkeiten beider Männer. Als Ergänzung zu dem, was wir hierüber schon oben gesagt haben, mögen folgende Worte von B. Denhard (Deutsches Museum von Prutz, 1853, S. 280) dienen:

„In den behäbigsten und wohlthuendsten Verhältnissen wurde Goethe geboren; seine Jugend verfloß unter anregenden und die Bildung naturgemäß entwickelnden Begebenheiten. Nicht die Sorgen um die äußere Existenz, nicht Zwang von außen verkümmerte die Entwickelung des gesunden und kräftigen Knaben und Jünglings. Er konnte sich nur gehen lassen, ruhig und sinnig die Eindrücke aufnehmen und walten lassen, die sich seinem strebsamen, überall hin die Fühlhörner ausstreckenden Geiste darboten. Kein Gegensatz stellte sich ihm entgegen, kein äußerer Kampf. Den Kampf lernte er nur kennen in seinem Innern, in dem Streit seiner Gefühle, besonders in seinen Verhältnissen zu dem weiblichen Geschlechte, mit dessen Art sein eigenes Wesen eine überraschende Ähnlichkeit hatte, von dem er selbst sagte:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan!

Mit den Frauen hatte Goethe es gemein, daß, wiewohl er, die lebenvollste Schilderung einer Zeit in den einzelnsten Zügen zu geben vermag, ihm doch der Geist, der eben diese Züge bewegt, fremd bleibt; wir erinnern nur an „Götz" und „Egmont". Denn nicht der Kampf der Prinzipien, den die Geschichte uns darlegt, sondern das Einzelwesen in seiner Art und in seinen besondern Beziehungen gewinnt seine Teilnahme. Ebenso wenig konnte er sich mit theoretischen Allgemeinheiten befreunden, und daher sagte ihm ein strenges Studium der Philosophie nie zu. Die Natur

war es, die ihn mit ihren lebenswarmen Armen anzog; ihr wendete sich sein ganzes Wesen zu. Ihren stillen und langsamen, jedoch planmäßigen und sichern Entwickelungsgang in allen seinen verschiedenartigsten Erscheinungen zu beobachten und zu verfolgen, war seine wohlthuendste Beschäftigung; durch solche Betrachtungen hob er sich stets über die widrigen Eindrücke hinaus, die ihm Menschen oder Verhältnisse brachten. Die Darstellung der Natur in ihrer vollen Wahrheit und Schönheit war die höchste Aufgabe seines Strebens, und er hat sie gelöst wie keiner. Alles, was er erfuhr, wußte er als ein Erlebtes in sein Eigentum zu verwandeln, und dann stellte er es dar: wie denn seine meisten Werke bekanntlich nur Darstellungen von Zuständen sind, die er selbst an sich und in sich erfuhr, und die er gerade durch diese Veräußerlichung zu bewältigen wußte."

„Schiller dagegen wurde in beengender Lage geboren und erzogen, und alsbald stellte sich der Druck von außen ein. Er sollte den Bildungsgang nehmen, den ein strenger und harter Fürst ihm vorzuschreiben die Gnade hatte. Er trat in Gegensatz zur Außenwelt; er konnte sich dem Leben nicht arglos und vertrauend hingeben; es rief ihn auf zum Kampfe. Er mußte aber einen Boden gewinnen, von welchem aus er diesen Kampf bestehen konnte, und so flüchtete er aus der Wirklichkeit auf das Gebiet der Idee. Er lehnte sich, um Kraft zu gewinnen, an die großartige Bestimmung des Menschen an; hohe Ideale erfüllten seine liebebedürftige Brust, und da er oft den einzelnen Menschen nicht lieben und achten konnte, so wendete er sein Gefühl der ganzen Menschheit zu. Der Kampf, den das Menschengeschlecht zur Erreichung seiner Bestimmung führte, das Streben des einzelnen Menschen nach Freiheit, welches mit diesem Kampfe zusammenfällt, werden die Gegenstände, die seine Teilnahme in Anspruch nehmen, deren Darstellung er seine ganze Kraft weiht. Sein Streben geht auf das Allgemeinste; seine höchste Aufgabe ist die Bildung des sittlichen Charakters. Die Darstellung der erhabensten Idee mit der schönsten Form ist der Zweck seiner Dichtungen. So kommt denn bei beiden die poetische Wahrheit in andern Weisen und Formen zur Erscheinung. Während Goethe von der Wirklichkeit zum Ideale aufschaute und in der Natur die Idee gegenwärtig fand, blickt Schiller von der Höhe seiner idealen Subjektivität auf die Wirklichkeit und Natur herab, die Idee ihr entgegen tragend. Schiller sucht zum Allgemeinen das Besondere, Goethe schaute im Besondern das Allgemeine. Das erste, was sich Goethe darstellt, ist die Gestalt, Schillern dagegen drängt sich zuerst der Gedanke auf; dort bildet, um Schillers eigene Ausdrücke zu gebrauchen, die Intuition (Anschauung), hier die Abstraktion den Ausgangspunkt. Wenn daher aus Goethes Werken die Unmittelbarkeit des wirklichen Lebens zu

uns spricht, so tritt in Schillers Dichtungen überall die Verkörperung der Idee an uns heran. Schiller sucht zu seiner Vorstellung das Bild, um sie anschaulicher und lebendiger zu machen, während bei Goethe Vorstellung und Gestalt eins sind; ja man könnte sagen, er gewinnt erst durch die Gestalt und mit derselben die Vorstellung. „„Schiller,“ “ sagt Goethe, „„predigt immer das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen.“ “

Vergl. auch: Lüben, Auswahl charakt. Dichtungen ꝛc. III. 165.

Litteratur.

Die Schiller-Litteratur in Deutschland. Vollst. Katalog sämtl. in Deutschland erschien. Wke. Schillers sowohl in Gesamt- als Einzel-Ausg., aller bezügl. Erläuterungs- und Ergänzungsschriften, wie endlich aller mit ihm in irgend einer Beziehung stehenden sonstigen litterar. Erscheinungen. Von 1781 bis Ende 1851. Kassel, 1852. 50 ₰.

K. Gödeke, Grundr. z. Geschichte deutsch. Dichtung. II. Bd. §§ 249—55.

A. Schillers Werke.

Sämtl. Werke in 10 Bdn. Gr. 8. Stuttgart, 1847. 20 M.

— in 12 Bdn. Klassiker-Format. Stuttgart, 1853. 12 M.

— in 12 Bdn. 8. Stuttgart, 1860. 18 M.

— in 2 Bdn. Lex.-8. Mit Stahlstichporträt. Prachtausg. Stuttg., 1858. 12 M.

Schillers sämtl. Schriften. Historisch-krit. Ausg. In Verein m. A. Elissen, R. Köhler, W. Müldener, H. Österley, H. Saupe u. W. Vollmer von K. Gödeke. 15 Tle. Stuttg., Cotta. 1867. 54 M.

— sämtl. Wke. Mit Einleitgn. v. K. Gödeke, in 2 Ausg.: zu 3 M. u. 7,50 M. Stuttgart.

— dramat. Werke. 12 Tle. Ebendas. à 20 ₰.

— dramat. Entwürfe z. ersten Male veröffentl. durch Schillers Tochter Emilie Freifrau v. Gleichen-Rußwurm. Ebendas. 1867. 1,80 M.

G. Döring, Nachlese zu Schillers sämtl. Werken. Greiz, 1835. 3 M.

E. Boas, Nachträge zu Schillers sämtl. Wkn. Stuttg., 1853. 2 Bde. 2,80 M.

K. Hoffmeister, Nachlese zu Schillers Werken nebst Variantensammlung. Aus s. Nachlaß im Einverständnis u. unter Mitwirkg. d. Familie Schillers herausgeg. 4 Bde. Stuttg., 1858. (Gehört zur Cottaschen Ausg. deutscher Klassiker u. ist nicht einzeln käuflich.)

Schillers erste, bis jetzt unbekannte Jugendarbeit. „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet.“ Stuttg., 1859. 60 ₰.

Schillers Geschichte von Württemberg b. z. J. 1740. Stuttg., 1859. 6 M.

Schiller, „Ich habe mich rasieren lassen“. Ein dramat. Scherz. Herausgeg. v. K. Künzel. Lpzg., 1862. 3 M.

K. Gödeke, Schillers sämtl. Schriften. Histor.-krit. Ausg. Stuttg., 1876. 15 Tle. in 17 Bdn. 105 M.

B. Briefwechsel.

H. Döring, Schillers Briefe. Mit erläut. Anmerkgn. herausgeg. Altenburg, 1846. 2 Bde. 7,50 M.

Schillers Briefe. Mit geschichtl. Einleitgn. u. Erläutergn. Ein Beitrag zur Charakteristik Schillers als Mensch, Dichter u. Denker u. ein notwendiges Supplem. zu dessen Werken. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin, 1859. 10,80 M.

(M. Marx), Schillers Briefe an den Freiherrn Herib. v. Dalberg in d. J. 1781—85. Ein Beitrag zu Schillers Lebens- und Bildungsgeschichte. Nebst einem Faks. v. Schillers Handschrift. Karlsruhe, 1838. 2,75 M.
Schillers Briefw. mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. 4 Bde. 2. wohlf. Ausg. Berlin, 1859. 6 M.
Briefw. zw. Schiller u. W. v. Humboldt (1792—1805). Mit einer Vorerinnerung über Schiller u. den Gang s. Geistesentwickelung von W. v. Humboldt. Stuttg., 1830. 9 M. 2. Ausg. 1876. 5 M.
— zw. Schiller u. Goethe in den J. 1794—1805. 6 Bde. Stuttg., 1828—29. 34 M. 2. Aufl. 2 Bde. 1856. 9,60 M.
(E. Böcking), Briefe Schillers (1795—1801) u. Goethes (1797—1824) an W. A. Schlegel. Lpzg., 1846. 1 M.
Bitkov, Ungedruckte Briefe von Schiller (an J. Fr. Unger 1797—1801), Goethe u. Wieland. Breslau, 1845. 1 M.
J. H. Fichte, Schillers u. Fichtes Briefw. aus dem Nachlasse des ersteren mit einem einleit. Vorw. herausgeg. Lpzg., 1847. 1,20 M.
W. Vollmer, Briefw. zw. Schiller u. Cotta. Stuttg., 1876. 12 M.
Max Müller, Briefw. Schillers m. d. Herzog Friedrich Christian. Berlin, 1876. 2,40 M.
A. L. J. Michelsen, Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg üb. ästhet. Erziehung. Berlin, 1876. 3 M.

C. Schriften über Schiller und seine Werke.

1. Leben und Charakteristik Schillers.

(Karoline v. Wolzogen), Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen u. den Nachrichten seines Freundes Körner. Stuttg., 1851. 3 M. 5. Aufl. 1876. 2 M.
Thom-Carlyle, Leben Schillers aus dem Englischen, eingel. von Goethe. Frankf., 1830. 6, 75 M.
H. Döring, Friedrich v. Schiller. Ein biogr. Denkmal. Jena, 1841. 1,50 M.
K. Hoffmeister, Schillers Leben, Geistesentwickelung u. Wke. im Zusammenhang. 5 Bde. Stuttg., 1838—42. 16,75 M. (Vorzüglich.)
H. Viehoff, Schillers Leben, Geistesentwickelung u. Wke. auf Grundlage der K. Hoffmeisterschen Schriften. 3 Tle. Stuttg., 1875. 7,50 M.
G. Schwab, Schillers Leben in 3 Büchern. Stuttg., 1859. 2,40 M.
E. L. Bulwer, Schillers Leben u. Wke. Deutsch v. H. Kletke. Berlin, 1848. 2,25 M.
J. W. Schäfer, Schiller. E. biogr. Schilderung. Lpzg., 1852. 50 ₰. (Gut.)
E. Palleske, Schillers Leben u. Werke. 2 Bde. Berlin, 1859. 6 M. (Sehr gut.) 9. Aufl. 1876.
K. Gödeke, Goethe u. Schiller. 2. Aufl. Hannover, 1859. 2,80 M.
E. Boas, Schillers Jugendjahre. Herausgeg. v. W. v. Maltzahn. 2 Bde. Hannover, 1856. 6 M. (Sehr zuverlässig.)
A. Spieß, Schillers Leben u. Dichtungen. Mit dem Bildnis Schillers im 21. Jahre. Wiesbaden, 1859. 6 M. (Gut.)
J. Scherr, Fr. Schiller u. s. Zeit. Illustr. mit 14 Portr. u. 20 histor. Bildern. 4. Lpzg., 1859. 30 M.
Dasselbe Werk. 3 Tle. in 1 Bde. gr. 16. Ebendas. 4 M. (Recht gut.)
J. G. Rönnefahrt, Schiller u. Goethe. Leipzig, 1859. 1,50 M.
(Alfred v. Wolzogen), Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern u. d. Familie Wolzogen. Aus den Familien-Papieren mitgeteilt. Mit 4 Portr. Stuttg., 1859. 7,60 M.
(L. Urlichs), Charlotte v. Schiller u. ihre Freunde. Mit 6 Abbildungen. Stuttg., 1860. 9,60 M.
H. Marggraf, Schillers und Körners Freundschaftsbund. Einleit. zur 2., wohlf. Ausg. v. Schillers Briefw. mit Körner. Lpzg., 1859. 1,50 M.

Schiller-Kalender. Wien, 1859. 2 M. (Weist nach, was sich an irgend einem Tage in Schillers Leben Bedeutungsvolles zugetragen hat.)
Ferd. Schmidt, Schiller. Ein Lebensbild für jung u. alt. 5. Aufl. Berlin, 1859. Cart. 1 M. (Besonders der Jugend zu empfehlen.)
J. Merz, Schillers Leben d. deutsch. Volke erzählt. 2. Aufl. Nürnbg., 1859. 30 ₰.
Langenberg, Schillers Leben für die gesamte deutsche Nation u. für die reifere Jugend verfaßt. Bonn, 1857. 1,50 M.
K. Tomaschek, Schiller in s. Verhältnis zur Wissenschaft. Gekrönte Preisschrift. Wien, 1862. 11,40 M.
Kayserling, Schillers Stellung zur Wissenschaft.
Jul. Schwenda, Schiller u. Uhland. Eine Dichter-Parallele. Wien, 1859. 80 ₰.
M. Carriere, Lessing, Schiller, Goethe, Jean Paul. 4 Denkreden. Gießen, 1862. 2 M.
Kuno Fischer, Schiller als Philosoph. Frankf., 1858. 2 M.
Kuno Fischer, Die Selbstbekenntnisse Schillers. Frankf., 1858. 1,50 M.
Jak. Grimm, Rede auf Schiller, geh. in d. feierlichen Sitzung der königl. Akademie d. Wissenschaften am 10. Nov. 1859. Berlin, 1860. 80 ₰.

Von den zahlreichen Reden zur Schillerfeier sind die meisten verzeichnet und beurteilt in Lübens Pädagog. Jahresbericht, Bd. XIII. Lpzg., 1861.

2. Erläuterungsschriften.

a. Sämtliche Dichtungen betreffend.

Schlegel, Schillers sämtl. Wke. vollst. in allen Beziehungen erklärt. 5. Aufl. Lpzg., 1859. 1,50 M. (In alphabet. Folge sind alle auf Mythologie, Geschichte, alte Geographie u. s. w. bezügl. Ausdrücke kurz erklärt; auch wird hier und da über die Dichtungen selbst Aufschluß gegeben.)
H. Deinhardt, Beiträge z. Würdigung u. z. Verständnis Schillers. I. Bd. (Schillers Briefe üb. d. ästhet. Erziehung d. Menschen. Der Spaziergang. Die Glocke. Der Demetrius-Plan.) Stuttg., 1861. 4,20 M.
Hoffmeister, Schillers Leben. Siehe unter C. 1.
Palleske, Schillers Leben. Siehe unter C. 1.
H. F. W. Hinrichs, Schillers Dichtgn. n. ihrem innern Zusammenhange. Lpzg., 1837. 2 Bde. 9,25 M.
K. Grün, Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker u. Dichter. Ein gedrängter Kommentar zu Schillers sämtl. Wkn. Lpzg., 1844. 8 M.
K. Schwenk, Schillers Werke. Erklärungen. Frankf., 1850. 2,60 M.

b. Gedichte.

H. Viehoff, Schillers Gedichte erläut. und auf ihre Veranlassungen und Quellen zurückgeführt nebst Variantensammlung u. Nachlese. 3 Tle. 3. Aufl. Stuttg., 1858. 6 M. (Hauptwerk.) 5. Aufl. 1876. 6 M.
H. Düntzer, Schiller als lyrischer Dichter. Lpzg. 2. Aufl. 1 M.
Schillers lyrische Gedichte. Erläut. v. H. Düntzer. Ebend., 2. Aufl. 8 M.
Saupe, Goethes u. Schillers Balladen u. Romanzen. Lpzg., 1853. 4 M.
—, Die Schiller-Goetheschen Xenien, erläut. Lpzg., 1852. 4,50 M.
Boas, Schiller u. Goethe im Xenienkampfe. 2 Bde. Stuttg., 1852. 7,20 M.
Boas u. Maltzahn, Schillers u. Goethes Xenien. Manuskript. Berlin, 1856. 4,50 M.
F. A. Brandstätter, Über Schillers Lyrik im Verhältnis zu ihrer musikal. Behandlung. Berlin, 1863. 1,20 M.

c. Dramen.

J. F. Schink, Schillers Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart, Die Jungfrau v. Orleans, Die Braut von Messina u. Wilhelm Tell, ästhetisch, kritisch u. psychologisch entwickelt. Dresden, 1827. 2 M.

L. Eckardt, Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. III. Abtlg. Schillers Geistesgang. Die Räuber. Jena, 1856. 40 ₰.
—, Schillers Fiesco. Erläutert. Jena, 1859. 40 ₰.
—, Schillers Jugendramen. 2. Ausg. W.-Jena, 1862. 3 M.
A. Schöll, Über Schillers Fiesco. Im Weimar. Jahrb. I. 133 ff.
Schillers Briefe üb. s. Don Carlos. Sämtl. Wke. in 12 Bdn. Stuttg., 1853. XII.
F. W. Süvern, Über Schillers Wallenstein, in Hinsicht auf griechische Tragödie. Berlin, 1800. 3,50 M.
J. G. Rönnefahrt, Schillers dramat. Gedicht Wallenstein. Aus seinem Inhalt erklärt. Lpzg., 1855. 2 M.
K. G. Helbig, Wallenstein. Für Schule u. Haus herausgeg. Stuttg., 1856. 3 M.
Briefe über Schillers Maria Stuart. Eisenberg, 1801.
J. G. Rönnefahrt, Schillers Trauerspiel Maria Stuart, erklärt. Lpzg., 1861. 2 M.
A. Klingemann, Über Schillers Tragödie: Die Jungfrau v. Orleans. Lpzg., 1802. 75 ₰.
H. Viehoff, Schillers Jungfrau v. Orleans f. Schule u. Haus erläut. Düsseldorf, 1841. 1,50 M.
J. G. Rönnefahrt, Schillers romant. Tragödie: Die Jungfrau von Orleans aus ihrem Inhalt erklärt. Lpzg., 1859. 1,20 M.
Straß, Jeanne d'Arc, Die Jungfrau v. Orleans. Berlin, 1862. 3 M.
B. Gerlinger, Die griech. Elemente in Schillers Braut von Messina dargelegt. 2. Aufl. Neuburg a. D., 1853. 1,50 M.
Aug. Buttmann, Über die Schicksalsidee in Schillers Braut von Messina. Berlin, 1882. 1,50 M.
Schriften über Schillers Wilhelm Tell sind oben bei der Erläuterung des Dramas aufgeführt.
J. G. Rönnefahrt, Schillers Don Carlos. München, 1865.
L. Unflad, Die Schiller-Litteratur in Deutschland. Bibliogr. Zusammenst. sämtl. in Deutschl. erschienenen Gesamt- u. Einzeln-Ausg. d. Wke. Schillers, aller biogr. Ergänzungs- u. Erläuterungsschriften, sowie d. sonst auf ihn Bezug habenden litter. Erscheinungen v. 1781—1877. München, 1878. 1,60 M.
Düntzer, Die Räuber. — Fiesco. — Wallenstein. — Maria Stuart. — Jungfrau von Orleans. — Braut von Messina. — Wilhelm Tell. — Don Carlos. Leipzig. Jedes separat 1 M.

Rückblick auf den siebenten Zeitraum. 1770—1832.

1. Im vorigen Zeitraum ragten besonders Klopstock und Lessing hervor. Was Haller und Hagedorn zu Anfang desselben mit Erfolg anbahnten, führen sie gegen den Schluß hin aus und bringen so die Litteratur zu einer sehr erfreulichen Höhe. Das Hauptverdienst erwarb sich Lessing, und zwar dadurch, daß er der Kritik ihr Recht einräumte, durch sie zu festen Regeln, zu einer vernünftigen Theorie gelangte, und sich durch diese bei seinen Schöpfungen leiten ließ. Was die deutsche Litteratur diesem naturgemäßen Verfahren verdankt, haben wir bei Besprechung der Lessingschen Werke gesehen. Leider blieb man nicht auf dem

von Lessing betretenen Wege. Schon zu Anfange der 7. Periode trat die Ansicht hervor, daß das **Genie keiner Gesetze bedürfe**, vielmehr nur von denselben beengt werde; wenn es jede Nachahmung vermeide, nach Naturwahrheit strebe und seine Eigentümlichkeit frei walten lasse, so werde es Bedeutendes hervorbringen. Wer daher irgend Kraft in sich fühlte, der ließ derselben möglichst freien Lauf und suchte seinen Ruhm in Originalwerken. Da Genie und Originalität die Losungsworte dieser neuen Richtung waren, so nannte man ihre Anhänger „**Kraft- und Originalgenies**“. Eines der eifrigsten Glieder dieser Schule, **Klinger**, gab einem seiner Schauspiele den Titel „**Sturm und Drang**“, und hiernach hat die Zeit, in der jenes Streben sich kundgab, den Namen „**Sturm- und Drangperiode**“ in der Litteraturgeschichte erhalten.

2. Herder und Hamann leiteten diese Richtung dadurch ein, daß sie für die Poesie mit Klopstock und Lessing nicht nur eine nationale, sondern auch eine **volkstümliche** Grundlage forderten, auf den Unterschied zwischen Kunst- und Volkspoesie aufmerksam machten und überzeugend nachwiesen, daß jene sich an dieser verjüngen müsse. **Goethe**, der in jener Zeit viel mit Herder verkehrte, griff diese Ansicht lebhaft und mit der ganzen Kraft seines Talentes auf, und vollendete durch seine Schöpfungen die angebahnte Neugestaltung. Die übrigen Glieder der neuen Schule (Leop. Wagner, Lenz, Maler Müller, Klinger, L. Ph. Hahn u. a.) suchten ihr Verdienst darin, daß sie ihren Widerspruch gegen die Kunstgesetze geltend machten und die höchste Ungebundenheit zur Schau trugen, oft wohl auch mit Absicht die moralischen Gesetze verletzten.

Goethe charakterisiert die Sturm- und Drangperiode folgendermaßen: „Unruhig. Frech. Ausgebreitet. Leichtfertig-redlich. Achtung verschmähend und versäumend. Englische Kultur-Form willkürlich zerstörend und besonnen festhaltend“ (welches letztere bei Goethe seit 1780 sichtbar ist).

3. Der **Hainbund**, dessen wir bereits bei Voß (261 u. ff.) gedacht haben, hatte sich **Klopstock** zum Vorbilde genommen, und setzte die vaterländische und sentimentale Richtung desselben fort, bediente sich auch der von ihm eingeführten griechischen Strophengebilde. Die durch die Bundesglieder gepflegte **Sentimentalität** wirkte fast ansteckend und durchdrang alle Kreise. Auch Goethe war davon ergriffen, befreite sich jedoch durch seinen „Werther“ vollständig von dieser Stimmung, während geringere Talente gerade in dieser Dichtung neue Nahrung fanden und ihn abgeschmackt nachbildeten, wie den „Götz“.

4. Nach dem „Werther“ und „Götz“ betrat Goethe eine neue Periode der Entwickelung. Sein Dichtergenie und sorgfältige

Studien führten ihn zu den Gesetzen der Kunst zurück, die er anfangs mit jugendlicher Keckheit verletzt hatte. Die Meisterwerke, welche er nun schuf, wurden anfangs nicht verstanden und blieben so lange fast unbeachtet, bis die Tüchtigsten jener Zeit sich zu seiner Kunstanschauung emporarbeiteten.

5. Zu diesen gehörte vor allen Schiller. In seinen Jugenddichtungen hat er die Sturm- und Drangperiode auch durchgemacht; das Studium der Geschichte und der Kantschen Philosophie ließen ihn aber seine Irrtümer bald erkennen und führten ihn auf den rechten Weg. Von der Zeit an, wo Schiller und Goethe sich gegenseitig nach ihrem Werte erkannten und zu gemeinsamer dichterischer Thätigkeit verbanden, also vom J. 1794 an, tritt die Poesie in ihrer schönsten Schönheit auf, erreicht sie ihre Blütezeit. Goethe und Schiller, gestützt auf Lessing, behalten für immer das außerordentliche Verdienst, die klassische Periode der deutschen Poesie geschaffen zu haben. Ihre Kunstwerke stehen noch unübertroffen da, und werden noch in den spätesten Zeiten bewundert werden, wie ihr herzinniger Freundschaftsbund.

6. Die Frage, welche Dichtungsarten in dieser Periode zur höchsten Entwickelung gekommen sind, beantwortet sich daher aus dem, was bereits über Goethe und Schiller gesagt worden ist; es ist vorzugsweise die Romanze (Ballade), in der auch Bürger Vorzügliches leistete, die Idylle (Voß), das Epos und das Drama.

7. Von den Dichtern, welche noch der Goethe-Schillerschen Zeit angehören, oder aus der frühesten Richtung dieser Dichter hervorgegangen sind, wie die Romantiker, wird im folgenden Bande die Rede sein. Der 7. Zeitraum ist daher hier noch nicht zum vollen Abschluß gekommen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.